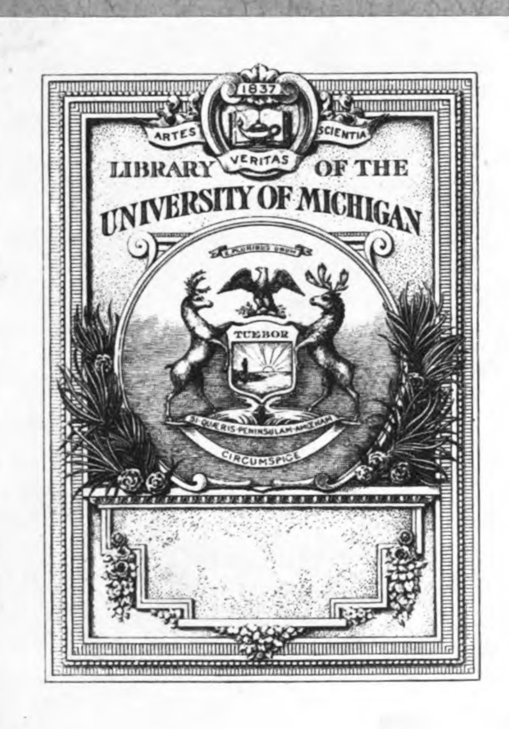





1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE



ZEITSCHRIFT

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM

UND

DEUTSCHE LITTERATUR

HERAUSGEGEBEN

VON

EDWARD SCHROEDER UND GUSTAV ROETHE

LXII. BAND

1. 2. HEFT

(AUSGEGEBEN IM MAI 1925)



BERLIN 1925
WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG
SW. ZIMMERSTRASSE 94.

Die redaction der Zeitschrift sowol wie des Anzeigers wird von den beiden herausgebern gemeinsam geführt; manuscripte werden an prof. SCHRÖDER, Göttingen, Grünerweg 2 erbeten, solche an die Zeitschrift nicht ohne vorherige anfrage.

Bücher deren besprechung gewünscht wird, möge man unter der adresse der redaction an die Weidmannsche buchhandlung, Berlin SW. 68, Zimmerstr. 94 einsenden. Sie werden in jedem fall am schlusse des Anzeigers mit genauem titel verzeichnet.

INHALT

DER ZEITSCHRIFT

Seite

J. Schwietering, Über den liturgischen ursprung des mittelalterlichen geistlichen spiels 1
E. S., Lückenbüfser (Theobald Höck) 20
R. Meifsner, Atlakviđa 36, 8 21
H. Brinkmann, Die Metamorphosis Goliae und das streitgedicht Phyllis und Flora 27
E. S., Blattfüllsel (Terenz-glossen) 36
E. Schröder, 'Der Maler von Würzburg' 37
W. H. Vogt, *Hroptr rǫgna* 41
R. Zenker, Ivain im torverlies (vgl. s. 112) 49
Bertha Wagner, Vom verhältnis Walthers vdVogelweide zu Reimar 67
K. Strecker, Zur mittellateinischen parodie 76
L. Wolff, Zu den Waldere-bruchstücken 81
R. Henning, Zu den fremdnamen (nachtrag; dazu Anz. s. 97) . 86
N. C. Brooks, Eine liturgisch-dramatische himmelfahrtsfeier . 91
N. O. Heinertz, *Herr* und *hehr* 97
N. O. Heinertz, Zum ahd. bruchstück der Lex Salica 104
E. Ochs, Ahd. *stōtzôn* 105
H. Schneider, Das riesig starke ross (zum Waltharius) . . . 107
H. Schneider, Schlusswort (zu s. 49 ff) 112

DES ANZEIGERS

Girke, Die tracht der Germanen der vor- und frühgeschichtlichen zeit, von Henning 1
Schulten, Avieni Ora maritima, von dems. 6
Norden, Die germanische urgeschichte in Tacitus Germania: Ergänzungen, von dems. 9
Schwarz, Zur namenforschung und siedlungsgeschichte in den Sudetenländern, von Steinhauser 10
Hammerich, Zur deutschen akzentuation, von Frings . . . 14
Kern, De met het part. praet. omschreven werkwoordsvormen in't nederlandsch, von dems. 18
Nordal, Völuspá, von Heusler 20
Dieterich, Der dichter des Nibelungenliedes, von dems. . . 22
Richey, Gahmuret Anschevin, von Blöte 23

ÜBER DEN LITURGISCHEN URSPRUNG DES MITTELALTERLICHEN GEISTLICHEN SPIELS.

Zu beginn der entwicklung des mal. geistlichen spiels steht als liturgische osterfeier die visitatio sepulcri: der gang der frauen zum grab des Auferstandenen und ihr antiphonischer wechselgesang mit dem wachthaltenden grabesengel: *Quem quaeritis in sepulcro, Christicolae? Jesum Nazarenum crucifixum, o caelicolae. Non est hic, surrexit, sicut praedixerat; ite nuntiate quia surrexit de sepulcro.* in dieser Marienscene sah der geistliche dichter, bevor er den auferstehungsact selbst grob sinnlich zu verkörpern wagte, das ostermysterium symbolisiert, ganz wie des bildenden künstlers jahrhunderte ältere darstellung nicht die auferstehung selbst, sondern das erlebnis des ostergrabwunders auf die frauen schildert: eine einprägsam centrierte gestalt mit dem grab in der mitte und den figuren zu beiden seiten, wie sie nicht der epische bericht der Bibel, sondern der grabescult zu Jerusalem in des künstlers seele zeugte. gruppiert sich unsere scene doch nicht um das natürliche felsgrab der Bibel, sondern um das monument der heiligen grotte, seit Konstantin die sehnsuchtsvoll erstrebte teuerste reliquie endloser pilgerzüge aus allen teilen der christenheit. von dem cult, der sich hier am ostertag zu leidenschaftlicher erregung steigert, zeugen aufser dem grab die lampades und thymiateria unseres bildes.

An die stelle des konstantinischen grabes der syrisch-palästinensischen fassung, in ihrer auf biblisch-historischem boden entstandenen eigentümlichen bindung von zufällig überliefertem und heilsgeschichtlich-bedeutsamem, von irdisch-würklichem und himmlisch-transcendentem setzt der gleicher liturgischer wurzel selbständig erwachsene westliche typ unserer darstellung ein antikes oder frühchristliches turmgrab: gleichfalls als beherschende mitte, bis die gewandelte östliche composition, die statt des grabes den verkündenden engel in den mittelpunct rückt, auch



auf den westen übergreift. der bildraum wird frei für die handelnden personen — zumal sich die weitere entwicklung an einem sarkophaggrab genügen lässt — und zwar in einer zeit, in der die liturgische feier des abendlandes zum ersten mal den nämlichen vorgang durch gebärde, handlung und wort versinnlicht (s. OSchönewolf Die darstellung der auferstehung Christi (1909) und neu zusammenfassend: NCBrooks The sepulchre of Christ in art and liturgy, Univ. of Illinois Studies in lang. and lit. VII 2 (1921) s. 13 ff).

Von dramatischer nachahmung des bildes kann hier ebensowenig die rede sein wie für die bildliche darstellung von einer illustrierung des biblischen textes, wol aber von einer gemeinsamen im liturgischen erlebnis des grabcultes wurzelnden kraft, der nicht mehr allein das ruhende bild verklärender erinnerung, sondern worthafte gestalt gegenwärtiger handlung befreiung bedeutet. um den kern des *Quem quaeritis*-tropus, der nach form und inhalt nicht vom biblischen sondern liturgischen text bestimmt wird, krystallisiert sich nicht nur das osterspiel, auch das weihnachtsbild anbetender hirten ward durch einwürkung der grabesscene zur wortgestalt erlöst: das aus der verkündigung des engels, dem processionsgesang der hirten und ihrer anbetung an der krippe bestehnde officium war eine liturgisch ganz gebundene feier, ohne frage und antwort. die hirten verneigen sich vor Maria und betrachten stumm das kind, der wunder göstes nicht geistig erfassen wollend, sondern in frommer schau mit körper und seele dem erlebnis hingegeben. da greift das wortgewordene osterspiel in die stumme handlung an der krippe: *Quem quaeritis in praesepe, pastores? dicite!* eine in allem wesentlichen offensichtliche contrafactur: *praesepe* mit *sepulcrum*, *pastores* mit *christicolae* vertauscht, die antwort *Jesum Nazarenum crucifixum* durch *Salvatorem Christum Dominum* widergegeben und *non est hic* in *adest hic* verkehrt, bis in der endlichen schlussaufforderung das gemeinsame *nuntiare* widerklingt. die übereinstimmende musikalische form beider tropen ist die natürliche brücke der angleichung beider texte, die nun ihrerseits die krippenscene der grabesscene völlig nachgestalten. dazu bedurfte es der einführung einer oder zweier personen, die die frage der grabesengel stellen und wie diese das velum zurückschlagen, so die cortina heben die die krippe verhüllt. für die secundäre ver-

wendung dieser personen spricht noch die unsicherheit ihrer benennung (s. EKChambers The mediæval stage II (1903) s. 41 ff; KYoung Officium pastorum, Transactions of the Wisconsin Academy of sciences, arts and letters 17, 1 (1912) s. 299 ff; zusammenfassend: MBöhme Das lateinische weihnachtsspiel (1917) s. 32 ff).

Trotz starker dramatischer elemente hatten weder das bereits vorhandene, nach reicher entfaltung drängende matutinresponsorium *Quem vidistis, pastores? dicite!* noch Tutilos introitustropus *Hodie cantandus* zu spielmäfsiger entfaltung kommen können. und in seltsamer analogie zu seinem österlichen vorbild begann auch der weihnachtstropus *Quem quaeritis* erst dramatisch zu keimen, nachdem er seinen ursprünglichen wurzelboden, den introitus der magna missa verlassen hatte und den letzten matutinresponsorien angegliedert war (s. Young aao. s. 324 f).

Durch die krippenscene des hirtenspiels, die das magierspiel übernimmt, bewürkt der ostertropus auch hier dramatisches leben, und selbst noch das Herodesspiel, das in stärkerer anlehnung an den epischen bericht der Bibel die liturgischen fesseln durchbricht, ändert die frage des responsoriums *Quod signum vidistis super natum regem?* in *Regem, quem quaeritis, natum esse pro signo didicistis?* wenn auch nur als formalen anklang in relativer statt interrogativer function. muss also der SGaller ostertropus *Quem quaeritis* als keimzelle des mal. geistlichen spiels, des oster- sowie des weihnachtsspiels für erwiesen gelten, und war also hier am ostergrab würklich der bedeutsame moment, wo zum ersten mal dialogisiertes, von einzelnen individuen gesprochenes wort aus dem antiphonischen wechsel gottesdienstlicher gemeinschaft heraustrat, so scheint es charakteristisch für die positivistische richtung historisch-philologischer forschung, dass sie sich mit der feststellung dieser tatsache begnügte, vielleicht sogar das als erklärung achtete, was doch nur beschreibung war.

Um geisteswissenschaftliche deutung bemüht sich jene fragestellung, die sinn und bedeutung dieses vorgangs ergründet: warum das geistliche spiel gerade vom ostertropus seinen ausgang nahm und warum liturgische handlung gerade an dieser stelle zum wortdialog drängte. ich bin mir klar, dass ich damit an letzte metaphysische gründe religiöser dramatischer dichtung

und, falls alle dramatische dichtung im religiösen wurzelt, an den ursprung dramatischer wortgestalt schlechthin zu rühren wage, aber nicht mit vorgefasster theorie, sondern aus vertiefter historischer einsicht in die genesis des mal. liturgischen spiels, die auch allein vor dem wahn bewahrt, von diesem bescheidenen einzelgebiet aus ein litterarhistorisches problem von allgemeiner gültigkeit lösen zu können. mehr denn je ward ich mir gerade an dieser stelle des hic et nunc, der einmaligkeit und unwiderholbarkeit eines specifisch mittelalterlichen vorgangs der abendländischen welt bewust. das muss in unserer zeit besonders betont werden, in der geschichtsphilosophische speculation in scrupelloser analogieübertragung wahre orgien feiert. und wir dürfen innerhalb litteraturgeschichtlicher forschung nicht verkennen, dass das princip wechselseitiger erhellung, wird es als beweismoment verwant, nichts anderes als verkappte gesetzeswissenschaft bedeutet, von der sich reine ereigniswissenschaft grundsätzlich lösen muss.

Wo schon früher ein über die feststellung von tatsachen hinausreichendes erklärungsbedürfnis wach wurde, da suchte ein handfester rationalismus über die wesentliche fragestellung in oft widerholtem räsonnement hinwegzutäuschen, wie es noch in der 1917 erschienenen systematisch gliedernden arbeit Martin Böhmes über das lateinische weihnachtsspiel nicht verschmäht wird: (s. 14) 'Welche gründe den ersten cleriker bewegten, zum erstenmal ein kleines liturgisches drama zu verfertigen, werden wir wol nie gewis ermitteln können. mir kommt es als höchst wahrscheinlich vor, dass es reactionäre bestrebungen waren, welche die ganze bewegung anregten ... um 1000 häufen sich die beispiele religiöser um- und einkehr. cluniacensische und chiliastische einflüsse mögen hier beteiligt gewesen sein, zugleich mit dem bemühen, auch durch die starke sinnliche einwürkung das volk zur religiösen selbstbesinnung zu führen'.

Wir kennen die gesinnung die sich in diesen und ähnlichen aussprüchen kundtut, die die wunderschöpfung der mal. sequenz als mnemotechnischen notbehelf zur einprägung der vocalisen der Allelujaiubili erklärt oder gar die entstehung der christlichen bildenden kunst aus der tendenz zu begreifen trachtet, nicht schriftkundige laien über die heilswahrheiten der Bibel und legende zu belehren, weil im bildergezänk der kirche

diese didaktische bedeutung der kunst, wie sie auf die knappe formel *pictura est laicorum litteratura* gebracht wurde und aus dem terminus der Biblia pauperum ja gemeinhin bekannt ist, allerdings für ihre existenzberechtigung ins feld geführt ward.

Wenn wir dagegen die entstehung von kunstwerken nicht aus ihren accidentellen relationen, sondern lediglich aus schöpferischen acten begreifen, so haben wir den ostertropus *Quem quaeritis* als dichterisch-musikalischen ausdruck der visitatio sepulcri nunmehr nicht als keim und kraft, sondern als frucht und erlösende entspannung zu deuten, als endliches ziel dem eine handlung zustrebt. diese handlung ist liturgisch oder doch erfüllt mit liturgischem geiste und darum symbol in seiner strengsten bedeutung, sie reicht vom sterbetage Gottes bis zu seinem auferstehungsmorgen, von der adoratio crucis am karfreitag über die depositio und elevatio bis zur visitatio: eine reihe von acten, deren bedeutung wir nicht aus ihrer zweckhaften beziehung zueinander, sondern lediglich aus ihrer symbolischen geltung zu ermessen haben. darum gehört die aufbewahrung der am gründonnerstag consecrierten karfreitagshostie in einem kelch oder anderem behältnis nicht in dies sinnhafte gefüge, sie geschah lediglich zweckhaft, ohne antiphon oder responsorium, und wurde nicht als selbständiger symbolischer act empfunden; ihrer symbolischen auslegung widerstrebte auch nachträglich die zeitliche discrepanz die zwischen der ceremonie und dem tatsächlichen geschehnis der passion bestand, da ja der Geopferte erst am freitag starb und begraben wurde (s. Brooks aao. s. 33).

Dagegen stehn wir mit der adoratio crucis am karfreitag zu beginn unsrer allegorisch-symbolischen handlungsreihe. nach dem vorbild der anbetung des wahren kreuzes in Jerusalem, wie sie uns bereits für das 4 jh. bezeugt ist, begann man seit dem 7 oder 8 jh. auch im abendland kreuzreliquien unter ganz bestimmten ceremonien zu verehren. als festen liturgischen bestandteil sehen wir die adoratio in die karfreitags-missa praesanctificatorum eingebettet, die ja nicht zwischen terz und sext sondern zwischen none und vesper stattfand. schon für das 10 jh. erfahren wir aus der Concordia regularis des reformierenden bischofs Äthelwold von Winchester alle erwünschten einzelheiten: wie nach verlesung der Johannispassion und nach verrichtung feierlicher gebete zwei diakone das verhüllte kreuz

vor den altar tragen und die improperien singen, jene ergreifenden klagen des Gekreuzigten über die grenzenlose undankbarkeit seines volkes: *Popule meus, quid tibi feci aut in quo contristavi te?* dann erfolgt die enthüllung unter antiphonen- und hymnengesang, und der abt des klosters wirft sich mit der bruderschaft der einen chorhälfte vor dem kreuze nieder, um in dieser demutvollen geste die sieben bufspsalmen *cum cordis suspirio* zu singen, bis dann nach weiteren bufsgebeten die handlung im demütigen küssen des kreuzes ihr ende findet.

Von besonders vorbildlicher bedeutung für die abendländische entwicklung erscheint die päpstliche missa praesanctificatorum in Santa Croce in Gerusalemme, dh. vor allem die beiden processionen vor und nach der feier. bevor der papst den Lateran verlässt, holt er aus der privatkapelle Sancta Sanctorum ein kreuz, das dort unter dem altar aufbewahrt wird, geht nun zur Lateranskirche, um die am donnerstag geweihte hostie mitzunehmen, und bewegt sich dann in feierlichem zug nach Santa Croce, wo das mitgebrachte kreuz für die adoratio, die hostie für die missa bestimmt ist. nachdem hier auch die anschliefsende vesper gesungen ist, begibt sich der papst in feierlicher procession zurück, und zwar zunächst zur kapelle Sancta Sanctorum, um hier das kreuz auf seinem alten platz unter dem altar niederzulegen (s. KYoung The dramatic associations of the Easter sepulchre, Univ. of Wisconsin Studies in lang. and lit. nr. 10 (1920) s. 11 ff).

Darüber dass die adoratio crucis am karfreitag würklich als gedächtnisfeier der kreuzigung begangen wurde, kann kein zweifel bestehn, auch dann wenn uns die in einzelfällen überlieferte, nach realismus drängende ceremonie der krucifixwaschung mit wein und wasser am schluss der adoratio nicht bezeugt wäre. das kreuz oder krucifix, eben noch symbol für den gekreuzigten, ist nun symbol für den toten Christus, und seine niederlegung, die depositio, muss in der an die adoratio anschliefsenden natürlichen folge, wie sie uns zuerst aus dem 10 jh. überliefert ist, aber nach dem päpstlichen ritus schon früher angesetzt werden darf (s. Young The dramatic associations s. 25), als lebendige erinnerung an die grablegung empfunden sein.

Nach dem vorbilde der symbolischen k r e u z niederlegung am freitag abend vor oder nach der vesper kann nun auch die

hostie niedergelegt werden, aber es gibt verhältnismäfsig wenige fälle, wo die hostie allein diese symbolkraft besafs, sodass wir sie bei diesem act der depositio fast immer mit dem kreuz vereint finden (s. Brooks aao. s. 37 ff); erst bei der symbolischen auferstehungshandlung der elevatio hören wir anstelle des von hüllen befreiten kreuzes, das zum altar getragen wird, auch öfters von einer hostie allein, die also in jener zeit, der der überschwängliche cult des fronleichnam mit seinen eucharistischen processionen noch fremd war, eher als symbol des Auferstandenen als des Begrabenen hingenommen wurde.

Lag es schon nahe, dem päpstlichen ritus der aufbewahrung des kreuzes unter dem altar, der ja nicht nur ein märtyrergrab darstellte, sondern bereits in den patristischen schriften das grab Christi symbolisierte (s. zb. Young The dramatic associations s. 16), die bedeutung der grablegung zu unterlegen, so fand diese auslegung durch die päpstliche feier der osternacht, die widerum in Santa Croce stattfand, ihre weitere bestätigung. denn das kreuz, das hier nach dreimaligem singen des *Surrexit Dominus* auf den altar gestellt wird, ist sicherlich das karfreitagskreuz, das am sonnabend unter dem altar von Sancta Sanctorum ruhte.

Da wir die einzelheiten der päpstlichen feier, die uns erst aus verhältnismäfsig später zeit überliefert sind, mit gutem grunde für den weit früher bestätigten römischen brauch in ähnlicher form in anspruch nehmen dürfen (ibid. s. 25), so besteht die wahrscheinlichkeit, dass die depositio und elevatio in verbindung mit der adoratio von Rom ihren ausgang nahmen oder doch für ihre cyklische bindung vorbildlich gewesen sind: die einzelacte sind nicht zufällig agglomeriert, sondern von vornherein zu einer geschlossenen sinnvollen einheit zusammengefasst, vielleicht in jener zeit in der für das abendland die allegorische erklärungsweise der Bibel auch für die liturgie geltung gewann, indem nun jeder liturgischen handlung sonderlich im messcyklus eine rememorative deutung auf heilsgeschichtliche ereignisse vor allem aus dem leben und leiden Christi gegeben wurde. und es ist nicht zu verkennen, dass diese verknüpfung leergewordener form mit biblischem gehalt, die sich in immer detaillierterem parallelismus vor allem der messliturgie mit der passion Christi kund tat, zu neuer erlebnismäfsiger liturgischer aneignung führen und willkürliche allegorese zu leibhafter symbolik wandeln konnte.

da der priester jetzt nicht nur den lehrenden sondern auch den leidenden Christus repräsentierte, konnte ihn späterhin Honorius geradezu mit einem tragöden vergleichen, der das leiden und den tod Christi im kampf mit dem teufel darzustellen habe (s. Ad. Franz Die messe im deutschen mittelalter [1902] s. 423).

Von solchem rememorativ-liturgischen geiste ist auch die symbolisch-allegorische folge unserer passion erfüllt. zwar stehn depositio und elevatio im gegensatz zur adoratio aufserhalb der liturgie, werden aber von liturgischen elementen getragen und so gleichsam inofficiell in die liturgie einbezogen. meist sind wie bei der päpstlichen feier adoratio und depositio durch andere liturgische elemente getrennt, nach der Concordia regularis folgen beide acte unmittelbar auf einander: die diakone, die das kreuz vor den altar trugen, hüllen es ebendort wider ein und tragen es unter antiphonengesang zu grabe. als sie zur grabesstätte — *ad locum monumenti* — gekommen sind, legen sie das kreuz nieder: *ac si Domini nostri Jesu Christi corpore sepulto* und singen dabei die antiphon *Sepulto Domino.* dann wird das grab versiegelt und bewacht durch wächter, die psalmen singend leichenwacht halten. in der osternacht soll dann das kreuz aus dem grab genommen und an einem geeigneten ort aufgestellt werden.

In andern anweisungen wird ausführlich beschrieben, wie das kreuz enthüllt oder die hostie aus ihrem behältnis genommen wird. die linnen, von denen in diesem act das kreuz befreit wird, dienen bei der visitatio als zeugen der auferstehung, die an der leeren grabesstätte zurückbleiben. das ist der sichtbare faden dramatischer handlung, an dem der liturgische cyklus zur visitatio hinüberleitet.

Die symbolik der elevatio verhüllt das tiefste geheimnis des mysteriums, den 'sacramentalen' auferstehungsvorgang, das *αἴτιον* der heilstatsache, das dem laien verborgen bleiben muss. ein Wormser synodalbeschluss vom jahre 1316 (s. Milchsack Oster- und passionsspiele s. 119) spricht von fernzuhaltenden grofsen scharen, die in die kirche dringen, weil sie glauben, durch den anblick der kreuzerhebung in diesem jahr vor dem tode bewahrt zu bleiben. so war das 'sacramentale' auferstehungserlebnis sittlicher renovatio im volksglauben zum sympathiezauber zur erhaltung physischer lebenskraft geworden. die oft wider-

holte mafsregel des ausschlusses von laien sucht man nachträglich dadurch zu begründen, dass Christus doch auferstanden sei, bevor die Marien und die jünger zum grabe gekommen wären; wie man denn auch an der in derselben absicht erfolgten trennung von elevatio und visitatio aus gleichen rationellen oder gar technischen bedenken noch festhielt, als längst die laien zur elevatio zutritt fanden.

In ihrer entstehung waren elevatio und visitatio aufs engste mit einander verbunden, uzw. am ende der matutinresponsorien vor dem Tedeum, in dessen unmittelbarer nähe sich ja auch das weihnachtsspiel formte (s. Young Dram. assoc. s. 31. 95. 123). aber aus dem eben genannten grunde wird die elevatio gleich nach entstehung der sie im gewissen sinne ersetzenden visitatio vor den beginn der matutinen verlegt sein, so dass uns ihre ursprüngliche combination nur in späten, entwickelteren fassungen entgegentritt, die auf den ausschluss von laien nicht mehr bedacht zu nehmen brauchten (ibid. s. 46 f). am schluss der matutinen wird uns die elevatio noch durch eine einfache aus dem 11 jh. überlieferte SGaller fassung bezeugt (ibid. s. 30). und nach ihrer verlegung erinnert an ihre ursprüngliche heimat noch oft genug das endresponsorium *Dum transisset sabbatum*, das sie aus ihrer alten umgebung mit herübernahm.

Doch es gibt wesentlichere innere gründe, die für die engste ursprüngliche vereinigung von elevatio und visitatio an diesem punct zwischen nocturnresponsorien und Tedeum als keimzelle des mal. geistlichen spiels schlechthin unzweifelhaftes zeugnis ablegen. und Durand, falls er nicht überhaupt auf älterer tradition fufste, war von sicherem liturgischen instinct geleitet, als er dem osterspiel an dieser stelle den vorzug gab, weil das matutin-tedeum den zeitpunct bezeichne an dem Christus auferstanden sei (s. Chambers aao. 2, 27). auch nach der Concordia regularis bringt dies oster-tedeum unsere freude über den triumph Christi zum ausdruck: *finita antiphona Prior, congaudens pro triumpho regis nostri quod devicta morte surrexit, incipiat hymnum Te Deum laudamus.* festliche freude erfüllte auch die vorausgehnden responsorien, die sich oft bis zu den laudes dehnten. 'man liebte es, bevor am ende der nocturnen das Tedeum angestimmt wurde, sich ganz in heilige freude zu versenken und

[illegible] sondern auch den [illegible] späterhin Honorius [illegible] das leiden und [illegible] darzustellen habe (s. [illegible] [1902] s. 423).

[illegible] geiste ist auch die [illegible] erfüllt. zwar stehn [illegible] außerhalb der [illegible] getragen und [illegible] meist sind [illegible] depositio durch an- [illegible] Concordia regularis [illegible] die diakone, die das [illegible] wider ein und [illegible] als sie zur grabes- [illegible] sind. legen sie das [illegible] *corpore sepulto* und [illegible] dann wird das grab [illegible] die psalmen singend [illegible] dann das kreuz aus [illegible] geeigneten ort aufgestell [illegible]

[illegible] ausführlich beschrieben, wi [illegible] behältnis genomme [illegible] diesem act das kreuz befrei [illegible] der auferstehung, di [illegible] das ist der sichtbar [illegible] liturgische cyklus zu [illegible]

[illegible] verhüllt das tiefste geheimni [illegible] auferstehungsvorgang, da [illegible] verborgen bleiben mus [illegible] jahre 1316 (s. Milchsac [illegible] spricht von fernzuhaltende [illegible] weil sie glauben [illegible] erhebung in diesem jahr vor den [illegible] das 'sa[illegible]entale' auferstehungs- [illegible] im volksgla[illegible]um sympathiezaube [illegible] lebenskraft [illegible]n. die oft wider

holte mafsregel des ausschlusses von laien sucht man nachträglich dadurch zu begründen, dass Christus doch auferstanden sei, bevor die Marien und die jünger zum grabe gekommen wären; wie man denn auch an der in derselben absicht erfolgten trennung von elevatio und visitatio aus gleichen rationellen oder gar technischen bedenken noch festhielt, als längst die laien zur elevatio zutritt fanden.

In ihrer entstehung waren elevatio und visitatio aufs engste mit einander verbunden, uzw. am ende der matutinresponsorien vor dem Tedeum, in dessen unmittelbarer nähe sich ja auch das weihnachtsspiel formte (s. Young Dram. assoc. s. 31. 95. 123). aber aus dem eben genannten grunde wird die elevatio gleich nach entstehung der sie im gewissen sinne ersetzenden visitatio vor den beginn der matutinen verlegt sein, so dass uns ihre ursprüngliche combination nur in späten, entwickelteren fassungen entgegentritt, die auf den ausschluss von laien nicht mehr bedacht zu nehmen brauchten (ibid. s. 46 f). am schluss der matutinen wird uns die elevatio noch durch eine einfache aus dem 11 jh. überlieferte SGaller fassung bezeugt (ibid. s. 30). und nach ihrer verlegung erinnert an ihre ursprüngliche heimat noch oft genug das endresponsorium *Dum transisset sabbatum*, das sie aus ihrer alten umgebung mit herübernahm.

Doch es gibt wesentlichere innere gründe, die für die engste ursprüngliche vereinigung von elevatio und visitatio an diesem punct zwischen nocturnresponsorien und Tedeum als keimzelle des mal. geistlichen spiels schlechthin unzweifelhaftes zeugnis ablegen. und Durand, falls er nicht überhaupt auf älterer tradition fufste, war von sicherem liturgischen instinct geleitet, als er dem osterspiel an dieser stelle den vorzug gab, weil das matutin-tedeum den zeitpunct bezeichne, zu dem Christus auferstanden sei (s. Chambers aao. 2, 27). auch nach der Concordia regularis bringt dies oster-[illegible] unsere fr[illegible] den triumph Christi zum ausdruck: [illegible] *[illegible]dens P[illegible]dens pro triumpho regis nostri qu[illegible] morte[illegible] incipiat hymnum Te Deum laudamus.* [illegible] rende[illegible] die voraus-gehenden responsori[illegible] [illegible]lichten [illegible]leine es, be[illegible] die [illegible] [illegible] zu-[illegible] wurde, [illegible] und

die gedanken, welche der tag nahelegte, vollständig ausströmen zu lassen' (s. PWagner Einführung in die gregorianischen melodien I[3] 133).

Das ist die stimmungssphäre aus der elevatio und visitatio erwuchsen, um in dieser peripetie zur freude den letzten act des tragischen mysteriums in eine bildhaftere welt zu erheben. der einleitenden procession der elevatio eignet noch ganz die trauernde gebärde der depositio: *revertatur processio ad sepulcrum sicut processit ad sepeliendum* (s. Young Dram. assoc. s. 83). und ihr begleitender gesang ist eitel klage: *submissa voce, ut magis lamentationem et suspiria representet quam cantum* (ibid. s. 111), ganz wie bei der visitatio, in der die Marien verhüllten antlitzes, *tremulae et gementes* zum grabe gehn und die antiphon *Quis revolvet* oder das responsorium *Dum transisset sabbatum* 'submissa voce' singen. sucht der liturgisch gebundenere stil der elevatio auch noch n a c h dem symbolischen auferstehungsact die freude des *Surrexit Dominus* oder *Cum rex gloriae* durch anweisungen wie *submissa voce* oder *sub silentio* zu dämpfen[1], so sind uns dagegen für die der engelsbotschaft folgenden gesänge der visitatio widerholt wendungen wie *alta, altiore, procelsa, alacri, aperta voce* bezeugt. dass uns auch hier ganz vereinzelt ein *silenter* oder *tacita voce* einer strengeren liturgischen observanz begegnet, und dass wir anderseits im gesteigerten act der elevatio selbst gelegentlich ein *altius cantet* oder *voce altius elevata* (s. Young Dram. assoc. s. 111 ff; 116) finden, spricht nicht gegen den offensichtlich ungehemmteren und ausdrucksvolleren stil der visitatio im allgemeinen. der umschwung zur freude, in der elevatio durch geistliche träger liturgischer handlung symbolisch gedeutet, drängt zu leibhafterer verbildlichung, zu menschlich freier verkörperung in der Marienscene: das ist der sinn der visitatio, wie sie sich uns als entspannendes ausströmen der elevatio kund gibt. *mulieri una voce iubilantes: Surrexit Dominus* heifst es im Winchester-tropar des 10 jh.s, und nach den Consuetudines des 13 jh.s von SDenis sollen die sänger den *Quem quaeritis*-tropus *coniubilantes* zum vortrag bringen (s. Chambers aao. s. 12 f).

[1] das vereinzelte *alta voce* in der Exeter-elevatio (s. Young Dram. assoc. s. 100) bezieht sich auf die hier von der eigentlichen elevatio der hostie getrennte kreuzverehrung.



Inspiriert durch die introitusantiphon der ostermesse: *Resurrexi et adhuc tecum sum, posuisti super me manum tuam*, deren stilisierte dialogform tröstend in die österliche feststimmung hinüberleitet, will der *Quem quaeritis*-tropus leise rede und widerrede greifbarer und bestimmter gestalten. aber es fehlt der entscheidende schritt, die antiphonisch gebundenen worte biblischen, mit namen genannten personen in den mund zu legen. das hat die sorgfältige analyse Karl Youngs: The origin of the Easter play (Publications of the Mod. lang. association of America 29, 1 (1914)) trotz ihrer gegenteiligen absicht klar erwiesen. epische zusätze und überleitungsformeln zum introitus streben in gegensätzlicher richtung, und zum rollendialog ist der tropus an dieser stelle sichtbarlich erst später unter der einwürkung des inzwischen in den matutinen ausgebildeten spiels gekommen. erst als das elevatio-erlebnis sich der introitustropierung bemächtigte, um es mit gedrängtem inhalt zu füllen, wandelt sich im engsten zusammenhang mit der responsorialen form der nocturnen im gegensatz zum chorischen mess-introitus der antiphonische wechsel zu menschlicher rede.

Aber sichtbarer noch als die Marienscene, und damit erhalten wir für unsere these eine höchst wertvolle stütze, entsprang der peripetie der elevatio in ihrer gesteigerten erregung das Descensusspiel vom triumph Christi über den fürsten der hölle. motivische ansätze dazu finden sich schon in einer aus dem 11 jh. überlieferten SGaller elevatio, und zwar bezeichnender weise unmittelbar vor dem Tedeum, so dass man hier geradezu von einer tropierung des hymnischen freudengesangs über den triumph Christi sprechen kann (s. Young Dram. assoc. s. 30f; LGautier Les Tropes (1886) s. 170). in einer späteren Bamberger fassung (s. Young aao. s. 117) sind die an der kirchentür zwischen triumphator und teufel gesprochenen worte: *Tollite portas — Quis est iste rex gloriae? — Dominus fortis et potens* — in die antiphon *Cum rex gloriae* eingebettet, die hier während der procession nach der elevatio gesungen wird [1]. eine Oxforder

[1] in der Hereforder elevatio (s. Young aao. s. 111f) öffnet der priester nach dreimaligem *Elevamini*, dem der chor durch *Quis est iste rex gloriae? Dominus virtutum* oder *Dominus fortis* — zu einer einzigen chorischen äufserung gebunden — respondiert, die grabestür, um kreuz und hostie zu erheben.

fassung des 14 jh.s (ibid. s. 121) hat die antiphon den aus dem Limbus befreiten in jubelnder freude über ihre erlösung aus verzweifelter trauer[1] in den mund gelegt. aber der wechselgesang zwischen dem ausdrücklich personificierten Christus und den Limbusbewohnern entbehrt jeder dialogischen haltung, wie denn die SGaller elevatio des 15 jh.s (ibid. s. 90f) über die antiphon *Attollite portas*, die während des dreimaligen klopfens an die chortür gesungen wird, überhaupt nicht hinausgelangte. im gegensatz zur visitatio lässt der descensus schon im keim wort und dialog hinter einer ausgesprochen dramatischen handlung und gebärde zurücktreten, wodurch uns seine frühe abzweigung zum volkstümlichen spiel verständlich, aber durch mangel an gestaltetem dialog des geistlichen spiels kaum belegbar wird.

Aber die wurzeln des descensus liegen in der liturgie, und zwar in der nämlichen spannung der elevatio die auch den funken der visitatio zündet. mit dem gegensatz von freude und leid eines religiösen erlebens überhaupt ist das wesen dieser polarität in ihrer eigentümlich dramatischen zeugungskraft nicht erfasst, zumal ja jede liturgie und jedes mysterium, zb. auch die tägliche messe, in der peripetie von trauer zur freude, von tod zum leben, von finsternis zum licht wurzelt. ihre einzigartige dynamik muss aus der peripetie der osternacht begriffen werden, aus jenem specifischen, innerhalb des kirchlichen cultes ganz unvergleichlichen umschwung der fasten zu ostern, der karwoche zum herrentag katexochen, des gottestodes zur auferstehung, wie ihn jährliche erinnerungsfeier in immer realistischerer brechung des biblischen vorgangs nacherlebte, um sich nur an diesem puncte äufserster concentration zu einem völlig eindeutigen tragischen mysterium von der adoratio, depositio und elevatio zu erheben. liturgische symbolik unterstreicht die bedeutung aufs sinnfälligste: der altar steht ungeschmückt, die kerzen erlöschen und die festlichen chöre des Tedeums sowie die freudeniubili des Allelujas müssen während der ganzen fastenzeit schweigen. die begleitende musik ward tragisch empfunden: die antiphonen der depositio sollen *lugubri voce* gesungen werden, und die processionsantiphon der elevatio einem begräbnisgesang gleichen.

[1] *Cum rex gloriae Christus infernum debellaturus intraret . . . te nostra vocabant suspiria, te larga requirebant lamenta, tu factus es spes desperatis, magna consolatio in tormentis, alleluia.*

Damit soll der ausdruckswert mittelalterlicher kirchlicher musik als solcher nicht berührt werden, ganz davon zu schweigen ob es überhaupt möglich ist, musikalische würkung, die im gegensatz zu andern künsten ganz auf unmittelbare übertragbarkeit gestellt ist, durch historisches nachempfinden zu erfassen. als religiöser ausdruck ist ohne weiteres nur die wol aus synagogaler übung erwachsene psalmodie in ihrer ältesten form zu werten. dass das ethos der compunctio cordis, der bufsfertigen zerknirschung der seele, für diesen monotonen, innerhalb eines tetrachords gebannten gemeindegesang nicht nur theoretische forderung blieb, darf nicht bezweifelt werden. allerdings sollte man sich dabei auf die bekannten worte der Confessionen Augustins nicht berufen: lib. IX c. 6 f *quantum flevi in hymnis et canticis tuis suave sonantis ecclesiae tuae vocibus commotus acriter! voces illae influebant auribus meis et eliquabatur veritas in cor meum et exaestuabat inde affectus pietatis, et currebant lacrimae, et bene mihi erat cum eis . . . ideo plus flebam inter cantica hymnorum tuorum, olim suspirans tibi et tandem respirans, quantum patet aura in domo faenea.* denn Augustin hat hier ja garnicht die recitative psalmodie frühster gottesdienstlicher übung im auge, deren rhythmus ganz und gar durch das wort bestimmt wurde und die man eher ein sprechen als singen nennen könnte, sondern bereits den durch Ambrosius eingeführten antiphonen- und hymnengesang der mailändischen kirche, jene musica ecclesiastica, in der längst das concentische princip über das accentische siegte (s. PWagner aao. I[3] 32 f, dagegen HAbert Musikauffassung des mittelalters s. 89 f). er spricht ja geradezu von den sinnlichen würkungen dieser musik und dem dilemma in das er dadurch gebracht sei: lib. X c. 33 *aliquando autem hanc ipsam fallaciam inmoderatius cavens erro nimia severitate, sed valde interdum, ut melos omnes cantilenarum suavium, quibus Daviticum psalterium frequentatur, ab auribus meis removeri velim atque ipsius ecclesiae.*

Mit der hymnodie, deren einwürkung die gesamte kirchliche liturgie auf die dauer nicht widerstehn konnte, war der asketische bann der sprechpsalmodie gebrochen und eine musikalische grundlage künftiger entwicklung geschaffen. und wie zunächst alles musikalische wachstum der liturgie, die bis zum ende des 3 jh.s in Rom griechisch gesungen wurde, auf östlichem

einfluss beruhte, so auch die hymnodie, die nicht vom wort sondern von der bereits vorher gegebenen melodie ihren ausgang nahm. und zwar sind es nicht kunstmelodieen einer hellenistisch gebildeten oberschicht, sondern volkstümliche weisen socialer niederungen, in denen das christentum seine ersten anhänger fand, und sie sind ebendort wurzelhaft im kleinasiatischen, syrischen oder ägyptischen boden, wo ihnen gerade der erste christliche text unterlegt wurde. mit antik metrischer gestalt ist da keinerlei zusammenhang[1], und auch das achttonartensystem ist hier erst aus nachträglicher anpassung an den hellenisch-bycantinischen oktoechos zu erklären (s. EWellesz Probleme der musikalischen Orientforschung, Jahrbuch der Musikbibliothek Peters f. 1917, s. 8 ff u. Erforschung des byzantin. hymnengesangs, Zs. f. österr. gymn. 68 [1917/18] s. 6 ff). wie leicht diese paganen weisen noch im gottesdienst zu dionysischer würkung umschlugen, erkennen wir daraus, dass in Milet zur zeit des Athanasius hymnen mit händeklatschen und tanzbewegungen begleitet wurden (s. PWagner aao. I³ 16), oder aus dem bericht Isidors von Pelusium, dass man den frauen die erlaubnis mitzusingen hätte entziehen müssen, weil ihre leidenschaften dadurch ebenso wie durch theaterlieder entzündet wären (s. Abert aao. s. 88). und die traditionellen abendländischen concilverbote der *cantica turpia et luxuriosa* oder *obscoena* in der kirche bedeuten doch nichts anderes, als dass allzu weltliche klänge gottesdienstlicher feier zur unterlegung weltlicher texte reizen.

Ein noch völligerer sieg des musikalischen elements ligt in jenen fast wortfreien ekstatischen weisen, unter denen das Alleluja als haupttträger des melismatischen kirchengesangs im abendland eine besondere rolle spielt. Augustin rechtfertigt solch gottesdienstliches jubilieren (s. Abert aao. s. 208; PWagner aao. I³ s. 37 f): in Ps. 32, 3 *quid est in iubilatione canere? intelligere, verbis explicare non posse quod canitur corde. etenim illi qui cantant ... cum coeperint in verbis canticorum exsultare laetitia, veluti impleti tanta laetitia, ut eam verbis explicare non possint, avertunt se a syllabis verborum, et eunt in sonum iubilationis. iubilum*

[1] Die vielfach anregenden gegenteiligen ausführungen von EWolff und CPetersen (Das schicksal der musik von der antike zur gegenwart 1923) sind paraphrasen eines vorgefassten glaubenssatzes, zu dem ich hier keine stellung nehmen kann noch mag.

sonus quidam est significans cor parturire quod dicere non potest. et quem decet ista iubilatio, nisi ineffabilem deum? ineffabilis enim est, quem fari non potes: et si eum fari non potes et facere non debes, quid restat nisi ut iubiles, ut gaudeat cor sine verbis et immensa latitudo gaudiorum metas non habeat syllabarum? Notker, der *in iubilatione psallere*[1] oder *canere* durch *singen liûdondo* widergibt, übersetzt (Piper II 107): *uuizzint daz iz mit uuorten sô nemag keoûget uuerden. sô frô ír sîn uuésen sulnt. vuanda daz ist keliûdot. dáz man fréuui mit niûmon oûget âne uuort.* dieser 'iubilus', den sich schiffer auf dem meere zurufen (s. PWagner aao. I[3] 36), und den Hilarius von Poitiers vom frage- und antwortruf einsamer hirten herleitet (s. Abert aao. s. 207 ff), ist ursprünglich ebenso wie der hymnus aus östlichem volksgut in die sphäre der musica ecclesiastica erhoben. wie weit er im abendland wider an volkstümliches anknüpfte und wie weit Notker Balbulus die überkommenen Allelujamelodieen, die er mit texten versah, durch eigne weisen bereicherte, bleibt künftiger erforschung der eigentümlich rhythmischen bewegung der mal. sequenz vorbehalten. dass aber auch der iubilus die gottesdienstlichen schranken durchbrach und die vitalen kräfte des leibes zu sinnfälliger gebärde löste, erfahren wir aus einem nicht näher bestimmbaren bericht über eine kirchliche weihnachtsfeier, in der die vom volke freudig aufgegriffenen Allelujarufe schon in der kirche zum tanze führten, der dann aufserhalb der kirche fortgesetzt wurde (s. Journal des savants 1861 s. 489 f; Böhme Lat. weihnachtsspiel s. 6 f).

Bis weit in das mittelalter hinein blieb das liturgische band zwischen dem abendland und den vorderasiatischen und syrischen städten mit ihren coloraturenreichen gottesdienstlichen gesängen unzerrissen (s. EWellesz Der serbische oktiochos und die kirchentöne, Musica sacra 50, 17 ff; allgemeiner: Jos. Sauer Die geschichtl. beziehungen der Reichenau zu Italien und zum Osten, Festgabe für Strzygowski s. 72 ff). und so blieb der sieg des concentischen über das accentische, des musikalischen schlechthin über das textlich-sinngemäfse, trotz orthodoxer anfeindung in

[1] für die entstehung neuer Alleluja-iubili sowie der ihnen unterlegten sequenzen mag das unmittelbar vorausgehnde durch die form des parallelismus eng verbundene *cantate ei canticum novum* nicht bedeutungslos gewesen sein (s. auch Ad. Franz Die messe s. 384).

antikirchlichem sinne fortbestehn. ja selbst die syllabik der sequenzen und tropen hat an diesem princip festgehalten, insofern auch hier die melodie nicht etwa gleichzeitig mit dem text entstand, sondern von vornherein gegeben war und das wort gleichsam erst ansog.

Liturgische zuordnung von wort und weise ist locker gefügt, da ja innerhalb der liturgie nicht der einzeltext als solcher sondern seine liturgische function über seine musikalische variationsfähige form zu entscheiden hat, so sehr ist er sinnbezogenes glied eines organischen gebildes. die melodie umgibt den wortkörper in selbständig freiem spiel, dessen gelegentlich gebrauchter vergleich mit spätgotischen faltenwurflinien eher irreführt als erläutert, da wir es doch hier mit ornamentalem ausdruck, dort dagegen mit symbolischer zuordnung zu tun haben[1]. denn iubilus und hymnodie sind nach ihrer genetischen herkunft nicht unmittelbarer ausdruck religiöser erhebung, sondern symbol und gleichnis in irdischer spiegelung, ebenso wie in frühchristlicher bildkunst der katakomben den mythischen und sagenhaften compositionen der antike symbolische geltung beizumessen ist.

Nur aus diesem historischen verlauf hymnodischer entwicklung — und das rechtfertigt diesen umweg — mag uns der dionysische lockruf jener gleichmäfsig dahinflutenden, cäsurlosen tonreihen verständlich werden, deren würkung unmittelbar zu erfassen uns die durch den instrumentalismus geschaffene unüberbrückbare kluft hindert[2]. und solche kraft zu ekstatischer

[1] Der versuch GMüllers (Deutsche vierteljahrsschr. f. literaturwiss. u. geistesgesch. 2, 711 f) die gradusordnung der scholastik für die mal. musik aus der zeitgenössischen musiktheorie zu erweisen, bewegt sich in einem unfruchtbaren cirkel. das überaus schwierige problem, ob und wieweit sich das kunstschaffen und -erleben einer zeit in ihrer theorie spiegelt, ist überhaupt nicht berührt, obwol wir doch gerade für das mittelalter auch von andern kunstgebieten wissen, wie sehr theorieen in erstarrter tradition oder auch in erneuten rechtfertigungen vor kunstfremdem vorurteil wurzeln können. übrigens sprach WGurlitt während der Hamburger musiktage gerade in dieser hinsicht weit vorsichtiger, was auch in dem bericht HBesselers (Zeitschr. f. musikwiss. 7, 44 u. 50) zum ausdruck kommt.

[2] vergl. Nietzsche Die geburt der tragödie (taschenausgabe der werke) 1, 150 f: 'Wir freilich müssen uns die übermacht der musi-

verzückung muss vor allem den freudenklängen der osternacht zugesprochen werden, die während der fastenzeit aus der liturgie verbannt waren, nicht nur dem Tedeum, dessen älteren beiden syllabischen teilen bereits vor[1] der entstehungszeit des geistlichen spiels ein zt. im gruppenstil gehaltener, mit schlussmelisma versehener dritter zugefügt war (s. PWagner aao. III s. 225 ff), sondern auch dem Alleluja-iubilus, dem osterlied katexochen[2], dessen reiche melismatik allerdings auf das Alleluja nach dem gradualresponsorium der messe beschränkt blieb, das sich aber in einfacherer form über die ganze osterliturgie breitete und auch in den responsorien der matutinen, ja selbst in unserm *Quem-quaeritis*-tropus vielfach widerhallte. dass diesem Alleluja der officiumsresponsorien und -antiphonen im syllabischen oder gruppenstil dieselbe symbolische bedeutung des festiubilus beigelegt wurde, ist schon daraus ersichtlich, dass es in der fastenzeit ebensowenig gesungen werden durfte wie das grofse Alleluja der messe[3].

Das frohlocken des oster-allelujas, das also schon in den matutinen bedeutungsvoll vorklang, mengte in den auferstehungsjubel geistlicher widergeburt rauschhafte frühlingsfreude der erwachenden natur, so dass Notkers ostersequenz *Favent igitur,*

kalischen würkung fast auf gelehrtem wege reconstruieren, um etwas von jenem unvergleichlichen troste zu empfangen, der der wahren tragödie zu eigen sein muss. selbst diese musikalische übermacht aber würden wir nur, wenn wir Griechen wären, als solche empfunden haben: während wir in der ganzen entfaltung der griechischen musik ... nur das in schüchternem kraftgefühle angestimmte jünglingslied des musikalischen genius zu hören glauben'.

[1] nach mitteilung PWagners, dessen mannigfacher belehrung ich auch sonst zu dank verpflichtet bin.

[2] Das Alleluja wurde in die römische messe auf veranlassung des Hieronymus nach dem muster der liturgie zu Jerusalem eingeführt (s. PWagner aao. I³ 92) und durfte nach dem bericht des Sozomenos (s. Rietschel Lehrbuch der liturgik s. 366) in Rom nur einmal zu ostern erschallen, bis es Gregor auf alle sonn- und festtage ausdehnte. aber es behält für die osterzeit seine besondere bedeutung, sodass die officien der osterzeit als antiphon ihrer psalmen nur das Alleluja haben können (s. PWagner aao. I³ 152). die behauptung MBöhmes (aao. s. 8), dass wir das allelujasingen im anfang als specifischen weihnachtsbrauch in anspruch nehmen können, entbehrt jeglicher begründung.

[3] nach mitteilung PWagners.

in der bereits gelöste klänge der Carmina Burana vorweggenommen werden (s. PWinterfeld Deutsche dichter des lat. mittelalters s. 416), den von oster-predigt und -hymnus gepflegten parallelismus von frühling und auferstehung gerade durch die form des iubilus zu gefühlsmäfsiger einheit überwand und man hier ebenso wie von einem osterlied von einem frühlingslied voll echter naturempfindung sprechen könnte. die sequenz wurde in derselben zeit gedichtet, in der unser *Quemquaeritis*-tropus entstand, und zwar in einer deutschen landschaft, in der etwa anderthalb jahrhunderte früher das *ôstarûn* genannte heidnische frühlingsfest noch lebendig genug war, um mit seinem namen — unter dem einfluss ags. missionstätigkeit — die bereits eingeführte kirchliche bezeichnung *pascha* zu verdrängen (s. WBraune PBBeitr. 43, 409 ff). wie eingehend dieser parallelismus von frühling und auferstehung seit je in der predigt gepflegt wurde, dafür mag aus der fülle vorhandener belege die stelle einer pseudo-ambrosianischen homilie als beispiel dienen: Sermo 62, Opera V (Paris 1586) sp. 864: *Ergo in hortulo Salvator redivivum corpus assumit et inter florentes arbores et candentia lilia carne iam mortua reflorescit, et ita germinat de sepulcro, ut germinantia et nitentia cuncta reperiat. sic enim post hiemalis rigoris frigidam quodammodo sepulturam pullulare elementa omnia festinarunt, ut resurgente Domino et ipsa consurgerent. nam utique ex resurrectione Christi aër salubrior est, sol calidior, terra fecundior, ex eo surculus in fruticem, herba crescit in segetem, vinea pubescit in palmitem. sic igitur cum reflorescit Christi caro, omnia floribus vestiuntur*[1]. und wir werden kaum fehlgehn, wenn wir den bis ins 16 jh. hinein bezeugten brauch, das symbolische ostergrab mit frühlingsblumen zu schmücken, in eine weit frühere zeit zurückverlegen, auch wenn die kargen anweisungen darüber keine auskunft geben (s. Brooks aao. s. 69).

Bevor sich der iubilus des *Victimae paschali*[2] mit dem *Quemquaeritis*-tropus verbindet, und das geschah nicht vor dem

[1] ich entnehme das citat Ganzenmüller: Das naturgefühl im mittelalter (s. 26), wo unter dem jeweiligen abschnitt 'Frühling' der einzelnen capitel reiche weitere belege zu finden sind.

[2] nach Bellotte Ritus ecclesiae Laudunensis: *et statim prae laetitia in iubilum erumpentes intonant hymnum Victimae paschali* (s. Young Dram. assoc. s. 52).

13 jh., bleibt in den matutinen das Tedeum stärkster und unmittelbarster ausdruck rauschhafter freude der osternacht, jener hinreifsende chorgesang, dessen symbolische auferstehungsbedeutung sich die befreiende handlung der vorausgehnden elevatio zu eigen gemacht hatte. Durand sagt von diesem unter glockengeläut angestimmten oster-tedeum: Rationale lib. V c. 3, 30 *nocturnis finitis campanae pulsantur et Te Deum laudamus alta voce cantatur* ... oder lib. VI c. 87, 5 *tunc chorus audita resurrectione prorumpit in vocem, altissime cantans Te Deum laudamus.* das *prorumpere in vocem*, das *altissime* oder *alta voce cantare* heifst an dieser stelle: endgültiger durchbruch in formgebändigtes dionysisches entzücken als erlösung vom chorischen miterleiden des tragischen mysteriums menschlicher individuation. vor dem taumelnden versinken in dionysische allgemeinheit, das sich hier nicht wie beim iubilus der weihnachtsfeier als tanzgebärde äufsert, rettet apollinische versinnlichung visionärer gestalt, hier der wortgestalt einer ersten handlung des geistlichen spiels. der 'zweite schauspieler', mit diesem terminus hat man das problem umschrieben, tritt in der personificierten rolle des engels dem dionysisch ergriffenen chor der gottesdiener selbständig gegenüber und singt: *Quem quaeritis?* das ist die geburt des mal. geistlichen spiels, deren geheimnis uns Nietzsches geniale conception des dionysischen und apollinischen in ihrer gegenseitigen spannung und wechselseitigen steigerung zu immer höherer kunststufe enthüllte. freilich der grofse dichterphilosoph hätte, wie er selbst in seinem späteren nachwort bekennt, nicht reden sondern singen sollen, dann würde er die intuitiv erschaute polarität dionysischer verzückung und apollinischer weisheit in eine reinere, durch keine angewante wissenschaftliche doctrin getrübte sphäre zu allgemeinerer gültigkeit erhoben haben.

Die antike tragödie, deren ursprung sich Nietzsche zuwante, wird aus cultischer gebundenheit der eleusinisch beeinflussten Dionysosliturgie befreit durch das als dithyrambus hereingetragene satyrspiel, wie es sich an den namen Thespis knüpft (s. ADieterich Entstehung der tragödie, Archiv f. religionswiss. 11, 163 ff); die geburt des mal. spiels, dessen komische handlungen und situationen erst in ein späteres stadium der entwicklung fallen, geschah dagegen ganz **aus dem geist der musik**, wie ja ihre fortzeugende volksliedhafte kraft auch den oster-

tropus in einen weihnachtstropus wandelt, womit der grund zum Hirtenspiel gelegt ist. mit dem schwinden der musik gewinnt das wort gröfsere selbständigkeit, wird aber gleichzeitig abhängiger von der Bibel, deren epischer bericht für die wortgestalt des geistlichen spiels eben das bedeutet was Homer für die attische tragödie. aber die kanonische, auf den buchstaben verpflichtende bindung des bibelworts hindert an freierer entfaltung, wie denn der weiterhin lebendige geist der liturgie, in der nicht nur die seele sondern jede körperbewegung dem göttlichen dient, selbständiger gestaltung durch das wort allein hemmend entgegentritt: im gegensatz zum antiken wortdrama stehn im mal. spiel handlung und gebärde dem wort ebenbürtig zur seite: das wort begleitet und erklärt, aber ist nicht übergeordnet (s. auch Fr. Strich Deutsche vierteljahrsschr. f. literaturwiss. u. geistesgesch. 1, 608). und so ist es nicht mangel am wort allein, wodurch späterhin die formzerstörende reception des fremden wortdramas ihre erklärung findet, wie es etwa nach Fr. Gundolfs 'Shakespeare und der deutsche geist' scheinen könnte, sondern eine nach sichtbarer schau und leiblichkeit lechzende sehnsucht, eine unverlierbare liturgische veranlagung der seele, die im religiösen mutterboden alles dramatischen geschehens wurzelt.

Leipzig. **Julius Schwietering.**

LÜCKENBÜSSER. Im Pfälzischen Museum 1922 'und demnächst im Euphorion' (?) hat Alb. Becker den dichter der 'Schönen Blumenfelds', den Jellinek Zs. f. d. phil. 33, 84 ff aus der sprache als Oberpfälzer festlegen wollte, in der matrikel des Hornbacher, heute Zweibrücker gymnasiums (1586—1589) nachgewiesen: *Theobaldus Hock Limbacensis*; und er hat den heimatsort: Limbach im Saargebiet, auch im anagramm widergefunden, dessen *Ichamp* in den beiden geschenkexemplaren der gedichtsammlung zu Breslau und München handschriftlich in *Ilchamp* verbessert ist: also *Limpach*. wenn er aber glaubt, nunmehr sei auch die namensform *Hock* gegen *Hŏck* gesichert (vgl. Anz. XXVI 306 anm.) so irrt er: das anagramm (*durch*) *Othebladen Öckhen* kann nicht anders aufgelöst werden als in *Theobalden Hŏcken*, und für den dichter selbst sind doch beide schreibungen hsl. bezeugt (Koch s. XI)! das vorwiegen von *Hock* erklärt sich aus der orthographischen gepflogenheit der zeit, welche in schrift und druck die umlautsbezeichnung bei *o* und *u* noch sehr oft wegliefs, so unbedenklich das einzelne officinen dafür gar nicht die lettern anschafften. übrigens steht in eben der widmung welche *Theobald Hock* unterzeichnet ist, auch *Buchlein*.

E. S.

ATLAKVIDA 36, 8.

Auf die gefahr hin eine ähnliche zurechtweisung zu erfahren wie Wallner mit seiner berühmten erklärung von Walther 32, 11 (Zs. 40, 338 ff; Burdach Walther vdVogelweide 297; PBBeitr. 33, 15) wag ich es die deutung einer Eddastelle die man bisher nur durch conjecturen glaubte verständlich machen zu können, vorzutragen:

Sona hefir þinna,
sverða deilir,
hjǫrto hrædreyrog
við hunang of tuggin;
melta knáttu, móðugr,
manna valbráðir (*-brúðir* hs.)
eta at ǫlkrásom
ok í ǫndugi at senda.

Gudrun spricht diese worte zu Atli, nachdem sie ihm die herzen der geschlachteten beiden knaben vorgesetzt hat; die strophe ist bis auf die letzte zeile im ganzen klar; diese scheint aber, so wie sie überliefert ist, schwer zu verstehn. Lüning meint, dass Atli von der speise etwas auf das zweite *ǫndugi* sende, den ehrensitz des angesehensten gastes (Genzmer: 'du mutiger magst menschliche leichen hungrig verzehren und auf den hochsitz entsenden'). erstens aber muss man nach dem wortlaut doch an den hochsitz denken, auf den Atli selbst sitzt, und zweitens, wenn man über die zweideutige ausdrucksweise hinwegsehen wollte, läge eine sehr merkliche abschwächung des vorher gesagten und zwar grade am schluss der str. vor. die erste, nicht die zweite schwierigkeit wird gehoben, wenn man mit Guðbr. Vígfússon *í* in *ór* ändert. so übersetzt Gering die zweite halbstrophe:

menschenfleisch hast du zur mahlzeit gehabt
und freigebig auch deinen fürsten gespendet.

ór ǫndugi lesen Sijmons (1888) und Finnur Jónsson (1890 und in der Reykjavík-ausgabe 1905, mit der anm.: *það var siður, að konúngar sendi góð kjötstykki þeim, er þeir vildu heiðra sjerstakklega, og hjetu það sendíngar*; vgl. F. J. zu Egilss. cap. 67, 8); *sending* ist nun zwar nicht, wie es nach dieser anm. scheinen möchte, ein besonderer ausdruck für eine solche ehrengabe, sondern bezeichnet allgemein die gerichte die aus der küche hereingebracht werden: *eptir þat bjuggust menn til borða* (am hofe des königs Sigurd Jórsalafari). *því næst kómu inn sendingar, í fyrstu heitt kjǫt* Fms. 7, 159; *þar skorti ei allzconar sendingar* Strengl. 69; *því næst kómu inn sendingar, ok váru þá settar fyrir Egil sem fyrir aðra menn* Egilss. cap. 71, 17; *nú koma sendingar fyrir konung* þs. 1, 112 Bertelsen. dieses *kómu inn sendingar* ist formelhaft für den beginn der mahlzeit. in dem

worte *sending* ligt also an sich noch nicht der begriff der auszeichnung. in der sache aber hat Finnur Jónsson recht, eine solche primitive ehrung war auch im norden üblich. lässt dann der könig ein gericht von seinem eignen tische einem der gäste zutragen, so heifst das natürlich auch *sending*. es genügt, auf eine episode aus dem Sneglu-Hallaþátt hinzuweisen: *þá tók konungr* (Harald harđráđi) *af borđi sínu grís steiktan, ok fekk í hendr Tútu* (seinem friesischen zwerg) *ok mælti: færđu s e n d i n g þessa Halla, ok seg honum at hann hafi ort vísu, áđr þú kømr fyrir hann* usw.; Halli schliefst seine improvisierte strophe mit dem dank: *s e n d heill konungr* (Fms. 6, 364 vgl. 5, 175; Heilagra m. s. 2, 120). stünde also *ór* im texte der Edda, würde man sich mit der fassung abzufinden haben, trotz den bedenken die sich aus dem zusammenhang ergeben. diese bedenken fallen aber schwer ins gewicht wenn es sich um eine conjectur handelt und die möglichkeit, den überlieferten text zu halten, vorligt. die vorstellung des darreichens der grausigen speise an andere schwächt die energie der grimmigen strophe (*en níđ sagđi Atla* 35, 6) in sehr übler weise ab; es kommt ein nebenzug hinein, den man in der abrechnung mit dem gatten, dem mörder der brüder, nicht erwartet. Detter und Heinzel (1903) behalten den überlieferten text bei, äufsern sich jedoch nicht näher über den sinn der stelle. auch Neckel (1914) nimmt an dem *ok í ǫndugi at senda* keinen anstofs, ändert aber in der 7 zeile *eta* in *etnar*. HGering dagegen (Edda[4] 1922) verbindet Neckels änderung mit dem von Björn Magnússon Olsen vorgeschlagnen *sendar* und schreibt, indem er auch *at ǫlkrásom* angreift: *etnar ǫlkrásir í ǫndugi sendar.*

Durch die einsetzung des *etnar* für *eta* wird, abgesehen von einer später zu erwähnenden verbesserung der tempusfolge, die auffallende reihenfolge *tyggva, melta, eta* beseitigt, wobei freilich die schwierigkeit der letzten zeile bestehn bleibt. diese wird durch den vorschlag von BjMO. aufgehoben, und so ligt eine unleugbare folgerichtigkeit vor wenn Gering beide conjecturen verbindet. aber meiner ansicht nach ist damit das gebiet der kritik überschritten und das der umdichtung betreten. BjMO. gibt mit leichter änderung, indem er *ok* streicht und *sendar* statt *senda* schreibt, einen einigermafsen verständlichen text; aber welch eine unsäglich matte nichtigkeit hat dadurch der schluss der str. bekommen (*éta at ǫlkrásom í ǫndugi sendar*). warum soll Gudrun noch besonders erwähnen, dass dem könig die speise auf den hochsitz gereicht wird? das muste doch immer geschehen und ist ein völlig belangloser vorgang! auf Neckels *etnar* komm ich noch zurück. — Boer verwirft in dem commentar seiner Edda-ausgabe (1922) alle bisherigen besserungsvorschläge: 'diese änderungen befriedigen nicht, da der eindruck von Guđrúns schmährede durch die ganz gleichgiltige einzelheit

am schlusse geschwächt wird. man erwartet eine steigerung der in *melta* (z. 5) und *eta* (z. 7) enthaltenen begriffe'. damit ist scharf und klar bezeichnet, worauf es in den schlusszeilen ankommt; wenn Boer aber meint, dass in *senda* der fehler stecke und *svelga* in vorschlag bringt, kann ich ihm nicht zustimmen. durch eine variation des verbalbegriffs wird die steigerung nicht erreicht die hier erwartet werden muss.

Atli soll sich des entsetzlichen, das er erlebt, ganz bewust werden; mit wildem, grausamen hohn wählt daher Gudrun die ausdrücke, und zwar soll das grässliche sozusagen physiologisch ausgemalt werden: das wird durch die 4 zeile *við hunang of tuggin* (vgl. Guðr. kv. II 41, 5), mehr noch aber durch *melta* in z. 5 erwiesen; denn dies ist ein grob prosaisches wort für 'verdauen', ein wort der umgangssprache, das sonst niemals in der dichtung vorkommt (*hann mátti enga fæðu eta eða melta.* Heil. m. s. II 151, 40). ist diese auffassung richtig, und müssen, wie Boer erkannt hat, die begriffe kauen, essen in der letzten zeile gesteigert werden, so kann man nichts anderes erwarten, als dass der schluss des natürlichen vorgangs angedeutet wird: *í ǫndugi at senda* müste also heifsen 'in den abtritt entsenden', und *ǫndugi* ein verhüllender ausdruck sein.

Es fragt sich, ob eine solche wendung in diesem gedicht und an dieser stelle denkbar ist. da ein unterstützendes beispiel, so viel ich weifs, aus der altgermanischen dichtung nicht beigebracht werden kann, so wird es dem stilgefühl jedes einzelnen überlassen bleiben, wie er sich zu dieser frage stellt. unleugbar ist dass der dichter durch das *melta* deutlich auf den weg zu der grauenhaften vorstellung einlenkt. was uns an dieser verletzt, ist nicht das grauen, sondern die empfindung des ekels. allein dieses ekelgefühl, das wir mit dem vorgang und dem ort des vorganges verbinden, war in alten zeiten nicht so ausgebildet. wir dürfen da ohne weiteres mit einer gröfseren stumpfheit der sinne und der empfindung rechnen.

Tjǫrvi enn háðsami, der sohn des Hróar, zeichnet nicht nur das bild seines glücklichen nebenbuhlers Þórir, sondern auch das der geliebten Astríð auf die wand des abtritts; jenes bespuckt er, dieses küsst er wenn er den ort aufsucht. das eine nehmen wir hin, das andere hat etwas ekelhaftes für uns. beachtenswert ist auch folgendes: es erscheint wie selbstverständlich, dass die familie des Hróar immer zusammen das notwendige geschäft verrichtet: *hvert kveld er þeir Hróarr gengu til kamars, þá rækti hann* (nämlich Tjǫrvi) *í andlit líkneski Þóris en kysti á hennar líkneski* (Landn. 91 Finnur Jónsson); vgl.: *þat er sagt um vetrinn, at menn sátu í náðahúsi í Brattahlíð, ok þó eigi allir senn, því sumir stóðu fram í húsinu.* man beginnt einen männervergleich, der mit einem todschlag endet. Flóam. s. 149, 10 ff; ferner Eyrb. s. cap. 26; Sturl. 1, 379 G. V. zwei

gehn zusammen *til kamars* Sturl. 1, 373; während bischof Gudmund *i náđhúsi* sitzt, kommt ein knabe zu ihm, der ihn um kleider anbettelt Bisk. ss. 2, 136. die einrichtungen die das ermöglichten (s. den klosterplan von SGallen, Hj. Falk Maal og Minne 1910, 16) mögen vielleicht zt. rücksicht darauf nehmen, dass an diesem ort eher als an andern böse geister erscheinen (Thietmar von Merseburg 4, 72; Flat. 1, 416[1]), darauf zurückzuführen sind sie nicht, sondern auf eine naive 'gemütlichkeit', die mit einem uns unverständlichen mangel an ekelempfindung verbunden war. am schlagendsten wird diese auffassung, für die auch das deutsche *sprâchhûs* angeführt werden kann, durch den von Kluge (Engl. studien 8, 62) veröffentlichten brief eines englischen geistlichen erwiesen (11 jh.), der sich darüber empört, dass frauen den ort miteinander zu fröhlichen gelagen benutzen. das feinere gefühl des priesters, der es nicht verstehn kann, dass jemand *þone mūđ ufan mid mettum ăfylle and on ōþerne ende him gange þæt meox ūt fram*, war also jedenfalls damals nicht allgemein. und auf dem ort lag noch kein tabu.

Ich glaube also, wir dürfen die möglichkeit der für die Eddastelle vorgeschlagenen übersetzung deshalb nicht leugnen, weil für uns sich mit dem grausigen, das wir den worten der mutter,. die ihre kinder geschlachtet und ihre herzen zubereitet hat, ohne weiteres zutrauen, etwas niedrig ekelhaftes verbindet. nun kann freilich der angenommene sinn von *qndugi* nicht nachgewiesen werden, aber bei wörtern dieser art ist es ein zufall wenn sie uns überliefert werden. die übertragung, zunächst gemütlich, scherzhaft verhüllend, ligt sehr nahe, und kann wenigstens durch analogieen gestützt werden. jener gefühlsfactor verliert sich aber leicht bei fortgesetztem gebrauch solcher wörter. isl. *náđahús*, 'haus der ruhe', das auch in edlem sinne verwendet werden kann, ist ursprünglich doch zweifellos scherzhaft verhüllend, wenn es auf den abort übertragen wird; bald aber empfindet man das nicht mehr und braucht es ohne jeden nebensinn: *hon hafđi ok misfarit međ guđs líkama ok kastat aftr um náđahústré.* Islandske annaler 402. aus der zeit blindesten hasses gegen alles katholische wesen stammt es, wenn in rein protestantischen gegenden Norddeutschlands der abort *pabst* (vgl. *He-*

[1] Sehr lebendig ist dieser glaube bei den Arabern: bei dem betreten eines abtritts bitten sie die dort hausenden bösen geister um erlaubnis; schicken auch wohl ein gebet zu Gott um schutz voraus (Lane Manners and customs of the modern Egyptians chapt. X; Snouck Hurgronje Mekka II 41). — RThurneysen verweist mich auf WReeves On the Céli-Dé, commonly called Culdees, Transactions of the R. Irish Acad. vol. 24 Antiquities pt. II (Dublin 1864) s. 209. (irische mönchsregel): abtritte und pissoirs, das sind wohnungen von teufeln. wenn man in sie hineingeht, soll jeder diese häuser segnen und sich selber segnen. und man soll in ihnen nicht beten, aufser: 'Deus in adiutorium' usque 'festina'.

rodes, *Pilatus* uä. in gleichem sinne Zs. f. d. wforschg 10, 163) genannt und dazu sogar ein verbum *pabsten* gebildet wurde. beide ausdrücke habe ich vor 30 jahren verwenden hören (vielleicht ist es heute noch so), ohne dass die sprechenden sich im entferntesten der schändlichkeit dieser bezeichnungen bewust waren. wenn also *ǫndugi* in dem angenommenen sinne in der Eddastelle gebraucht ist, versteht es sich keineswegs von selbst, dass die ursprünglich dabei empfundene ironie noch nachwürkt.

Eine analogie zu dieser übertragung von *ǫndugi* böte gr. *θᾶκος*. es ist zunächst ein wort feierlichen klanges, durchaus der dichterischen sprache angehörig. Teiresias bezeichnet damit den sitz, auf dem er den vogelstimmen lauscht:

εἰς γὰρ παλαιὸν θᾶκον ὀρνιθοσκόπον
ἵζων Soph. Antig. 999.

Aischylos nennt so seinen ehrensitz in der unterwelt:

σὺ δὲ τὸν θᾶκον
τὸν ἐμὸν παράδος Σοφοκλεῖ τηρεῖν
κἀμοὶ σώζειν Aristoph. ran. 1515.

dieses dem jonisch-attischen fremde wort wird dann zur bezeichnung des aborts (*πολλὰ φαγὼν τῆς νυκτὸς ἀναστὰς ὡς ἐπὶ θᾶκον ὑπὸ κυνὸς τῆς τοῦ γείτονος δηχθῆναι*-Theophr. char. 14 *ἀναισθησία*), und man bildet dazu das verbum *θακεύειν*. — Lat. *sella* kann feierlich gemeint sein und den stuhl des beamten bezeichnen (*non hoc nunc primum audit privatus ... jam antea in sella sedens praetor ... millies audivit* Cic. Verr 3, 57). der abtritt heiſst *sella familiarica* Cato de agri cultura 157, 11 (wol der der dienerschaft), aber auch *sella* allein: *cum desederint ad sellam* Scribonius, compos. 227; *deinde ex stomacho cruorem reiciunt, postea per sellas etiam abundantius eundem deiciunt* 193. Blümner Röm. privataltertümer 49; verblasst: *erat ibi spelunca et introivit Saul ad sellam* I. Reg. 24, 4 (Itala). die so nahe liegende übertragung fehlt auch in neueren sprachen nicht, so sagt man im franz. *être sur le trône*, und die Engländer erheben den ort gar zum *coronationseat*. im westlichen Deutschland wird *tron*, bes. in dimin. form, vom geschirr und stühlchen der kinder gebraucht.

Wenn nun auch bei dieser erklärung das *senda í ǫndugi* mit crasser würkung die rede steigert und abschlieſst, so scheint doch immer die z. 7 (*eta at ǫlkrásom*) die natürliche reihe *tyggva, melta, senda í ǫndugi* störend zu unterbrechen, und es ligt nahe, durch annahme des von Neckel vorgeschlagnen *etnar* dieses bedenken zu beseitigen. allerdings wäre ein hysteronproteron in nordischer dichtung an sich nicht auffällig, s. die von Detter-Heinzel zu Vsp. 7, 3—8 gegebnen beispiele, und hier könnte noch etwas anderes vorliegen; die zeile 7 unterbricht wol den zusammenhang; dadurch aber dass sie zurückgreift ergibt sich,

besonders durch das *at ǫlkrásom*, zugleich ein schneidender und sehr würkungsvoller gegensatz zu der letzten zeile.

Für Neckels *etnar* spricht vor allem eine andere erwägung: Gudrun weist in der ersten halbstrophe auf geschehenes zurück: 'du hast die herzen deiner söhne verzehrt': mit dem praesentischen *knáttu* werden handlungen eingeleitet, die entweder jetzt vor sich gehn oder erst zukünftig sind; vgl. str. 33: *þiggia knáttu, þengill, í þinni hǫllo glaðr at Guðrúno gnadda niflfarna*; auf zukünftiges weisen in str. 37 die praesentischen *kallaraþú* und *séraþú*. *melta knáttu* und *knáttu í ǫndugi at senda*, letzteres nach meiner erklärung, machen keine schwierigkeit, aber das *eta* ist in dieser weise nicht zu verstehn. sobald Atli weifs was ihm vorgesetzt wird, kann er unmöglich noch weiter essen. Neckels *etnar* gibt daher eine sehr willkommene verbesserung des textes. eine sichere entscheidung zu treffen ist freilich schwer: es bleibt immerhin möglich, dass die sprechende am schluss der strophe anfang (*eta at ǫlkrásum*) und ende (*í ǫndugi at senda*) in einer zeitlichen vorstellung sich vergegenwärtigt.

Dass die strophen 36 bis 39 nicht zum ursprünglichen bestand des liedes gehören, wird besonders durch den anfang von 40, der mit der ermordung der söhne sich kaum vereinigen lässt, wahrscheinlich, s. Boers ausführungen (Edda II 303). der einschub wird erfolgt sein, indem man den schluss von 33 auf Atlis söhne[1] deutete, wobei der wortlaut der zweiten halbstrophe gestört sein muss; *niflfarinn* kann Gudrun nicht brauchen wenn sie zweideutig reden will; es kann nur auf einen menschen bezogen werden. daraus folgt dass ursprünglich der schluss der strophe auf Gudruns brüder hinwies, s. im übrigen Finnur Jónssons anm. in der Reykjavík-ausgabe und Boers commentar. auffallend ist in der str. 36 die kenning *sverða deilir*, die nur noch in dem ganz jungen Oddr. gr. (33) vorkommt; *deilir* ist hier nicht im eigentlichen sinne zu nehmen, der kein typisches bild des fürsten ergibt, wenn dieser gelegentlich auch ein schwert verschenkt, sondern *deilir* ist hier als verblasstes kenningglied angewendet (s. meine Kenningar 291 und 284). die Edda bietet überhaupt nur noch zwei kenningar mit einem nom. ag. auf *-ir* : *bauga deilir* Oddr. gr. 20 und *bauga spillir* Fáfn. 32.

[1] In einer str. des Þórð Sjáreksson (erste hälfte des 11 jh.s) steht der satz: *varð sjǫlf suna Goðrún bani* (SnE I 262 Skjalded. 1 A 330, 3 B 303), der sich auf Sǫrli und Hamðir (letzterer wird in derselben str. erwähnt), doch auch auf Erp und Eitil beziehen kann. bemerkenswert ist dass der cod. regius der SnEdda gegen den endreim (: *una*) *sonar* einsetzt; der schreiber kannte also vielleicht die form der sage wie sie in der Þiðrekss. vorligt.

Bonn a. Rhein. **R. Meifsner.**

DIE METAMORPHOSIS GOLIAE UND DAS STREITGEDICHT PHYLLIS UND FLORA.

Eine wichtige frage mittelalterlicher litteraturgeschichte ist, wieweit möglichkeiten bestehn zu einer chronologie der dichtungen zu gelangen. wichtig ist die frage vor allem für das in grofsem umfang unerforschte gebiet mittellateinischer lyrik. hier tasten wir noch fast überall im dunkeln.

Seit Burdachs epochemachendem buch über Reinmar und Walther ist man in der deutschen philologie gewohnt, aus beobachtung der stilentwicklung erkenntnisse über zeitfolge von dichtungen zu gewinnen. leider müssen wir es uns versagen, diesen weg auch in der mittellateinischen philologie zu beschreiten. der fall des Manerius-gedichts (Zs. 60, 194 ff)[1] gibt eine eindringliche mahnung und lehre. mitten in die blütezeit mlat. lyrik tritt hier ein gedicht hinein, das in seinem parataktischen, associierenden stil durchaus primitiver ausdrucksform entspricht. und das ist gewis kein einzelfall. schon flüchtige lectüre kann aus den Carmina Burana viele beispiele hinzulesen. damit bleibt für dén versuch einer chronologie mlat. lyrik nur ein entsagungsvoller, mühsamer weg übrig, den man nicht gern betritt. wir müssen uns darauf beschränken, durch feststellung von anspielungen und abhängigkeitsbeziehungen weiter zu kommen.

Durch bestimmung der entstehungszeit des Manerius-gedichts auf das jahr 1166 ist ein fester ausgangspunct gewonnen. ich hatte schon ein zweites gedicht in den kreis der betrachtung gezogen, weil es einen Manerius nennt: die Metamorphosis Goliae. ihr will ich nun mehr zu entlocken versuchen. dabei ist mir, wie ich später sah, Hauréau vorangegangen[2]. seine bemerkungen machen aber diesen aufsatz nicht überflüssig, weil er trotz glänzender beobachtungen in begreiflicher finderfreude über den text selbst manchmal etwas schnell hinweggleitet, die worte nicht sorgsam genug wägt und prüft. an der spitze hat aber sorgfältige interpretation zu stehn; erst verständnis des ganzen erlaubt deutung des einzelnen.

Das gedicht ist überliefert in cod. Harl. 978 aus dem 13[3] und in cod. 710 der bibliothek von SOmer aus dem 14 jahrhundert[4]. der text des Harleianus ist gut: nur v. 65 ist für

[1] vgl. jetzt noch GRM. XV s. 48 f (Holthausen).

[2] in dem aufsatz: Mémoire sur quelques maîtres du XIIe siècle, Mémoires de l'académie des inscriptions t. XXVIII 2. dass ich den aufsatz benutzen konnte, verdanke ich der güte von herrn prof. ACastellieri.

[3] danach gedruckt von ThWright in The latin poems commonly attributed to Walter Mapes (London 1841) s. 21—30 ohne kenntnis der andern handschrift.

[4] mitteilungen über diese handschrift in Not. et extr. 31, 1 s. 146 ff.

insitas (druckfehler?) *insitus* zu lesen und v. 90 vor *infirmus* etwa *et* oder *ac* einzuschieben. die überlieferung in der handschrift von SOmer, die aus dem kloster SBertin stammt, scheint dagegen recht wertlos. um dem leser ein urteil zu ermöglichen geb ich die 1. strophe des gedichts nach Wright mit den abweichungen von O:

Sole post arietem taurum subintrante,
novo terrae faciem flore picturante
pinu sub florigera nuper pullulante
membra sompno foveram, paulo fessus ante.

v. 1 obintrante *O* — v. 2 suo rore faciem *O*.
v. 3 florifera populante *O*.

Der schreiber von O hat den sinn des gedichts offenbar gar nicht begriffen. *suo rore* und *populante* verraten völliges unverständnis. wir dürfen also auch ohne kenntnis von O, das uns ja fürs erste verschlossen bleiben wird, eine untersuchung über das gedicht wagen.

Mitgeteilt wird das ganze als visionserlebnis. der dichter ist sanft im schatten entschlafen und glaubt sich in einen wunderbaren hain versetzt. ins innere vordringend, gelangt er zur Götterburg, wo er die schar der unsterblichen leibhaft vor sich sieht. er findet aber auch gestalten der antiken litteratur dort, und zugleich gelehrte die seiner eigenen zeit angehören oder nahestehn. das visionsmotiv dient der tendenz, die nachher zu untersuchen ist. ausdrucksreichtum, anschaulichkeit der schilderung sind nicht eben die starken seiten unsers dichters. dieselben worte und ausdrücke kehren bis zu ermüdung und überdruss immer wider. die schilderung ist blasse allegorie. jede linie einer dargestellten figur wird schulmeisterlich, lehrhaft auf ihren besondern sinn gedeutet. den mythologischen apparat mit seinen vorstellungen auf die quellen zu untersuchen, wäre eine lockende aufgabe. zum schluss ist die traumeinkleidung ganz aufgegeben. ohne vorher erwacht zu sein, stehn wir wider auf dem boden der würklichkeit. ein grofses kunstwerk kann ich in der Metamorphosis nicht bewundern.

Höhepunct des gedichts ist die schlussstrophe, in feierliches amen ausklingend, das ihr noch gröfsere schwere gibt. sie spricht, wie längst erkannt ist, die allgemeine tendenz aus. sie richtet sich gegen die verhasste kapuzenherde von mönchen, die von den philosophenschulen für immer verbannt werden sollen. der verfasser des gedichts teilt also die neigung Walter Mapes und vieler anderer, die mönche wenig liebenswürdig zu behandeln. das braucht nicht, wie Wright meinte, auf anwachsen der mönche an den universitäten zurückgeführt zu werden. es kann rein persönliches erlebnis oder persönliche antipathie zugrunde liegen; ihre verallgemeinerung zum wunsch, die mönche von den universitäten zu verbannen, ergab sich ganz natürlich, wenn der

verfasser des gedichts zu den schulen in besonderen beziehungen stand und, wie aus der art des ganzen zu entnehmen ist, lehrer war.

Mehr noch ist über den verfasser zu erfahren durch betrachtung der genannten gelehrten. Wright ist hier recht willkürlich verfahren. für viele der aufgeführten namen kommen mehrere träger in betracht. es gilt also ein princip, einen mafsstab zu finden, der die entscheidung im einzelfall ermöglicht. hier ist Hauréau zweifellos auf richtiger fährte. sofort fällt auf das starke hervortreten Abälards. v. 200 heifst es: *et professi plurimi sunt Abaiolardum.* es ist leider gar nicht zu ersehen, ob sich das auf die vorher oder nachher genannten gelehrten bezieht. am besten fassen wir es hier, bei einer addierenden aufzählung, als für die gesamtheit gültig; dh. die meisten der aufgeführten gelehrten sind schüler Abälards. damit ist ein kriterium gegeben, freilich nicht von absoluter gültigkeit.

Mit sicherheit zu identificieren ist: *Parvipontis incola* (v. 194) = magister Adam de Parvo ponte, ein wunderlicher, eingebildeter herr, mit dem Johannes vSalisbury um 1140 in Paris bekanntschaft schloss (Migne 199 col. 869 u. 917). er ist nicht schüler Abälards; denn er trat gegen Gilbert de la Porrée auf (Gallia Christiana t. II col. 1177). — Der *theologus Lumbardus* (v. 197) ist zweifellos Petrus Lombardus, der verfasser des berühmten sentenzenwerks und schüler Abälards (seit etwa 1140 lehrer an der domschule Paris, gest. 1164). — Ziemlich eindeutig ist auch *Petrus Helyas* (v. 198): es kommt nur der bekannte grammatiker in frage, bei dem Johannes vSalisbury um 1140 in Paris rhetorik hörte (Migne 199 col. 868). — Zweimal wird ein Robertus genannt. unter *Robertus theologus* (v. 205) ist Robert von Melun zu verstehn, bekannt durch sein sentenzenwerk und schüler Abälards. auch ihm hat Johannes vSalisbury in Paris zu füfsen gesessen ebenso wie dem *Robertus Amictus*[1] (v. 211) = Robertus Pullus. auch er studierte in Paris, auch er lehrte dort später und schrieb sentenzen (gest. 1146 oder 1150). — Für sicher feststellbar halte ich auch noch *Manerius* (v. 206). Hauréau kennt zwar die stelle bei Johannes vSalisbury, findet aber trotzdem den namen anstöfsig und will Mauricius dafür einsetzen. demgegenüber bleibe ich bei meiner identification. im übrigen kann ich den namen unter den formen Manerius, Menerius, Mainer nachweisen (Robert von Torigny ed. Delisle I 313; II 196. 256 und Lettres d'Etienne de Tournai ed. JDesilve s. 98. 99). die träger des namens weisen auf die Normandie und sind so eine schöne bestätigung zu ESchröders ansicht von seiner anglonormannischen herkunft (vgl. Zs. 60, 195).

[1] *Amictus* nach der bestechenden konjectur Hauréaus, der so aus sinnlosem *Amiclas* herstellt und *Amictus* als lateinische übersetzung von *Pulleynus* auffasst.



möglich ist dass auch Manerius schüler Abälards war und Johannes vSalisbury ihn aus seiner studienzeit kannte. in Paris hat er nicht gelehrt. er war offenbar eine englische localgröfse, insbesondere lehrer unseres dichters, doch wol in England. jedenfalls lebte er noch 1166. mit ihm ist die zahl der sicher feststellbaren abgeschlossen.

Betrachten wir das vorläufige ergebnis, um fingerzeige für den fortgang der untersuchung zu gewinnen. unter sechs besprochenen persönlichkeiten sind zwei nichtschüler Abälards. einer, Manerius, kann um 1140 nicht in Paris gelebt und gelehrt haben, und ob Petrus Lombardus damals, zu beginn seiner lehrtätigkeit schon eine berühmtheit war, ist zum mindesten nicht gewis. damit wird aber Hauréaus versuch unmöglich, nachzuweisen dass der verfasser des gedichts die genannten gelehrten 1141 in Paris gehört habe [1]. wir brauchen uns bei identification der namen nicht aufs jahr 1141 und auf Paris festzulegen. wol kann der dichter einen teil der gelehrten selbst um diese zeit gehört haben, aber nichts zwingt zu dieser annahme.

Von den übrigen gelehrten interessiert natürlich am meisten der name *Bernardus* (v. 198). dass nicht, wie Wright angibt, Bernhard vClairvaux gemeint sein kann, hat Hauréau mit recht aus v. 218—220 gefolgert. die genannten verse richten sich gegen den *primas cucullati populi*, worunter im zusammenhang nur der grofse prediger verstanden werden kann. und ich gebe Hauréau auch recht, wenn er auf Bernhard vChartres rät. Clerval (Les écoles de Chartres au moyen-âge, Paris 1895, s. 160) widerspricht ihm. er zeigt dass Bernhard vChartres 1130 schon tot war und überdies von Bernhardus Silvestris, mit dem ihn Hauréau identificierte, scharf zu scheiden ist. in beiden puncten scheint mir Clervals nachweis durchaus gelungen. ich kann aber nicht den weitern schluss mitmachen den er zieht. er sieht in Bernhard einen spätern kanzler von Chartres und glaubt nun auf grund des gedichts, dass er 1141 in Paris war, wofür wir sonst aber nicht den geringsten anhalt haben. die lösung des knotens ist einfach: an der stelle des gedichts ist Bernhard vChartres gemeint, den wir gern von Bernhardus Silvestris unterscheiden. dass Bernhard 1130 tot war, ist kein grund dagegen. wir sahen schon, dass nicht alle namen persönlichkeiten angehören müssen die 1141 in Paris waren, und Bernhard wird ja noch im Policraticus, der 30 jahre nach seinem tod verfasst ist, von Johannes vSalisbury gepriesen. ebensowenig wie dieser kann ihn der verfasser des gedichts persönlich gesehen und gekannt haben.

[1] Bertoni hat sich noch weiter als Hauréau verstiegen. in seinem sonst sehr anregenden aufsatz La poesia dei Goliardi (in Nuova Antologia 1911 agosto s. 625) geht er so weit, Abälard das gedicht zuzuschreiben. der phantastische gedanke bedarf keiner widerlegung.

Übrig bleibt in der reihe (v. 198) noch *Yvo*. wer unter ihm zu verstehn ist, können wir nicht mit sicherheit entscheiden. nach ablehnung von Wrights identification mit einem *episcopus Precorensis* bleiben noch zwei möglichkeiten: entweder ist Ivo, der begründer des ruhms von Chartres (gest. 1116), oder, wie Hauréau und Clerval glauben, ein späterer lehrer an der schule von Chartres (nach 1140) gemeint. mir persönlich ist wahrscheinlicher, dass an Ivo, den berühmten kanzler und bischof zu denken ist, der litterarisch durch seinen briefwechsel und vor allem durch das Decretum fortlebte.

Von nun ab werden die identificationen immer unsicherer. Hauréaus zuversicht vermag ich nicht zu teilen. vor den jetzt besprochenen stellen stehn die verse (v. 189—192):

Ibi doctor cernitur ille Carnotensis,
cujus lingua vehemens truncat velut ensis;
et hic praesul praesulum stat Pictaviensis,
prius et nubentium miles et castrensis.

unter dem *doctor Carnotensis* ist natürlich ein lehrer von Chartres zu verstehn, der über eine scharfe, schneidende sprache gebot, das vierte mitglied das uns aus der berühmten schule von Chartres hier entgegentritt. wahrscheinlich ist Hauréaus von Clerval (s. 171) aufgenommene vermutung, dass Bernards bruder Thierry von Chartres gemeint ist, der 1121 auf dem concil von Soissons kühn seine stimme erhob (gest. um 1150). im *praesul Pictaviensis* glaubte Hauréau Gilbert de la Porrée erkannt zu haben, der seit 1142 bischof von Poitiers war und vorher in Paris gelehrt hatte. aber dazu passt nicht der nächste vers, dem Hauréau eine falsche deutung gegeben hat. *nubentes* setzt er gleich 'laici', kann aber dafür nicht den geringsten beleg geben. ich denke, ehe wir die sprache vergewaltigen, müssen wir zusehen, ob nicht ein andrer sinn möglich ist. nach Ducange (V 618) hat *nubere* im mittelalter die specielle bedeutung von 'coire, misceri'; schon bei Plautus heifst es soviel wie 'concumbere' (s. Forcellini). der vers besagt dann: früher war er genosse und vorkämpfer der 'coeuntes'. da es sich bei *praesul* um einen vertreter des geistlichen standes handelt, können auch die 'coeuntes' nur geistlichen standes sein; dh. es ist hier ein bischof von Poitiers genannt, der gegen die reformbestrebungen der päpste seit Gregor VII sich für die beweibten cleriker eingesetzt hat. später scheint er seinen standpunct verändert zu haben [1]. dass der dichter seine frühere stellungnahme unterstreicht, erklärt sich ganz einfach: er selbst gehörte zu den beweibten clerikern, die in gedichten ihre stimme erhoben (vgl. bei Wright, Mapes 'Consultatio sacerdotum' s. 174 ff und 'De convocatione sacerdotum' s. 180 ff); oder er teilte wenigstens ihre

[1] das schliefs ich aus *prius*.



principiellen anschauungen. ich habe aber unter der liste der bischöfe von Poitiers (vgl. Gallia Christiana t. II) keinen finden können, von dem uns bekannt wäre was der dichter berichtet. ich glaube also, wir müssen uns damit begnügen, etwas näheres über den verfasser der Metamorphosis erfahren zu haben, und die frage, wer der bischof von Poitiers war, vorläufig offen lassen.

Unbekannt ist uns auch der mönch *Reginaldus* (v. 201), ein lehrer der grammatik, der wegen seines geschreis und seiner unleidlichen tadelsucht eine scharfe rüge erhält. wahrscheinlich handelt es sich hier wie bei Manerius um eine englische localgröfse, die der folgezeit keine spuren hinterlassen hat. jedenfalls dürfen wir seinen namen in die gelehrtengeschichte eintragen. Prantls gedanke, ihn mit Cornificius zu identificieren, den Johannes vSalisbury so scharf befehdet (Migne 199 col. 825 ff), hat nur den wert eines belanglosen, unbegründbaren einfalls. schon Hauréau, der wahrlich nicht zu vorsichtige, hat hier ein fragezeichen für nötig gehalten.

Bartholomaeus, vom dichter als *retor*, *dialecticus*, *sermone astutus* bezeichnet (v. 210), wird gleichfalls Engländer sein. möglicherweise ist der Bartholomaeus gemeint, der im streit zwischen Thomas Becket und Heinrich II lavierte und 1184 bischof von Exeter wurde. bei Bale (Anecdota Oxoniensia, med. and mod. ser. part IX s. 39) wird über seine litterarische tätigkeit gesagt: *plura scripsit, precipue sermones et epistolas.* von schriften werden genannt: *De predestinatione*, *De libero arbitrio*, *De poenitentia* und ein *Dialogus contra Judęos.*

Eine wichtige persönlichkeit, die bedeutendste, ist noch zu besprechen: Abälard. absichtlich bin ich den umgekehrten weg gegangen wie Hauréau. am ziele, vor der entscheidung finden wir nun eine geklärte lage vor. wir haben präcedenzfälle, die uns eine entscheidung erleichtern. v. 213—220 lauten:

Nupta quaerit, ubi sit suus Palatinus,
cujus totus extitit spiritus divinus,
quaerit, cur se subtrahat quasi peregrinus,
quem ad sua ubera foverat et sinus.

Clamant a philosopho proles educati;
cucullatas populi primas cucullati,
et ut cepe tunicis tribus tunicati
imponi silentium fecit tanto vati.

Hauréau glaubt daraus einen festen zeitpunct für die datierung gewinnen zu können: vor dem tod Abälards (1142) und nach der synode von Sens (1140), auf der es Bernhard gelang, Abälard zum schweigen zu verurteilen. ist es zunächst richtig dass Abälard zur zeit der entstehung dieser verse noch unter den lebenden weilen muss? nehmen wir zunächst die erste strophe für sich: Heloise klagt, dass sich Abälard ihren armen

entzieht wie einer der in der fremde weilt (*quasi peregrinus*). 1140 aber hatte sich Abälard schon zwei jahrzehnte ihren armen entzogen. zwei schlüsse sind also denkbar: entweder ist in der geschilderten situation an die zeit gedacht wo Abälard Heloise ins kloster steckte und selbst das mönchskleid anzog, oder er ist ihr durch den tod entrissen worden. wir dürfen dabei nicht vergessen, dass der traum vorgänge und geschehnisse des gedichts in eine aufserirdische sphäre rückt. wer die erste möglichkeit vorzieht, gewinnt gar nichts für die chronologie des gedichtes; wer sich für die zweite entscheidet, muss das gedicht nach 1142 ansetzen. — Ebenso unbefangen wollen wir die zweite strophe prüfen. ich meine, ihre deutung fällt nicht schwer. versetzen wir uns wider ins traumreich. der dichter hört dort die zöglinge Abälards schreien; er fügt den grund hinzu für ihr geschrei: der häuptling der kapuzenherde (Bernard vClairvaux) hat ihm schweigen befohlen. dieser zusatz soll lediglich das geschrei der schüler Abälards erklären. bezeichnend ist dass Bernhard nicht mit namen genannt wird. nicht gegen seine person richten sich die verse, sie greifen ihn eben nur an als vertreter und führer der mönche die in wahrheit bekämpft werden. damit ist Hauréaus folgerungen der boden entzogen. freilich die synode von Sens (1140) als terminus post quem bleibt bestehn; es gilt aber einen neuen terminus ante quem zu finden.

Die im gedicht vorkommenden personen und ereignisse sind nicht in dem sinne actuell dass das gedicht unmittelbar nach ihnen entstanden sein müste. das verhältnis zwischen Abälard und Heloise war dem verfasser wol aus dem briefwechsel zwischen beiden bekannt. das concil von Sens kann er selbst zeitlich miterlebt, er kann aber auch von ihm durch andere gehört haben. so ists auch mit den genannten gelehrten. einen teil von ihnen hat er sicher nicht persönlich gekannt. für andere ist es wenigstens möglich, aber auch nicht notwendig. wie lebendig tritt uns die persönlichkeit Bernards vChartres aus Johannes vSalisbury entgegen, und er selbst hat ihn doch niemals gesehen! sehr vorsichtig haben wir also in chronologischen schlüssen zu sein. freilich wird diese vorsicht durch eine erwägung wider eingeschränkt. ein gedicht, und gerade eins wie die Metamorphosis, will würken, kann also nicht dinge erwähnen, die dem publicum gleichgültig und damit würkungslos geworden sind. v. 218—220 sollen aufpeitschen, sollen zeigen: seht! so haben die mönche einem der grösten von uns mitgespielt. so wirds auch uns ergehn, wenn wir nicht ihren einfluss auf den schulen ausschalten. wenn das würken soll, muss die erinnerung an Abälards schicksal noch recht lebendig sein. erinnerung an Abälard ists auch wenn gesagt wird (v. 228): den mönchen darfst du nicht mit *non est sic* und *ita* antworten. ich glaube, unter berücksichtigung aller daten dürfen wir sagen: das gedicht

ist zwischen 1140 und 1160, also um 1150 entstanden. 1160 darf getrost als untere grenze angegeben werden.

Vom verfasser haben wir erfahren dass er Engländer war, cleriker natürlich und trotzdem vermutlich beweibt, aufserdem starke antipathie gegen die mönche, besonders die Cisterzienser hegte. sein lehrer war wahrscheinlich Manerius. ob er selbst auch in Frankreich studiert oder nachrichten über die verhältnisse dort an den gelehrten schulen etwa durch Manerius erhalten hat, ist nicht mehr zu bestimmen. jedenfalls hat er eine recht gründliche, gelehrte schulbildung genossen. er scheint auch gerne 'schöne litteratur', gedichte gehört oder gelesen zu haben, denn in der Metamorphosis ist deutlich starker einfluss der Altercatio Phyllidis et Flore nachzuweisen.

Längst bekannt ist der grofse einfluss den dieses hübsche streitgedicht[1] auf die mittellateinische und weiterhin auch auf die litteratur der vulgärsprachen ausgeübt hat. gewürkt hat es vor allem durch seine plastischen schilderungen, die der nachwelt vorbild und muster geworden sind. und diese würkung spüren wir auch in der Metamorphosis. in einer heiklen frage wie der nach herkunft und entstehung einer landschaftsschilderung neigen wir heute vielleicht zu sehr dazu, eigene anschauung anzunehmen. in würklichkeit haben wir weit mehr mit litterarischen einflüssen zu rechnen. und tieferem ästhetischen empfinden kann nüchterne wissenschaftliche behandlung nicht den geschmack verderben. um für die Metamorphosis litterarischen einfluss sicher zu stellen, beginn ich mit wörtlichen anklängen:

Zu Met. v. 9 *aura susurrabat* vgl. Phyllis VI 1 *susurrabat . . . ventus*; Met. v. 24 *sonat diatessaron, sonat diapente* = Phyllis LXI 4. vor allem die wörtliche übereinstimmung eines ganzen verses ist beweisend. die angeführten stellen geben auch schon einen hinweis darauf, welche partieen des Phyllis-gedichts hauptsächlich für beeinflussung in frage kommen: str. 1, 6—7, 60—64.

Die äufsere einkleidung beider lieder ist verschieden. der dichter der Metamorphosis sinkt in schlummer, Phyllis und Flora wachen vom schlafe auf; die Metamorphosis gibt sich eben als visionsgedicht. aber verwertet ist in ihr doch aus Phyll. die schilderung des platzes an dem die mädchen sich zur ausführung des streitgesprächs niederlassen, und die ausmalung der umgebung in der Amor regiert. das erste mal ligt reine naturschilderung vor, im zweiten fall beschreibung der natur und zugleich der musikalischen genüsse die sich in ihrem bereich bieten.

Der dichter der Metamorphosis wird in einen hain versetzt (v. 5): *nemus quoddam videor mihi subintrare.* man fragt unwillkürlich: warum gerade in einen hain? wenn schon eine landschaft, dann konnte doch jede beliebige gegend gewählt werden.

[1] ich citiere es nach der letzten und besten ausgabe von Bömer Zs. 56 (1919) s. 224—239.

der dichter war hier durchaus nicht an festgelegte litterarische tradition gebunden. es liegt eben einfluss von Phyll. vor. die mädchen treten dort in einen hain ein, in dem Amors thron sich befindet (str. 60): *Parvo tractu temporis nemus est inventum.* mit welchen zügen sucht nun Met. den hain zu beleben?

1. *aura susurrabat*; aus Phyll. VI 1 ist oben schon die parallele angeführt, aber auch LX 3 ist vom *ventus* die rede.

2. ausführlich sind in Met. v. 13 ff all die klänge beschrieben die im *nemus* ertönen. dasselbe geschieht in Phyll. str. 60—64. bei beiden werden *diatessaron, diapente, tympanum* und vogelstimmen (*avium vox* Met. v. 29, *avium linguae* Phyll. LXIII 1) als ursachen der klänge genannt. der vers der in Phyll. der klage Philomenens gedenkt (LXII 2—3) *Philomena, que non cessat conqueri de transacta pena* ist in Met. (v. 29—30) zu der allgemeinen wendung verwässert: *Hic auditur avium vox dulcicanarum, Quarum nemus sonuit voce querelarum.* hier klagen auf einmal alle vögel, — eine sinnlose phrase, die ihre erklärung erst durch die stelle bei Phyll. erhält. Phyll. erwähnt kurz die *armonia* der klänge (LXII 1). das ist von Met. ganz breitgetreten. der dichter erschöpft sich in fortwährenden widerholungen, nur um sie zum ausdruck zu bringen.

3. der schauplatz bei Met. verwandelt sich ganz wie in Phyll. hier gehn die mädchen in die mitte des waldes, wo Amors cultstätte ist (LXIX 1—2):

Circa silve medium locus est occultus,
Ubi viget maxime suo deo cultus.

Auch der dichter von Met. dringt in die mitte des waldes vor, aber dort findet er ein anderes landschaftliches bild (v. 33): *Nemoris in medio campus patet latus.* Met. macht den umgekehrten weg wie Phyll.: von wald zu wiese statt von wiese zu wald. aber selbst diese umkehrung ist noch eine entsprechung. und der spürbare einfluss von Phyll. geht denn auch weiter. Phyll. spricht von *odoris gratia* (LXIV 3), vorher von *mirra* und *picmentum* (LX 3), ähnlich Met. von *fragrantia* und *odoratus* (v. 35). und wider bringt Met. ein neues bild: ein stolzes schloss erschliefst sich dem auge. wir sind im heiligtum angelangt, das Amors residenz bei Phyll. entspricht. wir meinen genug musik gehört zu haben, aber darin irren wir uns. nochmals werden in zwei strophen ausführlich musikalische klänge beschrieben die im palast ertönen. das ist wider einfluss von Phyll. auch hier wird an Amors residenz musik gemacht (LXIX 4). Silen tritt mit seinem chor auf (LXX). selbst er ist bei Met. nicht vergessen. sogar worte hallen nach: *titubat* (v. 139) wie in Phyll. LXX 4; *chorum* im reim (v. 139) wie in Phyll. LXX 4. der vers bei Met. (v. 87) *vultus rutilantior rosa matutina* erinnert an gelegentliche vergleiche bei Phyll. wie (III 4) *respondent facies luci matutine* und (LVIII 4) *due celo stelle.* der versuch von

Met. das schloss zu schildern hat seine anregung zweifellos von Phyll. (LIV—LVII), vielleicht auch von Ovid Met. l. II v. 1 ff hergenommen. bei beiden ist Vulcanus als schöpfer des kunstwerks genannt. auffallend, in der sache nicht begründet ist, dass Amor bei Met. breiten raum einnimmt (v. 143—152). hier ligt, besonders deutlich, wider einfluss von Phyll. vor (LXXII bis LXXIII). dass Amor geflügelt, mit bogen und geschoss dargestellt werden muste, ergab sich als notwendig, wenn er schon erwähnt war. den gelehrten verfasser zeigt die unpoetische art, mit der er zu erklären sucht, warum Amor nudus, caecus, puer, alatus ist. diese schulmeisterei verrät einen stich ins pedantische. dabei ist dies nur eins von vielen beispielen.

Ich glaube, der vergleich ist weit genug durchgeführt, manchem vielleicht schon zu weit. aus dem beweisgang selbst geht hervor, dass die aufgezeigten übereinstimmungen nur aus einfluss des Phyllis-gedichts zu erklären sind. die Metamorphosis ist um 1150 verfasst, also ist die Altercatio Phyllidis et Flore vorher entstanden.

Der weg war etwas ermüdend, weil jedes einzelne geprüft sein wollte. es hat sich aber gelohnt ihn zu beschreiten. für zwei besonders wichtige erzeugnisse mittellateinischer lyrik ist eine verhältnismäfsig sichere chronologische bestimmung gelungen.

Jena. **Hennig Brinkmann.**

BLATTFÜLLSEL. Ein college macht mich aufmerksam auf den Jahresbericht üb. die fortschritte d. klass. altertumswissenschaft jahrg. 37 (1909) II (bd 143) s. 177 anm. 2, wo RKauer aus der Terenzhandschrift I 37 der Leipziger Stadtbibliothek ein paar mittelfränkische glossen des 11 jh.s abgedruckt hat, die Steinmeyer auch in den Nachträgen seines V bandes unbekannt geblieben sind:

Eun. 149 beneficio meo : *bit serdene minen*
174 faciam ut iusseris : *hich lazen thich serden*
654 vitiavit : *sart*
665 amatores mulierum : *serdere*
704 vitiatam : *sorden* [part. prät. ohne *ge-*!]
858 vitiare : *serden*
953 vitiavit : ///// (rasur: wahrschl. *sart* wie 654)
Ad. per. 7 vitiaverat : *sart*.

Der urheber dieser schmutzglossen folgte lediglich einem heimlichen sinnenkitzel, der ihn trieb das ihm geläufige deutsche wort für 'futuere' so oft wie möglich anzubringen. dem gleichen triebe entstammen ein paar lateinische glossaturen: Eun. 312 ubi tu nervos intendas tuos : 'ubi erigatur priapus tuus' — 881 amor valeat : 'priapus valeat' — 957 quod moechis solet : 'testiculos auferre'. E. S.

'DER MALER VON WÜRZBURG'.

Unter diesem titel kennt unser altdeutscher litteraturbestand zwei ganz verschiedene kleine dichtungen.

Zunächst eine novelle noch aus der guten epigonenzeit, ein echtes fabliau von unzweifelhaft französischer herkunft, das in der bekannten Frankfurter papierhs. Kloss nr 6 (s. Zarnckes Cato s. 162ff) aus der zweiten hälfte des 14 jh.s (bl. 26. 27), leider unvollständig, überliefert ist, und das AKeller in seinen Erzählungen aus altdeutschen handschriften (Stuttgart 1855) s. 251—259 nach einer guten abschrift Franz Roths in seiner gewohnten art schlecht und recht zum abdruck gebracht hat. in einer einleitenden anmerkung hat K. genau die gleiche geschichte bei einem italienischen novellisten des 16 jh.s, Pietro Fortini nachgewiesen, während es in Frankreich und Deutschland an irgendwie vergleichbaren parallelen fehlt — denn das 'Rädlein' lässt man doch lieber beiseite! danach hab ich im folgenden den fehlenden schluss ergänzt.

Von zwei malern, die als junggesellen in einer ungenannten stadt (255, 12) zusammenwohnen und mit ihrer kunst gemeinsam ruhm und nahrung erwerben, entschliefst sich der eine ein weib zu nehmen. die schöne und gefallsüchtige frau beginnt recht bald mit dem unverheirateten freunde ihres mannes zu kokettieren und weifs seine leidenschaft mehr und mehr aufzustacheln, ohne ihm aber avancen zu machen. da erhält der gatte einen ruf nach aufserhalb: ein reicher mann (253, 15. 254, 30), ein hoher herr (257, 17), der sieben meilen von der stadt entfernt wohnt (253, 15. 255, 13), erteilt ihm den auftrag sein haus auszumalen, gegen ein hohes (253, 19f), von ihm selbst zu bestimmendes (255, 2f) honorar. da er dem freunde — und wol auch der frau — nicht recht traut, entschliefst er sich zu einer eigenartigen sicherheitsmafsregel und weifs dazu auch sein weib zu bestimmen. er malt ihr nämlich ein lämmchen und davor ein bündel grünfutter so dicht über der scham, dass die zierliche malerei bei einem ernsthaften angriff auf ihre keuschheit unweigerlich zerstört werden muss. dann vertraut er das weibchen dem gesellen an und reist, durch dessen versicherungen einigermafsen beruhigt, ab; nach vier wochen oder etwas darüber hofft er zurückzukehren (255, 12ff). aber kaum zwei meilen weit ist er geritten, da wird das pärchen, der freund und die hübsche strohwitwe, bereits recht offenherzig, und er drängt energisch auf das letzte ziel seiner wünsche. die frau weist ihn auf die gefahr hin, welche die leicht zerstörbare malerei an heimlicher stelle verursache [aber er weifs sie mit dem hinweis auf seine eigene kunstfertigkeit zu beruhigen. so stillen denn die beiden ihr gelüste, zu widerholten malen, und das arme schäfchen wird dabei gründlich zerstört. als dann die heimkehr des gatten bevorsteht, malt der glückliche liebhaber an der alten stelle ein böckchen, dem inzwischen zwei hörner gewachsen sind — das grasbündel lässt er fort: es ist aufgezehrt. der ehemann entdeckt alsbald die wundersame veränderung und muss sich womöglich noch die erläuterung durch das kecke weibsbild gefallen lassen. er sieht sich mit der gemeinsamen kunst durch den freund betrogen und macht gute miene zum bösen spiel.]

Diese geschichte ist, soweit die überlieferung reicht, nirgends localisiert, obgleich sowol im eingang wie an späterer

stelle' (253, 13 ff. 255, 10 ff) widerholt dazu gelegenheit wäre, und es ist höchst unwahrscheinlich, dass der schauplatz etwa in dem letzten, fehlenden drittel nachgetragen war. die rote überschrift aber lautet: *Hie beginnet der maler von wirtzeburge* (!). das ist, ich muss es schon hier nachdrücklich betonen und werde demnächst ausführlich darüber handeln, kein 'titel' in unserm heutigen sinne, sondern eine stichwortartige inhaltsangabe, neben der unter umständen noch ein titel platz hätte. gerade unsere hs. bietet dafür ein deutliches beispiel bl. 28[r]: *Hie hebet sich der große rosengarte von wormse un̄ heizzet der grozze Rosengarte.* man beachte hier auch den wechsel der schreibung: nur der titel stammt aus der vorlage, nicht die inhaltsangabe!

Und ähnlich ligt es auch bei der in der vorlage ohne titel überlieferten geschichte 'von den beiden malern' — denn so müste sie nach der absicht dessen heifsen der das gedicht verfasst hat! die in der Frankfurter hs. gebotene überschrift ist die unüberlegte zutat eines schreibers, der einen würklichen reimschwank von einem Würzburger maler kannte: denjenigen nämlich welcher in jüngerer fassung in der Dresdener hs. nr 58[d] s. 232—237 als '*Von dem Maler zu Wirtzpurg*' (Keller Fnsp. III 1332), weiter in der Giefser hs. 1264 (Senck. 502) bl. 21[b] bis 23[b]: als '*Ain schöner spruch von aim Thumbrobst von Wirtzburg vnd aym maler*' (Zs. 9, 174); in der Handschrift Valentin Holls (bei Keller-Sievers s. 116): '*Ain spruch von ainem maler*'; schliefslich in der Münchener hs. cgm. 713 bl. 124—127: '*Der moler zu Wierczpurk*' überliefert und aus dieser letzten von Keller Fnsp. III 1180 ff abgedruckt ist[1].

Die schöne frau eines malers und bildschnitzers in Würzburg erregt die begierden des dompropstes und lädt ihn im einverständnis mit ihrem manne zu sich ins haus, wo sich beide einschliefsen und zunächst zu schmausen beginnen. der ehemann kommt zurück und verlangt immer heftiger einlass. der pfaffe, in höchster not, lässt sich von dem weibe überreden: er zieht sich aus bis auf die bruch, sie bemalt ihn 'gelb und rot, grün und blau' wie die übrigen 'götzen' dh. heiligenstatuen und weist ihm unter diesen seinen platz an. nun wird der mann eingelassen; er hat einen kaufkräftigen kunden gefunden und mustert alsbald sein bilderlager. vor der figur des propstes bleibt er stehn, lobt den gesellen der diesen 'götzen' so leibhaftig hingestellt habe, und will nur, aus rücksicht auf die schamhaftigkeit des andern geschlechts, eine gewisse veränderung vornehmen. die frau redet davon ab, reicht ihm aber doch das beil. da gerät der so bedrohte in todesangst: er reifst aus, und der maler eilt hinter ihm her. ein groteskes bild: der halbnackte, buntbemalte pfaffe durch die strafsen der bischofsstadt gehetzt, hinter ihm der künstler mit dem alarmruf: 'meine götzen brennen mir durch! — da vorne rennt schon einer!' schliefslich gelingt es dem dompropst sein haus zu erreichen

[1] eine zweite fassung des gleichen stoffes, ohne local, bietet der reimspruch '*Von dem maler mit der schon frawen*', von dem in der Karlsruher hs. 409 (481) bl. 132 die eingangspartie erhalten ist (gedruckt bei Keller Erzählungen s. 173—176).

und sich abzuschliefsen: er befriedigt den nun schon ruhiger um herausgabe seines entlaufenen heiligen mahnenden maler, indem er sich mit 100 pfund loskauft, und triumphierend kehrt der zu der gattin heim.

So wie das gedicht, meist unter den werken Rosenblüts, der sich aber nirgends als verfasser verrät, überliefert ist, erscheint es unbedingt als eine schöpfung des 15 jh.s und ist für den schreiber der Frankfurter hs. viel zu jung. das ganze culturbild entspricht deutlich einer jüngern zeit: der 'maler und bildschnitzer', der mit mehreren gesellen arbeitet und im eigenen wohnhaus einen ganzen vorrat von fertigen heiligenstatuen aufbewahrt, die er selbst vor aller welt blasphemisch als 'götzen' bezeichnet. aber es muss doch wol ein älteres gedicht zu grunde liegen, und gleich der eingang: *Welt ir nu swîgen unde gedagen* dürfte ihm entstammen. für diese vorlage, die recht wol ein jahrhundert älter gewesen sein mag, besäfsen wir dann bei dem rheinfränkischen schreiber des 14 jh.s ein ungewolltes zeugnis, denn für das von ihm überlieferte gedicht muss der titel 'Der maler von Würzburg' unbedingt abgelehnt werden: er bleibt hier nicht anders erklärbar als durch die gedankenlose verwertung einer litterarischen reminiscenz.

Von diesem ältern gedicht fehlt das letzte blatt mit höchstens, wenn es voll beschrieben war, 144 versen, also allenfalls ein drittel des ganzen, was meiner obigen inhaltsangabe entsprechen würde. überliefert sind 287 zeilen: aber 251, 6 und 255, 6 sind schon von Keller (als mechanische vorausnahme) gestrichen; zu 259, 18 fehlt bei K. die in der hs. erhaltene reimzeile: *Da hat er mir gestrichen M i t f a r w e m e i s t e r l i c h e n Ein schaf, dabi sin fuoder.* somit haben wir 143 reimpaare. der reim ist nach selbstverständlicher correctur der schreibung und berücksichtigung der mundart durchweg rein bis auf den fall 254, 36 f *gemâlen : faren*, den ich aber nicht zu ändern wage; denn an der bindung von kurzem und langem vocal in offener silbe ist schon nach 257, 35 f *schaden : genâden* (und wol auch 258, 12 f *zoren : gehôren*) nicht zu zweifeln, und die dehnung der kurzen stammsilbe geht bereits soweit, dass wir etwa ein dutzend dreihebige reimpaare finden, bei denen altes ◡́◡ als –́◡ gelesen werden muss: zb. 256, 18 f *Laz die rede faren, Ich wil mich wol bewaren*; 256, 22 f *Wes ich dir hie verjehen. Er sprach: 'ez muoz geschehen*; 258, 4 f *Dannen was geriden, Nit langer was gebiden*; 258, 22 ff *Mogen irgen wesen. Die frawe uzerlesen Antwurt im do wider: 'So han ich auch sider.* textentstellung ist hier nur in vereinzelten fällen möglich oder wahrscheinlich.

Schon diese erscheinung weist auf Mitteldeutschland und auf die zeit um oder nach 1300: vor dieser zeit ist auch *die werde frauwe f i n:* 255, 4 unmöglich. mitteldeutsch ist der reim *ê : æ* 251, 1 f. 252, 11 f. 255, 35 f; westmd. *iuw : ouw* in *untriuwe:*

frouwe 253, 28 f. 255, 29 f. aus dem consonantismus, der *-s* und *-ȥ* noch scharf scheidet, ist *-t- : -d-* hervorzuheben: *fuoter : ruoder* 259, 19 f, weiter *-g : -h* resp. *-ch* in *dach : gesach* 258, 14 f, *schuldich : wuldich* 257, 25 f; *-v- : -b-* in *prüeven : üeben* 252, 25 f; als mittelfränkisch *-b : -f* in *bleif : greif* 257, 7 f, *huof*[1] *: geschuof* 257, 11 f. anderseits kann nur der südliche teil des moselfränkischen gebietes in betracht kommen, gegen das ripuarische sprechen mehr oder weniger deutlich die reimformen *sol* 256, 11. 257, 19. 258, 29; *bringen* 251, 5. 256, 3; *herre* 255, 8; auch die weitgehnde erhaltung des intervocalischen *h* wäre ripuarisch kaum denkbar.

Von wortformen im reim wären hervorzuheben: *wiste* 254, 23; *hêde* (nicht *hedde*) 254, 20; dann der abfall des *-t* in der 3. p. pl.: *si betriegen* 252, 3 und wol auch *si gân* 252, 29; anderseits die 1. p. sg. auf *-en*: im reim *ich verjehen* 256, 22. *ich meinen* 259, 14 und öfter im vers erhalten (*ich fohten* 255, 28, *getruwen* 256, 10, *befelhen* 257, 23) — wider ein charakteristicum des mittelfränkischen, das freilich auch dem rheinfränkischen schreiber nicht ganz fremd war. überschiefsendes *-n* findet sich nirgends.

Aus dem wortschatz ist neben dem altertümlichen stn. *gekelle* 258, 7 (s. Mhd. wb. I 781ª) das adv. *bange* 255, 20 (23) hervorzuheben, das aufser im Karlmeinet nur erst in ostmd. denkmälern seit etwa 1300 belegt ist.

Auch der moselfränkische ursprung unseres gedichtes dürfte den 'maler von Würzburg' (den sein text ja nirgends bietet) von vorn herein unwahrscheinlich machen. ein Rheinländer hätte doch eher die alte malerstadt Köln im auge gehabt.

Ich schliefse mit ein paar notizen zur kritik wobei ich aber nicht an eine textrecension denke: 251, 1 l. *zeichen* — 252, 35 f *gesellen : 'vil stillen'* ist doppelt unmöglich, lis *stellen* (vgl. 253, 35) — 254, 14. 15 l. *füre : düre* wie 256, 33. 34 — 254, 22. 23 l. *liste : wiste* — 254, 29 l. *⟨wol ge⟩fromen* — 255, 9 l. *Mir kram die ⟨selbe⟩ botschaft* — 257, 1 streiche *al* — 257, 16 l. *So wil ich ⟨faren⟩ von hin* (oder nur *hin*) — 257, 21 l. *Aldaz ich ⟨hie heime⟩ han* — 257, 27 l. *duon dekeine die ding?* — 258, 2. 3 l. *ile : mile* — 258, 18 l. *Meinen unde minnen* — 258, 28 l. *Er jach: 'ir sprechet, ⟨frouwe⟩, wol'* — 258, 35 streiche *uch* — 259, 5 l. *Du solt ouch, ⟨frunt⟩, merken daz?*

[1] das im bairischen anders beurteilt werden muss.

Göttingen. E. S.

HROPTR RǪGNA.

In Jacob Grimms nachlass zur Deutschen mythologie findet sich die bemerkung: 'Oðinn heifst auch *Hrôptr* alte clamans vgl. ahd. *hruoft* clamor. Graff 4, 1137' (4. aufl. nachträge s. 55). nach der von EHMeyer im vorwort zu den nachträgen angezogenen äufserung Grimms aus seiner besprechung von WMüllers Geschichte und system der altd. religion (1844) in den Jahrb. f. wiss. kritik 1844 nr. 91. 92 ist es wol möglich, dass diese notiz aus den vierziger jahren stammt. in der zweiten auflage der Mythologie vom selben jahr steht sie noch nicht.

Sveinbjörn Egilsson gab im Lexicon poeticum 1860 diese etymologie mit vorbehalt: '*hroptr rögna* forte declamator, orator, praeco deorum'. — Ihm schloss sich Cleasby-Vigfússon im Icel. dict. 1874 an: 'perh. the crier of the gods, the prophet; *Hroptatýr* the crying god'. — Müllenhoff stellte DAk. V 155 den namen *Cruptorix* aus Tacitus Annalen IV 73 daneben und schloss aus ihm auf langes *o* in *Hroptr*: ahd. *hrôft*. — Gering im Vollst. Wörterbuch zu den liedern der Edda 1903: *hróptr*, redner, sprecher (?) Háv. 142; daneben *Hróptr*, beiname Odins; ebenso Glossar.

Als erster vor die öffentlichkeit getreten ist Sophus Bugge mit einer etymologie von *Hroptr*, Kuhns Zs. 3 (1854), 32 f. er leitet das wort vom stamme HRUF (*hriúfa - hrauf - hrofinn*) mit der grundbedeutung 'reiben, kratzen' ab; an. *hreyfa* = rühren, berühren, reiben; *hrufl* = cutis laesio; *hrúfa* = scabrities, crusta. 'aus der grundbedeutung 'reiben, kratzen' entwickeln sich ganz einfach die bedeutungsvariationen: verwunden, verletzen (vgl. hrufl), schaden, verderben, vernichten (wie in ahd. neizzan, skr. kshârayâmi, lat. attero u.v.a.): '*Hroptr* ist, 'der verwunder', 'der vernichter'; daher sehr passend Grm. 8 . . . *Hroptr kýss hverjan dag vápndauða vera.* in *Hroptatýr* stecke *hroptr* held (ahd. *scado*, ags. *sceaða*; Grimm Zs. 1, 79 ff).

Die von NMPetersen Nordisk Mythologi 1849, s. 157 ohne gewährsstelle angeführte gleichung *hroptr*-schwert stimme gut zu seiner herleitung[1]. in Háv. 142 sieht Bugge 'mehr ein appellativ = herr'. dieser auffassung gab er Fornkvæði 1867 durch die schreibung *hroptr rǫgna* ausdruck; in Tillæg og Rettelser sp. 395 b wurde sie unter heranziehung von ags. *Beówulf Geáta* durch den vorschlag *Hroptr rǫgna* ersetzt[2].

In Studier over de nord. Gude-og Heltesagns oprind. 1881 bis 87 s. 533 ff hat Bugge seine etymologie zu gunsten der gleichung *Hroptr-Rosterus*, *Rostarus* (Saxo)-Christus aufgegeben.

[1] sie stimmt so gut, dass *hropta Týr* ohne weiteres verständlich würde.

[2] vgl. SNordal Võluspá [Arbók háskola Islands. háskolaárið 1922—23. Reykjavík 1923] zu v. 28, 3.

Finnur Jónsson bezeichnet im Lex. poet.[2] die grundbedeutung von *hroptr* als ungewis: 'jfr. Bugge aao.; næppe af samme stamme som *hróp.* mit '*h. rǫgna,* gudernes hersker'? schliefst er sich an Bugges 'herr', mit '*Hropta-Týr* — hvor *hroptar* betyder aserne' (vgl. '*Hropta-Týr* gudernes gud'? im register s. ausg. d. Snorra Edda 1900) variiert er Bugges *hroptr*-held.

Die meisten hgg. schreiben in Háv. 142 *hroptr r.,* s. Gerings ausg. z. st.; Boer (1922) hat sich wider für *Hroptr* entschieden.

Über die quantität des *o* in *hroptr* zur zeit der dichter lässt sich nichts ausmachen; s. Bugge Studier s. 533; BKahle Sprache der Skalden 1892 s. 56 ff und AHeusler Altisl. elemb.[2] § 92 anm. 2[1]. weder gegen Grimms noch gegen Bugges ableitung lässt sich vom standpunct der lautgesetze etwas einwenden.

Zur gruppe *hreyfa* ist keine *t*-ableitung nachgewiesen, und die bedeutungsentwicklung von 'reiben, kratzen' ist nur bis 'verletzen' belegt; 'der vernichter' ist construction unter heranziehung von analogieen in andern sprachen. — Treffend würde sich neben Grm. 8 Tindr (drápa auf Hákon jarl 9, 1 f; Skjd. IA 147. B 138)[2] *Hroptr of náði val nýjum* stellen. ohne scharfe bestimmung passen in den allg. sinn stellen in denen *Hroptr* kriegerisch verwendet wird: Kormakr Sig. dr. 7, 4 *fór Hr. með Gungni*; Þórarinn Máhlíðingr Lv. 9, 1 f *Hr-s hyrskerðir*[3]; Eyjólfr Valgerðarson Lv. *verðum Hr-s at herða hljóð*; Þórðr Kolbeinsson Eiríksdr. 5, 2 *Hr-s dreyrgar toptir*-schilde und allenfalls Vsp. 62 *Hr-s sigtóptir.* — Dagegen bedeutet *Hropta-Týr* = helden-Týr (*hroptar*-götter) eine neue willkürlichkeit, und *Hroptr rǫgna* erfährt keine aus dem sinn von *Hroptr* und der so ungemein eigentümlichen und altertümlichen v. 142 der Háv. erwachsende erklärung. grade den beiden eigenartigsten verwendungen des wortes *hroptr* tut Bugges etymologie also nicht genüge.

Grimm kann sich für seine etymologie auf das vorhandensein des masc. *a*-stammes ahd. *hruoft*, pl. nom. *ruofta* (Notker) berufen. von hier aus wäre *hropta-Týr* 'Týr der rufe' grammatisch und nach skaldischer regel ohne weiteres erklärt. aber der sinn?

Hroptr setzt ein nomen agentis voraus[4]. vgl. die sammlung mit *-to* gebildeter adjectiva und substantiva bei Torp Inn-

[1] Sievers PBBeitr. 18, 140 anm. 3 gegen Müllenhoff aao.

[2] EAKock Notationes norrænæ (1924) § 436 construiert *Hroptr hjaldrskýja* . . . der bau in Skjd. ist gewis schlimm, aber Kock trifft kaum das richtige. Meifsner in s. Kenningar führt keine Oðins-kenning mit schildbestimmung an. O. trägt den speer. zudem würde *Hr. hj.* als kenning 'krieger' bedeuten. vorläufig muss es also bei Skjd. bleiben.

[3] EAKock aao. § 375 *hurðsk.*

[4] sehr alte bildungen mit -t-suff. und persönl. bedeutung bespricht Wilmanns Dtsche gramm. II § 255, 5.

leiding til gamalnorsk ordbok; II Gamalnorsk ordavleiding (1909) § 27; über ihre trans. und intrans., act. und pass. bedeutung s. Falk Die nomina agentis der altn. sprache, PBBeitr. 14, 3. ich hebe aus Falks sammlung *hljóðr* 'still, stumm, wortkarg' hervor und stelle composita wie *snjall-mæltr* 'beredt', *dauf-heyrðr* 'schwerhörig', *bæn-heyrðr* 'bitten zu erhören geneigt' als bildungs- und bedeutungsverwant daneben; s. Falk aao. abschn. VIII. ohne zweifel ist *hroptr* 'einer, der rufen kann, ruft; rufer' nach bildung und bedeutung als unanfechtbar anzuerkennen. da die bildungsweise mit *to*-suffix infolge der mannigfaltigen gestaltung des dentals in den germ. sprachen früh ihre fruchtbarkeit verloren hat, bedeutet an. *hrópa*, *hræpa* 'verleumden, schmähen', keinen einwand. *hroptr* 'rufer' ist älter als die isolierung dieser bedeutung im nordischen.

Für die herkunft des namens *Hroptr* denke ich nun nicht an eine kurzform zu einem namen wie *Cruptorix* [1], sondern an erstarrung des nom. agentis in bestimmten verbindungen, greifbar in *hropta-Týr, hroptr rǫgna.* es verlor seinen sinn, weil *hrópa, hræpa* an. den sinn 'verleumden, schmähen' annahm, und konnte nun inhaltlos als eigenname verwant werden.

Um die bedeutung von *hroptr* zu ermitteln, scheint es methodisch richtig, zunächst nach der von ahd. *hruoft* zu fragen.

Notker Boetius de consol. III 29 (Piper I 142, 20 f): Unde enim forenses querimoniȩ? *Uuánnân chóment anderes. díe dínglichen chlágâ? únde díe dínglichen rûofta* [2]*?* Notk. gebraucht sonst *chlága* ohne zusatz für gerichtliche klage, zb. (Piper) s. 58, 11 f; 59, 12 f; 64, 17. 19. er überbestimmt um der deutlichkeit willen, an der ihm ja, wie die zwiefache übersetzung zeigt, sehr viel ligt, den ausdruck. dasselbe wird für *rûoftâ* gelten, das nicht für sich als gerichtsklage vorkommt. für diesen aus der sprache schwindenden terminus technicus wird der zusatz *dínglich* vielleicht um des verständnisses des wortes selbst willen nötig gewesen sein. trug *rûoftâ* neben clamor nur die bedeutung von *ruafti* — querolas cod. Oxoniensis Jun. 25 (Steinmeyer-Sievers I nr. LIX s. 364, 7) in übersetzung von Num. 14, 27 'Usquequo multitudo haec pessima murmurat contra me? querelas filiorum Israël audivi' (= *chlaga* Notk. Boe. Piper s. 63, 24), so konnte es nicht willkürlich durch den zusatz von *dínglich* zum forensischen ausdruck gemacht werden.

Die gerichtliche bedeutung 'klage' gehört in den gröſseren kreis des wortes 'rufen' als terminus technicus forensischen gebrauchs, der durch mhd. *beruofen* — beschreien, anklagen; *ruo-*

[1] diesen namen nehmen Holder Altcelt. sprachsch. I 1179; RMuch PBBeitr. 17, s. 212; Kauffmann ebda 18, s. 140 mit langem *ō* für germanisch; Schönfeld Altgerm. personen- und völkernamen zweifelt: **Hrupta-riks* zu an. *Hroptr*.

[2] Kelle WSB. 109 s. 280: mit fälschlicher länge auf der endung.

funge — clamor, vocatio (aus stadtrechten und chroniken, s. Lexer), *gerüefte* (gerücht) und *mordruf* (s. Grimm Rechtsaltertümer s. 876) bezeichnet wird. sie besagt ein anrufen höherer, ursprünglich mythischer mächte, dass sie rächen, richten; sie besagt im grunde ein beschwören.

Der ahd. Isidor (Weinhold s. 29, 19): Venite, laudemus dominum, jubilemus petrae Jhesu nostro; *Quhemet endi lobêmês druhtin, in hruofte singhemes gote unseremu Jhêsuse.* — Notker Ps. 64, 14 (Piper II 246, 1—3) Clamabunt etenim ymnum dicent; *Siê ruôfent. Vuaz ist der ruôft? Lóbegesáng singent siê Gote.*

Mhd. tritt *ruof* an die stelle von *hruoft*; vgl. Wackernagel Gesch. d. d. lit. § 76 1. aufl. 1848 s. 263 anm. 14; s. 265[1]. '. . . leis und leich . . . mit heimischem namen, jedoch seltener, sagte man *ruof*'; folgen in anm. 28 belege. s. ferner die beispiele im Mhd. wb. *ruof* 3 'name für eine dichtungsart, gebetlied, gesang, der von der menge angestimmt ward'; Lexer Hwb. *ruof* 'gebetlied'; DWb. s.v. *ruf* B b γ und *ruoft* (*wâfenruof*) als kampfruf (s. Lexer und Ehrismann Gesch. d. d. lit. I 26 f *wîcliet*); dazu *betelruof*, *drouweruof*.

Hruoft als mordruf, gerichtsklage und als cultischer gesang ist heidnischem sprachgebrauch und heidnischem vorstellen und denken entnommen. beide bedeutungen wurzeln darin dass sich der rufende mit höheren — mythischen — mächten in verbindung setzt; er ruft sie, singt sie an, um auf sie einzuwürken. sie werden nach rufen im ahd. und älteren mhd. (s. Heyne Dwb. *rufen* II 2) nicht im acc. der angerufenen person genannt; auch im got. fehlt nach *hropjan* dieser acc.; im anfr. tritt er einmal auf, Ps. 55, 10. dagegen folgt im got. auf *hropjan* der inhalt in directer rede: Mk. 15, 13; Gal. 4, 6 (*κράζειν*); Lk. 18, 39 (*βοᾶν*); Joh. 11, 43 (*κραυγάζειν*). man klagt, singt etwas den mächten, man beschwört sie.

Nun wird Otfrids *anahruofti* III 10, 2. 4; 20, 32 für das flehen des cananäischen weibes zu Jesus (Mt. 15, 21 ff; Mk. 7, 26 ff) und des blindgeborenen bettelrufe an die vorübergehnden (Joh. 9, 8) zum mindesten unter mitklingen des sinnes 'beschwörung' verständlich.

Auf ags. seite steht die übersetzung von Luk. 11, 8 'propter inprobitatem surget' durch *for hys onhrōpe hē ārīst* (und Cook Biblical Quotations II in Suppl. to Ælfrics homilies s. 164, 3). die vermutung, dass hier durch individuelle übersetzung von inprobitas (*ἀναιδία*) der vorgang der situation, das eindringliche bitten, 'das unverschämte geilen', anschaulich widergegeben wird, schliefst die stellung der übersetzer, das auftreten des gleichen ausdrucks für das gleiche wort und ereignis in Ælfrics homilien (s. Thorpe I 248, 32 *for đæs ođres onhrope*) und die übersetzung

[1] 2. aufl. s. 337. 339.

von 'nimietatis eius taedio affectus' durch *mid gedrefednysse his swiðlican onhropes*[1] in den dialogen Gregors I cp. XXV (26) (ed. Hecht s. 156, 6) aus. der sinn *onhrōp* — inprobitas, nimietas (Bosworth-Toller, Suppl. *georn-ness* 1 a ill-timed assiduity, importunity) unverschämtheit, aufdringlichkeit wird aus der nachbarschaft von *onhrōp* mit beschwören zu erklären sein. in der Benedictiner-regel cp. LII (ed. Schröer, s. 81; ASchröer Winteney version der reg. s. Ben. s. 104 : 105) wird die als improbitas bezeichnete durchbrechung des schweigens ebenfalls mit *onhrop*, *onrop* übersetzt. es ist ungebührlichkeit, die auf mangel an achtung vor dem gebetsbedürfnis der brüder (schwestern) beruht, 'schamlosigkeit'. *onhrop* erscheint hier in stark abgeschwächtem sinne.

In der widergabe des beschwörungsrufes Jesu φωνῇ μεγάλῃ ἐκραύγασεν· Λάζαρε, δεῦρο ἔξω Joh. 11, 43 durch got. *hropida*[2], ahd. *riof* (Tatian, clamavit; Sievers s. 203) und as. *hriop* (Hêliand 4098) wird mehr verständnis für den ursprünglichen sinn, als wir es der handlung entgegenbringen, und dekkung des sinnes stecken.

Aus dieser bedeutungssphäre von 'rufen' wird nun die an. bedeutung von *hrópa, hrœpa* klar. das gesprochene wort ist ein würkendes ding. schmähung war nicht blofse verbalinjurie, sondern grenzte an würkende verwünschung, sollte und konnte eine sein, vgl. Ld. cp. 51, 5—7. die verwendung des wortes *armr* zeigt deutlich die beiden seiten des sinnes. im heutigen 'verflucht' haben wir sie auch, vermutlich mit schwächerer vorstellung auf der verwünschungsseite. Þórðr Kolbeinsson beantwortet Bjǫrns *hróp* mit *siti hann vesalstr maðr*, Lv. 8 (Skjd. I B 208), Harð. s. cp. 9 geht Grímkels ausdruck *hróp* auf die angenommene tötung seiner frau und die übersendung ihres kindes durch Torfi, also auf realinjurien (Lv. 4 Skjd. II B 477). — Vor *hrópa, hrœpa* 'verleumden, schmähen' lag ein 'böses wünschen'; dabei rief man mächte an[3].

Ags.: Ps. 68, 20 (Vulg.) tu enim scis improperium meum übersetzt der Lambeth-psalter (ed. ULindelöf s. 107) *þu canst mine hosp l. min onhrop*[4]. der Cambridge psalter (ed. Wildhagen) und der Vespas. Ps. (ed. Sweet) setzen *edwit*, der altengl. Regius-ps. (ed. Roeder) *hosp*. der sinn ist 'schande, schmach, ehrlosigkeit'. damit tritt im ags. der an. sinn von *hrópa, hrœpa*, *hróp* schmähen, schmähung in der bedeutung des ergebnisses

[1] so hs. H. hs. C *mid unluste his swiðlican geornesse.* ein mönch setzt durch unablässiges, eindringendes und unverschämtes bitten bei seinem oberen durch, dass er ihn aus dem kloster entlässt; also die situation von Lk. 11, 8.

[2] vgl. ESchröder Zs. 37, 262 über got. *siggwan*.

[3] mhd. *beruofen* 'tadeln, schelten' wird denselben weg gegangen sein.

[4] Bosworth-Toller: '*onhrôp* II abusive language, reproach'.

'schande, ehrlosigkeit' auf. die entwicklung dürfte denselben weg gegangen sein.

Nach diesem befunde sind wir berechtigt zuzusehen, ob im an. *hroptr* der sinn 'beschwören' stecken könne. die sicherste antwort ist vom context, in dem die offenbar altertümlichen verbindungen *hroptr rǫgna* und *hropta Týr* gebraucht werden, zu erwarten.

Háv. v. 80 und 142 gehören stilistisch und inhaltlich aufs engste zusammen. sie entstammen einem lehrgedicht über runenforschen[1], das sich der stilform des zaubers bedient (häufung von variation und parallelismus). es handelt sich in ihm um einen vorgang dem Germ. c. 10 geschilderten äufserst verwant: runen die man nicht durch menschliches vermögen bestimmen kann, werden unter sacralem schweigen aus dem schofse höherer mächte durch magische handlung heraufgeholt. der Eggjumstein zeigt uns nach MOlsens deutung, die bisher weder gestürzt noch durch eine concurrierende[2] bedroht ist, einen solchen runenzauber in übung am ende des 7 jh.s. durch den gegenstand der lehre werden wir also in den gedankenkreis des Magiers, der auf mythische mächte würkt, sie beschwört, gezogen. v. 142 gibt zur nachdrücklichen darstellung der kraft der runen, die sie verheifst, eine schilderung ihrer ersten hervorholung durch Oðin[3]: *er fáði fimbulþulr ok gørðo ginnregin ok reist hroptr rǫgna.* diese handlung wird genau gedeckt durch den bericht des meisters auf dem Eggjum-stein: er hat zuerst den stein mit blut begossen, dann sind infolge des schütterns des steins auf der fahrt gegen die schlittenpflöcke die runen 'heraufgekommen', und endlich hat er sie geritzt. Háv. 142 gibt das mythische spiegelbild des ritus.

Oðin als *fimbulþulr* zaubert, beschwört runen herauf. die mächte die sie würklich schaffen, werden auf dem Eggjumstein nicht genannt, wol aber v. 142: *gørðo ginnregin.* und dann heifst Oðin *hroptr rǫgna.*

Wer sind *ginnregin* und *rǫgn*[4] hier? nach Lex. poet.[2] sollen *ginnregin* die Vanen sein, weil sie Alv. v. 20. 30 an der Vanenstelle stehn. aber v. 10 finden wir *uppregin* (doch wol gleich *ginnregin*) neben *æsir* und *vanir.* Hym. 4, 2f ist *mærir tívar ok ginnregin* als variation zu verstehn. die Vanen treten trotz ihrer

[1] s. ESchröder Über das spell aao. bes. s. 257ff; RMeifsner Ganga til fréttar Z. d. ver. f. volkskde 27 u. vf. ebda im nächsten bande (1925).

[2] EBrate Arkiv 38, 206—212.

[3] auch darin wird der stil des echten germ. zaubers gewahrt, dass der dichter sich auf die jenseitige analogiehandlung beruft.

[4] die annahme einer *-un*-bildung empfiehlt sich m.e. angesichts von *rǫgnir* mehr als die ableitung von *regin* unter aufbietung mehrerer analogiebildungen, Noreen Aisl. gramm.[4] § 362 anm. 2. s. Grimm D. myth. s. 22.

weisheit nicht in besonderer verbindung mit Runen auf. *regin* sind die persönlich vorgestellten götter[1]. — Was aber soll Vm. *Fiǫlđ, ek fór, fiǫlđ ek freistađa, fiǫlđ ek reynda regin?* götter hat Ođin doch nie auf seinen fahrten erprobt. er setzt diese bedeutenden worte dem ausspruch des riesen v. 43 entgegen:

Frá iǫtna rúnom ok allra gođa
ek kann segia satt,
þvíat hvern hefi ek heim um komit;
nío kom ek heima fyr Niflhel neđan . . .

Óđin muss etwas ähnliches meinen, etwa seine fahrt zur erwerbung des dichtertranks und seine runenwerbung, seinen handel mit Mímir. *regin* = götter führt hier irre. es bedeutet allgemeiner gewalten die ihm, Óđin, gewachsen scheinen könnten, und mit ihrer vielgestaltigkeit wird die vorstellung *regin* verschwommen.

Hákm. 18 b *es Hákon bádu heilan koma ráđ ǫll ok regin.* die götter sind gemeint, aber die verbindung *ráđ ok regin*[2] weist auf eine alte sterbende formel, die von bestimmenden mächten spricht, die sich mit 'den göttern' nicht decken. — Ǫlkofra þáttr 20, 2 f (ed. Gering): *þat er satt at segia, at sia mađr hefir allmiog dregit bust ór nefi *oss, enda mælir rán ok regin viđ oss a sogurt ofan. rán ok regin* entspricht *ráđ ok regin*; *rán*[3] steht in gramm. wechsel mit *regin*, vgl. got. *rahnjan* (Kauffmann, Zs. f. d. ph. 49, 48 anm. 4) und *garehsns* *προϑεσμία* (s. Feist Et. wb. d. got. sprache): 'und ruft himmel und hölle gegen uns auf, lässt alle teufel gegen uns los'. diese altertümliche, nur in einem falle belegbare verbindung stellt einen ganz starken fluch dar. sie gehört ins zauber- und beschwörungswesen und stellt *regin* und *rán* sicher nicht als die götter des nordischen olymps vor. — Aisl. *ragna* 'zaubern', m. dat. der person 'verzaubern' (s. Fritzner) ist von der verbindung *rán ok regin* nicht zu trennen; es ist *mæla r. o. r.* und wird zu *regin* wie *magna* zu *megin* gebildet sein[4]. zu grunde ligt nicht *regin* 'götter', sondern 'zaubermächte', denn dass *ragna* christliche bildung ist, glaube ich nicht.

Die angeführten fälle zeigen m.e. zur genüge, dass vor

[1] zuletzt Sturtevant A study of the old norse word 'regin' im Journ. of Engl. and germ. philol. XV s. 251 ff.

[2] vielleicht bedeutet *ráđ ok r.* einen ersatz des unverständlich werdenden und wol anstöfsigen, jedenfalls nicht für 'götter' verwendbaren ausdrucks *rán o. r.*

[3] Gering aao. im Glossar: 'Rán, die meeresgöttin, Ægirs gemahlin'. Fritzner III 32 a neigt zur selben auffassung; Cleasb.-Vigf. 'r. o. r. a form of oath'.

[4] SBlöndal, Islandsk-dansk ordbog II gibt *ragn* (*-s*) n. banden; *ragna* (*a*) verb. trans. med dat. og. verb. intr. bande, skælde; *r. e-m* forbande en; *r. e-u* skælde og smælde over n-t; in I *blóta og r.* lyne og bande.

regin = götter eine ältere bedeutung 'beratende und bestimmende mächte' ligt, von den göttern dadurch unterschieden, dass ihnen nicht die art und der grad der persönlichkeitsvorstellung eignete wie ihnen. über deren grad wird sich genaues nicht ausmachen lassen; vgl. Mogk Grdr. § 36 *nornir, urđr, mjǫtuđr, regin,* der s. 282 von einer älteren 'menge der schicksalsgeister' spricht, während RMMeyer Altgerm. rel.gesch. s. 154 von dem 'überall vorhandenen abstracten begriff des schicksals ausgehn' zu müssen glaubt.

Mit solchen *ginnregin* und *rǫgn* hat der *fimbulþulr* und *hroptr* Óđinn in Háv. 142 zu tun.

Nun fällt *hroptr rǫgna* Háv. 142 als 'beschwörer der mächte', nämlich der ganz grofsen mächte, die die Runen geschaffen haben, von selbst heraus. ihnen ringt Ođin sie durch sein *fá* und *þylja* ab. *hroptr* ist ein parallelausdruck zu (*fimbul*)*þulr*.

Háv. 160 . . . *þióđrørir, dvergr fyr Dellings durom:*
afl gól hann ásom, en álfom frama,
hyggio hropta Tý.

die v. teilt eine der vorstellungen über die erwerbung der weisheit (wissenskraft) durch Óđin, die im nordischen altertum auftreten, mit. MOlsen Eggjum s. 129, stellt *þióđrørir* mit recht neben *Míms hǫfuđ.* volles verständnis der v. geht uns zwar ab. die fügung *hyggio hropta Tý* aber redet verständlich: Óđin braucht *hyggia* besonders zum erwerben und verwerten der Runen (wie die menschen auch). Sdr. 13, 4—6 von Runen (infolge zufälliger zusammenstellung von *hugrúnar*):

þær of réđ, þær of reist,
þær um hugđi hroptr.

da steht der stamm von *hyggia* zum zweiten mal in verbindung mit *hroptr.* als *hroptr* 'beschwörer' braucht er *hyggia. hropta-Týr* ist der 'Týr der beschwörungen' — dann müssen wir *hroptr* als nom. agentis und actionis annehmen, wogegen nichts spricht — oder 'der Týr der beschwörer' — dann haben seine menschlichen nacheiferer auch *hroptr* geheifsen, wogegen sich auch nichts sagen lässt; vgl. *þulr—fimbulþulr* mit *hroptr—hropta Týr* (*Hroptr*).

Kiel. **Walther Heinrich Vogt.**

IVAIN IM TORVERLIES.

Im Anzeiger XLII (1923) 114ff hat Hermann Schneider meine Forschungen zur Artusepik I: Ivainstudien, Halle 1921, zum gegenstand einer ausführlichen kritik gemacht, deren ergebnis ist, dass meine arbeit trotz der aufgewandten sorgfalt 'gänzlich verfehlt' sei und 'die untersuchung über das verhältnis des Mb zu Chr. und die herkunft der Yvainfabel ohne allen zweifel noch einmal und besser gemacht werden muss'.

Zu solchem urteil gelangt der herr recensent, obgleich er sofort auf der ersten seite erklärt, dass er sich 'bereits vor der lectüre der Z.schen ausführungen mehr der ansicht derer zuneigte, die die Mabinogion nicht mit Förster als abklatsch der romane Chrestiens, sondern als selbständige zweige am baume der keltischen sagendichtung ansehen', also eben der ansicht, die zu einer zeit als die Förstersche auffassung in Deutschland so ziemlich zur alleinherschenden geworden war, für den Erec zuerst wider durch die Rostocker preisschrift von Edens, Erec-Geraint (1910) mit entschiedenheit verfochten wurde, die vor der hier gegebenen widerlegung der dissertation Othmers überhaupt nicht discutabel war und die auch für den Ivain als die richtige zu erweisen eben der hauptzweck meiner in rede stehnden untersuchung gewesen ist. jedoch Sch. ist, so hören wir, durch meine darlegungen in seiner stellungnahme eher wider wankend geworden: er glaubt auch jetzt noch, 'dass diese ansicht sich halten lässt', aber — trotz meinem buche!

Das klingt sehr schlimm! indes: audiatur et altera pars!

Es ist nun nicht meine absicht, hier in eine antikritik der Sch.schen darlegungen überhaupt einzutreten, da sie einen erheblichen raum fordern würde, auf den ich als romanist in dieser germanistischen zeitschrift keinen anspruch erheben möchte. vielmehr will ich mich zunächst darauf beschränken, die völlige unhaltbarkeit der gegnerischen argumentation darzutun, soweit sie die allein eingehnder behandelte episode von Ivains einschliefsung im torverlies betrifft.

Ich habe diese episode auf vollen 15 seiten mit besonderer ausführlichkeit besprochen, weil sie mir ein geradezu schlagendes argument für die unabhängigkeit des kymrischen prosamärchens von Chrétien zu bieten schien, und es mir deshalb darum zu tun war, über sie ein für allemal volle klarheit zu schaffen. trotzdem ist es mir also nicht gelungen meinen herrn recensenten zu überzeugen!

Die erzählung Chrétiens ist in kürze diese:

Nachdem es Ivain gelungen ist, an der zauberquelle Esclados li ros, dem gemahl Laudinens, eine tötliche kopfwunde beizubringen, wendet sich dieser zur flucht, Ivain folgt ihm und bleibt ihm dicht an den fersen. sie erreichen Esclados *chastel*, dessen brücke sie niedergelassen und dessen tor sie offen finden. (ich bemerke gleich, dass

unter diesem 'chastel' nicht eine burg in unserem sinne verstanden werden kann, denn wir hören nachher von den strafsen, durch die die beiden reiten, und v. 1280 wird das *chastel* als *vile* bezeichnet. es handelt sich also vielmehr um eine von wallgraben und mauer umgebene gröfsere siedelung, um einen burgflecken. ebenso wie zb. im Erec beim 'chastel' Brandigan v. 5493 ff, in dem nach v. 5528 mehr als zweitausend menschen wohnen.)

Sie kommen dann an das tor des palas, *palais*, welches 'hoch und breit' ist, aber nur einen engen eingang hat, ein tor also bei dem man, wie schon Förster (gr. Ivain, anm. zu v. 907) richtig erklärt, 'nach belieben das ganze tor oder das schmale pförtchen darin (930) öffnen konnte'. (s. die abbildung eines solchen tores in Ivano in Welschtirol bei Piper Burgenkunde, 4. aufl. s. 300, nr. 222, und eines ähnlichen in Hornberg ib. s. 450, nr. 443; P. bemerkt, die kleine tür werde wol 'nadelöhr' oder 'katzenloch' genannt). dieser enge eingang nun wider kann ohne lebensgefahr nur genau in der mitte in der breite eines fufspfades passiert werden: zu beiden seiten der wegmitte sind unter brettern (s. v. 942) schlagfallen verborgen, die beim betreten der bretter sofort einen mechanismus in tätigkeit setzen, der auf den passanten blitzschnell eine schwere, mit haarscharfer eiserner schneide versehene falltür herabsausen lässt[1]. Esclados hält die richtige mitte ein, dagegen tritt Ivains ross daneben, und die 'wie ein höllischer teufel' niederfahrende tür schneidet sattel und pferd dicht hinter dem reiter mitten durch. ein ebensolches tor befindet sich auf der gegenüberliegenden seite des durchgangsraumes, welches sich, nachdem Esclados es passiert hat, schliefst, sodass nun Ivain sich zwischen den beiden toren gefangen sieht. der raum wird dann v. 963 ff als ein kunstvoll ausgeschmückter saal geschildert und v. 1073 hören wir, dass sich in ihm auch bänke und betten befinden. nun erscheint durch eine kleine seitentür Lunete, die sich dem helden hilfreich erweist.

Schneider macht mir nun hier zum vorwurf, dass ich die erwähnung des fufspfades, *santier,* dahin misverstanden habe, dass es sich um einen fufspfadschmalen torweg handle, und er illustriert meine angebliche falsche auffassung durch eine besondere zeichnung. es ist mir aber gänzlich unverständlich, wie mein herr recensent zu dieser vollkommen irrigen auffassung gelangt sein mag, denn von einem fufspfadschmalen torweg ist doch in meinen ganzen ausführungen auch nicht mit einer silbe die rede! dagegen hat augenscheinlich Sch. selbst Chr.s beschreibung des tores und seines mechanismus misverstanden, denn er bemerkt s. 117: 'der durchgang [durch die pforte] ist so schmal wie ein begangener fufspfad', und findet s. 118 'den vergleichenden hinweis auf einen *santier*' 'seltsam ungeschaut'; er bezieht ihn danach offenbar auf die breite des schmalen eingangs, es handelt sich aber vielmehr, wie oben dargelegt, um die breite des raumes zwischen den beiden die schlagfallen verdeckenden brettern am boden des tores, s. v. 929 *Et tot anmi a droit conpas Estoit si estroiz li*

[1] dies die unzweifelhaft richtige deutung der stelle, die schon Förster, gr. Ivain, anm. zu v. 921 f gegeben hat.

trespas, Con se fust uns santiers batuz, wo nach *anmi* aus v. 922 zu ergänzen ist: der *dui trebuchet*, zwischen den beiden schlagfallen! der hinweis auf den *santier* ist also durchaus nicht 'ungeschaut'. die vorstellung eines torwegs von der breite eines fufspfades, die mir Sch. misverständlich unterschiebt, wäre ja geradezu unsinnig, denn da das grofse tor, in welches das kleine eingeschnitten ist, als 'hoch und breit' bezeichnet wird und dieses doch auch bestimmt ist geöffnet zu werden, so muss natürlich der torweg zum mindesten die gleiche breite haben: er kann auch breiter gedacht werden, aber doch niemals schmäler, so schmal wie ein fufspfad!

Im gegensatz zu dem was Sch. aus meiner doch ganz unmisverständlichen darstellung herauslist, habe ich die localität vielmehr genau so beurteilt wie alle die sich vor mir mit dem Ivain befasst haben — auch Hartmann und der verfasser der an. saga! —, indem ich annehme, dass Ivain nach passieren des engen tores sich unmittelbar in der torhalle befindet, dem raume, welcher durch das erdgeschoss des palas hindurchführt[1].

[1] Sch. meint hier, Hartm. habe 'des unanschaulichen *santier* wegen' Chr.s darstellung 'geschickt und knapp gebessert'. aber H. hat gar nichts geändert, als dass er die enge des eingangs schon auf die strafse übertragen hat, welche zu demselben führt, 1075: *Nu was diu burcstrâze Zwein mannen niht ze mâze,* eine änderung die doch gewis nicht eben geschickt genannt werden kann; im folgenden unterscheidet sich seine erzählung von der seiner vorlage nur darin dass er den mechanismus der falltür nicht so genau beschreibt wie Chr., sondern sich allgemeiner ausdrückt. — Was den sagamann betrifft, so bemerkt Sch., seine vorstellung entferne sich von dem bilde das Chr. entworfen hat, indem seine zweite tür, bei Chr. und Hartm. ein ausgang, auch ein eingang sei, 'offenbar in innenräume des palastes'. in würklichkeit stimmt die darstellung der saga vielmehr genau mit Chr. überein: 'aber dicht dabei war ein grofses tor [nämlich das zweite, hintere tor], und es war eine starke tür davor. durch dieses tor ritt der ritter ein, und als er hineingelangt war, schloss sich wider das tor hinter ihm'. natürlich ist dieses zweite tor keineswegs der eingang in innere palasräume, sondern, genau wie bei Chr., in den hof der innenburg des *chastel*, von welcher der palas einen teil bildet, oder in den hof des palas selbst. somit weicht weder Hartm. noch die saga in der auffassung der localität irgendwie von Chr. ab, und die bildliche darstellung der angeblichen auffassung des sagamannes welche Sch. gibt — freilich unter beifügung eines fragezeichens —, ist ebenso unzutreffend wie die der meinigen.

S. 125 anm. 1 behauptet Sch. dann, das Mb. habe im unterschiede von Chr. hier die gleiche vorstellung wie die saga: 'die 2. türe, an der das fallgatter niedergeht, ist für beide die eingangstür zu inneren palasträumen', und er sieht darin einen beweis, dass der zufall 'oft merkwürdige übereinstimmungen in ganz unabhängigen bearbeitungen derselben vorlage' zuwege bringe. indessen ist auch im Mb. von solchen innenräumen des palas durchaus keine rede. die fragliche stelle lautet, Loth s. 19: 'La porte intérieure fut fermée, de sorte qu'Owein ne pouvait s'échapper'. das tor wird als 'inneres'

Ich habe nun die vollkommene unmöglichkeit der einer deutlichen anschauung entbehrenden localschilderung hervorgehoben welche Chr. hier gibt — und ebenso Hartm. und die saga —, indem er die torhalle, durch die der reit- und also natürlich auch der fahrweg hindurchgeht, beschreibt als einen 'saal' mit schön verzierter decke und bemalten wänden, in dem sich überdies bänke und betten befinden, der also auch als schlafsaal zu dienen bestimmt war. auch Förster, kl. Ivain[4], anm. zu v. 963—66, ist es ja nicht gelungen, mit der schilderung des französischen dichters ins reine zu kommen, und OPiper, an den er sich gewandt hat, ist nicht imstande gewesen, ihm eine analoge örtlichkeit in irgend einem mittelalterlichen burgenbau nachzuweisen, — dass F.s hinweis auf die ruine Rothenburg — nicht Rothen berg, wie F. druckt! — nicht fördert, habe ich s. 257 gezeigt.

Ich habe demgegenüber nun weiter aufmerksam gemacht auf die völlig klare und einwandfreie darstellung, welche an dieser stelle übereinstimmend das kymrische Mb. und die nachgewiesenermaſsen groſsenteils auf Hartm.s Iwein beruhende Ivainbearbeitung des bayrischen malers Füetrer bieten, die doch unter einander in keiner directen beziehung stehn können, und ich habe auf grund der erwägung, dass ihre genaue übereinstimmung unmöglich durch rein zufälliges zusammentreffen bei abänderung der ihnen befremdlich erscheinenden darstellung Chr.s, bezw. der mit diesem genau übereinstimmenden Hartmanns — Füetrer! —, erklärt werden kann, die schlussfolgerung gezogen, dass Mb. wie Ft. hier in letzter linie auf eine gemeinsame quelle zurückgehn müssen, die inhaltlich von Chr. und H. abwich; ich habe weiter aus der tatsache, dass die im Mb. und bei Ft. vorliegende fassung unserer episode gegenüber der unverständlichen darstellung Chr.s und H.s vollkommen sachgemäſs und verständlich ist, geschlossen, dass ihre fassung die ursprüngliche ist und ihre letzte gemeinsame quelle vorchrétiensch war, dass die von ihnen gegebene darstellung auch in Chr.s unmittelbarer oder mittelbarer quelle vorhanden war und von Chr. selbst oder schon von seinem unmittelbaren vorgänger entstellt wurde, sei es infolge einer in der benutzten hs. entstandenen lücke, oder sei es, wenn die überlieferung eine mündliche war, infolge von erinnerungstäuschung des nacherzählers.

Ich gebe nachstehend in paralleldruck, was die drei texte erzählen, nachdem sie die einschlieſsung Ivains zwischen den beiden falltüren berichtet haben:

bezeichnet in dem gleichen sinne in dem die saga von einem 'hineinreiten' spricht: es führt in den burg- oder palashof!

Mit dem angeblichen merkwürdigen zusammentreffen zweier bearbeiter bei abänderung der gleichen vorlage ist es also auch nichts.

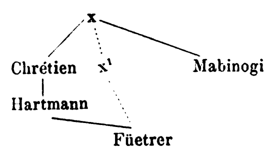
Chrétien.	Mabinogi.	Füetrer.
Ivain befindet sich in einem saal, dessen decke geschnitzt und mit vergoldeten nägeln geschmückt ist und dessen wände in trefflicher arbeit mit kostbaren farben bemalt sind. Durch eine kleine tür tritt aus einem zimmer neben dem saale Lunete, die Ivain einen unsichtbar machenden ring reicht und ihm zu essen bringt. als die ritter des schlossherrn durch beide tore hereinkommen, vermögen sie Ivain nicht zu finden. der zug mit der leiche des Esclados nimmt durch den saal seinen weg, die wunden des toten beginnen wider zu bluten, ein beweis dass der der ihn erschlug sich in dem gleichen raume befindet; erneutes vergebliches suchen der mannen nach Ivain. Lunete führt diesen an ein kleines fenster, durch das er den zug, nachdem er passiert ist, weiter beobachten kann. die beiden tore sind offen geblieben, sie werden erst wider geschlossen, als Laudine, die witwe, in den palas zurückgekehrt ist, v. 1516ff. Lunete führt Ivain nun in das anstofsende zimmerchen und sorgt für ihn auf jede weise.	Von einem saal und einer ausschmückung des raumes ist nicht die rede. Owein erblickt durch die fuge der tür Lunet, die auf ihn zukommt und ihm einen unsichtbar machenden ring reicht: mit seiner hilfe soll er, wenn die schlossleute kommen und nach ihm suchen werden, aus der torhalle entfliehen sie zeigt ihm einen in der nähe befindlichen steinblock — *montoir* —, bei dem er sie erwarten soll, er soll ihr als zeichen seiner anwesenheit die hand auf die schulter legen und ihr dann folgen. Als die hofleute zum tore hereindringen, verfährt Owein wie Lunet ihm geheifsen. diese geleitet ihn in ein grofses, schönes zimmer, dessen ausschmükkung ähnlich geschildert wird wie die des saales bei Chrétien. hier bringt Lunet ihm ein köstliches abendessen mit den herrlichsten getränken, hier schläft er dann die nacht über und von hier aus sieht er denn kurz nach tagesanbruch den grofsartigen leichenzug mit an. Die bahrprobe fehlt.	Saal, ausschmückung nicht erwähnt. Lunet tritt durch eine kleine tür herein, sie reicht Iban einen unsichtbar machenden ring, dann führt sie ihn sofort [offenbar durch die tür durch die sie kam] über den hof weg in eine kemenate, wo sie ihm die waffen abnimmt und von wo aus er nun durch ein fenster das leichenbegängnis mit ansieht. Die bahrprobe fehlt.

Die darstellung ist also im Mb. und bei Ft. ganz klar und weist keine der unwahrscheinlichkeiten auf die bei Chr. vorliegen: der palaseingang in dem Ivain eingeschlossen wird ist nicht, wie bei Chr., ein saal, sondern ein einfacher torweg; Lunete führt den helden, sobald die möglichkeit dazu sich bietet, dh. bei Ft. sofort, aus dem torverlies heraus ins freie — bei Ft. offenbar durch das von ihm aus Hartm. übernommene kleine zimmer, aus dem sie kam, — sie führt ihn dann weiter in ein

grofses, schönes zimmer, eine kemenate, wo er vollkommen in sicherheit ist und von wo aus er sich nun den leichenzug ansieht; dieses zimmer darf also — es ist wichtig das festzustellen — nicht identificiert werden mit dem kleinen zimmer neben der torhalle, aus dem bei Chr., Hartm. und auch bei Ft. Lunete zu Ivain hineintritt: es befindet sich im Mb. wie bei Ft. nicht, wie bei Chr.-Hartm., im palas, sondern in einem diesem gegenüber liegenden gebäude; das ergibt sich für das Mb. aus der bemerkung Loth s. 22, Owein habe von da durch das fenster geblickt 'du côté du château', für Ft. aus der angabe, Lunete habe Ivain aus der torhalle 'über den hof' in das zimmer geleitet.

Ich habe es nun als ganz unglaublich bezeichnet, dass zwei verschiedene bearbeiter die darstellung Chr.s, bzw. die des mit ihm genau übereinstimmenden Hartm. in dieser nahezu identischen weise abgeändert haben sollten, vielmehr spreche alles dafür dass die keinerlei anstand bietende fassung der episode im Mb. und bei Ft. die ursprüngliche sei und auch schon in Chr.s quelle vorhanden war.

Diese annahme hat dann also zur notwendigen voraussetzung, dass Ft. neben Hartm. für seine bearbeitung des Ivainstoffes noch eine zweite, von Chr.-Hartm. gelegentlich abweichende, gelegentlich ursprünglicheres bietende quelle verwertet habe. dass die sache sich in der tat so verhalten muss, wird, wie ich gezeigt habe, bewiesen durch das zusammengehn Ft.s mit dem Mb. gegen Hartm. in einem ganz speciellen zuge noch an einer späteren stelle und sein gleich darauf folgendes zusammengehn mit Chr. gegen seine hauptquelle Hartm., tatsachen die sich, nachdem benutzung des Mb. und Chr.s durch Ft. schlechthin ausgeschlossen ist, nur erklären lassen durch die annahme des folgenden filiationsverhältnisses:



Dh. also: wo Ft. = Mb. gegen Hartm. und wo Ft. = Chr. gegen Hartm. stehn, da gehn beide in letzter linie auf eine vorchrétiensche verlorene Ivaindichtung x zurück: im ersten falle hat Chr. oder eine zwischen ihm und x noch anzusetzende übergangsstufe die darstellung von x geändert, die bei Ft. und im Mb. erhalten ist, im zweiten falle hat Hartm. die von Chr. gebotene fassung geändert, die schon in x vorhanden war und von da aus Ft. übermittelt wurde.

Sch. selbst erklärt s. 125, ihm sei dieses argument zuerst

überzeugend erschienen, er steht ihm aber jetzt doch skeptisch gegenüber und meint, er halte eine solche zweite quelle Füeterers wol für möglich, aber nicht würklich für erwiesen.

Da es nicht möglich ist, die begründung meiner hier vorgetragenen anschauung in wenig worten zu geben, und eine ins einzelne gehnde darlegung viel zu weit führen würde, so muss ich auch darauf verzichten mich mit den von Sch. geäufserten bedenken auseinanderzusetzen. ich verweise auf meine ausführliche darlegung s. 274 ff und beschränke mich im übrigen auf die bemerkung, dass ich gegenüber den einwänden Sch.s bei meiner auffassung beharre.

Ich komme nun zu der torverlies-episode zurück. meine oben dargelegte auffassung wird von Sch. energisch bestritten. er hält die darstellung Chr.s für ursprünglich und meint, im Mb. wie bei Ft. sei 'der gleiche geschickte ausweg aus einer unklar geschauten situation der vorlage gefunden', beide hätten also blofs Chr. bezw. Hartmann vor sich gehabt und hätten durch einen merkwürdigen zufall die ihnen unverständliche oder anstöfsige darstellung ihrer vorlage in nahezu gleicher weise abgeändert.

Nach Sch. führt bei Chr.-Hartm. das eingangstor gar nicht in einen torweg, sondern direct in den zur ebenen erde gelegenen grofsen saal, in welchem sich dem eingangstor gegenüber ein ebenso eingerichtetes ausgangstor mit falltür befindet.

In der tat bezeichnet Chr. widerholt den raum als saal, und so hat denn auch Förster bereits aao. den versuch gemacht, durch die gleiche annahme die darstellung Chr.s zu erklären, aber er selbst wendet ein, es sei auffällig dass der saal, der sich regelmäfsig im ersten stock befunden habe, hier zu ebener erde liege, und vor allem, dass er als durchfahrt diene.

In würklichkeit ist die mit solcher bestimmtheit vorgetragene ansicht Sch.s, dass die darstellung Chr.s einwandfrei und die ursprüngliche sei, völlig unannehmbar. nicht dagegen spricht dass der saal sich zu ebener erde befindet, denn, wie ich schon Ivainstudien s. 258 anm. 1 bemerkt habe, befand sich nach Hudson-Turner in den königlichen schlössern in England, wo ja die Artusromane grofsenteils spielen, der grofse saal regelmäfsig im erdgeschoss, man speiste nicht nur in diesem saal, sondern schlief auch darin — also wie bei Chr. in dem 'saal' in dem Ivain eingeschlossen ist —, und die schlösser der grofsen waren ebenso eingerichtet. auch hat schon Förster selbst hingewiesen auf Perceval v. 2095, wo der held direct in den zu ebener erde gelegenen königssaal hineinreitet; auch im Karrenritter v. 990 ff reitet Lancelot mit dem ihn begleitenden fräulein geradenwegs in den saal hinein, der hier ein isoliertes gebäude darstellt:

Par sor le pont sont anz antré, Si ont trové la sale overte, Qui de tiules estoit coverte, und das gleiche tut im Yderroman v. 3782 der held in einer von pallisaden und einem graben umschlossenen *fort maison* nach überschreitung der zugbrücke. alle drei romane spielen bekanntlich in England. wol aber ist es ganz unglaublich, dass man durch einen solchen saal, der nach Chr. auch als schlafraum verwendet wurde, den reit- und fahrweg hindurchgelegt haben sollte, und dass er als einziger eingang gedient haben sollte für alle welche in die innenburg bezw. in den hof des palasgebäudes gelangen wollten.

Dass wir es zu tun haben mit einer eigentlichen inneren burg[1] oder doch mit einem wehrhaften, zur verteidigung eingerichteten palas, der als umfangreicheres einheitliches gebäude oder zusammen mit anderen zugehörigen baulichkeiten einen hof umschloss[2], das ergibt sich mit sicherheit eben daraus, dass durch den 'saal' der reit- und fahrweg hindurchgeht, eine einrichtung die andernfalls, bei einem isoliert stehnden saalbau oder einem von allen seiten zugänglichem palas, absolut unsinnig wäre; es ergibt sich ferner aus den beiden falltüren, die doch bestimmt waren, angreifer an weiterem vordringen zu hindern und womöglich der vernichtung preiszugeben[3]; dass der eingang aufserdem auch der einzige in den schlosshof ist, folgt daraus dass nicht nur Esclados durch ihn hindurchreitet, sondern auch das ganze leichenbegängnis nachher durch ihn seinen weg nimmt und Laudine nach beendigtem begräbnis durch ihn zurückkehrt, v. 1516 ff.

[1] Die typische innenburg schildert Müller-Mothes Illustr. archäol. wörterbuch d. kunst d. germ. altertums (Leipzig-Berlin 1877) unter 'Burg' folgendermafsen: 'Durch das brückentor und gebrochenen gang ... gelangt man ... zu dem inneren tor und durch dieses in den inneren, eigentlichen burghof ... die umfassungen dieses hofes bilden meist gebäude, nur an einigen stellen blofse mauern mit wallgang ... die hauptrolle spielt hier das herrenhaus, ritterhaus, palas ...; es enthielt grofse kellereien, über oder unter denselben das burgverlies ...; im niedrigen erdgeschoss stall für die leibrosse des burgherrn, küchen, halle für die diener etc.; das darüber liegende hauptgeschoss nahm ganz oder zum grofsen teil die kemnate ein, frz. *salle*, *halle*, *caminade*, engl. *hall* ..., im mit kamin versehenen saal zum allgemeinen aufenthalt, vom hof aus durch eine freitreppe ... zugänglich ... bei genügendem raum lag neben dem palas der burgsitz, dh. das eigentliche wohnhaus, frz. *manoir*'.

'Die wohngebäude der herrschaft', heifst es bei Alwin Schultz Das höf. leben z. zeit der minnesänger[2] I 53, 'stehn in der inneren burg und sind ... wol meist von stein erbaut. je nach der zahl der bewohner war bald ein, bald mehrere solcher häuser erforderlich, die gewöhnlich mit dem namen 'palas' bezeichnet werden'.

[2] s. über derartige palasse OPiper aao. s. 429 f, wo auch abbildungen, bzw. grundrisse gegeben werden.

[3] s. über die anlage und einrichtung der falltüren oder fallgatter, *herses*, die ausführliche, reich illustrierte darstellung bei Viollet-le-Duc VII 317 ff, spec. 329 ff.

Säle durch welche die eingangsstrafse in die innenburg oder zu den rückwärtigen baulichkeiten und dem hofe hindurchgeht, mit zweiseitiger falltür, vollends isoliert stehnde saalbauten mit durchgangsstrafse und doppelter falltür sind nirgends nachgewiesen und offenbar auch vom praktischen gesichtspunct aus ganz undenkbar.

Viollet-le-Duc VIII (1875), s. 72 scheidet im mittelalter in den burgen der feudalherren zwischen den im erdgeschoss gelegenen 'salles basses' und den im ersten stockwerk befindlichen 'salles hautes': 'Il y avait la salle basse (rez-de-chaussée), pour les gens, les familiers; la salle haute (au premier étage), pour le maître et les siens'. die 'salle basse' diente sowol als schlaf- wie auch als speisesaal, enthielt, wenn nötig, auch eine küche und einen ort wo waffenübungen vorgenommen werden konnten. V.-l.-D. stellt aber fest, dass diese säle nur nach dem hofe zu offen waren und mit den aufsenwerken nur in verbindung standen durch treppen, die nach den türmen führten: 'Ces salles basses sont . . . ouvertes sur la cour du château, mais ils ne communiquent aux défenses que par les dehors ou par des postes, c'est-à-dire par des escaliers passant dans les tours' (s. 81). im schloss von Montargis, das aus dem 13 jh. stammt, erscheint die salle basse als 'isolée, n'ayant d'issues que sur la cour, sans communications directes avec les défenses' (ib.), s. den grundriss des schlosses bei Viollet-le-Duc III 103, seine abbildung bei Alwin Schultz I 118. somit gelangte man in die salles basses nicht, wie bei Chr., direct von der burgstrafse aus, geschweige denn, dass letztere durch die säle hindurchgegangen wäre.

Nach dem gesagten ist die localschilderung Chr.s unmöglich, sie steht zu allem was wir über den mittelalterlichen burgen- und palasbau wissen in widerspruch.

Mit diesem argument wird nun freilich Sch. sehr leicht fertig; er meint: 'vorstellbar ist die halle Chrétiens: quod erat demonstrandum. eine nebensächliche frage: besitzt sie realität, kommt dergleichen vor'? er erklärt, es handle sich hier um eine poetische licenz, die durch die märchenatmosphäre in der sich die erzählung bewegt gerechtfertigt sei.

Aber dieser einwand ist wider nicht stichhaltig. es ist eine bekannte tatsache, dass die erzählenden höfischen epiker des mittelalters bei ihren schilderungen streng realistisch zu werke gehn, dass sie keineswegs ins blaue hineinphantasieren, sondern uns die sitten und gebräuche, die zustände, die trachten ihrer eigenen zeit vor augen führen, genau so wie es die künstler des mittelalters tun. das ganze werk von Alwin Schultz beruht ja auf dieser voraussetzung, denn eine seiner hauptquellen sind die erzählenden dichtungen des mittelalters! und gerade Chr.s versromane sind wegen der vorliebe des gesprächigen autors für ausführliche schilderungen modernen höfischen tuns und treibens

eine fundgrube für den culturhistoriker; es unterligt ja keinem zweifel, dass sie den grofsen erfolg den sie hatten zu einem wesentlichen teil eben diesen naturgetreuen und doch poetisch verklärten bildern aus der modernen ritterlichen umwelt verdanken. gewis begegnen speciell in den bretonischen epen auch züge, die jedes realen substrates entbehren, so die schwertbrücke in Chr.s Lancelot, die luftmauer die im Erec den zaubergarten auf schloss Brandigan umgibt, das sich drehende schloss in der Mule sans frain und in der Suite de Merlin; aber in solchen fällen handelt es sich dann eben um zauberische, meist aus keltischer sage stammende motive, die im organismus der erzählung eine ganz bestimmte rolle spielen, und von einem solchen motiv kann doch an unserer stelle bei dem den eingang in die innere burg oder den palashof bildenden saale mit den zwei toren keine rede sein: es ist durchaus nicht ersichtlich, welchen grund der dichter gehabt haben sollte, hier eine localität zu erfinden, wie sie, soweit unsere kenntnis reicht, niemals existiert hat und vernünftigerweise auch nicht wol existiert haben kann.

Sch. weist hin auf die 'baulichen ungeheuerlichkeiten' welche uns die Tristanromane zwängen in kauf zu nehmen. in würklichkeit aber liegen auch in diesen, wo baulichkeiten und sitten erwähnt werden die in dem Frankreich des 12 jh.s keine entsprechung haben, keineswegs erzeugnisse der dichterischen phantasie vor, sondern als vorbilder haben gedient insulare, speciell irische oder wälsche zustände, sei es der gegenwart oder auch einer schon mehr oder weniger entfernten vergangenheit; denn es ist heute doch wol allgemein anerkannt, dass die erhaltenen fassungen der sage auf eine ältere keltische zwischenstufe zurückgehn. da Sch. es bei seiner allgemeinen bemerkung bewenden lässt, so weifs ich nicht, welche besonderen fälle er im auge hat, ich vermute aber, dass er vielleicht zunächst denkt an die bekannte episode, wo Tristan der Isolde zeichen gibt durch zugeschnittene borke oder späne, die er in einen durch Isoldes zimmer fliefsenden bach wirft, s. Gertr. Schöpperle Tristan and Isolt s. 147 ff. indessen ist ja längst gezeigt worden, dass es sich bei diesem zimmer durchaus nicht um dichterische erfindung handelt, sondern solche baulichkeiten in Irland und Wales würklich existiert haben, s. ebenda s. 302: O'Curry (1873, I), citiert aus alten gesetzen stellen, wonach ärzte und auch andere personen verpflichtet waren, oder doch die erlaubnis hatten, ihr haus über einer quelle zu bauen, und er fügt bei: 'This custom of having a spring of water in the living room, or in the dairy of a farm-house covered over with a movable flag, has come down to the present time in some remote districts of the country'. Kuno Meyer hat in Wales selbst ein solches haus gesehen.

Somit hat Sch. gar nichts bewiesen, und die tatsache dass

der Ivain sich in der märchenatmosphäre bewegt, ist nicht geeignet Chr.s sonderbare localschilderung zu rechtfertigen.

Ich habe dann weiter aufmerksam gemacht auf die unwahrscheinlichkeit die darin ligt, dass Lunete den helden nicht aus der für ihn so gefahrvollen torhalle herausführt, und dass auch er selbst nicht daran denkt zu entfliehen, als die öffnung der tore ihm die schönste gelegenheit dazu bietet.

Hier wendet nun Sch. bezüglich des ersten punctes ein, dass es jedenfalls von vornherein Lunetens absicht sei, Ivain in ihre herrin verliebt zu machen: indem er in dem raume verbleibt, muss er Laudine gelegentlich des leichenbegängnisses erblicken; und was den zweiten punct betrifft, so meint Sch.: 'kann Yvain, nachdem er Laudine einmal gesehen hat, überhaupt noch von der stelle?'

Ich bemerke ad 1: damit Ivain der schlossherrin ansichtig werde, ist es durchaus nicht erforderlich dass er in der torhalle verbleibt; auch im Mb. und bei Ft. verliebt er sich ja in sie, hier aber als er sie durch das fenster des zimmers erblickt, in dem ihn Lunete in sicherheit gebracht hat. und ad 2: es ist doch nicht anzunehmen, und auch Sch. will das wol nicht sagen, dass Ivain, nachdem er Laudine geschaut hat, 'itzt zur statue entgeistert' dastehe; wenn er sich aber seine bewegungsfähigkeit bewahrt hat und sich nur dermafsen bis über die ohren verliebt hat, dass er nun an eine heimkehr nicht mehr denkt, so habe ich auch hiergegen doch schon s. 259 bemerkt, dass dieser grund wol geeignet ist, 'Ivains verbleiben im schlosse zu rechtfertigen, nicht aber sein verbleiben in dem verhängnisvollen torweg, wo er [trotz seiner unsichtbarkeit] sein [illegible]lebens keinen augenblick sicher ist, denn seine körperliche gestalt hat er bewahrt, und wir hören, dass die mannen bei ihrem widerholten suchen ihn nur deshalb nicht finden, weil sie zufällig das bett auf dem er ligt nicht anrühren' (v. 1136 ff).

Somit ist es Sch. nicht gelungen, die in unserer episode bei Chr. vorhandenen unwahrscheinlichkeiten zu beseitigen.

Anderseits halt ich es nun, wie ich schon bemerkte, für ausgeschlossen, dass zwei von einander unabhängige bearbeiter Chr.-Hartmanns, die an der hier gegebenen darstellung anstofs nahmen, in so übereinstimmender weise geändert haben sollten, wie es der verfasser des Mb. und Ft. getan haben würden, wenn ihnen beiden hier Chr. bezw. Hartmann vorlag. es hätten unzweifelhaft doch auch ganz andere möglichkeiten der einrenkung bestanden. wenn beide an der schilderung des raumes, den sonst in der mittelalterlichen burg die torhalle bildete, als eines schönen saales anstofs nahmen, so hätte es doch wol am nächsten gelegen, einfach aus dem saale eben einen torweg zu machen, und wenn ihnen das belassen bezw. verbleiben des helden in dem raume unwahrscheinlich dünkte, so hätte es doch genügt, Lunete

den Ivain einfach in dem kleinen zimmerchen, aus dem sie bei Chr. und bei Hartm. kommt, in sicherheit bringen zu lassen. man beachte auch, dass bei beiden, im Mb. wie bei Ft., das so effectvolle motiv der bahrprobe: die wunden des toten beginnen wider zu bluten in der nähe dessen der ihn erschlug, gänzlich getilgt ist!

Sch. freilich meint s. 119, es sei 'hier einer der vielen fälle gegeben, in denen sich ein methodischer hauptgrundsatz Zs glänzend ad absurdum führen lässt: der nämlich dass das klare, das einfache und verständige als das ursprüngliche zu gelten habe. nein! selbst wenn Chr. der grofse tor war den Z. aus ihm machen möchte, wäre es ihm unmöglich gewesen, aus einem platten und planen bericht in der art des Mb. durch unachtsamkeit und confusion die ortsdarstellung abzuleiten, mit der wir uns haben abmühen müssen. dagegen kann ich mir recht gut denken, dass auch ein mäfsiger kopf aus einer schilderung wie der Chr.s (ich sage nicht: der Chr.s selbst!) durch energisches ordnen die darstellung des Mb zuwege brachte, deren sämtliche elemente bei Chr. ja vorhanden sind'.

Hierzu habe ich folgendes zu bemerken:

Es ist unrichtig, dass ich behauptet habe, in zweifelsfällen habe 'das einfache, verständige' als das ursprüngliche zu gelten. vielmehr habe ich Zur Mabinogionfrage s. 55 ff, Behrens Zs. 40, 1, 192 ff und Ivainstudien s. 213 ff als mein methodisches princip bezeichnet, dass im allgemeinen die logische, verständliche [verständig kann auch anders aufgefasst werden!], widerspruchsfreie version gegenüber der unlogischen, in sich widersprechenden, ja unsinnigen als die ursprüngliche zu betrachten ist. und diese anschauung ist doch nicht eine marotte von mir, wie man nach Sch. annehmen möchte, sondern ein grundsatz mit dem litterarhistoriker und sagenforscher vom ersten range operiert haben und noch operieren. ich habe darauf hingewiesen, dass Gröber im Grundriss II 1, 511 ebenso urteilt, wenn er meint, entlehnung und abhängigkeit dürfe da angenommen werden, 'wo ein weniger logischer zusammenhang gegenüber besserer fassung anerkannt werden muss'. ich habe geltend gemacht, dass Antti Aarne Leitfaden der vergleichenden märchenkunde (1911) s. 45 das natürliche und folgerichtige gegenüber dem unnatürlichen und in sich widersprechenden als das ursprüngliche betrachtet, und ich habe schon widerholt festgestellt, dass JBédier in seinem Roman de Tristan II (1905) seine reconstruction des Urtristan grofsenteils auf die nämliche anschauung gründet, ohne dass ihm dies von irgend einer seite zum vorwurf gemacht worden wäre; er fehlt nur darin — aber nicht einmal dies ist von der kritik beanstandet worden —, dass er aufserdem auch noch den geschmack mitsprechen lässt, der natürlich als kriterium ganz unbrauchbar ist und als solches bei sagengeschichtlichen unter-

suchungen, welche darauf ausgehn die urform der stoffe zu ermitteln, nur die schlimmste verwirrung anrichten kann. ein instructives beispiel für die entwickelung eines erzählungsstoffes aus einer in sich zusammenhängenden, wol motivierten fassung zu einer jüngeren, teilweise unverständlichen fassung bietet die Balenerzählung, wegen deren ich verweise auf die lesenswerte, streng methodisch angelegte arbeit von frl. E Vettermann Die Balendichtungen und ihre quellen, 1918; s. mein ausführliches referat in Herrigs Archiv 141, 150: die verf. zeigt hier, dass die mehrzahl der unstimmigkeiten, welche der erzählung bei Malory und in der Suite de Merlin anhaften, beseitigt werden durch die version der spanischen Demanda del sancto Grial, welche teilweise zurückgeht auf eine ältere, ursprünglichere, dem original ganz nahe stehnde fassung der Balengeschichte; die Demanda bietet diese in einer vorzüglichen, fast widerspruchslosen und, wie es scheint, fast lückenlosen form!

Ich weifs wol, dass Benfey der ansicht war, die wahrscheinlichkeit spreche a priori dafür dass die vollkommenere form eines erzählungsstoffes eine vervollkommnete und somit die jüngere sei. er sagt Pantschatantra I 325, anlässlich der fabel von der rettung des löwen durch die maus: 'die schönheit, die vollständige congruenz der idee und der form ergibt sich in diesem und ähnlichen, ursprünglich vielleicht im schofse des volkes gedichteten und lange darin lebenden, selbst wenn sie schon in die litteratur übergegangen waren, leicht wider von da in das volk zurücksinkenden geistesschöpfungen gewöhnlich erst als das product einer lange fortwürkenden, gewissermafsen reflexiv kritischen umgestaltung — an welcher das volk mehr urteilend als schaffend teilnimmt — und, wenn wir die geschichte aller fabeln, erzählungen, volksgedichte, volksepen usw. bis zu ihrem ursprung verfolgen könnten, würden wir, glaube ich, erkennen, dass die schönsten werke derart die wir besitzen oft aus recht unförmlichen anfängen hervorgegangen, dass sie erst durch langes treiben im strome des volkslebens zu derselben homogenen form abgerundet sind und alsdann ihre höchste vollendung dadurch erhielten, dass sie durch eine für die eine oder andere dieser formen hochbegabte individualität als lebendiger ausdruck des volksgeistes ergriffen und mit dem gepräge eines hochstehnden individuellen geistes bezeichnet wurden. so würde, wenigstens im allgemeinen, die minder vollkommene form, wenn sie nicht als eine herabgesunkene nachzuweisen ist, das präjudiz der priorität für sich haben'.

Ich glaube aber nicht, dass diese schlussfolgerung da wo es sich um mündliche fortpflanzung handelt oder eine solche doch in betracht kommt, zu recht besteht. es ist doch eine unbestreitbare, aus der unvollkommenheit unseres gedächtnisses mit notwendigkeit sich ergebende tatsache, dass mündlich überlie-

ferte stoffe leicht abgeändert und entstellt werden. wenn nun anderseits kein zweifel ist, dass intelligente nacherzähler stoffe denen noch irgendwelche mängel anhaften oft verbessern werden, so ist es doch ganz unmöglich die behauptung aufzustellen, dass dieser letztere fall der häufigere oder gar die regel sei, — wo ist die statistik auf die diese annahme begründet werden könnte? oder wo sind die gründe die geeignet wären, ihr a priori die gröfsere wahrscheinlichkeit zu vindicieren? wir können nur sagen: an sich sind beide möglichkeiten gegeben, die unvollkommene form kann ebensowol die ursprüngliche sein wie die vollkommenere.

Nun ist aber der begriff der gröfseren oder geringeren vollkommenheit, den Benfey hier zu grunde legt, ein viel zu allgemeiner, als dass mit ihm klarheit geschaffen werden könnte. die sache gewinnt sofort ein anderes gesicht, wenn der unterschied der beiden zu vergleichenden fassungen eines erzählungsstoffes im puncte der vollkommenheit darin besteht, dass die eine unwahrscheinlich oder unverständlich, ja geradezu unsinnig und unmöglich ist, die andere hingegen den anforderungen der wahrscheinlichkeit genüge tut und sachlich keinerlei anstände bietet. in diesem falle spricht alles dafür, dass die letztere die ursprüngliche war und die andere infolge ungenauer mündlicher überlieferung oder handschriftlicher verderbnis aus ihr entstellt wurde. so urteilt in bezug auf die tierfabel mit Jacobs und Wagener schon A. Weber Indische studien III (1855) s. 333, wenn er bei prioritätsfragen 'folgerichtigkeit einer fabel sogar als das in der regel einzig entscheidende kriterium ihrer ursprünglichkeit oder wenigstens altertümlichkeit' ansehen will. und nicht anders urteilt Benfey selbst in einzelnen fällen, so wenn er bei besprechung der fabel vom bauer und der schlange (I 360) die indische fassung als die ursprüngliche ansieht: nicht nur wegen ihres indischen gepräges, sondern auch deshalb, 'weil die angeführten occidentalischen formen nur wie fragmente aussehen, nur den eindruck von gehörtem und nicht vollständig verstandenem, darum unzusammenhängenden machen'.

Eben dieser fall ist nun aber in unserer episode gegeben: die darstellung des Mb. ist inhaltlich vorzüglich, die Chr.s unmöglich und unwahrscheinlich, denn ein saal der als schlafsaal dienen soll, und durch den doch die reit- und fahrstrafse hindurchgeht, ist ein unding, und die unwahrscheinlichkeit von Ivains verbleiben im torweg ist durch Sch. nicht behoben.

Und wie glaubt nun Sch. meinen in rede stehnden methodischen grundsatz eben durch diese episode ad absurdum führen zu können? durch die behauptung, es wäre Chr. unmöglich gewesen, durch unachtsamkeit und confusion aus einem einfachen und verständlichen bericht, der mit dem im Mb. und bei Ft. übereinstimmte, die bei ihm vorliegende ortsdarstellung abzu-

leiten! ich frage: wie will Sch. diese behauptung begründen? wie will er imstande sein, das mafs der veränderungen zu bestimmen, die an einem ihm mündlich überlieferten stoffe vorzunehmen ein nacherzähler durch undeutliche, lückenhafte erinnerung sich veranlasst sehen konnte? natürlich ist das ganz unmöglich. ich habe auch gar nicht behauptet, dass Chr. selbst der urheber der confusion gewesen sei: ich sage s. 264, es werde anzunehmen sein, 'dass flüchtige lectüre oder undeutliche erinnerung, sei es Chrétiens selbst oder eines vorgängers, die im Ivain vorliegende entstellung des ursprünglichen sachverhaltes herbeigeführt hat'. ich habe aufserdem auch auf die möglichkeit hingewiesen, dass handschriftliche verderbnis die ursache der verwirrung wurde, aber nicht verderbnis in einer der Chrétienhandschriften, sondern in der hs. in der Chr. selbst oder sein vorgänger den text gelesen haben kann. warum soll nicht eine lücke in der hs. oder schlechte lesbarkeit einzelner stellen die erzählung haben verstümmeln können und anlass geworden sein zu der abweichenden fassung in der sie uns bei Chr. vorligt, deren urheber aber deswegen Chr. selbst ja nicht gewesen zu sein braucht?

Somit ist dieses argument, mit dem Sch. meine methode als unbrauchbar erweisen will, in wahrheit ohne jeden wert.

In würklichkeit hindert natürlich gar nichts anzunehmen, in der vorzüglich klaren fassung der episode im Mb. — ihre bezeichnung als einer 'platt vernünftigen' durch Sch. ist ganz unangebracht — sei durch gedächtnismäfsige oder handschriftliche corruptel der zug, dass Lunete den Ivain aus dem gefährlichen torverlies über den hof hinweg in ein grofses, schön geschmücktes zimmer führt, wo er in sicherheit ist, eliminiert worden, während sich die vorstellung eines solchen zimmers, in dem Ivain sich befindet und von dem aus er dann Laudine erblickt, erhielt, und ein ungeschickter nacherzähler habe nun dieses zimmer mit der torhalle in der Ivain eingeschlossen wurde identificiert.

Sch. macht mir hier zum vorwurf, ich wolle aus Chrétien einen 'grofsen toren' machen: 'das mafs von verunglimpfung das sich der grofse dichter hier gefallen lassen muss, geht über alles erlaubte hinaus. er erscheint durchweg als törichter, gedanken- und anschauungsloser verschlechterer einer guten vorlage'; er 'erhebt klage' gegen einen Chr.-erklärer der seinen dichter so wenig versteht'; er stellt fest, 'dass wol selten ein dichter so schmählich verkannt worden ist wie Chr. hier'.

Ich muss gegen diese mafsregelung die entschiedenste verwahrung einlegen. würde Sch. meine broschüre Zur Mabinogionfrage 1912 kennen, die ihm offenbar fremd geblieben ist, so würde er wissen, dass ich mich in meiner beurteilung des dichters einfach Gaston Paris angeschlossen

habe, der mir mit seiner von allen vorurteilen freien ästhetischen bewertung litterarischer denkmäler und dichterpersönlichkeiten stets den nagel auf den kopf. zu treffen scheint. ich habe aao. s. 10 erklärt, dass ich die von ihm im Journal des savants 1902, 290 gegebene charakteristik Chrétiens 'wort für wort unterschreibe'. GParis bestreitet, dass Chr.s romane eine würklich künstlerische composition aufweisen, 'car il n'y en a pas un où l'on ne puisse relever, en nombre plus ou moins grand, des obscurités et des incohérences'; er wirft ihm vor 'banalité' und 'platitude', er verfalle 'dans la bizarrerie et dans la puérilité', er sei nur 'un conteur adroit dans le détail, parfois maladroit dans l'ensemble, un écrivain habile'. wenn GParis sich in diesem sinne über Chrétien äufsert, so beweist das freilich noch nicht dass seine auffassung die richtige ist, aber ich möchte doch bezweifeln, dass Sch. die erwähnten schweren vorwürfe gegen mich erhoben hätte, wenn er gewusst hätte, dass sie in gleicher weise GParis treffen, dessen competenz, urteilsfähigkeit und objectivität gegenüber einem dichter seiner eigenen nation doch wol nicht in abrede gestellt werden kann; ich möchte bezweifeln, dass Sch. es gewagt haben würde einen GParis zu beschuldigen, dass er 'seinen dichter so wenig verstehe', dass er ihn 'schmählich verkenne' usw. ganz ähnlich wie GP. äufsert sich auch Muret in der Grande Encyclopédie 11, 258, dessen urteil ich an derselben stelle citiert habe; und ich meine, jeder der vorurteilsfrei an Chr.s werke herantritt und sich eingehend mit ihnen beschäftigt, muss zu der gleichen ansicht gelangen. Chrétien hat auf den titel eines grofsen dichters ganz und gar keinen anspruch, dieser 'grofse dichter Chrétien' ist eine erfindung Försters, seines herausgebers, der als solcher ein persönliches interesse daran hatte, den autor dem er sein lebenswerk gewidmet in ein möglichst glänzendes licht zu rücken.

Als beweis dafür 'dass Chr. imstande war, seinen lesern völlig ungereimte dinge mit der miene der grösten selbstverständlichkeit aufzutischen', habe ich schon Behrens Zs. 45, 1, 107 angeführt die episode von der Joie de la court im Erec, von der auch G. Paris Romania 20, 154 erklärt, es sei unmöglich, 'etwas absurderes, unzusammenhängenderes und uninteressanteres zu ersinnen als diese geschichte'. ein nicht minder schlagendes zeugnis dafür dass bei Chr. bisweilen ältere gute überlieferung in schlimmer verbalhornung vorligt, bietet die eingangsepisode seines Lancelot, wie auch schon GParis in der Romania 12 gezeigt hat: Chr.s darstellung ist bis dahin wo der held den karren besteigt für den leser gänzlich unverständlich, und wird auch später vom dichter nicht hinreichend aufgehellt: sie findet ihre erklärung erst durch den dem Chr.schen roman entsprechenden abschnitt in der Morte d'Arthure des Malory, der, wie GParis überzeugend dargetan hat, in seinem ersten teil auf einer Chr.s

quelle nahe verwanten Lancelotdichtung beruhen muss und ganz unzweifelhaft eine ursprünglichere fassung der einleitenden episode bietet, s. Romania 12, 464f und 498ff.

Wenn ich mir nun erlaube, auf die zum teil schon von anderen vermerkten unstimmigkeiten bei Chr. aufmerksam zu machen, so ist von da bis zu einer 'verunglimpfung des dichters', deren mich Sch. im tone hellster entrüstung bezichtet, doch noch ein weiter weg, und ich muss den vorwurf, dass ich den französischen dichter durchweg 'als törichten, gedankenlosen verschlechterer einer guten vorlage' hinstellen wolle, weit von mir weisen: Sch. widerholt hier nur altbekannte redensarten Försters, der jede an seinem heros geübte kritik sozusagen als persönliche beleidigung empfand. ich habe die bedeutung Chr.s als eines hervorragend gewanten erzählers, feinen psychologen und trefflichen stilisten voll anerkannt. aber allerdings bin ich der ansicht, dass er aus rücksicht auf den geschmack seines verwöhnten höfischen publicums nicht selten an den ihm vorliegenden stoffen änderungen vorgenommen hat, die im organismus der erzählung verschlimmbesserungen bedeuten, ich habe aber in anderen fällen widerholt auf die möglichkeit hingewiesen, dass die verderbnis nicht auf sein conto zu setzen sei, sondern ihm die geschichten schon in entstellter form zugeflossen wären.

Soviel zur kritik der einwände welche Sch. gegen meine behandlung der torverlies-episode geltend macht. ich halte also meine auffassung entschieden aufrecht und bin nach wie vor der ansicht, dass die episode ein sehr gewichtiges argument bietet für die unabhängigkeit des kymrischen prosamärchens von Chrétien, aus der dann also mit notwendigkeit folgt, dass der dichter die handlung auch dieses romanes nicht selbständig componiert, sondern in den wesentlichen zügen schon ausgebildet vorgefunden hat.

Auf alles andere was Sch. in seiner recension noch gegen mich vorbringt, will ich, wie ich schon eingangs bemerkte, hier nicht eingehn: ich werde an anderem orte gelegenheit finden, mich mit Sch. bezüglich der puncte die er noch berührte auseinanderzusetzen. gleichwol kann ich nicht umhin schon jetzt meiner verwunderung ausdruck zu geben, dass er es für angezeigt hält, gegen mich wider eine lanze zu brechen als ritter der 'Matrone von Ephesus', die den eigentlichen kern des Ivain bilden soll — Sch. wagt es, von annähernder identität zu sprechen! —, obgleich Förster diese so lange mit hartnäckigkeit verfochtene these bekanntlich zuletzt selbst aufgegeben hat.

Sch. schliefst, wie schon bemerkt, seine recension mit der forderung einer neuen, besseren vergleichung des Ivain und des Mb. eine solche zweite vergleichung ist ja aber, wie er wol weifs, von anderem gesichtspunct aus in gründlicher weise be-

reits von WGreiner, Owein-Ivain, 1917, gedr. auch in der Zs. f. celt. phil. 12, 1—184, vorgenommen worden, der bezüglich des verhältnisses der in rede stehnden texte zu dem nämlichen ergebnisse gelangte wie ich. es ist danach wol wenig aussicht, dass eine dritte derartige untersuchung uns mit neuen erkenntnissen beschenken würde.

Endlich möchte ich gegenüber diesem lauten und heftigen angriff Sch.s auf meine beweisführung im zweiten teil der Ivainstudien hier nochmals feststellen, dass nach dem bekannten eintreten Ernst Windischs Das keltische Brittannien (1912), für die von mir im anschluss an GParis verfochtene anschauung im Mabinogionstreit auch zwei jüngere specialforscher auf dem gebiete der Artusdichtung, CPschmadt Die sage von der verfolgten hinde (1911) und frl. EVettermann in ihrer schon citierten untersuchung über die Balendichtungen (1918) sich beide, soweit der Erec in betracht kommt, die von mir und Edens verteidigte auffassung zu eigen gemacht haben. auch möchte ich nicht unterlassen, meine befriedigung auszusprechen, dass mein herr recensent geneigt scheint, den von mir in meiner letzten Erecarbeit, Behrens Zs. 45, 1, 47 ff unternommenen nachweis, dass Hartm. in seinem Erec aufser Chr. noch eine zweite, verlorene Erecdichtung ausgiebig verwertet hat, als geglückt anzusehen, — womit dann also eo ipso auch für das Mb. von Geraint eine von Chr.s Erec verschiedene quelle statuiert wird, dh. bezüglich des verhältnisses dieser beiden texte die gleiche ansicht als richtig anerkannt wird, deren von mir gegebene begründung für das Mb. von Owein und Chr.s Ivain Sch. in der vorliegenden recension als nichtig zu erweisen sucht! wenn Sch. nun meint, es sei in dieser zweiten quelle des Hartm.schen Erec eine deutsche, niederrheinische dichtung zu vermuten, so stimme ich ihm bei, bemerke aber, dass gründe ganz specieller art sich dafür geltend machen lassen, dass hinter diesem niederrheinischen Erec wider eine insulare, in England entstandene — doch wol in französischer sprache abgefasste — Erecdichtung steht, wie in der längst fertig gestellten, leider aber noch immer nicht gedruckten fortsetzung meiner artikelserie 'Weiteres zur Mabinogionfrage' dargelegt werden wird.

Rostock im märz 1924. **Rudolf Zenker.**

VOM VERHÄLTNIS WALTHERS V. D. VOGELWEIDE ZU REIMAR.

Im dritten teile seiner untersuchungen über die lieder Reimars des Alten (München 1919) stellt Carl vKraus seine auffassung des verhältnisses von Walther zu Reimar in gegensatz zu der die Burdach in dem buche Reimar der Alte und Walther vdVogelweide (Leipzig 1880) vertreten hat. nicht das verhältnis eines schülers zu seinem lehrer soll es sein, sondern das zweier nebenbuhler und gegner, nicht ein nacheinander sondern ein nebeneinander.

Nun stimmen die ergebnisse der beiden untersuchungen sehr viel weiter überein als es zunächst den anschein hat. eine genaue analyse der von Kraus durch die aufdeckung der polemik gegen Reimar zeitlich eingeordneten lieder Walthers zeigt, dass dieser sich, gerade wie Burdach annahm, in seiner entwicklung immer mehr von Reimar entfernt hat, dem er in den ersten liedern der polemik, trotz des allmählich hervortretenden persönlichen gegensatzes in sachlicher und künstlerischer hinsicht, sehr nahe steht. dadurch wird die gröfsere oder geringere verwantschaft seiner poesie mit der Reimars als grundlage der periodeneinteilung bei Burdach durchaus gerechtfertigt. auch die verwendung von parallelstellen aus späten liedern Reimars bei solchen von Walther, die nach den Krausschen feststellungen bedeutend früher gedichtet sein müssen, ist unanfechtbar in dem sinne in dem Burdach sie nach PBBeitr. 8, 466 aufgefasst haben will, nämlich als beweise, 'dass eine anzahl von Walthers liedern derselben geschmacksrichtung folgt, die in Reimar zum einheitlichsten ausdruck kommt'[1]. dabei ist die blofse zahl und art verwanter wendungen und gedanken ausschlaggebend. allerdings sind viele von diesen stellen unbrauchbar für die absichten die Kraus bei der benutzung hat, nämlich unmittelbare beziehungen aufzudecken, um daraus auf das zeitliche verhältnis, oder wenn dieses festligt, auf directe gegenseitige entlehnung schliefsen zu können. es lassen sich also die positiven ergebnisse über die entstehungszeit und reihenfolge der lieder bei Burdach und Kraus im ganzen vereinigen. Kraus bietet, gerade weil er von einer ganz andern seite, von sicheren grundlagen her, doch auf die von Burdach aus allgemeineren erwägungen abgeleitete entwicklungsrichtung bei Walther hinführt, mehr eine ergänzung Burdachs und eine genauere ausführung einzelner teile des bei ihm nur in grofsen umrissen dargelegten gesamtverlaufs als eine widerlegung.

[1] allerdings scheint diese klare herausarbeitung seiner ansicht erst unter dem drucke der Paulschen angriffe erfolgt zu sein; in dem buche selbst ligt sie noch nicht deutlich zu tage, vielmehr macht sich da eine gewisse inconsequenz bemerkbar.



Wie sich die beiden ansichten über die zeitliche reihenfolge der lieder Walthers vereinigen lassen, so weicht auch die auffassung des verhältnisses beider dichter zueinander bei Kraus nicht so weit ab von der bei Burdach wie es zunächst den anschein hat. vielmehr geht aus den frühen polemikliedern Walthers hervor, dass schülerschaft in sachlicher und künstlerischer beziehung sich mit persönlicher gegnerschaft durchaus verträgt. auf ein ähnliches verhältnis deutet ja auch der nachruf, sodass das bestehn auf dem einen oder andern ausdruck, zumal Burdach das wort schüler in seinem buche nirgends braucht, nur ein streit um worte wäre. zur erklärung der teilweise grofsen verwantschaft Walthers mit Reimar eine beiden zum vorbild dienende, verloren gegangene österreichische lyrik anzunehmen, wie es Kraus vorschlägt, scheint überflüssig und gesucht angesichts der tatsache, dass Reimar der ältere und anerkannt zunächst berühmtere der beiden dichter war, und dass Walther seine kunst bewundert hat.

Das gemeinsame ergebnis der forschung über das verhältnis Walthers zu Reimar ist also: Walther steht in seinen anfängen Reimar sehr nahe und entfernt sich in seiner entwicklung mehr und mehr von ihm. er hat in einem längeren zeitraume — etwa zehn jahre lang — in einer litterarischen fehde mit ihm gestanden, während welcher der immer gröfser werdende abstand deutlich zu beobachten ist.

Die zur aufhellung des streitverlaufes so aufserordentlich wichtigen erträge der forschungen von Kraus lassen sich in einigen puncten noch vermehren.

Walther 99, 6.

Weder Burdach noch Kraus sehen in dem liede 99, 6 einen ausgesprochenen gegensatz gegen Reimar. es ligt aber nahe, den anfang in verbindung zu bringen mit Reimar nr 10 I 11, weil es sich in jenem liede auch um den trost durch die natur handelt (I 9 und II 11). nun würde sich das lied sehr gut als erstes zwischen Reimar nr 10 und 11 in die polemik einreihen lassen. Reimars liebeskummer reizt Walther. für ihn taugt niemand ohne freude, und freude kann nur eine frau gewähren,

dâ von sol man wizzen daz,
daz man elliu wîp sol êren,
und iedoch die besten baz.

das passt sehr gut in die nähe der andern Waltherlieder aus der ersten periode des streites. noch ist hier wie dort der höfische standpunct gewahrt, dass man alle frauen ehren soll, aber das spätere scheiden der guten und bösen bahnt sich leise an wie in 53, 29. 30. zudem schliefst sich das erste der Krausschen polemiklieder gut an durch das bild mit dem tausch der freude, die ja Walther nach dem liede 99, 6 von seiner frau

erwartet, das mit dem tausch der gedanken schliefst. Reimar nr 11 greift dann das wort Walthers, das vielleicht auf den schluss von Reimars nr 7 zurückgeht, wider auf, das: *er ist rehter fröide gar ein kint*, und macht es zum aufbauenden motiv des gedichtes. auch das wort: *ich hœre sagen, daz si niht alle haben einen muot* verweist auf Walthers ansicht, dass man nicht alle frauen gleichsetzen dürfe. Walthers trostvorschläge, nämlich sich doch seine frau so auszusuchen dass sie ihm freude gewähre, nützen ihm bei seiner auffassung der unabwendbarkeit der liebe nichts: *ich weiz wol daz mich âne si nieman getrœsten mac.*

Das frauenlied nr 12 bezieht sich auch auf diesen streit, indem die frau fragt, wessen meinung sie folgen soll, der Walthers und ihm gleich gesonnener, die die freude als ehre hinstellen, oder der Reimars, der ihr die freude tadelnd vorwirft. Kraus (teil I s. 20) ist da der umgekehrten ansicht: Reimar sei derjenige der ihr die freude (= liebesgenuss) empfiehlt. doch scheint diese deutung nicht zu den sonstigen aussprüchen Reimars zu stimmen. gerade in den vorhergehnden liedern hatte er widerholt das gegenteil betont (vgl. nr 9, nr 10 II u. III).

Dass auch das wort *und wære ez al der werlte zorn* (nr 14 III 8) auf Walther geht, wird wahrscheinlich gemacht durch dessen beschwichtigende wideraufnahme in 53, 32. nun ist aber in 115, 6, dem einzigen bei Kraus vorhergehnden liede Walthers, kein vorwurf gegen Reimar und dessen art zu lieben enthalten, es dürfte sich also der zorn auf 99, 6 beziehen, worin allerdings ein angriff gegen Reimars liebe zu sehen ist. die verstärkung durch den ausdruck 'zorn' erklärt sich durch die hypothetische form, die ja auch für den einen gleich alle welt setzt, und ligt durchaus im wesen eines solchen streites, in dem sich die gegensätze allmählich verschärfen.

So wird denn überhaupt der beginn der polemik durch hinzuziehung von 99, 6 viel klarer. der heftige, unvermittelte angriff Reimars in nr 13 war durch das harmlose lied Walthers 115, 6 nicht motiviert. in 99, 6 dagegen ist die gegenwendung Walthers gegen Reimar noch so fein, noch so im tone eines freundschaftlichen rates gehalten, und knüpft zudem gerade an dem puncte an der bei der veranlagung der beiden dichter zu einer trennung führen muste, eben bei ihrer verschiedenen auffassung des verhältnisses zwischen sich und der welt — in dieser frühen zeit ist das auch bei Walther noch in erster linie die geliebte —, dass man meint, die erste feine abzweigung von Walthers weg von dem Reimars zu sehen. war einmal die gegenwendung erfolgt, so ist es erklärlich, dass Reimar, um sich und sein wesen zu verteidigen, auch dinge angriff die, an sich harmlos, erst bei einem gegner seine spottlust reizen konnten.

MFr. 109, 9.

Das lied MFr. 109, 9, das dem überwiegenden zeugnis der überlieferung nach Reimar gehören müste, wird von Kraus als unecht ausgeschieden. er ist geneigt es dem verfasser von 103, 3—34 und 103, 35—106, 23 zuzusprechen. das lied ordnet sich aber dem von Kraus zusammengestellten cyklus so gut als anfangsglied ein, dass ein zufall kaum denkbar ist. durch seine voranstellung erhält der ganze cyklus mehr zusammenhalt und festigkeit. es trägt ganz den charakter einer einleitung. der anfang ist viel nachdrücklicher als ein solcher hervorgehoben als der von Reimars nr 5, das Kraus an die spitze stellt. während dort schon als bekannt vorausgesetzt wird, dass der dichter eine frau liebt und um sie wirbt, wird hier das verhältnis in seinem entstehn geschildert. der dichter ist in einer zeit fröhlicher, jugendlicher leichtigkeit plötzlich gegen seinen willen von der liebe zu einer frau befallen worden, und die hoffnung sie zu besitzen ist in ihm aufgestiegen. er bittet sie um ihre freundschaft, sie sagt weder ja noch nein, sondern will ihn und seine *stæte* prüfen. sehr geschickt vermeidet sie es sogar, ihm geradezu die erhörung im falle seiner treue zu versprechen, und weiſs dennoch den anschein zu erwecken als täte sie es. er fasst es auch so auf und geht mit freuden auf den vorschlag einer prüfungszeit ein, beschlieſst sich der *stæte* von jetzt ab zu befleiſsen, und hofft sie dadurch zu gewinnen. das hier beschlossene spiel des versuchens von seiten der frau wird in dem cyklus ausgeführt. so wird das grundthema für die ganze folgende reihe in diesem liede gestellt. zahlreiche verbindungsfäden verknüpfen es mit den folgenden. hier sei nur kurz hingewiesen auf die in nr 5 III 5—7 erwähnten drei versprechen, die eben hier gegeben werden: das dienstversprechen in strophe II, das des geheimhaltens, wenn auch umständlich und verhüllt, in strophe III in dem hinweis auf die sorge für ihre ehre, und endlich das treuversprechen am schlusse. also selbst die reihenfolge stimmt überein. das wort aus str. IV *und wil in iemer fröide mêren* wird wider aufgenommen in nr 25 VII 1 und in nr 30 IV 3 u. 4, auſserdem von Walther im nachruf 83, 7.

Diese und mannigfache andere beziehungen, die das lied 109, 9 an den von Kraus festgestellten cyklus knüpfen, machen eine nachprüfung der von ihm gegen die echtheit angeführten gründe nötig. es sind ihrer drei: (teil I s. 67).

1. Unklarheit im gedankengang bei hochentwickelter technik.
2. Scheinbare nachahmung und entstellung zweier stellen von Walther und Morungen.
3. Einzelheiten in reim und wortgebrauch.

Zu 1. die 'unklarheit im gedankengang' wird durch die auffassung als eingangslied des cyklus noch mehr behoben, als

schon durch die von Kraus vorgenommene zusammenfassung der von Burdach getrennten stücke zu einem liede. der dichter erzählt von seiner eigentlichen absicht, trostlose liebessorgen zu unterlassen, von der durchkreuzung durch die dennoch erwachte liebe. dann spricht er die neuen wünsche aus und erzählt, wie er sie zu erreichen suchen will. das verhalten aller andern menschen ist ihm gleichgültig, auf sie allein kommt es ihm an (str. III). darauf empfiehlt er sich ihr durch seine eigenschaften, die zwar ihm selbst das leben schwer machen, dass er nämlich das tun gesitteter frauen ihnen zu ehre und freude lobt und überhaupt auf die ehre so viel hält. dennoch will sie ihm die ehre, die sie so lange behütet hat, noch nicht ohne weiteres anvertrauen, sondern ihn erst prüfen (str. IV). so schliefst sich ihre antwort eng an das vorhergehnde an, in dem der inhalt der nicht im wortlaute gegebenen bitte an sie ausgesprochen war. damit fallen auch die bedenken von Kraus gegen die bindung durch das wort 'ehre', das übrigens auch in nr 12 I 6 u. II 1 eine ähnliche rolle spielt. sie führt ihre bedingungen noch näher aus, die er dann in der letzten strophe annimmt, indem er, da er durch ihre botschaft getröstet ist und der *muot* ihm *von grôzen sorgen* gekommen ist, mit freuden das übereinstimmen mit dem anfangs ausgesprochenen grundsatz feststellt, wodurch die *fröide* der ersten zeile in der letzten strophe widerhergestellt scheint und so ein runder zusammenschluss erreicht wird.

Was die technik betrifft, so bietet zunächst die form des liedes keinerlei bedenken. das schema stellt sich nahe zu Reimars nr 1 [1]. auch von der gruppe 5—7, den ersten Krausschen cyklusliedern, ist es nicht allzuweit entfernt.

Der teilweise etwas unklare stil (str. IV) passt ebensogut zu den frühen gedichten Reimars (vgl. besonders nr 1 II). in eine frühe stufe der entwicklung fügt sich das lied auch ein durch die häufigen zeilenanfänge mit *des*, *daz*, *den* usw.

Aus dem rahmen der von Kraus festgestellten entwicklung fallen dann allerdings die responsionen, die mit 27 : 54 = 50 % (dabei sind die mit *hân* in unreinem reim stehnden *man* und *began* mitgezählt) unter den ersten liedern bis nr 12 (66,7 %) allein stehn. immerhin kommt schon das erste auf die zusammengehörige gruppe anspruchsloserer lieder (nr 5—7) folgende mit 46 % ziemlich nahe, und die bedeutsame stellung am anfang seines cyklus mochte den dichter wol zu einer besonderen leistung in technischer hinsicht angespornt haben [2]. es sei noch

[1] Kraus teil II s. 62. — auf die ungezwungene möglichkeit, nr 1 als zweites lied des cyklus anzusetzen, die durch nr 1 III 9 besonders verlockend ist, sei nur hingewiesen. allerdings blieben dann nur zwei von den von Kraus anerkannten liedern für die zeit der '*unstæte*' übrig.

[2] etwas ähnliches ist auch bei der Totenklage zu vermuten, denn die ansetzung von Kraus in der nähe des cyklusliedes nr 20 er-

hingewiesen auf das das ganze lied durchziehende spiel mit den worten *nieman*, *ieman* (II 5 u. III 5) und *iemer*, *niemer* (II 8 u. 9; IV 6 u. VI 6, immer an der gleichen tactstelle, aufserdem I 6 und VI 9 *iemer*). nur die frauenstrophe bleibt ganz davon frei. das ist scheinbar mit besonderem bedacht als kunstmittel für das lied gewählt das den beginn der *stæte* bezeichnet. es findet sich auch sonst: nr 1 III 6 u. 8, nr 5 II 3 u. 5, aufserdem I 1 u. 7; nr 6 V 1 u. 2 usw., aber nie so ausgeprägt wie hier. — In dem allen ligt kein grund das lied R. abzusprechen.

Zu 2. von den beiden bei Kraus mit als grund gegen die echtheit und beweis des stümpertums angeführten entlehnungen fällt die angebliche von Morungen kaum ins gewicht. der gedanke sich eine nacht und die beiden sie einschliefsenden tage zum ungestörten weilen bei der geliebten zu wünschen, konnte ganz selbständig entstehn, und ist natürlich genug um nicht der erklärung als misverstehnde nachahmung des *ganzer tage drî und eteslîche naht* von Morungen zu bedürfen. der anklang an Walther dagegen erhält eine ganz neue beleuchtung, wenn 109, 9 das erste lied des Reimarschen cyklus ist. damit wäre Walther der entlehner und nicht umgekehrt. dadurch wird nun aber dem spruche nichts an wert genommen, sondern er wird nur um eine feine beziehung reicher. Reimar hatte seinen berühmten cyklus mit dem bilde des über sein leben und dessen führung nachdenkend dasitzenden dichters begonnen. auf diesen anfang folgt eine kette von weltfernen, nur sich und sein innenleben schildernden, den zusammenhang mit den andern immer wider ablehnenden liebesklagen. dem setzt Walther bewust ein anderes entgegen. als er im jahre 1198 von Wien schied, noch erregt von dem dort ausgefochtenen ersten streite mit Reimar, als sich

gibt einige schwierigkeiten. es fielen dann in die 9 jahre von 1194, wo nr 20 entstanden sein soll, bis 1203, wo nr 24 frühestens gedichtet sein kann, da es zu Walther 52, 23 gehört, das auf 56, 14 (mutmafslich 1203) schon zurückweist, nur drei cykluslieder, was bei der leidlichen continuität, selbst wenn man die möglichkeit vereinzelter verluste in betracht zieht, im besten schaffensalter des dichters doch wol zu wenig wäre. vor allem aber wird der verlauf der polemik mit Walther durch diese frühe ansetzung von nr 20 ganz unverständlich. Reimars Preislied nr 16 müste dann allerspätestens ebenfalls in das jahr 1194 fallen (dann aber 5 lieder in ein jahr). danach hätte Walther, nachdem er in 53, 25 durch sein wort *lob ich hie, sô lobe er dort* Reimar zum wettkampf herausgefordert, und dieser sofort mit seinem Preislied geantwortet hat, die vier jahre die er bis 1198 noch in Reimars nähe in Wien verbrachte, unbenützt verstreichen lassen und erst, nachdem er weitere fünf jahre der wanderschaft hinter sich hatte, den vor etwa zehn jahren abgebrochenen kampf wider aufgenommen, indem er genau an dem alten puncte wider anknüpfte. darum scheint es geboten, nr 16 näher an Walthers abschied im jahre 1198 heranzurücken, wodurch sich der platz der Totenklage in der reihe verschiebt. auch ist die von Kraus festgestellte entwicklungslinie der technik nicht so zwingend, dass nicht ausnahmen möglich wären.

ihm da nach der enge der höfischen luft das leben in seiner ganzen breite auftat und das grofse ganze und sein wolergehn begann bei ihm im vordergrunde zu stehn, da stellte er an die spitze der neuen dichtart die er ihm widmete, eben der politischen spruchdichtung, das bild Reimars: anschaulicher, lebendiger in seiner weise ausgeführt, aber doch ähnlich genug, um allen die es hörten und Reimars cyklus kannten, diesen ins gedächtnis zu rufen und die absicht dabei offenbar werden zu lassen. wie Reimar mit den auf diese einleitung folgenden liedern die zartesten stimmungen seiner seele, so wollte er fortab die wechselfälle des grofsen lebens mit seinen sprüchen begleiten.

Die bedenken unter 3 erscheinen als die greifbarsten schwer ins gewicht fallend. Kr. neigt dazu, das lied dem verf. von 103, 3 und 103, 35 zuzuschreiben, wegen der 'verwendung gewisser wörter wie *guot* (II 2. III 4. IV 4), *eigen* (V 9), *grôz* (VI 4), *valsch* (VI 8)' sowie der bezeichnung der geliebten als *diu schœne* (VI 8), was alles mehr in dessen art sei als in der Reimars.

eigen kommt weder bei R. noch bei dem verf. von 103, 3 u. 35 vor, ähnliche ausdrücke wie *undertân* bei beiden (105, 9; nr 14 IV 3). — zu *guot* vgl. Reimar nr 16 II 9 und nr 18 II 9 usw. — *valsch* ist wol eins der lieblingswörter des unbekannten (103, 8. 14; 104, 13 usw.), da es aber nur einmal vorkommt in einer durch eine entsprechende stelle (nr 12 II 6) gesicherten weise, so ist auch dies kein grund gegen R.s urheberschaft. — *diu schœne* vgl. 103, 17 und 105, 18, aber auch Reimar nr 3 IV 7. nr 29 V 2. nr 3 IV 8 usw.

Unterschiede des wortgebrauchs in 109, 9 von dem R.s sind also nicht festzustellen, wol aber zeigen manche ausdrücke nahe verwantschaft, die mit 103, 3 bis 106, 23 nicht besteht. hier sei nur auf das völlige fehlen des für 109, 9 so wichtigen begriffs *wân* bei dem verf. jener strophen hingewiesen.

Damit bleiben von den einwänden, die Kraus gegen die echtheit vorbringt, nur die unreinen reime und der infinitiv *dienn* (?) bestehn. zu den unreinen reimen (II 2. 4 *naht : gedâht* und III 7. 8. 9 *man : hân : began*) sind nr 31 I 5. 6 *hân : an* und nr 23 III 2. 5 *hâr : gar* als das auffällige mildernd zu erwähnen. dennoch bleibt die doppelte verwendung in einem gedichte eine ausnahme. trotzdem scheint es angesichts der zusammenhänge mit dem cyklus geboten, R. in seinen anfängen, und dazu mag man das erste cykluslied noch rechnen, derartige unebenheiten zuzutrauen, wofern nicht etwa in str. II 8 der text verderbt ist.

Walther 91, 17.

91, 17, das im ton mit Reimar nr 30 übereinstimmt, spricht Kraus Walther ab, da 'die beiden dichter sonst niemals den gleichen ton ohne inhaltliche bezüge polemischer art verwendet haben' (teil III s. 16). auch Burdach schon 'möchte den gar zu

unbedeutenden inhalt nicht Walther zutrauen' (s. 123). nun trägt aber das ganze lied so sehr den charakter eines lustigen spottliedes, dass man es dem humorvollen Walther wol zumuten kann. schon der widerspruch zwischen dem scheinbar ernsten, gesetzten inhalt, den weisen, väterlich ausgesprochenen lehren und dem leichten tone würkt komisch, ebenso die ausdrucksweise in dem ganzen liede, besonders die steigerung aller gefühle bis zum ende der vierten strophe und dann das plötzliche, wie ein kühlendes wasserbad gegen die eben angefachte glut würkende bekenntnis:

Sich, nû hab ich dich gelêret
des ich selbe leider nie gepflac.

erhöht wird die würkung wenn man es sich von W. als spottlied auf R. verfasst denkt. dabei würde es gerade in der gegend von R. nr 30 ausgezeichnet passen. nr 27 III ff hatte R. gesagt:

und hete ein ander mîne klage,
dem riete ich sô daz ez der rede wære wert,
und gibe mir selben bœsen rât.

das mag Walther gereizt haben, Reimar einen solchen rat in liebesangelegenheiten in den mund zu legen. dass er dazu den ton von nr 30 wählte, ohne gerade zu diesem liede besondere inhaltliche bezüge anzubringen, mag darum geschehen sein, weil die schweren, wuchtigen töne der vorhergehnden lieder die beabsichtigte contrastwürkung nicht möglich machten. den stoff liefert ihm Reimars ganze dichtung. auf die parallele 91, 38 zu Reimar nr 17 III 5 hat schon Kraus aufmerksam gemacht (teil III s. 16). vgl. aufserdem zu nr 27 V 1. 2 Walther 91, 20 und 22; auch 91, 33. 34. die letzte stelle muste besonders die lachmuskeln der hörer reizen, wenn sie dabei Reimar vor augen hatten, der durch seine ewigen klagen keineswegs beliebt war. den meisten stoff zu dem spottliede hat aber Reimar nr 29 geliefert. es beginnt mit der frage:

Wiest ime ze muote, wundert mich,
dem herzecliche liep geschiht.

und versucht sich in dessen gefühle zu versetzen. strophe V spricht (nach Kraus s. 59, anm. 1) 'von des dichters platonischem verhältnis in ausdrücken, die auch auf ein reales passen würden'. das nimmt Walther auf, und was bei Reimar nur zart angedeutet wird, malt er in der zweitletzten strophe auf das genaueste aus. Reimar hatte sich in dem liede nr 29 mit dem blofsen *wân* abgefunden (IV 3. 4. 5), Walther spielt darauf an in dem schluss seines liedes. Reimar bereut trotz allem nicht, dass er sich ihr ergeben hat (VI 3): *ez dunket mich ein guot gewin*, Walther (91, 28): *dâ gewinnest an.* besonders scheint es Walthers spottlust gereizt zu haben, dass der kummerschwere Reimar von *fröide* spricht (VII 3. 4, auch IV 1. 2, vgl. auch nr 30 dazu). Walthers ganzes lied spielt nun mit dem worte *fröide.* er bringt es in jeder strophe bis auf die letzte an, und

wird nicht müde in immer neuen wendungen die behauptung zu variieren, dass die freude von den frauen kommt. dabei ist eine allmähliche steigerung zu bemerken, die teilnahme wird immer wärmer. sehr fein ist dabei besonders die wahl der verben die den besitz oder das erlangen der freude anzeigen, es ist ein haben, ein nehmen, ein kommen, ein bringen. dabei sind also die beiden ersten strophen von ihm, die dritte und vierte von ihr ausgehend geschildert und immer je eine passiv (I u. III) und die andere activ (II u. IV). so entsprechen sich auch die ganzen strophen, besonders die schlüsse: I u. III reden von dem werte des mannes durch die frauenliebe, II u. IV von dem genuss, der *herzeliebe* (vgl. Reimar nr 29 I 2). zu strophe V vgl. nr 29 IV 8 *pflegen*, I 3 *sælic man.*

Ganz offenbar eine verspottung Reimars und seiner art zu lieben ist auch, ohne dass sich eine einzelne parallelstelle anführen liefse, die schilderung der liebe in strophe II. besser konnte sie, wollte man sich darüber lustig machen, garnicht gekennzeichnet werden, als durch die vier merkmale:

offenbâre, stille und eine,
und als ez der mâze danne zimt.

das ist ganz Reimar, der vor aller ohren unaufhörlich seine heimliche liebe besingt, der sich immer wider gegen die andern damit abgrenzt in der einsamkeit seiner gefühle, und dennoch immer ängstlich auf das innehalten der guten sitte bedacht ist.

Die auf nr 30 folgenden lieder Reimars nehmen deutlich bezug auf 91, 17. nr 31 erscheint als eine unmittelbare zurückweisung der ihm von Walther in den mund gelegten worte unter benutzung des Waltherschen ausdrucks *Ist aber daz dir wol gelinget* (91, 35) I 1 ff: *Spræch ich nu, daz mir wol gelungen wære.* späterhin legt er dann sein verhältnis zur *fröide* dar. zu *verkêren* vgl. Walther 92, 5 das umgekehrte *verkêren*. in der ersten strophe von nr 32 kommt Reimar noch einmal auf Walthers spottlied zurück (I 7—9): *ûz liebe in leit* war er würklich durch Walther gejagt worden, denn in nr 29 hatte er sich ein neues leben vorgesetzt, indem er in gedanken froh seiner liebe leben wollte. daraus hatte Walther ihn aufgescheucht, dass er von neuem seinen alten kummer klagen muss (nr 31 I 7. 8). so bezieht sich das wort *und mîne nôt mit valschen mæren klagent* besser und ungezwungener auf 91, 17 als auf 72, 23, wie Kraus vorschlägt (teil III s. 15 u. 16). da dies lied, seinen inhaltlichen und formalen beziehungen nach mit den beiden in der polemik vorhergehnden liedern Walthers zusammengehört und kaum Reimar in den mund gelegt ist.

Göttingen (Schwerin). **Berta Wagner.**



ZUR MITTELLATEINISCHEN PARODIE.

PLehmann bringt in seiner Parodie des mittelalters neben den vollparodieen eine grofse reihe von fällen wo nur einzelne stellen parodiert sind. das ist wichtig, denn man darf annehmen, dass moderne leser die parodie oft nicht bemerken, weil sie die parodierte stelle nicht kennen; einer wird über eine stelle hinweglesen die dem andern infolge anders gerichteter lectüre als parodie erscheint, und zuweilen wird über die auffassung zu streiten sein. wenn zb. im gedicht gegen die umänderung der kleider CB. n. 194 s. 75 str. 7 steht *cum haberent pallia vetustatis mirae,* so wird man vielleicht den eigenartigen ausdruck beachten, ihn wol auf den scherzhaften charakter des gedichtes zurückführen, ich empfinde ihn direct als parodistisch. unendlich häufig ist es nämlich, dass in hymnen die jungfrauengeburt als eine ganz wunderbare neuheit bezeichnet wird zb. A(nalecta) h(ymnica) 20 n. 18, 2 *o mira rei novitas*; Mone, hymnen II n. 370; Ah. 20 n. 66, 1 *mira novi ortus regis facta novitate*; Mone II n. 354 *o miranda novitas*; lieder v. SOmer 6, 3 *deus novo miro* u. oft. die verbindung der beiden begriffe ist typisch, dem mittelalterlichen leser oder hörer musten sie bei *vetustatis mirae* zweifellos einfallen. ich glaube sogar in einem hymnus den vers *novitatis mirae* gelesen zu haben, finde die stelle jetzt aber nicht. wer glaubt, dass ich zu viel in den ausdruck lege, könnte sich etwa auf CB. n. 194 s. 76, 3 berufen *viros probitatis mirae.* — Wenn der Primas 16, 93 (WMeyer s. 92) von zwei sorgfältig rasierten jungen männern sagt *non erant pilosi more bidentium,* so lächelt man über den scherz; recht würdigen wird man ihn erst wenn man sich erinnert, dass es im hymnus *Sanctorum meritis* (commune plur. mart. I vesp.) heifst *caeduntur gladiis more bidentium.* nicht parodistisch ist es dagegen, wenn diese beiden versikel in SOmer 30, 5 wörtlich übernommen sind. der hymnus war wol in Reims und umgegend besonders bekannt, seit er in Hincmars streit gegen Gottschalk eine rolle gespielt hatte, Schroers Hincmar s. 150. ein merkwürdiger zufall ist es, nebenbei bemerkt, dass in beiden gedichten, die miteinander nichts zu tun haben, beim Primas und SOmer 30, auch der vers *urbs Senonensium* vorkommt. — Wenn im selben gedicht des Primas v. 27 von dem neugewählten bischof von Beauvais gesagt wird *inpinguatur ingrassatur,* so klingt Jerem. 5, 28 an, und es ist für den bischof keine auszeichnung, dass er mit dieser strafpredigt in beziehung gesetzt wird; und wenn von ihm gesagt wird, er werde *stridore dentium* ein halbes dutzend fische verschlingen, so hört jeder sofort den komischen anklang an die vulgata Luc. 13, 28 uö. heraus. in Sens haben sie einen besseren gewählt, ihn kann man nur rühmen 107 *nunc laudem dicamus,* wie hymnen beginnen *Laudem deo dicam, Laudes deo dicat*

uaa. dieser wird mit recht genannt *baculus senum* Tob. 5, 23, er hat den Primas gehegt und gepflegt *pauperem egenum* Ps. 69, 6. — Ein ähnlicher fall doppelter verwertung einer stelle: in dem gedicht gegen die veränderung alter kleider, das WMeyer aao. 87. 94 wol mit recht dem Primas zuspricht (Herdringer hs. Zs. 49, 182, Lehmann Parodie s. 213 ff, der die stelle nicht erwähnt), parodiert str. 3 *transformantur vestimenta nec recenter est inventa lex metamorphoseos* deutlich die verbreitete sequenz *Laudes crucis* Ah. 54 n. 120, 8 *non sunt nova sacramenta nec recenter est inventa crucis haec religio*, nebenbei bemerkt ein weiterer beweis dafür dass sie nicht Adam v. SVictor gehört, vgl. Blume z. d. st. nicht parodistisch ist SOmer 9, 2 *baculare sacramentum . . . nec recenter est inventum nec sine mysterio*, vgl. auch Wright Anecd. litt. s. 40. parodistisch wider ist der anfang des gedichtes des Primas, wo er nach dem hinblick auf Ovids Metamorphosen (Lehmann s. 213) pathetisch anhebt *Ego dixi: dii estis* vgl. Ps. 81, 6 (Joh. 10, 34). — Ein dritter fall: Alda comoedia 481 vom liebesgenuss *si decies repetas, decies repetita placebunt* ist als parodie von Horaz a. p. 365 anzusprechen *haec placuit semel, haec decies repetita placebit.* ganz anders wider SOmer 25, 2 *amor est illa species iuxta vatis praesagium, quae repetita decies placet nec infert taedium.*

Die komödie hab ich bei Lehmann ganz vermisst, sie gehört zweifellos in diesen zusammenhang. Alda 337: Spurius mit seiner Spurca liegen unter einer decke, aber sie ist zu klein *abscondit tegmen breve particulariter ambos*; Alda 407 *qualiter et quare quid agat cur quando loquatur*; hier wird deutlich der logik- und grammatikunterricht parodiert. noch scherzhafter ist der logiker Geta im Amphitruo, der sich mit den aus Athen mitgebrachten philosophischen brocken in der welt nicht mehr zurechtfindet: v. 411 *cum didicit Geta logicam, tunc desiit esse*, und Babio v. 133, der mit seiner logik beweisen will, dass Socrates Socrates, ein mensch ein mensch sei. vgl. dazu WCreizenach Gesch. d. neueren dramas I (1893) 27 und namentlich RPeiper Die profane komoedie d. ma. s., Arch. f. littgesch. 5, 493 ff.

S. 147 ff bespricht Lehmann den zusammenhang zwischen liebeslyrik und hymnischer, speciell Mariendichtung und behandelt vor allem, wie schon Hubatsch s. 31, das bekannte *Si linguis angelicis* CB. n. 50, wo die geliebte mit zahlreichen prädicaten der Gottesmutter gepriesen wird. es wäre vielleicht nützlich gewesen hervorzuheben, dass dies etwas ganz gewöhnliches ist, die beziehungen werden manchem entgehn. mit CB. n. 50 vergleicht sich zb. CB. n. 132. hier heifst es von der geliebten *consurgenti cernitur similis aurorae*, vgl. Mone Hymnen II n. 336, 13. 414, 13. str. 3 *tota caret carie* (vgl. auch CB. n. 56, 4 *caro carens scrupulo*) vgl. Anal. hym. 20 n. 211, 4 a u. oft. CB. n. 132, 3 *sicut flos est florum rosa.* andere bezeichnungen der art CB. n. 51, 2

flos de spina. CB. n. 61, 1 *lilia castitatis*. CB. n. 126, 3 und 162,4 *lilium convallium*. CB. n. 116, 4 (vgl. CB. n. 131, 3). CB. n. 154, 2 *vas auratum*; ebenda *aromatum virgula*. CB. n. 118, 4 *inter mille par non est inventa* oder CB. n. 161, 2 *pulchram absque pari*. ähnliches ist sehr häufig und geht im grunde wol auf den viel citierten vers des Sedulius c. p. II 68 zurück. CB. n. 166, 3 *speciosior prae cunctis filiis* vgl. Ps. 44, 3. CB. n. 142,1 *revertere, revertere* vgl. Cant. cant 6, 12. derartige beziehungen, die Lehmann als parodieähnlich bezeichnet, finden sich oft. — Auf ein wenig beachtetes gegenstück zu CB. n. 50 möcht ich noch die aufmerksamkeit lenken. An. hymn. 20 n. 200 richtet ein dichter ein glühendes liebeslied an seine Glycerium (der name auch CB. n. 35, 5. SOmer n. 17): *o meum Glycerium, pro te me affligo — mea pro te marcida facies, turpem facit macies, immo velle meum facies, spe longa cor aret* usw.: das lied endet *praestabilis, laudabilis esto, mater dei. Maria* usw. — Zur Alda noch ein paar worte. v. 399 *vestes alternans ... mulierem masculat illa ... feminat ipsa marem*; damit vergleiche man das kleidergedicht CB. n. 194, 12 *masculavit feminam, marem feminavit*. die Alda ist sicherlich älter als CB. 194.

Zu den parodistischen texten ist einiges nachzutragen. der Mönchskatechismus s. 16 ist schwer verständlich und aufserdem corrupt, der leser muss sich das verständnis mühsam erarbeiten. folgende bemerkungen werden etwas weiter helfen. 16, 3 vgl. Röm. 5, 5 *quia caritas dei diffusa est in cordibus nostris*. 16, 5 der reim *fallax ... loquax* lässt vermuten, dass *que* zu streichen ist, freilich haben wir in dem stück sonst keine pentameter, man müste dann *arogansque* schreiben. 16, 7 l. *ad⟨in⟩ventio*. 16, 8 etwa ⟨*secundum*⟩ *illud phylosophi*. 16, 10 *nam*: *non*? 16, 11 *convicioso*? 17, 13 Ecl[us] 44, 20 *et non est inventus similis illi in gloria, qui conservavit legem excelsi*. 17, 17 *divinative : derivative*? 17, 19 Ps. 80, 13 *et dimisi eos secundum desideria cordis eorum*; *ibunt in adinventionibus suis*, wonach der text zu gestalten sein wird. 17, 22 wol *in penis*. 17, 27 versteh ich nicht; etwa *causa*? 17, 30 Luc. 22, 52 *quasi ad latronem existis cum gladiis et fustibus*. 17, 34 l. *viscera*. 17, 36 l. *prostratus*. 17, 39 l. *hec*. 17, 43 vielleicht *crimine fit*. 17, 44 Cant. 3, 2 *surgam et circumibo civitatem, per vicos et plateas quaeram, quem diligit anima mea. quaesivi illum et non inveni*. 17, 30 Ps. 18, 6 *et ipse tamquam sponsus procedens de thalamo suo*, eine freche anspielung auf die stelle die regelmäfsig auf Chr. geburt bezogen wurde. 17, 53 Ps. 10 (sec. Hebr.), 7 *cuius maledictione os plenum est et amaritudine et dolo, sub lingua eius labor et dolor*. 18, 63 f die trinini stehn correcter bei Flacius 485, WMeyer Ges. abh. I 86; sie wären besser ohne spatien gedruckt, sonst spatium hinter der trithemim. und hephthemim. 25, 76 Matth. 27, 25 *sanguis eius super nos et super filios nostros*. 25, 77 bezieht sich auf die be-

kannte deutung der geschenke der magier, zb. die IV infra oct. epiphaniae I nocturn. Sedul. c. p. II 95 ff. 26, 113 Deuteron. 27, 15 ff *et respondebit omnis populus et dicet amen.* 30, 22 Deuteron. 21, 23 (Gal. 3, 13) *maledictus a deo est, qui pendet in ligno.* 35, 239 Matth. 3, 15 *sine modo; sic enim decet nos implere omnem iustitiam.* 35, 241 Matth. 26, 33 *et si omnes scandalizati fuerint in te, ego numquam scandalizabor.* 35, 247 I Cor. 9, 24 *omnes quidem currunt, sed unus accipit bravium.* 39, 108 Reg. III 19, 8 *et ambulavit in fortitudine cibi illius.* 48, 221 Jes. 53, 7 *et non aperuit os suum.* 48, 222 Ps. 44, 8 *propterea unxit te deus, deus tuus oleo laetitiae prae consortibus tuis* (punct hinter *eum* zu tilgen). 51, 27 Daniel in Pseudo-Augustins weihnachtspredigt Migne 42, 1124 (Dan. 9, 24) *cum venerit sanctus sanctorum, cessabit unctio.* 51, 28 für das unverständliche *es* ist doch wol *per* aufzunehmen. 51, 29 Ps. 69, 2 *deus in adiutorium meum intende.* 51, 29 Cant. 1, 14 *oculi tui columbarum.* 51, 29 das nackte *patrantis* ist unverständlich; was gemeint ist, zeigt Walter vChatillon, Gedichte ed. Müldener II 2, 2 *infames concubitus patrantes ocelli* (*infamis* und *patrantis* Müld.) 53, 67 Ecl^us 25, 3 *odivit anima mea.* 54, 76 Matth. 24, 41 *duae molentes in mola, una assumetur et una relinquetur.* 56, 112 Joh. 13, 9 *domine, non tantum pedes, sed etiam manus et caput.* 58, 38 Matth. 3, 11 (Marc. 1, 8) *ego quidem baptizo vos in aqua.* 58, 40 l. *canthari.* 58, 40 Joh. I 5, 7 *tres sunt qui testimonium dant in caelo.* 59, 52 vgl. das bekannte *Omnipotens sempiterne deus*, den eingang der oratio im gottesdienst.

Zur gestaltung der texte einige vorschläge. I s. 53 *Curia Romana* usw.: *petit* ist unmöglich und spätere verderbnis. man findet sonst *quaerit* und *curat*, letzteres wegen des wortspiels wol ursprünglich. *nam* der 2. zeile zu tilgen. s. 61 l. *Marcam desiderans.* s. 76 die verse sind schwer verständlich, v. 2 *eget* wol im sinne von 'behilft sich mit'. v. 6 wol *sospes* ⟨*erit*⟩. 12 *contracta* gibt unmöglichen vers. 13 hinter *dativo* komma zu tilgen. s. 78 VI *inficit* ohne komma. 79 etwa ⟨*sic*⟩ oder ⟨*nunc*⟩ *est diffinitus.* 84 *domuit domina*, am schluss *in foro.* 87 *quot sunt vobis.* 109 *in omni tempore* sprengt den vers. 158 mitte *vernula.* 160 *post minas metuo*: hinter *metuo* komma zu tilgen und *post minas sequatur* zu verbinden; hinter *parati* komma zu tilgen und hinter *respondere* zu setzen, *parati resp.* gehört zusammen. 161 oben: der text des Flacius ist fürchterlich. vielleicht *Primus urbe fuerat — et in iure canonum — Huius allegatio ergo.* bei der folgenden strophe scheitern alle besserungsversuche; letzte zeile vielleicht *hunc retinere igitur* mit vorschlag einer silbe. wenn diese strophe ohne spatium gedruckt ist, sollte es die erste auch sein. 162 wol *sacerdotem qui hic, haec et hoc.* 164 *presulis nimis egre.* 191 *nequam sit et inutilis*, bald darauf *teste Ovidio.* 195 (CB. n. 37) ich lese mit Patzig *zephyri spirans.* 196 oben

studeamus adipe, mit komma. CB. 37 (s. 196) *oculorum.* 207 *fontes* st. *montes.* 212 str. 3 *scire* ohne punct. str. 4 *despiciunt* und *viventium.* 220 unten: ist *debeant exspectare absentes* möglich? 223 oben *perveneritis.* 225, 1, 1 *pl. temporis venit* vgl. Gal. 4, 4 *pl. temporis venit.* 225, 2, 3 *delectat amplius.* str. 6 *supervenit.* str. 7 *quare non venitis?* 226 hinter *iopula* lücke. 230 *vulpem, altaria.* 232 *utile* statt *utilis* wegen des hiates doch bedenklich. 243 *michi socium.* — II 10, 10 *illi hostiarius.* 10, 11 *dans.* 10, 17 *remiseritis.* 10, 23 *corde tuo.* 10, 24 wol *beatus eris.* 11, 36 *Percucientes.* 11, 38 *Ligetur.* 11, 47 etwa *universam* ⟨*supellectilem*⟩, oder *universa quae?* 12, 78 *venerint* ⟨*videre*⟩. 12, 95 *usque modo* 'bis jetzt'. 13, 1429 *pro* zu tilgen. 13, 1453 *impio?*' 14, 1454 falscher vers, richtig wäre etwa *dicens eis:* '*cum cognato suo* ... 14, 1492 *abbati.* 14, 1496 hinter *decet* komma. 18, 1 *Scire cupis.* 22, 40 *in* zu tilgen. 24, 24 *nostrum.* 24, 31 *predicta* verlesen für *predam.* 26, 104 *sui: sunt* oder *sint.* 26, 113 *dampnati.* 27, 19 ⟨*dixerunt*⟩ *Flemyngis,* vgl. z. 12. 27, 25 *gladium.* 27, 37 *bimatu.* 27, 40 ⟨*secundum*⟩ *propriam.* 28, 49 *eoquod.* 28, 52 *dextram.* 28, 56 *Non tamen.* 28, 60 *ut quid.* 29, 7 f *inimici nostri, non benefici nominantur.* 29, 19 *pinguedinem* stammt aus z. 15, dafür wol *dulcedinem.* 30, 27 *poplite.* 30, 44 *lupos.* 30, 48 *regem* ⟨*habemus*⟩. 30, 56 f erstes *dixerunt* zu tilgen. 31, 68 *est affixo?* 32, 108 *ecclesie et.* 32, 134 *adepti.* 34, 218 *Non.* 35, 219 *iudica*⟨*be*⟩*ris.* 35, 233 *gradus alcior,* 35, 237 *renuncia*⟨*te*⟩. 35, 237 *agant'.* 36, 262 *resisterent,* 36, 267 *potencie.* 36, 268 *nomina.* 40, 142 *spectaculum hoc.* 41, 158 *latibulis.* 49, 23 *signet.* 51, 19 *obediencialia.* 52, 42 *positis.* 70, 5 *multum.* 71, 15 *Parisienses scolares.*

Einige versehen führen leicht irre. I s. 45 lis *Praesul enim victus precibus meritisque beati.* s 59 unten l. *Et est minus* ... s. 73 und im index l. *Frigescente,* wie s. 146 richtig steht; dort ist zu lesen 'liederhandschrift, den Carmina' usw. aufser den 7 von WMeyer Arundelsammlung s. 41 genannten handschriften kenn ich noch Evreux nr 2 s. XIII, vgl. Catal. génér. 8° II 408 und Paris Arsenal nr 906 s. XIII, vgl. Catal. d. l. bibl. de l' Ars. II 161; dazu die Distinctiones monasticae. s. 78 unten *rodere.* s. 104 unten *cętus* und kurz vorher *decet' et* '*cum* ... 113 oben 'bezeichnend'? 119 unten *Nolo.* s. 141 unten *propitius esto.* 147 oben *Ama* und *ex mente tota.* 176 *Falernum* und *eandem ebrietatem.* 217 unten *carnes.* 218 *salus.* 231 *sancti Juliani.* 232 *obicit* *reditu* *inde feras* 238 'aufser den Prov.' — Zu I s. 144 *versa est in luctum* vgl. noch Walter vChatillon Alexandr. 10, 428; Heinrich vSeptimello 1, 25; Delisle Fonds Barrois 190, cod. Troyes 556 und 1534 (Cat. génér. 4° 2, 242. 647). *verto luctum in citharam* Ah. 48 n. 419. vgl. auch Ah. 21 n. 254. 33 n. 270; Primas ed. WMeyer s. 120, 3.

Berlin. **Karl Strecker.**

ZU DEN WALDERE-BRUCHSTÜCKEN.

Nach Müllenhoffs vorgang wird das gespräch im zweiten bruchstück, weil Walther sich v. 14 an den *wine Burgenda* wendet, allgemein als gespräch zwischen Gunther und Walther aufgefasst. dies ist meiner ansicht nach nicht richtig, es ist nicht ein zwiegespräch sondern ein gespräch zu dreien, und derjenige der zuerst redet, ist nicht Gunther sondern Hagen.

Zu dieser überzeugung führen mich verschiedene gründe. prüfen wir die bisherige deutung, so kann niemand verkennen, dass sie durchaus unbefriedigend ausfällt. ich geh von der rede Walthers aus (text nach Holthausen):

Hwæt, ðū huru wēndest, wine Burgenda,
þæt mē Hagenan hand hilde gefremede,
ond getwǣmde fēðewīges!

'Wahrlich, du wähntest wol, fürst der Burgunden, dass mir Hagens hand kampf schaffen würde . . .'. wenn man diese worte hört, so muss man annehmen, dass eine rede Hagens vorausgegangen ist, in der er seinen entschluss ausgesprochen hat dem kampfe fernzubleiben; es muss eine deutliche äufserung über die haltung Hagens vorangegangen sein, durch welche dem könig die aussicht auf seinen beistand endgültig benommen ist, und aus welcher Walther die gewisheit seiner selbstsicheren, höhnischen worte schöpft. aber sehen wir uns die vorausgehnde rede an, 10 verse, und betrachten sie als worte Gunthers, so finden wir nicht die geringste andeutung von dem was die worte Walthers vorauszusetzen scheinen. es ist als ob beide reden nicht den leisesten zusammenhang besäfsen, als ob wir zwei stücke hätten die gar nicht zusammengehören. nicht von Hagens haltung ist die rede, sondern wir hören allerlei von zwei schwertern was uns recht gleichgültig scheint. und das ist das andere was an der alten deutung so unbefriedigend ist: wir vermögen den worten die hier gesprochen werden keinen angemessenen sinn zu geben, obgleich man es auf verschiedene weise versucht hat. der redende vergleicht zwei schwerter, die er beide rühmt. sind sie beide sein eigentum? hat Gunther Walthers schwert zurückgewiesen, mit der begründung dass er es nicht brauche, dass er selbst ein besseres habe, nein sogar zwei? das ist nicht denkbar. Gunther würde damit zu einem törichten protzen und eitlen prahler, der jede achtung verlieren müste, seine worte würden zu nichtigem gerede[1]. auch wäre die vorstellung von den zwei unvergleichlichen schwertern Gunthers mehr als seltsam, und endlich hat er das schwert Walthers auch nicht zurückgewiesen weil er es nicht haben will, sondern weil das angebot ihm nicht genügt und er es sich mit allem andern im kampfe

[1] Atlakviða 7 ligt die sache durch den zusammenhang doch ganz anders.

holen will. als drohung wären die worte auch nicht aufzufassen, denn zwei unüberwindliche schwerter kann er doch nicht im kampfe schwingen.

Oder ist, wie man es meistens auffasst, das erste Walthers schwert, dem er sein eigenes gegenüberstellt? 'Kein besseres schwert [gibt es] aufser dem allein das ich auch habe (so gut wie du)'. auch das ist bei genauerer betrachtung nicht wol denkbar. das schwert des gegners, das er zurückgewiesen hat, das er im unmittelbar bevorstehnden kampf nicht fürchtet, das sollte hier Gunther preisen: es gäbe kein besseres schwert auf erden, nur sein eigenes sei ihm gewachsen? das wäre eine haltung die innerlich unmöglich ist, und ich wüste keinen andern fall wo ein held unmittelbar vor dem kampf die hervorragenden waffen seines gegners rühmt. und auf welches schwert sollen sich die verse 4—10 beziehen? auf Walthers schwert doch nicht, denn Gunther kann doch nicht rühmend dem feinde die geschichte von dessen eignem schwert erzählen. also auf Gunthers schwert. wie aber kommt Gunther zu dem schwert aus Dietrichs besitz? wann hat Gunther jemals eine berührung mit Dietrich gehabt? niemand hat diese frage beantworten können und wollen, man hat mit unbekannten sagenzügen gerechnet: aber ist eine sage die Gunther und Dietrich in berührung bringt, die helden ganz getrennter sagenkreise, die sich nur am Hunnenhofe einmal überschneiden, wol wahrscheinlich? denn geschichten wie vom Wormser rosengarten sind doch späte, saftlose erfindungen.

So häuft sich bei dieser deutung eine schwierigkeit auf die andere, und wir gewinnen keinen einzigen würkungsvoll die gegebene lage treffenden gedanken und keinen zusammenhang mit dem folgenden.

Nun aber setzen wir den fall dass Hagen spricht. er spricht mit Gunther im angesichte Walthers. vorausgegangen war angebot und ablehnung von Walthers schwert. Hagen misbilligt die haltung des königs, er macht ihm vorwürfe, er warnt ihn. der könig unterschätze seinen gegner, er solle nicht denken, dass er sich vor dem schwerte Walthers behaupten könne. 'Kein besseres gibt es aufser dem einen das auch ich führe, ich nicht anders als er, in der gezierten scheide stille verwahrt'[1]. jetzt gewinnen diese worte erst einen sinn. 'kein schwert gibt es das dem Walthers ebenbürtig ist, nur das schwert das ich selber führe, und das wird in diesem kampfe nicht gezogen'. da haben wir, mit ernstem nachdruck ausgesprochen, die erklärung Hagens, dass er entschlossen ist, sich am kampfe nicht zu beteiligen, Gunther nicht zu unterstützen. und nun gehn die folgenden worte wider auf Walthers schwert und haben auch ihre

[1] *stānfat* als scheide gefasst mit Dietrich, Müllenhoff, Kögel, LSimons, BDickins und anderen.



bedeutung: es ist nicht eine gleichgültige geschichte von der herkunft, sondern es ist die begründung für die behauptung, dass es kein besseres schwert gäbe als das Walthers. es ist das berühmte schwert, das Dietrich Wittich, dem sohne Wielands, senden wollte; das er ihm senden wollte — so ergänzen wir was der ags. hörer ohne weiteres wuste, was aber auch schon im ersten bruchstück gesagt ist — als die waffe, die sein vater, der gröste aller schmiede, hergestellt hat; es ist *Mimming* (I 2 f). auch in deutscher sage wechselt der besitz Mimmings zwischen Wittich und Dietrich von Bern. Hagen kann das wissen, weil er mit Walther zusammen am hofe Etzels gewesen ist. am hofe Etzels fand Dietrich seine zuflucht in den 30 jahren der verbannung, wie wir schon aus dem Hildebrandslied entnehmen (zu unrecht hat Sverdrup dies neuerdings wider leugnen wollen, Festschrift für EMogk s. 114 ff): so ist es wol verständlich dass Walther am Etzelhofe in den besitz von Dietrichs schwerte kommen konnte, wenn wir auch die näheren umstände nicht wissen, wie der dichter sich das gedacht hat. so fällt, wie ich glaube, auch von dieser stelle ein leichtes licht auf Dietrichs leben am Hunnenhofe, und auch dies deutet auf den 'gotischen' charakter der vorstellung vom Hunnenhofe in der Walthersage, auf den Kögel und Neckel hingewiesen haben.

Auf die warnung Hagens, niemand könne es mit Walther aufnehmen als er selber, er aber nehme nicht am kampfe teil, folgen treffend, als reizrede vor dem kampf[1], Walthers worte an Gunther: 'Du freilich wähntest, dass mir Hagens hand kampf schaffen sollte. hole du nur, wenn du es wagst, dir meine brünne!' und dazu der aufreizende hohn: 'Bei einem so streitmüden, dem du aber doch nicht gewachsen bist!' daran anschliefsend die worte von der brünne, in der er sich geborgen fühlt, und die vertrauensvolle berufung auf Gottes schutz, den der christliche verfasser doch noch über schwert und brünne stellt: hier berühren sich zwei verschiedene geistesschichten.

Wir erhalten also einen klar aufgebauten auftritt, in dem sich jeder folgende gedanke an das vorhergehnde anschliefst und nichts ohne bedeutung ist. auch mit dem ersten bruchstück (ich möchte bei dieser reihenfolge bleiben) besteht ein fester innerer zusammenhang. 'Wielands werk versagt keinem der den Mimming, den harten, zu halten weifs, der schlachtschwerter bestes ist dir zum kampfe gegeben', das ist der leitende gedanke in den worten Hildegunds (vgl. II 12 f), und das wird im zweiten bruchstück aufgenommen, es wird bestätigt und berichtigt, und die besorgnisse, die aus der rede Hildegunds herausklingen, erhalten ihren festen untergrund: es ist das beste schwert auf erden, unübertrefflich, bis auf eines, bis auf Hagens schwert. so lange Hagen nicht am kampfe teilnimmt, so lange hat Walther

[1] vgl. W. II 16 f und Hildebrandslied 55 ff.

6*



nichts zu fürchten, erst wenn Hagens schwert gegen das seine geführt wird, mit dem schwerte Walthers zusammentrifft, dann ist es mit der sicherheit vorbei, dann versagt der Mimming in der hand, die ihn so kräftig zu schwingen weifs und zerspringt an dem stärkern schwert. es wird also in der dichtung die spannung, die erwartung des trotz aller siegeshoffnung sieglosen ausgangs erregt: zuerst die allgemeinen andeutungen einer besorgnis dass das schwert versagen möge (I 2. 24), und zugleich doch die beschwichtigung dass dies nicht zu erwarten sei, und im zweiten bruchstück die steigerung der spannung, die bestimmte möglichkeit, wann das befürchtete doch eintreten kann: wenn Hagen eingreift, wider zugleich mit der beschwichtigung: er tut es aber nicht. und so drängt die erregte erwartung, die schon einmal die bestätigung der abgewiesenen befürchtung erfahren hat, nach dem ausgang: er tut es doch, und am schwerte Hagens zerspringt der Mimming.

Dass das zerspringen von Walthers schwert ein alter zug ist und auch in der ags. dichtung wie bei Ekkehard am ende die entscheidung brachte, hat Neckel überzeugend dargetan (Germ.-roman. monatsschrift 9, 211 f). er meint, dass Ekkehards erzählung, wie Hagen, um Gunther das leben zu retten, sich zwischen die kämpfer wirft und den schlag Walthers mit seinem helm auffängt, ein altes bild des schlussauftritts treu erhalten hätte. die gründe sind gewis beachtenswert, dennoch glaube ich, dass die scharfe gegenüberstellung von den beiden schwertern, dem Walthers und dem überlegenen Hagens, darauf hinweist, dass die würklichen geschehnisse diese vordeutungen bestätigen musten, dass — mindestens im ags. — Walthers schwert nicht an Hagens helm, sondern an Hagens schwert zersprungen ist, mit dem er den toddrohenden streich gegen den könig aufgefangen hat[1]. ich persönlich habe auch den eindruck, dass dies der art des germanischen helden mehr entspricht, als das waffenlose sichdazwischenwerfen um nur mit dem körper den schwerthieb aufzufangen. man darf nicht aus dem auge lassen, dass Ekkehard hier unter antikem vorbild steht (Prudentius, Psychomachia 137 ff), das genügt, wie ich glaube, um die umbildung zu erklären. die tatsache dass Walthers schwert durch das dazwischentreten Hagens gesprungen ist, hat Ekkehard vorgefunden, das hat er wie so vieles umgebildet und ausgeführt, nach dem vorbild das ihm aus der lateinischen dichtung geläufig war.

Jedenfalls ist daran festzuhalten, dass das springen des schwertes die wehrlosmachung Walthers bedeutete. aber ob der ausgang tragisch war? mit dem bersten des schwertes, meint Neckel, war sein schicksal besiegelt, vielleicht nutzte Gunther seine blöfse aus. ich glaube das nicht, wenn auch der charakter

[1] so sind Hildegunds worte I 25 ff auch vordeutungen von Gunthers unterliegen.

der germanischen heldendichtung die annahme eines tragischen ausgangs stützt — oder vielmehr, nur auf diesen charakter ist sie zu begründen. Walther spricht im zweiten bruchstück das zuversichtliche vertrauen aus, dass Gott ihn schützen werde:

Ðeah mæg sige syllan, sē ðe symle byð
recon ond rǣdfest ryhta gehwilces:
sē ðe him tō ðām hālgan helpe gelīfeð,
tō gode gioce, hē þǣr gēaro findeð
gif ðā ěarnunga ǣr geðenceð.

ich vermag es nicht zu glauben, dass ein christlicher dichter dieser zeit erst seinen helden aussprechen lässt, dass Gott seine hilfe immer für den bereit hat der sein vertrauen auf ihn setzt, um dann durch die erzählung zu zeigen, dass Gottes hilfe ihn doch im stiche lässt und das gottvertrauen unbegründet war. ich glaube, dass diese worte zu der annahme zwingen, dass auch im angelsächsischen der ausgang für Walther nicht tragisch war [1].

Für Gunther und Hagen aber kann er es auch nicht sein. nicht blofs weil Walther nach zerspringen des schwertes zu ernstem kampf unfähig wäre. Neckel dachte, Gunther habe vielleicht Walthers blöfse ausgenutzt, und Hagen habe, seine freundestreue vollendend, darauf den könig in der zorneswallung niedergestreckt. ein anderer dichterisch befriedigender ausgang schien ihm wol nicht denkbar. ich halte das für ganz unmöglich. gerade Neckel hat die engen, wenn auch nicht restlos und eindeutig aufzuklärenden beziehungen zur Siegfried- und Burgundensage nachgewiesen, dorther stammt das paar Gunther-Hagen mit ihrem charakteristischen verhältnis und anderes. dem dichter und den hörern war die sage von den Burgunden gut bekannt, es wuste jeder dass Gunther und Hagen später zusammen an Etzels hofe den tod gefunden hatten: da war es unmöglich dass der dichter hier von einem von ihnen erzählte, dass er bei dem kampf mit Walther erschlagen wäre, kein dichter konnte seinen hörern das zumuten.

Der ausgang kann also weder für Walther noch für Gunther oder Hagen tragisch gewesen sein: wir müssen das hinnehmen, so wie wir ja auch von einigen andern sagen wissen die nicht tragisch sind (Dietrich von Bern, Thurisind, Wieland und andere). natürlich war der ausgang auch nicht so wie bei Ekkehard. ich denke ihn mir etwa so. Gunther ist besiegt, er hat Walther nicht widerstehn können, Hagen aber hat im letzten augenblick den todbringenden streich mit seinem schwerte aufgefangen. Walthers schwert ist zersprungen, er ist wehrlos. damit ist Hagen herr der lage, und er kann auf sein schwert gestützt den schluss herbeiführen, so wie er ihn will. er macht dem kampf ein ende. den könig hat er geschützt und ihn gerettet, und dem freunde hat er die treue bewahrt, unversehrt kann er mit

[1] vgl. Brandl Herrigs archiv 120, 4.

Hildegund und den schätzen in die heimat ziehen. so hat er nach beiden seiten seine treupflicht erfüllt, aus dem conflict von mannentreue und schwurbruderschaft ist er ungebeugt als sieger hervorgegangen. gewis sind die meisten germanischen heldendichtungen tragisch. aber nicht weil das tragische ende erwünscht und wesentlich gewesen wäre, sondern deshalb weil in dem tragischen ende das heldentum sich am stärksten bewährt, wenn der held unerschütterlich am gebot der ehre festhält, obwol er damit sehenden auges sich den untergang bereitet. stolz schreitet er in den tod, weil die ehre mehr ist als das leben. aber wenn dieses heldentum sich in seiner stärke auch ohne tragischen ausgang bewähren kann, dann ist eine solche dichtung in ihrem wesen von der gleichen art. so ist es hier. es ist das lied von der unerschütterlichen treue Hagens, die selbst in dem schweren conflict von mannen- und freundestreue sich bewährt und am schluss mit fester hand das schicksal zwingt.

Göttingen. **Ludwig Wolff.**

ZU DEN FREMDNAMEN.

Nachtrag.

Der umweg über Zs. 59, 145 ff ('auf alten colonistenwegen') war wol auch für den Germanennamen nützlich, um die lücke zwischen den östlichen und den westlichen belegen zu erklären. dem historiker, der auf geschichtswerke und urkunden sich stützt, mag es 'problematisch' erscheinen, aus der namenbildung und namenverbreitung weitergehnde schlüsse zu ziehen, bei dem philologen, der mit dem gesamtmaterial arbeitet, oder dem archäologen, der von selbst auf solche probleme eingestellt ist, dürfte dies schon weniger der fall sein. freilich, je älter die zeiten sind, desto spärlicher und überschichteter sind die belege, und es ist ein glücksfall, wenn einmal ein solcher faden sich bietet [1]. anderseits kann auch die fülle oder weite verbreitung

[1] Für die chronologie der *andra*-namen käme auch das unter Asarhaddon (680—668) erwähnte kyprische *Ituandar (Eteandros)* in betracht (Hommel Gesch. des alten Morgenlandes 144). der 'sinus Arabiae' *Carandra* (Plin. 6, 167) deutet wol auf die Karer. zu ***Amandra*** vgl. Movers I 342. *Melandra castle*, wol am englischen grenzwall (Germania 6, 36. 1922) kann vom Niederrhein importiert sein, da hier lange zwei tungrische cohorten standen. ***Punta de Malandar*** vor Tartessus beim *fani prominens* des Avienus, an der einfahrt in den Guadalquivir (Schulten Tart. s. 85) ist doch wol derselbe name wie rhein. Mallendar—Malandra, wallon. Malandrei und wirft auf die ganze gruppe ein neues licht. — der *gamander* ist undeutsch wie 'Oleander' und 'Koriander'. wie prof. Jost mitteilt, citiert schon der Tournefortius alsaticus 1728 unter Teucrium deutsch Chamanderlein, ebenso Kirschleger 'gamaderlein' (Els. Id. I 218). griechisch sind ***χαμαίδρυον*** und *χαμαίδρυς* bezeugt. die herkunft des n steht dahin. ***gamander*** bei Lexer I 731 aus voc. 1482, vgl. ***gamander daz ist ein muk*** ebenda.

derselben, wie bei dem vielberegten *-aba-*, germ. *-apa-*, *-epe*, hochd. *-affa*, soweit dies ein suffix ist, da es bei Ariern, Semiten und anderen fremden stämmen sich findet, ein hindernis werden.

Die älteste, die phönikische schicht, auf die wir zurückblicken, ist aufserhalb des alten heimatbereiches aufserordentlich zusammengeschwunden. auch die nachlese von Olshausen[1] muste mit spärlichen nachträgen zu Movers sich begnügen. doch werden weitere nachforschungen wol noch einiges ergeben. wenn das von Olshausen s. 325 f sechsfach nachgewiesene *Ἄστυρα* neben *Στύρα* in der tat 'echt phönikisch' ist, werden auch die goldreichen aber culturarmen *Ἄστυρες* im nordspanischen berglande mit dem Asturafluss dazu gehören[2]. ein binnenländisches *Asturis* (Klosterneuburg) lag an der grenze von Pannonien und Ufer-Noricum (Vita Severini 1, 1. Not. dign.).

Wenn an der westafrikanischen küste im bereich der gründungen Hannos ein ort *Tanit* ligt, wird man an die phönikische *Tanit* denken. der name[3] scheint am nördlichen ocean widerzukehren. die durch einen schmalen wasserarm vom hauptlande getrennte insel *Tanet* an der südostecke Englands, von wo auch die sächsische besitznahme ausgieng, heifst bei Solinus *Tanatus*, bei Beda *Tanatos*, bei Nemnius *Tanet* (*Tenet*), in der ältesten ags. aufzeichnung, einer originalurkunde v. j. 679 *Tenid* (Sweet OET. s. 427), später *Tenet, Tænet* etc., was auf eine ältere unumgelautete form *Tanit, Tanet* führt. keltisch ist der name nicht, da die insel nach Nemnius 'Britannico sermone' *Ruoihm* (ir. *Roinn*) hiefs, germanisch auch nicht, da schon die verderbnis bei Ptolem. 2, 3, 14 (Müller z. st.) sie voraussetzt. den benachbarten hafen *Rutubi*, der diesen namen mit dem ligurischen flusse *Rutuba* teilt (Zs. 59, 154) ist Olshausen s. 333 anm. für phönikisch zu halten geneigt. das vorgebirge *Rusbeas* (*promunturium Rusbeas*) nennt Plin. IV 95 oder vielmehr sein gewährsmann Philemon jenseit der Kimbern am entgegengesetzten ende der Morimarusa. mag es sich mit dem von ODonovan beigebrachten irischen *rubha* 'point of land', hinter das sich Müllenhoff DAk. I 414 zurückzieht, verhalten wie immer, so bleibt doch zweierlei zu beachten: dass die besten handschriften eben *Rusbeas* haben, während *Rubeas* erst bei Solinus auftritt, und dass *rus* (hebr. *ros*) 'vorgebirge' in der ganzen phönikisch-karthagischen sphäre ein häufiges erstes compositionsglied ist (Movers II 2, 514 f). die durch Plinius gegebene orientierung führt auf das nördliche Schottland, nach Müllenhoff (DAk. I 413) 'die äufserste,

[1] über phönikische ortsnamen aufserhalb der herkunft semitischen ortsgebietes s. Rhein. museum f. phil. n. f. 8 (1853), 321—340.

[2] Schulten Num. I 63 f hält den namen für ligurisch, was zum osten und Vorderasien freilich nicht passt.

[3] einen karthagischen scherben mit Tanitstempel aus Emporion erwähnt Pericot, Reallex. d. vorgesch. III 97.

nördlichste spitze oder nördlichsten spitzen des bekannten landes oberhalb Brittaniens'. im nördlichen Schottland kennt die nordische sagenzeit in weiterer ausdehnung die landschaft *Ros*, heute Ross und Cromarty mit den nördlichen Hebriden, Tainsveitir und teile von Inverness, sodass an die fortdauer des namens gedacht werden kann. man würde dann auch in *-bea* ein semitisches wort suchen, hebr. *pea* 'ecke', gr. *Φεά*, *Φεαί* (Olsh. s. 324 anm.) entsprechend, vgl. auch phön. *Ρούσπαι* neben *Ruspe*, *Ruspa*. das *b* liefse sich am einfachsten durch griechische vermittlung erklären. die bedeutung wäre dieselbe wie von dem synonymen phönik. *Ruspina* 'promontorium anguli'.

Chronologisch wird die älteste griechische schicht von der phönikischen nicht weit entfernt sein. Olshausen fragt sogar, 'ob nicht die Phönizier als ansiedler durchweg gemeinschaftlich mit gewissen andern nicht sprachverwanten stämmen, namentlich mit Karern und Lelegern, aufgetreten sind, und zwar so, dass diese sich unter führung der Phönizier und ungleich gröfserer volkszahl an den gründungen beteiligten und nicht semitische ortsnamen in menge um phönizische mittelpuncte gruppierten' und meint 'vielleicht lässt sich diese frage genügender beantworten, als es auf den ersten blick möglich scheinen mag' (s. 340).

Dem phönikisch-hebräischen silberschekel (Movers II 3, § 35) entstammt als lehnwort, wol durch griechische vermittlung (vgl. Xenophons *σίγλος*, *σίγλον* bei Hesych, auch äol. *σίγλαι* 'ohrringe'), das schon altepische germanische *sigli* (ags. *sigle*, *madumsigle* 'schmuck' bes. halsband (urspr. wol münzen an einer schnur wie später die bracteaten), 'juwel', eddisch *sigli* 'schmuck', das der prosa bereits fehlt, aber von Bugge PBBeitr. 22, 117 ohne not als ags. lehnwort gefasst wird, ahd. *sigilla* 'lunula', aber noch *insigili* 'moneta' Ahd. Gll. II 251, 70, das erst nachträglich mit lat. *sigillum* sich berührte. an einen syrischen nachzügler ist schwerlich zu denken.

Die ausstrahlungen giengen von Kleinasien nach verschiedener richtung. Britani (auch Abritani)[1] sind auch am Pontus bezeugt (Rav. 368, 15, vgl. 172, 18 f); sie mögen hier der mysischen landschaft Abrettene (Strabo 574. 576) entstammen. worauf Guido, der zumeist quellen aus römischer spätzeit benutzt, seine angabe stützt, Kalabrien sei zuerst ('primitus') von den alten Britania genannt worden (503, 4), ist nicht zu ersehen, knüpft aber wol an den namen der Brettier an.

Bis in den hohen norden reichen die griechischen benennungen. Pytheas stellte das *mare Cronium* noch jenseit der Morimarusa fest, aber der name ist gewis schon älter. nach Cicero war der Kronoskult besonders im westen des reiches verbreitet, was zu den iberischen zeugnissen (Movers II 2 s. 649 f)

[1] zu dem prothetischen *a-* vgl. *Parni-Aparni*, *Mardi-Amardi*, *Tabor-Ataburi* ua.

stimmt, und Kronos hier wie überhaupt nur der erbe einer älteren phönikischen gottheit, des Bel, der nach alter sage ja auch nach dem westen geflohen ist.

Von hier aus würde auch der eine name für Irland, Scotia verständlich. die herleitung von einem unbezeugten, dem germanischen 'schatz' entsprechenden keltischen worte ist allzu haltlos und schon durch den consonantenstand ausgeschlossen, dagegen würde griech. *σκότια* (von *σκότιος* 'dunkel') entsprechen und wäre vom standpunct der alten für die licht- und sonnenarme *χώρα δύσεως* eine denkbar passende bezeichnung. in demselben sinne mag einst überhaupt der ganze norden zubenannt sein und der *sinus Codanus* (Plin., *chodanus* bei Mela ist griechische entstellung) eigentlich ein *sinus scodanus* sein, von *σκοτεινός* 'dunkel', vor dem übergang von *o* zu *a* und nach Verners gesetz verschoben. *Codanovia* (Mela) und *Scadinavia* (mit der variante *candavia, candinavia* bei Solin) wären demnach auch lautlich identisch, und nur das germanische hätte den richtigen anlaut bewahrt.

Bis ins germanische reicht auch gr. *λιμήν* 'hafen'. dem nordiberischen, von den seefahrern so zubenamten *Ἀρτάβρων λιμήν* (Strabo 154, Ptol. 2, 6, 2), auch wol dem *Lima*-fluss stellt sich in Kent der etwa seit 700 bezeugte fluss und ort *Limen-, Limin-ea*, auch *on Liminum* etc. zur seite. bei dem (identischen?) *portus Lemanius* 'Lymne' (*e* und *ĭ* wechseln auch sonst) denkt Holder an den *καινός λιμήν* des Ptol. 2, 3, 3. Limerick ligt am eintritt des früh aufgesuchten Shannon (Zs. 59, 153) in seinen mündungshafen. der hafen ist einer der sichersten die es gibt. die gestalt der *Lymebai* am canal gibt jedenfalls keinen anlass an germ. *lim.* 'zweig, glied' zu denken, wie es beim dänischen *Limfjord* der fall ist. die namen lassen sich weiter nach norden und osten verfolgen. im südlichen Norwegen sind aus der küstenlandschaft Vikin *Limalǫnd* (Lomland) und *Lymgarzsiđa* (Lymgarđssiđa) Fms. 12, 321 zu nennen, an den Odermündungen und dem Haf die taciteischen *Lemovii.* beide gegenden sind auch durch den gleichlautenden flussnamen der (im norden in den *Svinasund* mündenden) *Swine* verknüpft (der *Zwyn* auch in den Niederlanden).

Das führt uns schon weit in die Ostsee. aber es mögen noch andere namen anzureihen sein. so gut wie *λιμήν*—Limen konnte auch *ἄλσος* 'heiliger hain' in umlauf kommen [1] und schliesslich fest werden, wenn es sich um einen besonders bekannten und berühmten hain, etwa denjenigen der Nerthus handelte. die lage von *Als* [2], nord. *Als-ey* (Alsen), vom festlande getrennt und

[1] die *ἄλση* ... *τε καὶ λιμένας* zu verzeichnen war auch eine obliegenheit der periegesen.

[2] germ. *aliso* 'erle' kann nicht darin stecken, da der reflex des *z* im nordischen wie in fast allen dialekten *r* ist, während *Als* sich

doch nahe mit ihm verbunden, seine seen und wälder würden passen, besser jedenfalls als die gegend von Hamburg, an die Müllenhoff dachte. die untere Elbe war doch schon zu bekannt (vgl. die Capuaner eimer von Hemmoor, die münzfunde ua.), als dass man hier noch eine 'insula Oceani' hätte suchen sollen. zur zeit der feste war die insel gewis ein besonderer anziehungspunct auch für händler und fremde, und hatte einen grofsen ruf. — Ein zweites Als (mit *Als odde* am Mariagerfjord) ligt an der ostküste von Nordjütland im alten Himbersyssel in derjenigen harde, die in Waldemars Erdbuch *Hethenstatha haered* heifst. man kannte also damals noch die alte heidnische cultstätte, auf die der name zurückweist. auch die nördliche harde von Alsen, *Harghe* in Waldemars Erdbuch, hat einen cultischen namen = an. *hǫrgr*, aschwed. *hargher*, ahd. *haruc*, das im sprachgebrauch der Edda schon ein gezimmerter tempel sein kann, aber ahd. noch 'lucus, nemus' übersetzt. die beiden Als waren also zweifellos heidnische cultstätten, wol auch heilige haine.

Ferner bietet sich zum vergleiche für das altberühmte *Tarsis* (schwerlich ist an *Tarsos* zu denken) der name der an der vorpommerschen küste westlich von Rügen vorgelagerten halbinsel *Dars*. es ist der *portus Darsinus*, nach dem der dänische erzbischof Absalon i. j. 1184 seine flotte zum schutze Rügens dirigierte (Saxo s. 872f MV.), ein strategisch wol gewählter platz, den die nordischen gelehrten, denen Dahlmann I 328 folgte, vergeblich anderswo suchten. der vollere stamm kommt in der Greifswalder urkunde in *Darsim* (für *Darsin*) und *Darsim hoved* (Darser ort?) wider zum vorschein. es ist die niederdeutsche form des namens, wie sie von den norddeutschen clerikern damals wol gebraucht wurde. von archäologischen merkwürdigkeiten wüste ich allerdings nur eine feuersteinwerkstätte[1] zu nennen, besonders für pfeilspitzen, die auf Rügen selten sind. die lage entspricht den gewohnheiten jener alten seefahrer und händler. wenn auch das aus frührömischer zeit bekannte *Darzau* wie *Darsband* auf Rügen noch hergehört, brauchte das weitere verschleppen oder umsichgreifen des namens nicht zu befremden.

Ob und wieweit diese seeverbindungen sich noch landeinwärts erstreckten, soll hier nicht erörtert, nur die tatsache der weiteren namenwanderungen in alter zeit, die auch die *Germani* am Niederrhein erklärt, festgestellt werden. als geographische vermittlung wäre für letztere zunächst an Südgallien oder Iberien zu denken. den tartessischen herren der silberminen am oberen

regulär aus *alsos* entwickelte. auch wäre entweder dunkler zwischenvocal wie in ags. *alor*, an. *ǫlr*, oder umlaut wie in den übrigen dialekten zu erwarten.

[1] Rud. Baier Die vorgeschichtl. alterth. des Provinzialmuseums für Neuvorpommern und Rügen (1880) s. 22f.

Baetis waren gewis auch die warmen quellen an und über der benachbarten Sierra Morena, dem silbergebirge (Zs. 54, 224), bekannt, so dass sie die anwohner danach benennen konnten, und es ist im hinblick auf das tartessische Malandar (oben s. 86 anm.) kein fernliegender gedanke, dass dies seetüchtige und unternehmende volk mit seinen griechischen genossen an der ausbreitung der *andra*-namen nicht unbeteiligt war und den hand in hand damit gehnden namen der 'Germanen' unter entsprechenden verhältnissen auch am Niederrhein einbürgerte. sonst wäre für Südgallien daran zu erinnern, dass für den *lucus Bormani* an der Riviera bei dem Ravennaten *Luco Vermanis*, bei Guido (s. 512, 25) *loco Germinis* überliefert ist. die synonymen *Bormanus* und *Germanus* sind offenbar dasselbe wort, das eine in ligurischer, das andere in der gewöhnlichen lautgebung. so konnte die eine form leicht für die andere eintreten. mit dem keltischen hat der name vermutlich gar nichts zu tun. seine deutung (Zs. 54, 223 ff) bleibt natürlich bestehn.

Heidelberg. **R. Henning.**

EINE LITURGISCH-DRAMATISCHE HIMMELFAHRTSFEIER.

Der im folgenden abgedruckte text findet sich in einem breviarium der Münchener Staatsbibliothek (clm. 9469), das um die mitte des 14 jahrhunderts für das SCastulusstift zu Moosburg geschrieben wurde. der verfasser des breviariums nennt sich in seiner einleitung: Ego Johannes de Perchawsen indignus prespiter domini nostri Jhesu Christi, sola ipsius dispensante paciencia dictus Decanus ecclesie Mosburgensis. *von diesem Johannes von Berghausen sind ein paar lateinische lieder in einer handschrift vom j. 1360 erhalten. er ist am 13 august 1362 gestorben*[1].

Die längeren dramatischen osterfeiern sind bekanntlich aus einem kurzen, ursprünglich als ostertropus gedichteten wechselgesang hervorgegangen, aber an den ähnlichen introitustropus für Christihimmelfahrt, der auch früh vorkommt, scheint sich keine weitere entwickelung angeknüpft zu haben. rein scenische darstellungen der himmelfahrt sind aber von früher zeit bis auf den heutigen tag bekannt, und diese Moosburger feier ist wahrscheinlich als eine dramatisierung einer solchen anzusehen. die in der schlussbemerkung des textes erwähnten ruhestörenden gebräuche, die in Moosburg vermieden werden sollten, lassen darauf schliefsen, dass scenische darstellungen mit solchen gebräuchen schon damals wolbekannt waren. spätere darstellungen zu Halle und in der Domkirche zu Berlin haben so-

[1] *GMGandershofer Kurze chronolog. gesch. d. stadt Moosburg (1827) s. 40. betreffs der lieder s. Dreves Analecta hymnica XX s. 23.*

weit eine ähnlichkeit mit Moosburg, dass Maria und die apostel als statuen der himmelfahrt beiwohnen. in Moosburg aber haben wir ein richtiges drama: hier werden Maria, die apostel und die engel durch lebende, ihren rollen gemäfs costümierte personen dargestellt, und die angaben darüber sind von besonderem interesse. Christus wird während der dramatischen feier durch einen menschen, bei der himmelfahrt selbst durch ein bildnis dargestellt. den teilnehmern sind passende liturgische sätze und hymnen in den mund gelegt. in der handschrift stehn nur die satzanfänge, aber im (leise normalisierten) abdruck hab ich sie zur bessern veranschaulichung meistens ergänzt. sie sind natürlich zum grösten teil aus dem gottesdienst für Christihimmelfahrt, aber die sätze die zum wechselgesang zwischen Philippus und Christus verwendet werden, sind vom Philippi- und Jacobitag, das Non vos relinquam *von pfingsten, das* Reliquit eum temptator *sogar von dominica prima in quadragesima. in diesen liturgischen sätzen ist das* Alleluia *an die üblichen stellen gesetzt, aber es ist zu beachten, dass sie nicht von den betreffenden personen, sondern sämtlich von den aposteln gesungen wurden.*

Von besonderem interesse sind die beiden gesänge, die nicht angegeben, sondern nur durch cum richmo *und* cum richmo competenti *angedeutet sind. es kann keinem zweifel unterliegen, dass es sich hier um verse in deutscher sprache handelt. das* cum richmo *nach den worten des Philippus bezieht sich gewis auf eine widergabe des liturgischen satzes in versform. aber diese antiphon gleich lateinisch widerzugeben hätte wenig sinn und entspräche auch nicht dem gebrauch anderer gleichzeitiger spiele, wo die liturgischen sätze regelmäfsig frei und oft sehr erweitert in deutschen versen widergegeben sind. das* cum richmo competenti *steht nach dem von Maria gesungenen hymnus* Jhesu nostra redempcio. *da der hymnus schon in versform ist, so wird der* richmus *gewis eine freie deutsche übersetzung des hymnus gewesen sein, eben wie die Marien in einigen osterfeiern den einleitenden hymnus lateinisch und dann deutsch singen. zur stützung dieser an sich schon höchst wahrscheinlichen annahme mach ich darauf aufmerksam, dass das in verschiedenen schreibweisen vorkommende wort* rhythmus *in den spielen die vorwiegend deutsch sind, aber noch lateinische sätze oder verse haben, nur auf die deutschen verse angewandt wird. beim durchsehen vieler spiele hab ich nur einen vereinzelten fall gefunden, wo das wort für einen lateinischen gesang gebraucht wird. im Wiener Passionsspiel z. 360 f sind gute beispiele, wo für die lateinischen stellen, obwol sie in versform sind, blofs* dicat, *aber für die darauffolgenden deutschen verse immer* dicat ritmum *gebraucht wird. in demselben spiele steht z. 36:* Pueri cantant 'Silete', cum ricmo, *was gewis heifsen soll: die knaben singen das* Silete, silete, silentium habete *lateinisch und dann deutsch, und zwar ohne zweifel in eben der deutschen umdichtung die am anfang des spieles von Lucifer gesungen wird.*

Der decan Johannes von Berghausen sagt, dass diese feier in Moosburg antiquo more *aufgeführt wurde. daraus ergibt sich dass sie nicht von ihm selbst herrührt. sie ist m.w. die einzige bis jetzt aufgefundene liturgisch-dramatische feier für Christi-himmelfahrt. interessant ist der rein liturgische aufbau, ohne directe benutzung der Bibel. so bietet sie eine parallele zu den osterfeiern, die bekanntlich auch zum grösten teil durch die aufnahme liturgischer bestandteile erweitert wurden.*

Urbana, Illinois, U.S.A. **Neil C. Brooks.**

[*fol.* 72ʳ] Finita nona, Ascensio Domini nobiscum antiquo more sic peragitur. Preparetur tentorium seu domuncula de lignis, pannis pulchris circumdatis, et locetur in ipso medio monasterio infra ad pavimentum sub foramine alti tabulati [*f.* 73ʳ] pro representacione montis Synay. Et in hac domuncula primo ponatur ymago Salvatoris, induta vestibus competentibus, videlicet humerali, sarrocio precincto, vel alba, cum stola et cappa, seu aliis consimilibus secundum quod videtur competere, ferens vexillum in manu. Funiculus quoque subtilis descendat per foramen tabulati et sic innixus vertici ipsius ymaginis Salvatoris, ut eo mediante possit sursum elevari. Sint eciam duo circuli, floribus inserti, in duobus aliis funiculis pendentes, ac in uno circulo sit ymago columbe, in alio vero circulo ymago angeli. Circulus quoque tertius, pannis sericeis circumductus, sit, qui pendeat inmobiliter in ore foraminis tabulati, per quem predicti funiculi transeant descendendo, et ymago Salvatoris quasi in celum transeat ascendendo. Hiis ita dispositis, sint xii de scola pro xii apostolis, et unus pro persona beate Marie, et duo pro angelis deputati, competenti apparatu vestium exornati, videlicet angeli sint induti togis, seu tunicis virgineis, alas habentes in lateribus, et serta seu crinalia de floribus in capitibus. Sed persona Marie vestibus sancte et honorabilis viduitatis induatur. Apostoli vero debent esse nudipedes et superpelliciati casulis, seu cappis precincti, a sinistro humero in dextrum latus, sicut dyaconi solent se precingere, et habeant in suis capitibus scuta victorie, que nos dyademata appellamus, propriis suis nominibus inscripta. Et si non omnes, quidam tamen ex eis propria signa teneant in manibus, videlicet Petrus clavem, Johannes librum, Andreas crucem, Bartholomeus cultrum, et Thomas lanceam, et sic de aliis. Et hii omnes de sacristia procedant, primo angeli, deinde Maria inter manus duorum primorum apostolorum, ceteris

apostolis binis et binis sequentibus, omnibusque insimul cantantibus responsorium: Post passionem suam. Et cum pervenerint ad predictam domunculam, stacionem faciunt ab ipsa quantum ad tres passus, inter se et altare sancte crucis domunculam habentes, Mariaque posita in medio apostolorum, angeli stant in aliquo eminenti loco in latere domuncule et cantant versum: Et convescens. Quo finito, apostoli cantant repeticionem, et angeli cantant: Silete, silete.

Deinde[1] in domuncula sit una persona pro persona Salvatoris, cantans antyphonam: Pater manifestavi [nomen tuum hominibus quos dedisti mihi: nunc autem pro eis rogo, non pro mundo, quia ad te vado, alleluia].

Et apostoli Alleluia cantant eciam in omnibus antyphonis, sive ponatur in medio seu in fine.

Deinde angeli: Silete.

Salvator primo antyphonam: Ascendo ad patrem [meum et patrem vestrum, deum meum et deum vestrum, alleluia].

Et cum illa sic canitur, trahatur ymago supra domunculam, quod ab omnibus possit videri.

Quo facto, descendat columba in circulo super caput ymaginis, et apostoli cantent: Ecce spiritus in spē[2].

Deinde descendat angelus cum suo circulo, et iterum apostoli: Reliquit eum temptator [et accesserunt angeli et ministrabant ei].

Salvator antyphonam: Exivi a patre [et veni in mundum, alleluia: iterum relinquo mundum et vado ad patrem, alleluia, alleluia, alleluia].

Philippus: Domine ostende nobis patrem, et sufficit nobis, alleluia, cum richmo.

Salvator antyphonam: Philippe, [*f.* 73v] qui videt [me, alleluia, videt et patrem meum, alleluia]; vel communionem: Tanto tempore [vobiscum sum, et non co-

[1] *in der eigentlichen dramatischen feier, die hier anfängt und bis zu* Et sic est finis *geht, sind die anweisungen in roter tinte. die ausführlichen einleitenden anweisungen und die lange schlussbemerkung sind in schwarzer tinte.*

[2] *wol* in spe[cie columbe]. *dieser satz ist aber der einzige den ich aus der liturgie nicht habe ergänzen können.*

gnovistis me? Philippe, qui videt me, videt et patrem meum, alleluia: non credis quia ego in patre et pater in me est, alleluia, alleluia].

Angeli: Silete.

Salvator antyphonam: Nisi ego abiero, [paraclitus non veniet: dum assumptus fuero, mittam vobis eum, alleluia].

Apostoli versum: Presta hoc genitor [optime, maxime, hoc tu nate dei et bone spiritus, regnans perpetuo fulgida trinitas per cuncta pie secula[1]].

Angeli: Silete.

Salvator secundo Ascendo ad, et tunc ymago trahatur ultra medium.

Deinde veniat Maria, erectis manibus, et devotis oculis ymaginem intuens, cantet versum: Jhesu nostra redempcio[2], cum richmo competenti.

Apostoli antiphonam: O rex glorie, [domine virtutum, qui triumphator hodie super omnes celos ascendisti, ne derelinquas nos orphanos: sed mitte promissum patris in nos, spiritum veritatis, alleluia].

Salvator antyphonam: Non vos relinquam [orphanos, alleluia, vado et venio ad vos, alleluia, et gaudebit cor vestrum, alleluia].

Angeli: Silete.

Salvator incipit responsorium: Ite in orbem [universum et predicate dicentes, alleluia, qui crediderit et baptizatus fuerit, salvus erit, alleluia, alleluia, alleluia]. Apostoli prosecuntur cantantes, circueundo domunculam.

Deinde stant ad locum pristinum, et Salvator cantat versum: In nomine patris [et filii et spiritus sancti].

Apostoli repeticionem: [Qui crediderit etc.].

[1] *die letzte strophe des hymnus für Christihimmelfahrt* Festum nunc celebre, *Daniel Thes. hymn. I 217.*

[2] *Dreves II 49. aus dem* 'cantet versum' *ist es mir nicht ganz klar, ob Maria nur die erste strophe oder den ganzen hymnus sang. der hymnus gehörte auch zur regelmäfsigen liturgie des himmelfahrtstages.*

Salvator tercio Ascendo, et illa hora ymago Salvatoris totaliter trahitur intra tabulatum.

Et, apostolis intuentibus in celum, angeli cantent antyphonam: [Viri Galylei, quid aspicitis in celum? hic Jhesus qui assumptus est a vobis in celum, sic veniet, alleluia], vel offertorium: Viri Galylei, [quid admiramini aspicientes in celum? hic Jhesus qui assumptus est a vobis in celum, sic veniet quemadmodum vidistis eum ascendentem in celum, alleluia].

Quibus finitis, apostoli recedunt cum antyphona: Illi autem profecti [predicaverunt ubique, deo cooperante et sermones confirmante, sequentibus signis, alleluia, alleluia].

Et sic est finis.

Et cavendum est ne strepitus ('pedum' *ist gestrichen*) et turpitudo ymaginis dyaboli cum abhominacionibus ignis sulphuris et picis seu aquarum coloribus permixtarum ceterisque irreverenciis et parlamentis cuiusquam condicionis per sanctam matrem ecclesiam prohibitis huic devocioni admisceatur, ex quibus loca sancta divino cultui consecrata ac domus dei quam decet sanctitudo in longitudine dierum non solum prophanantur, verum eciam populi devocio in lasciviam et ridiculum et aliquando in seditionem scilicet provocari[1]. Sed postquam ymago Salvatoris tabulatum intravertit, tunc magne hostie, quemadmodum ad mandatum domini in aliquibus ecclesiis solent distribui, si haberi poterunt, cum rosis, liliis, et floribus diversarum specierum mittuntur deorsum. Et parvuli pueri venientes de scola, vestibus abiectis, secundum nostram consuetudinem hostias cum floribus colligunt, manibus in celum plaudentes, et cantantes Sanctus, Sanctus, Sanctus, vel Veni sancte. Per parvulos pueros, vestes abicientes, intelliguntur humiles, terrena non querentes, de quibus dominus dicit: 'nisi efficiamini sicut parvuli, non intrabitis in regnum celorum'. Illi colligunt flores diversarum specierum, idest varia dona spiritus sancti. Per hostias intelligitur presencia corporis Christi, quod nobiscum est sub specie panis usque in consumacionem seculi.

[1] *man würde* provocatur *erwarten*.

HERR UND *HEHR*.

Im achten bande der 'Wörter und sachen' hat prof. Meyer-Lübke einen aufsatz veröffentlicht über die romanischen wörter für 'herr', die in dem latein. *senior* ihren ursprung haben. hauptsächlich aus dem umstand dass in Rumänien und auf Sardinien die alten, dem lat. *dominus*, *domina* entsprechenden formen bis heute alleinherschend oder fast alleinherschend geblieben sind (dort fehlen sie vollständig, hier sollen sie nur als entlehnungen aus dem italienischen oder spanischen vorhanden sein), zieht er den schluss, dass der gebrauch von substantivischem *senior* im sinne von 'herr' nicht gemeinlateinisch sein kann. diese substantivierung ist nach ihm sondersprachlich, und zwar aus drei centren sozusagen ausstrahlend, nämlich Italien, Frankreich und der iberischen halbinsel. der anstofs zu der betreffenden entwicklung sei auch nicht einheitlich: für die beiden erstgenannten länder sieht er ihn in einer übersetzung des griech. πρεσβύτερος, für die iberische halbinsel rechnet er mit einer übersetzung aus dem arabischen *šaiḫ* 'der alte'. die voraussetzung für die ganze entwicklung ist nach Meyer-Lübke eine bevölkerung, 'die bis zu einem gewissen grade zweisprachig war, bei der in etwas weiteren als den rein gelehrten kreisen die kenntnis beider sprachen und damit auch ein stärkeres bedürfnis der übersetzung, dh. des ersatzes eines fremden, der minorität angehörenden ausdruckes durch den der majorität bestand'. die vorausgesetzte griechisch-romanische zweisprachigkeit findet er für Italien vor allem in Neapel, für Frankreich in Trier-Köln.

Ich bin weit davon entfernt, die möglichkeit der von Meyer-Lübke angenommenen bedeutungsentwicklung zu leugnen. aber trotz der von ihm zur stütze seiner theorie vorgeführten parallele, deren richtigkeit ich übrigens nicht beurteilen kann, fällt es mir doch schwer daran zu glauben, dass man für eine fast gemeinromanische erscheinung mit drei verschiedenen ausgangspuncten rechnen müste, die obendrein so weit von einander liegende voraussetzungen haben sollten, wie übersetzungen aus dem griechischen und dem arabischen. mir erscheint eine gemeinromanische anknüpfung einzig und allein an das griechische wort die zunächstliegende wahrscheinlichkeit, und zwar ursprünglich und vor allem zur bezeichnung eines geistlichen[1]. die doppelheit erkläre ich mir folgenderweise. in der gemeinlateinischen sprache, wo die ursprüngliche bedeutung des wortes *senior* noch

[1] parallelen bieten germanische sprachen. so hiefs bei den Burgunden (worauf prof. Schröder meine aufmerksamkeit richtete) der oberpriester nach Amm. Marc. 28, 5 *sinistus* dh. 'der älteste', und bei Ulfila wird πρεσβύτερος ebenso mit *sinista* widergegeben. 'überall heifsen die priester die angesehenen und ältesten des volks' (Grimm Deutsche rechtsaltertümer[4] I 373).



lebendig war, blieb es wol die ersten jahrzehnte oder gar jahrhunderte ausgeschlossen, dass ein *πρεσβύτερος* von sich selbst als 'dem älteren' sprach. die moderne bedeutung wird also wol ihren ursprung in solchen ausdrücken haben wo nur von ihm die rede war. auch in der anrede war das wort wahrscheinlich anfangs ausgeschlossen aus demselben psychologischen grunde. in diesen stellungen wird sicher das alte *dominus* noch eine zeitlang die alleinherschaft behauptet haben. ja, tatsächlich ist es bis auf den heutigen tag auf weiten strecken die gewöhnliche ehrerbietungsformel geblieben. so im italienischen, freilich nach Meyer-Lübke 'früher mehr als heute'. so war es auch im älteren französisch, und an das moderne spanisch braucht wol gar nicht erst erinnert zu werden. wenn in abseitsgelegenen gegenden, wie Rumänien und Sardinien, das alte, in gewissen fällen einzig gebräuchliche *dominus* über das neue, geistliche wort den sieg davongetragen hat, so brauchen wir gar nicht nach besonderen gründen dafür zu suchen. derartiges lässt sich in jeder sprache belegen.

Eine stütze für die von mir angenommene doppelheit hinsichtlich des gegenseitigen gebrauches von *dominus* als anredeform und *senior* als s.z.s. berichtsform glaub ich aus dem althochdeutschen anführen zu können. hier kommen bekanntlich auch zwei wörter für 'herr' vor: *truhtîn* (*druhtîn*) und *hêr(o)ro*, *hêriro*. über das gegenseitige verhältnis dieser beiden handelt kurz MHeyne im Grimmschen wörterbuche IV 2, 1125: 'das adjectiv drückt hierbei das hervorragen rücksichtlich der gesellschaftlichen stellung aus. vermöge dieser bedeutung bezeichnet das alte *hêriro hêrro* zunächst nur den höher gestellten gegenüber dem geringeren, den befehlenden gegenüber dem knechte, ... während den höchst gestellten, den eigentlichen herscher, ursprünglich das ahd. *truhtín*, alts. *druhtin*, ags. *dryhten* kennzeichnet. in demselben maſse aber wie *truhtín* veraltet, seltener wird und in eingeschränkteren gebrauch kommt (schon im ahd. ist es meist nur noch auf Gott und Christus bezogen, im mhd., so weit es hier noch lebt, durchaus), dehnt *hêrro* seine bedeutung aus, so dass es nach und nach die bedeutung von *truhtîn* mit erlangt'.

Soweit Heyne. es steht also fest, dass *truhtîn* seinen alten, aus der etymologie zu erschlieſsenden sinn von 'kriegsherr' eingebüſst und dafür im allgemeinen die specielle bedeutung 'der höchste herr, Gott' angenommen hat. bei Otfried ist diese entwicklung so weit fortgeschritten, dass er dort wo von Gott oder Christus die rede ist, überall *druhtin* schreibt; *hêrero* findet sich nur in solchen fällen, wo es sich um weltliche herren handelt, um deren (ausgedrücktes oder nur dem gedanken vorschwebendes) verhältnis zum *scalk* oder *thegan*. im Tatian liegen die verhältnisse fast genau so, aber einen kleinen unterschied gibt es doch,

der in diesem zusammenhang von belang ist. Sievers hebt in seinem glossar ausdrücklich hervor, dass *herro* im Tatian 'nie als bewuste bezeichnung für Gott oder Christus gebraucht ist', während anderseits *truhtin*, *trohtin* fast ausschliefslich die gottheit bezeichnet. nur in acht fällen soll nach ihm dieses wort einen weltlichen sinn haben. von diesen belegen ist mir jedoch der eine zweifelhaft: *ingang in gifehon thines trohtines* (149, 5) als übersetzung von lat. 'intra in gaudium domini tui'. ich vermute dass Sievers zu seiner auffassung von *trohtin* an dieser stelle als 'weltlichem herrn' durch einen vergleich mit 149, 4 verleitet wurde, wo derselbe lateinische ausdruck durch *gifehon thines hêrren* widergegeben wird. ich finde es aber wahrscheinlicher, dass der übersetzer eingesehen hat, dass diese übersetzung nicht die richtige war und deshalb an der folgenden stelle das 'gaudium domini' zutreffender mit dem himmelreich verband. die folge hiervon war dass er hier *dominus* mit *trohtin* widergab. von den übrigen sieben beispielen sind sechs vocative, woneben das siebente so nahe auf einen vocativ folgt, dass eine beeinflussung sehr leicht denkbar ist. dies verhältnis kann kein blofser zufall sein, vielmehr haben wir hier wol eine parallele zu den romanischen verhältnissen, wie ich sie oben vermutete. meiner ansicht nach steht der Tatian hier auf einem altertümlichern standpunct als Otfrid. stellen wir uns nämlich den eigentlichen sinn des comparativs *herro* vor, so wird es sich (genau wie bei dem wort *senior*) schwerlich denken lassen, dass ein vorgesetzter ursprünglich von sich selbst als 'dem höheren' gesprochen hat oder mit diesem worte angeredet worden ist. wir wissen ja, dass im älteren germanisch für die höheren herren (auch für den könig, nach Beowulf 2001 *dryhten Hygelac* zu schliefsen) die gewöhnliche anredeform eben *truhtin* war. einen rest von diesem uralten gebrauch werden wir meines erachtens in den sechs vocativen des Tatian haben.

Aber man kann vielleicht noch weiter gehn, freilich auf die gefahr hin das gebiet der blofsen vermutung zu betreten. selbst Christus wird nämlich im Tatian mit *herro* angeredet: von solchen personen die nicht um seinen göttlichen ursprung wissen (zb. die Samariterin) oder jedenfalls nicht daran glauben (zb. die pharisäer und die schriftgelehrten). dies bezeugt eine grofse feinheit der übersetzungskunst, und man ist vielleicht mit rücksicht darauf berechtigt, aus den beispielen mit *truhtin* im vocativ noch weitere schlüsse zu ziehen hinsichtlich der bedeutungsentwicklung dieses wortes im deutschen. in den nordischen sprachen lebt das wort bekanntlich noch heute fort (schwed. *drott*, dän. *drot*) teils in der mittelalterlichen, aus den volksliedern wider wachgerufenen bedeutung von 'könig', teils (und das ist hier das wichtigste) in der aus alten zeiten überlieferten zusammensetzung schw. *jorddrott*, dän. *jorddrot* = 'grofsgrundbesitzer', ganz be-

sonders 'grofser rittergutsbesitzer'. wenn man dies mit der tatsache zusammenhält, dass in allen fällen wo im Tatian *truhtin* im weltlichen sinn gebraucht wird, es sich überall um personen handelt die als grofsgrundbesitzer gedacht sind oder gedacht werden können, so glaub ich berechtigt zu sein, für das ahd. wie für das altnord. eine bedeutungsentwicklung des wortes *truhtin* von 'kriegsherr' zu 'herr weiter landgebiete' anzunehmen, was sich dann leicht auf Gott als den weltherrn übertragen liefse. ob diese entwicklung einen zusammenhang hat mit den feudalverhältnissen der Germanen, wie sie sich nach der grofsen völkerwanderung gestalteten, wird sich wol schwerlich mit sicherheit entscheiden lassen. jedenfalls spricht die wahrscheinlichkeit dafür, dass die führer der verschiedenen kriegsscharen für sich selbst auf die grösten gebiete der neuerworbenen länder anspruch machten. — und hiermit wollen wir das wort *truhtin* aus dieser untersuchung verschwinden lassen. im folgenden werden wir uns nur mit dem wort *herr* beschäftigen.

Es ist wol die allgemeine ansicht, dass in diesem wort in allen fällen der ursprüngliche comparativ des ahd. alts. *hêr* steckt. jedenfalls ist das die meinung die in allen mir zugänglichen wörterbüchern vorgetragen wird. es wäre indessen auffallend, wenn das alte adjectiv ganz ohne spuren aus der sprache verschwunden wäre, um dann erst in neuerer zeit wider emporzutauchen. vor allem auf altsächsischem gebiete sind fügungen mit *hêr* vor titeln sicher gar nicht selten gewesen. ich erinnere an fälle wie *hêr hebankuning* und *thena hêran kêsar* im Heliand. und in spätern mittelalterlichen denkmälern kommen ja ausdrücke wie das mhd. *hêr her künec* (Seifried Helbling XV 779)[1] vor allem auf niederdeutschem gebiete recht häufig vor, zb. im Reinke 1271 *hêre her konnynck*. aus dem mittelniederländischen Reinaert lassen sich auch sehr leicht belege auftreiben. dazu kommt noch, dass man für das mhd. in ausdrücken wie *edel küniginne hêr* (Nib. 236) nur an das adj. denken kann. mit der poetischen wortstellung mit nachgesetztem adj. brauchen wir für das alltägliche leben nicht zu rechnen, sondern können sicher getrost für die alltagssprache eine anrede wie zb. *hêre küniginne* annehmen. es wäre doch dann sehr merkwürdig, wenn auch in dem vorgesetzten *her* vor eigennamen und titeln nirgends das ursprüngliche adjectiv stecken sollte.

Vermutlich wird es nach dem bisher gesagten jedermann klar sein, dass ich der meinung bin, dass man es in dieser stellung mit dem ursprünglichen *hêr(e)* zu tun hat, das sich erst später mit dem aus dem comparativ entstandenen substantiv vermischt hat und von diesem verdrängt worden ist. nach Heyne

[1] prof. Schröder macht mich darauf aufmerksam, dass Seemüller in seiner ausgabe schreibt: *herr, herr künec.*

(aao. 1134) soll die erklärung von ausdrücken wie der aus Seifrid Helbling entnommene darin zu suchen sein, dass das zweite wort 'in voller bedeutung von *dominus* 'gebieter' stehn soll'. aber es wird doch jedermann zugeben müssen, dass eine übersetzung wie 'hoher herr könig' viel einfacher und überzeugender klingt als etwa 'herr gebieter könig'. und es lassen sich noch umstände nachweisen die für die von mir vorgebrachte erklärung sprechen. eh ich aber darauf eingeh, möcht ich noch die frage aufwerfen, ob möglicherweise die von Zwierzina (Zs. 45. 19 ff) aus mhd. reimen constatierten und dann aus den modernen dialekten erhärteten doppelformen des wortes *hêrre* : *hërre* (s. auch Bohnenberger, Zs. f. d. wortf. 3, 106) auf einer gegenseitigen beeinflussung zwischen dem positiv und dem comparativ beruhen könnten, etwa derart dass die kürze vor dem doppelconsonanten des comparativs entstanden wäre, die länge, wenigstens teilweise (v.a. in der form *hêre*), auf dem ursprünglichen positiv fufsen könnte. ich frage nur und geh weiter.

Der bekannte dänische folklorist Feilberg lenkte zuerst die aufmerksamkeit darauf, dass in einzelnen dänischen gegenden bei den bauern die sitte herschte, die pfarrersfrau mit *herr fruen* dh. 'herr frau' anzureden (Dania 3, 327). in einer nachschrift zum aufsatz Feilbergs fügte prof. Nyrop hinzu: 'angående den ovenfor omtalte tiltaleform *hr. frue* skal jeg minde om, at P. Roos i sine Skildringer af Biskop Dr. theol. Rasmus Möllers private liv fortæller fölgende: I sognet havde hun (fru Möller) stor anseelse. flere iblandt beboerne havde for skik at ære hende ved at kalde hende, den fine lille kone, *hr. fruen*. en lignende tiltaleform omtales af Leonora Christina, der fortæller i sit Jammersminde, at tårnjæmmeren sagde til hende: min goede *her fröcken*! I kommer wist nock ud'.

Auch in Schweden sind für diese ausdrucksweise belege aufzutreiben. der erste der es getan hat, ist Lampa in einem aufsatz über Tilltal och hälsningar hos västgötaallmogen (Svenska landsmålen 1911, s. 243). nach ihm wird in Westergotland die propstfrau mit *herr prostinnan*, bisweilen auch die pfarrerstochter mit *herr mamsell* angeredet. Lampa sucht die erklärung dieser gewohnheit in einem einfluss von seiten der männlichen anredeform: aus einem *herr prost* sei *herr prostinnan* und sekundär *herr mamsell* entstanden. in der schwedischen zeitschrift Moderna Språk 1919 kommt dr AMalmstedt auf die sache zu sprechen und erwähnt dabei noch weitere belege aus Schweden. ein aus Småland gebürtiger college von ihm habe ihm erzählt, dass seine mutter ebenfalls mit *herr prostinnan* angeredet worden sei, und ein anderer college aus der provinz Dal (nicht weit von Westergotland) habe einmal auf einem briefe die adresse *herr fröken* (= fräulein) *N. N.* gelesen. zum schluss erwähnt er auch einen

fall, wo die frau eines 'illiteraten' gerichtsbeisitzers [1]) in einer kleinen stadt nicht weit von Stockholm sich einmal bei einem fest dadurch lächerlich gemacht haben soll, dass sie die frau des bürgermeisters mit *herr borgmästarinnan* anredete. aus meiner eigenen provinz, Schonen, hat mir ein college erzählt, dass noch vor etwa zwanzig jahren in der gegend von Lund seine tante mit *herr fröken* und eine frau oberst mit *herr överstinnan* angeredet worden seien. schliefslich ist mir aus der provinz Blekinge von einem fall berichtet worden, wo ein handwerker, der vielleicht noch am leben ist, in einem brief die anredeform *herr konsulinnan* benutzt haben soll.

Wie man aus den beispielen ersieht, erstreckt sich die erscheinung über ganz Südschweden. für Mittelschweden lassen sich keine schlüsse ziehen, da mir die provenienz der frau des gerichtsbeisitzers nicht bekannt ist. vielleicht war sie aus Südschweden gebürtig. mit bezug auf die verwendung der betreffenden anredeform sei hervorgehoben (was übrigens aus den obigen beispielen leicht ersichtbar ist), dass es sich überall um eine ehrerbietungsformel standespersonen gegenüber handelt. dass hierbei auf dem lande vor allem die pfarrersfrau in betracht kommt, versteht sich von selbst. aus der beispielsammlung ersieht man aber sofort, dass der betreffende titel auch anderen damen zukommen konnte.

Kehren wir nun auf die erklärung Lampas und Malmstedts zurück, die übrigens mit der Hermann Fischers zusammenfällt, der ungefähr gleichzeitig mit Lampa (1911) in seinem Schwäbischen wörterbuch bd III, sp. 1484 für das schwäbische *d^{ie} herr-pfarreriⁿ* dieselbe erklärung gibt! für diese könnte man vielleicht den einzigen beleg der ausdrucksweise anführen, den ich in älteren schriften habe auftreiben können, nämlich das *herra móđir* (= domina mater), das Fritzner aus den Heilagramanna sögur verzeichnet. dabei muss man aber bedenken, dass das beispiel aus einer zeit stammt, wo das lehnwort hier oben im norden noch neu war. wahrscheinlich war der sprachgebrauch noch nicht ganz fest. jedenfalls kommt mir eine solche

[1] Zur erklärung der verhältnisse verdient es vielleicht erwähnt zu werden, dass in Schweden der bürgermeister ein ausschliefslich juristischer, städtischer beamter ist (nur Gothenburg hat neben einem 'justitieborgmästare' auch einen 'handels- och politieborgmästare'). er ist der vorsitzende des städtischen amtsgerichts ('rådhusrätten') und hat an seiner seite mindestens zwei beisitzer ('rådmän', in den gröfseren städten gibt es daneben eine niedrigere stufe, s.g. 'assessorer'). in solchen kleinstädten die sich nicht für diese letzten posten juristen leisten können, werden sie durch nichtjuristen aus der bürgerschaft (sog. 'illiterata rådmän') ersetzt. es handelt sich hier um die frau eines solchen nicht juristisch geschulten gerichtsbeisitzers. man versteht um so viel besser die aufmerksamkeit die ihr 'mangel an bildung' erweckte, wenn man bedenkt, dass solche gerichtsbeisitzer immer angesehene leute aus der bürgerschaft sind.

katachrese für die neuere sprache äufserst unwahrscheinlich vor. das schwedische substantiv mit den beiden doppelformen (*herre* freistehend und vor *gud* 'gott', sowie in altertümlicher officieller sprache vor *konung* 'kǫnig'; *herr* vor titeln und eigennamen) ist doch auch in unseren dialekten zu gut bekannt als ein männlicher titel, als dass jemand es vor weiblichen gebrauchen sollte. ganz anders stellt sich die sache, wenn es sich denken liefse, dass die beispiele aus unseren dialekten residua aus alten zeiten wären, wo gleichzeitig mit dem substantiv auch das ursprüngliche adjectiv *hêr* ins schwedische und ins dänische eingedrungen wäre. dieses würde dann im grofsen unserm *herr* vor titeln und eigennamen entsprechen, während jenes der eigentliche comparativ wäre. dieses würde aber zur voraussetzung haben, dass diese doppelheit schon im deutschen vorhanden war, dass also auch in dieser sprache das alte *her* vor titeln und eigennamen die ursprüngliche positivform war. und tatsächlich lässt sich eine anwendung des wortes *herr* im deutschen nachweisen, die den oben verzeichneten, aus schwedischen und dänischen dialekten entnommenen ausdrücken genau entspricht. es ist Jacob Grimm selbst, der den nachweis liefert (freilich mit einem ganz anderen ziel vor augen), und die stelle ist diese Zeitschrift 5, s. 74: 'in einem 1685 gedruckten Buch von den bösen weibern findet sich s. 75 der sächsischen gewohnheit gedacht, die braut in ihren hochzeitlichen tagen *herr braut* zu heifsen'. bei der ungenauen titelangabe des buches ist es mir nicht gelungen herauszufinden, welches werk gemeint ist und folglich auch nicht ob das buch nähere aufschlüsse über die anredeweise gibt (was allerdings wenig wahrscheinlich ist, nach dem schlusssatz Grimms zu urteilen). jedenfalls wird es wol hier ausgeschlossen sein, an eine übertragung des männlichen substantivs *herr* zu denken. das *herr* muss hier das ursprüngliche, in der proklisis kurz gesprochene adjectiv sein.

Aus den hochdeutschen dialekten ist mir nur ein beleg bekannt, der diesem *herr braut* und den dänisch-schwedischen beispielen entspricht. es ist dies das schon oben erwähnte *d^ie^ herr-pfarreri^n^* aus Fischers Schwäbischem wörterbuch. auch in bezug auf diesen ausdruck seh ich den eigentlichen ursprung nicht (mit Fischer) in dem 'vollständig erstarrten und mit dem amtstitel verwachsenen' substantiv, sondern in dem ursprünglichen positiv des adjectivs. das von Fischer auch angeführte *ins herr-pfarrhaus* ist meines erachtens damit nicht zu vergleichen. ligt hier eine verschmelzung vor von *ins pfarrhaus* und *in*(*s*) *herr pfarrs haus*?

Die belege für das adjectiv *hêr* fliefsen bekanntlich sehr spärlich im althochdeutschen. um so angelegener sollte man sichs aber denn sein lassen, die wirklich vorhandenen zu sammeln.

nun gibt es meiner meinung nach einen beleg der bisher fast vollständig unbeachtet geblieben ist, was um so auffallender ist, als die richtige auffassung der betreffenden stelle eine schwierigkeit löst, die schon mehrere forscher beschäftigt hat. ich meine die erste zeile des ersten Merseburger zauberspruches: *Eiris sâzun idisi, sâzun* h e r a *duoder* (zitiert nach Braunes lesebuch). schon vor jahren war ich bei den vorlesungen die ich als privatdocent gehalten habe, auf den gedanken gekommen, wie viel einfacher die ganze erklärung der stelle sein würde, wenn man das wort *hera* als das adjectiv auffasste. einerseits war es dann für mich eine enttäuschung, bei meinen nachforschungen zu constatieren, dass ein anderer schon vor mir auf den gedanken gekommen war, anderseits freute es mich, dass ich mit meiner ansicht nicht allein dastand. dieser andere war vGrienberger, und die stelle wo er seine auffassung publiciert hat ist Zs. f. d. ph. 27, 438. die undeutsche endung *-a* ist friesisch und stimmt vortrefflich zu dem dreimal in demselben zauberspruch belegten *suma*. dass wir in einem Merseburger document friesische formen vorfinden, bietet bekanntlich an sich nichts auffallendes. aber eben der offenbar friesische charakter dieser formen gibt meiner meinung nach den schlüssel zu einer anderen, bisher ungelösten schwierigkeit derselben zeile, nämlich dem *der*. ich sehe darin das friesische *dêr*, engl. *there* = 'da, dort' und lese: *Eiris sâzun idisi, sâzun hêra duo dêr.*

Stockholm. **N. Otto Heinertz.**

ZUM AHD. BRUCHSTÜCK DER LEX SALICA. Die erste capitelüberschrift des fragments hat ihre (freilich sehr kleine) geschichte. der erste der eine deutung der halbverwischten schriftzüge versuchte war Pertz. freilich muste er dabei, wie sich später zeigte, seine phantasie stark in anspruch nehmen. er entzifferte die buchstabenreste als TEXTUS R. 'das heifst *rubrica*'. schon Merkel unterzog die stelle einer neuen untersuchung, und das ergebnis war: *I.* H ê r i s t f o n m e n î. aber der richtige sinn der worte ist, glaub ich, bisher verborgen geblieben.

Die gewöhnliche auffassung des *hêrist* ist die dass darin das zahlwort *êrist* 'erst' mit prothese des *h* stecke. Müllenhoff druckt sogar in seinen Denkmälern *Êrist*, und Garke in seiner schrift über Prothese und aphærese des *h* im althochdeutschen führt unser wort unter den beispielen mit prothese auf. auch Braune scheint, nach seiner schreibung *Hêrist* zu schliefsen, derselben ansicht zu sein.

In würklichkeit steckt meiner meinung nach darin ein ganz anderes wort, oder richtiger zwei worte, nämlich das adverb h ê r + i s t. erstens wäre es doch ziemlich auffallend, wenn der

schreiber hinter der römischen eins noch einmal dasselbe zahlwort aufs papier gebracht hätte. sodann lassen sich, wenn auch spärlich, aus anderen gesetzen parallelen aufweisen. zunächst ein paar worte über die gewöhnliche form der capitelüberschriften der alten gesetze. in den lateinischen versionen der angelsächsischen gesetze findet man häufig überschriften wie *hoc est consilium, quod …, hęc est consiliatio, quomodo …, hęc sunt iudicia, quę* … die gewöhnliche angelsächsische übersetzung hiervon ist *þis is seo gerædnis* oder *þis syndon þa domas, ðe* … in der Lex Frisionum begegnet (tit. I) *hæc est simpla compositio de homicidiis* und (tit. XVII) *hic bannus est.* aus beispielen wie dem letzten lässt sich leicht die auffassung von *hic* als 'hier' herleiten, die für unser beispiel vorauszusetzen ist. ähnlich findet man bei Liebermann Gesetze der Angelsachsen I 194 die überschrift: *her is Eadgares cyningcges gerædnes*, die freilich nicht vom ursprünglichen schreiber herrührt, aber doch aus angelsächsischer zeit stammt.

Der umstand dass in der handschrift die beiden worte zusammengeschrieben sind, beweist nichts gegen diese deutung von *hêrist.* wie ein blick auf den text bei Merkel zeigt, findet dort oft zusammenschreibung statt, zb. *mit losiibiliugit, derman fongalgen* usw.

In lautlicher hinsicht ist die neue deutung nur insofern von belang, als sie uns ein neues beispiel von undiphthongiertem *ê* bietet, wofür freilich die hschr. noch ein paar andere belege hat.

Stockholm. **N. Otto Heinertz.**

AHD. *STŎTZÔN* ist anzusetzen auf grund der Benedictinerregel cap. 5: *nalles stozzonto nalles uualo nalles trago* = 'non trepide! non tepide! non tarde!' über die lateinische wie über die deutsche fassung hat man schon gegrübelt (Abhandlgen d. Münch. ak., hist. kl. XXI 682 [1]; Steinmeyer Denkm. 208), der sinn ist klar: die regel verlangt ruhigen, stetigen gehorsam und verbietet das gegenteil. *stozzonto* heifst 'unruhig — zögernd — hastig, jäh'. das wort lebt, und zwar in seiner ahd. participialen form, bis heute im Wallis: *štotsunt* 'steil' Bohnenberger Mda. der deutschen Walliser s. 162; Wipf Mda. von Visperterminen s. 106. 175 (s. 166 sogar das adjectivabstraktum *štótsundi* 'steilheit'). das zeitw. *stotzen* 'steil gegen etwas liegen' (*anstotzen* 'gerade anlehnen') ist bei Stalder II 403 belegt. seine sippe tritt gern in sprachlicher nachbarschaft von *gäh* auf (Schillers Tell IV 1 *gähstotzig*) und ist — was vielleicht für die herkunft der ahd. Benedictinerregel etwas besagt — immer gut schweizerisch gewesen. die wurzelbedeutung 'steif stehn' ist in diesen Schweizer

[1] dazu Münchener museum IV 294.

worten noch überraschend deutlich. davon nicht zu trennen ist aber das intransitive, mehr mitteldeutsch-schriftsprachliche *stutzen* 'zurückprallen, staunend scheuen' (vgl. Fischer Schwäb. wb. V 1942. 1813), dessen geschichte wir hiermit bis in die zeit Karls d. Gr. zurückbauen. dabei bleibe als unwesentlich dahingestellt, ob die altalem. stelle mehr jähe ausführung oder staunende unterbrechung ausdrückt: *stozsonto* ist seiner natur nach geeignet, alle schattierungen von 'trepide' widerzugeben; 'stoſsweise' könnten wir einfach übersetzen. denn zu dem starken *stôȝan* sind *stutzen*, *stotzen* intensiva mit lautgerechter affricata, das Schweizer wort überdies mit brechung *u* > *o*; vgl. *ziehen zucken zocken*, *raufen rupfen ropfen*, *hauchen hucken hocken*.

Der bisherige ansatz *stôȝȝôn* kann daneben für die sonstigen ahd. beispiele bestehn bleiben. zwar bietet Otfrid — auch nach den untersuchungen von Sievers in der Braune-festschrift s. 165. 167 — in schreibung und versbau keine völlige gewähr, ob *-ôȝ-* oder *-ŏtz-* vorligt. aber beweiskräftig sind *staozsot* ('stimolat') in dem alten glossar Pa. (Gll. I 174, 37) und die glosse *kestôzzot* ('concussa') in Notkers Psalmen (Piper II 392, 6). hierzu stellt sich aus Rb *uuarun samant stozonti* ('conlidebantur', Gll. I 316, 67). und danach darf man auch für Otfrid *-ôȝ-* ansetzen.

Das starke *stôȝan* hat also zwei ahd. intensiva (was auch bei andern zeitwörtern vorkommt), ein transitives *stôȝȝôn* = lat. stimulare, (con-)cutere, (con-)lidere, und ein altertümliches *stŏtzôn* mit intransitivem sinn. damit sich der kreis dieser wortgruppe einigermaſsen schlieſse, sei noch erinnert an schriftdeutsches *stottern*, sowie ahd. *stobaroen* 'obstupent'. jedoch der nächste verwante zu *stozsonto*, nur nominaler abstammung, ist Notkers umstandswort *stússelingun* (*-ts-* !), das 'unvermittelt, willkürlich' bedeutet (im gegensatz zum planvollen walten göttlicher vorsehung; Piper I 45, 14; 762, 26. II 23, 5) und als *stützlingen* 'praecipitanter' auf alem. boden wolbezeugt ist (Fischer Schwäb. wb. V 1944; EBaumgartner Adverbia auf *-lings* s. 28).

Freiburg i. B. **Ernst Ochs.**

DAS RIESIG STARKE ROSS.
(ZUM WALTHARIUS)

'. . . . . es ritten auf einem ross
Walther und Hildegunde aus königs Etzels schloss'.

diese verse aus Scheffels Ekkehardübersetzung entwerfen ein heroisches idyll, das sich eine gewisse volkstümlichkeit erworben hat. halten wir sie neben das original, so finden wir nicht nur die gewohnte verbänkelsängerung des tons, sondern auch eine willkürliche zutat. mit ausdrücklichen worten zum mindesten hat Ekkehard nichts derart gesagt, ja er hat der tatsache des fortreitens gar nicht gedacht.

Man ist denn auch mit dem übersetzer streng ins gericht gegangen. in späten jahren noch muste er sich von WMeyer und Althof für die ungetilgte jugendsünde den text lesen lassen (MSB. 1873, s. 363 ff; Germ. 37, 29). 'welch hässliches bild!' meint Meyer, und Althof bedauert vor allem den armen, schwerbepackten gaul (kommentar s. 128). bei ihm ist es also der rationalismus der sich aufbäumt: er glaubt nicht an das 'riesig starke ross', wie Scheffel es anderwärts nennt, das held, maid und hort zu tragen imstande war.

Meyer lässt Walther und Hildegund zu fufs die flucht antreten und durchführen. die allgemeine meinung scheint sich ihm angeschlossen zu haben. nur Heinzel (Über die Walthersage s. 61) bleibt der alten anschauung treu — die ja übrigens nicht von Scheffel stammt, sondern von JGrimm (Latein. gedichte s. 80). PvWinterfelds übersetzung arbeitet die von Scheffel abweichende interpretation sehr deutlich heraus, und Neckel endlich hat (GRM. 9, 215) in der fufsgängerin Hildegund eine charakteristische neuschöpfung Ekkehards gesehen: der mönch des 10 jh.s hat 'das unweibliche reiten des mädchens entfernt'.

Über die ästhetischen und ethischen bedenken braucht man nicht viel worte zu verlieren; ein hässliches bild ist der doppelt besetzte 'Löwe' wol nur für den der sich ausrechnet, dass ein normales ross unter solcher last zusammenbrechen müste, und dem heldenepos, weil es classicistische schülerarbeit ist, keine heroische hyperbel zutraut; dabei ist dieser Löwe doch noch längst kein Bayart, der vier reiter zu tragen vermag, und dessen kraftleistung man bei der lectüre der Haimonskinder allezeit gern hinnimmt, ohne sich gedanken zu machen wie so etwas wol ausgesehen haben mag. — Das reiten einer jungen dame an sich würde Ekkehard doch schwerlich als anstöfsig empfunden haben. die königstöchter des 10 jh.s pflegten weite reisen nicht zu fufs zu machen, und die gepanzerten ritter noch weniger. will man aus Ekkehards darstellung dieser flucht eine verweichlichung der altgermanisch-heroischen jungfrauengestalt herauslesen, so kann man höchstens sagen: der mönch hat sich Hilde-

gund körperlich ebensowenig als virago gedacht wie seelisch, wenn es dem rosse auf diese leichte last mehr nicht ankam.

Vollends sollte man sich hüten, in dieser streitfrage den gesunden menschenverstand allzusehr zu bemühen. denn gebraucht man ihn recht, dann wird er sich weit mehr als gegen den ritt zu zweien gegen die flucht zu fufs aufbäumen! welche kraftvergeudung, wenn das edle schlachtross immer nur die mäfsig grofsen kisten (265) trug, die selbst eine Hildegund bis zur brusthöhe emporheben konnte! fürwahr, die beiden hatten recht verborgene pfade zu beschreiten, denn wäre ihnen einer begegnet, man hätte sie unfehlbar zu frühen trägern der fabel vom 'asinus vulgi' gemacht. man wird sagen, das wilde gelände durch das sie den weg suchten, habe das reiten nicht erlaubt. hatte Ekkehard nun aber auch nicht die richtige vorstellung von der pannonischen tiefebene: dass zwischen Etzelnburg und dem Rhein nur solch unwegsames gebiet liege, glaubte doch auch er sicher nicht. und vor allem, Walther und Hildegund entkommen ja nicht weil sie sich so sorglich verborgen halten, sondern weil niemand wagt ihnen nachzusetzen; kein einziger, sagt der dichter (408 ff), weder könig noch herzog, noch graf noch ritter noch knecht. unwillkürlich möchte man da sagen: ja, éiner wol nicht, aber warum nicht hundert, nicht tausend? Ekkehard hatte vielleicht die Hunnen gesehen, jedenfalls schrieb er für ein publicum dem die zahllosen flüchtigen Ungarnhorden eine reale gröfse waren. er muste von seinen hörern oder lesern den einwand erwarten, dass Attilas scharen auf zwei langsam dahinziehende fufsreisende ein kesseltreiben gemacht und den einzeln unbezwinglichen helden durch einen pfeilregen niedergestreckt hätten. dagegen half nur eines: die schnelligkeit der flucht! das treffliche ross konnte durch eine schar mittelmäfsig berittener nicht erreicht werden; nur der einzelne hervorragende kämpfer auf raschem pferd hatte dazu aussicht. und der eben fand sich nicht. — Natürlich auch suchte das paar nicht die wildnis auf um vor verfolgung sicher zu sein, sondern um nicht in hunnischen ansiedelungen verdächtigt und festgehalten zu werden.

Aber wie gesagt, mit rationalistischem für und wider ist es hier nicht getan; ein heimtückisches hindernis lauert auf den der den weg frei wähnt für die alte Grimmsche anschauung: er strauchelt — über ein paar stiefel, oder vielmehr über deren vier, denn soviel nimmt jeder der reisenden auf den weg mit (268 f). WMeyer hielt danach die streitfrage schon für erledigt, und die meisten dürften geneigt sein ihm zuzustimmen. in der tat sind diese schuhe der hemmschuh unserer untersuchung und werden uns eine grofse zahl leser dauernd abspenstig machen. ich selbst dachte zeitweise ebenso; bis ich mir sagte: eine grofse entdeckung WMeyers ist es gerade nicht, dass schuhe zum gehen gebraucht werden, und JGrimm, Scheffel, Holder, Heinzel haben

doch auch ihren Waltharius studiert und nachweislich über diese stelle nicht hinweggelesen. wenn sie Meyers bedenken nicht für unüberwindlich hielten, so hatten sie ihre beachtenswerten gründe.

Diese gründe kommen mir heute durchschlagender vor als ehemals; sie sind sagengeschichtlicher art, und eine genaue durchforschung der verschiedenen fassungen unseres stoffes hat es mir wider sehr eindrucksvoll werden lassen, wie zäh bis in die kleinste einzelheit hinein die tradition dieses sagenkreises sich erhält. die wörtlichen und sachlichen beziehungen zwischen Waldere, Waltharius und Walther (dem mhd.) gehn so weit dass die züge des einen sagenzweigs von vornherein die wahrscheinlichkeit für sich haben, dass sie auch in dem andern ehemals zuhause waren.

Das reiten auf éinem pferd ist in der Thidrekssaga und der polnischen version des Boguphalus enthalten (Heinzel aao., in der Ths. cap. 243 kann kein zweifel sein: Walther 'springt höfisch und kraftvoll von seinem ross und nimmt seine frau Hildegund und ihr beider kleinode herunter'; hätte das mädchen ein eigenes ross, so würde er ihr die kleinode herüberreichen und sie zu pferd in den wald schicken). nähere beziehungen zwischen der polnischen und der niederdeutsch-norwegischen überlieferung lassen sich nicht nachweisen. es sind also zwei räumlich, zeitlich und sachlich weit getrennte sagenformen, die den zug gemeinsam bewahrt haben; und zweifellos brachte die quelle aller erschlieſsbaren darstellungen das bild: zwei flüchtlinge und éin pferd. dass der edle Löwe von jeher zum lasttier herabgewürdigt wurde, glaubt wol niemand. vermutlich also hat Ekkehards vorlage die beiden auf éinem ross gezeigt.

Aber er selbst, wendet man ein, hat die vorstellung offensichtlich verlassen; nirgends ist deutlich die rede vom reiten zu zweien. ja, so wird der scharfsichtigere leser bemerken, niemals von reiten überhaupt! damit sind wir dem kern unseres problems nahe getreten. mag wer will sich an den vier paar schuhen stoſsen und durch sie jeden zweifel an Meyers interpretation niedergetreten wähnen — uns sollen sie nicht mehr im wege stehn. vielleicht waren die Hunnen berühmte schuhmacher, deren werke Walther mit anderen kostbarkeiten in den westen mitnehmen wollte; oder, besser: Ekkehard ist nicht nur ein poet von schwung, anschaulichkeit, compositionskunst, er zeigt auch überall den denkenden kopf. er mag sich denn in der tat gesagt haben, dass die flüchtlinge, *saltus arbustaque densa requirentes* (422), unmöglich immer hoch zu ross sitzen konnten. das uns so wolbekannte bild des recken im altfranzösischen und deutschen epos, der in der wildnis sein treues pferd am zügel hinter sich herzieht, ist auch ihm schon lebendig geworden. also, weite anstrengende fuſsmärsche auf rauhem boden billigen wir unseren reisenden wol zu, und da wurden natürlich einige paar

sohlen zerlaufen. aber dagegen sträuben wir uns, dass sie immer zu fuſs daherzogen, und dass sie namentlich zu beginn der flucht, wo alles auf schnelligkeit ankam, die gebotene reitgelegenheit verschmähten.

Und das gerade, hör ich sagen, steht unzweideutig in Ekkehards text; und wer es aus der schilderung des nächtlichen aufbruchs 324 ff nicht herauszulesen vermag, der vergegenwärtige sich aus der erzählung des fergen 449 ff, wie die flüchtlinge ihren weg verfolgten. an dieser stelle ist die vorlage durch Scheffel ohne frage grob verfälscht, seine vorgefasste anschauung hineininterpretiert worden. *conspexi viatorem propere venientem* = 'da kam ein fremder mann geritten am uferpfad'. mag *viator* im übertragenen sinne den reisenden zu pferd auch bedeuten können, hier ist die situation doch ganz deutlich die dass Walther und Hildegund zu fuſs gehn. Walther schreitet voran, die jungfrau folgt mit dem pferd am zügel. dies ist die stelle aus der sich die erklärer ihr bild von der flucht überhaupt gemacht haben; so wie sie an den Rhein kommen haben die beiden die 40 tagereisen zurückgelegt.

Zu dieser ansicht bekennen sich gerade die interpreten die es verstanden haben, unsere achtung vor dem dichter Ekkehard und unsere einsicht in die feinheiten seiner kunst so erheblich zu steigern. ihnen, denen wir darin willig gefolgt sind, sollen wir glauben, dass der poetische *puer*, gleich einem knaben der eine zinnsoldatengruppe verschiebt, seine helden den ganzen weg zurücklegen lässt, ohne ihnen die freiheit der bewegung zu verleihen. nein; der dichter sieht die situation am Rheinufer lebendig vor sich und schildert sie höchst einleuchtend: die beiden nähern sich der fähre; natürlich reiten sie nicht auf ihrem ross bis hart an den strand, sondern steigen ab und bewegen sich in der angegebenen natürlichen gruppierung, der gewaffnete held voran, auf den fergen zu den sie am ufer haben sitzen sehen (449). über ihren aufbruch und über den sonstigen verlauf ihrer reise darf niemand aus unserer stelle schlüsse ziehen, der Ekkehard anschauung und gestaltungskraft zutraut.

So concentriert sich die streitfrage auf éinen punct, ihre entscheidung wird abhängig von dem verständnis einer einzigen stelle, deren wichtigkeit man bisher noch nicht erkannt hat (auch der commentar von Beck 1908 geht an ihr vorbei). es ist richtig dass beim aufbruch der beiden aus Etzelnburg vom besteigen des tieres, vom fortreiten nichts gesagt wird. es steht nur éine wendung da, der wir aufschlüsse darüber abgewinnen müssen, wie sich der dichter diese flucht dachte: *Femina duxit equum* list man 341. was ist damit gemeint?

Auch hier treten uns die anhänger Meyers siegessicher entgegen. Althof übersetzt: 'Aber das ross mit den schätzen beladen führte die jungfrau'; Winterfeld wählt dieselbe wendung.

ein ross führen heifst nach dem deutschen sprachgefühl: es am zügel ziehen und selbst nebenher gehn. so auch nach dem verbreiteten lateinischen brauch: jeder schuljunge weifs es, das pferd am zügel führen heifst *equum ducere*; es von obenher mit dem zügel lenken heifst *equum regere*.

Aber Ekkehard scheint das nicht zu wissen; nicht deshalb weil er als genie nicht zu wissen braucht was jeder schuljunge wissen muss — war er doch selbst noch fast ein schuljunge —, sondern weil der sprachgebrauch der SGaller schule in dieser hinsicht offenbar vom unsern abwich: das pferd am zügel führen konnte auch heifsen *equum regere*. denn an der vorhin angezogenen stelle, 458, gebraucht der ferge diesen ausdruck von Hildegund. daraus folgt nun natürlich nicht, dass umgekehrt *equum ducere* heifsen muste oder heifsen konnte: das pferd von oben lenken. aber sicherlich empfand da der Lateiner Ekkehard anders als der am classischen gebrauch geschulte Lateiner von heute.

Was kann *equum ducere* bedeuten? der mangel ausreichender lexikalischer hilfsmittel für die mittlere latinität ist oft beklagt worden. Du Cange versagt. so galt es das heil bei dem Thesaurus linguae latinae zu suchen, der sich ja freilich nur die erschliefsung der classischen sprache aufs arbeitsprogramm gesetzt hat. ich klopfte nicht vergebens an. 'scrinia bina ferentes non parva' (Walth. 459) eilten mir die trefflichen sachverständigen dort zuhilfe, und die artikel *equus* wie *ducere* lieferten ausbeute. bei Manilius IV 232 findet sich vom wagenlenker gesagt: *equos ad mollia ducere frena* = 'die pferde nach den geschmeidigen zügeln lenken'. das ist noch classische zeit. umso wichtiger war ein beleg aus Alcimus Avitus (V 694): *Quin et conspicuus princeps Memphitidis aulae Candentes ducens nigro rectore jugales.* es ist die Exodus-scene: Pharao verfolgt die Israeliten, sein schwarzer wagenlenker leitet die weifsen rosse ins meer.

Also für die handlung die gewöhnlich mit *equum regere* bezeichnet wird, konnte man nach diesen zwei belegen auch sagen: *equum ducere*; *equum ducere* heifst nicht nur 'das pferd am zügel führen' (in diesem sinn konnte es Ekkehard zb. in der Äneis X 857 finden), sondern auch: es im lauf, von hinten, lenken und selbst an seiner vorwärtsbewegung teilnehmen. man wende nicht ein dass das nur vom wagenlenker gesagt worden sei; man müste denn den nachweis erbringen, dass in irgend einer sprache das lenken des rosses durch den reiter consequent anders bezeichnet werde als das durch den kutscher. für den Deutschen zum mindesten, der ja auch der Lateiner Ekkehard war, gibt es für beides nur den gleichen ausdruck.

Vielleicht ligt ja ein germanismus vor; *leiten* sagte er für das ross am zügel führen (s. den ähnlichen beleg aus Tatian DWB. VI 730); für das rosselenken durch den reiter oder wagenführer wird ihm schwerlich ein anderer ausdruck zur verfügung

gestanden haben, wie ja nach den belegen des DWB.s noch mhd. beides durcheinandergeht; ein 'lenken' gab es wol noch nicht, und auch dies würde nicht unzweideutig die tätigkeit des rosselenkers d.i. wagenführers ausgedrückt haben. wie wir ein lateinisches *ducere* oft recht kritiklos in *leiten* übersetzt finden (so zb. gerade in glossen zu Alcimus Avitus, Ahd. Gll. bd. II 1, 14 wo diese vocabel ein *vitam ducere* doch wol undeutsch widergibt), so wird der junge Lateiner ein gedachtes deutsches *leiten* als *ducere* in den lateinischen text gesetzt haben. Alcimus Avitus ist im Deutschland des 10 und 11 jh.s wie man weifs, nicht unbekannt gewesen. sein sprachgebrauch konnte den Ekkehards an unserer stelle sanctionieren, wenn er als ungewöhnlich empfunden wurde. der nhd. dolmetsch des Waltharius hat jedenfalls die pflicht, der interpretation der stelle nicht vorzugreifen, sondern durch das ja auch ziemlich neutrale 'leiten' dem vers 341 beide erklärungsmöglichkeiten offen zu halten.

Also eine möglichkeit ist gewonnen, keine absolute sicherheit, auf lexikalischem gebiet wenigstens. aber es genügt dass der sprachliche anstofs beseitigt werden kann; denn nun muss das sagengeschichtliche kriterium in seine rechte treten.

Die befehdete vorstellung ist jedenfalls nicht widerlegt, das 'hässliche bild' darf nicht ohne weiteres ausgewischt werden, und so mag es dabei bleiben:

'. . . . . es ritten auf e i n e m ross
Walther und Hildegunde aus könig Etzels schloss.'

Tübingen. **Hermann Schneider.**

SCHLUSSWORT (zu 'Ivains torverlies' oben s. 49 ff). Dieser 'grofse dichter Chrétien' ist eine erfindung Försters, seines herausgebers, der als solcher ein persönliches interesse daran hatte, den autor dem er sein lebenswerk gewidmet in ein möglichst glänzendes licht zu rücken'.

Ich widerhole diesen satz Zenkers von s. 64 in sperrdruck, weil zu befürchten ist, dass er bei der ausführlichkeit der obenstehnden darlegungen von manchem leser übergangen und deshalb nicht so bekannt wird, wie er zweifellos zu werden verdient. hinzuzufügen habe ich weiter nichts als das versprechen, dass ich den Chrétieninterpreten Zenker künftig mit meinen einwänden verschonen werde.

Hermann Schneider.

Seite
Baldinger, Der minnesänger graf Rudolf von Fenis-Neuenburg, von Schwietering 25
Palgen, Judith, von Schröder 31
Daniels, Eine latein. rechtfertigungsschrift des m. Eckhart, von G. Müller 35
Hauffen, Johann Fischart bd I. II, von Bebermeyer 37
Strich, Klassik und Romantik, von Brecht 40
Claverie, La jeunesse d'Hoelderlin, von Viëtor 48
Montgomery, Fr. Hölderlin and the german neohellenic movement, von dems. 50
Ziehen, Die deutsche Schweizerbegeisterung 1750—1815, von Kluckhohn 53
LITTERATURNOTIZEN. Festskrift tilegn. A. Kjær, von Schröder; Festskrift til A. B. Larsen, von dems.; Die Schweiz im deutschen geistesleben h. 22. 33—38, von dems.; Niedner, Snorris Königsbuch bd 1—3, von Naumann; Baetke, Bauern u. helden bd 1. 2, von Löwenthal; Basler, Altsächsisch, von dems.; Richter, Lautbildungskunde, von Frings; Stammler, Geschichte d. niederdeutschen litteratur, von dems.; Stammler, Mittelniederdeutsches lesebuch, von dems.; Steinhauser, Beiträge z. kunde der bairisch-österreich. mundarten 2, von Teuchert; Götze, Proben hoch- u. niederdeutscher mundarten, von Bebermeyer; Ochs, Die uhrenmacher vom Schwefeldobel von O. Furtwängler, von Schröder; Alpers, Mittellateinisches lesebuch, von Wolff; Uhl u. Schäfer, Das lied von Kriemhilds not, von Heusler; Strecker, Ekkehards Waltharius, 2 aufl., von Schröder; Rudwin, A historical and bibliographical survey of the german religious drama, von dems.; Ninck, Flore und Blanscheflur, von dems.; Illig, Das Salzburger fragment der Sächs. Weltchronik, von dems.; Schröder, Kleinere Dichtungen Konrads vWürzburg II, von dems.; Wolff, Der Gottfried v. Strafsburg zugeschriebene Marienpreis und lobgesang auf Christus, von Hübner; W. Müller, Das problem der seelenschönheit im ma., von G. Müller; Kroes, Untersuchungen über d. lied vom Hürnen Seyfrid, von Baesecke; Heitz u. Ritter, Versuch e. zusammenstellung der deutschen volksbücher des 15 u. 16 jahrh.s, von Schröder; Mittelalterliche Volksbücher d. Holbein-verlags I—III, von dems.; Bolte, Joh. Paulis 'Schimpf u. Ernst' II, von dems.; Snellen, Suster Bertken, von dems.; Lommatzsch, Jean Lemaire de Belges, von dems.; Bundy u. Kelso, Fracastoro 'Naugerius', von dems.; vMöller, Holbein d. jüng. u. die Teutoburger schlacht, von dems.; Lenschau, Grimmelshausens sprichwörter und redensarten, von dems.; Zimmermann, Neues leben aus Klopstock, von Kluckhohn; E. Schmidt, Lessing 4 aufl., von FJSchneider; Witkowski, Cornelia die schwester Goethes, von Schröder; Ries, Die briefe der Elise von Türckheim geb. Schönemann, von dems.; Amelung u. Viëtor, Cl. Brentanos Gesammelte Werke in 4 bden, von dems.; Enzinger, Das deutsche schicksalsdrama, von H. Schneider; Rexilius, Strafsburg, von Henning; Gunz, Lehrbuch der Geschichte I: Altertum, von Kahrstedt; Weber-Riess, Weltgeschichte in drei bänden, von Schröder; Tiroler Heimatsbücher I: Wilten I, von dems.; Studier i modern språkvetenskap IX, von dems. 55

Seite

MISCELLEN.

Weitere kolonistenzeugnisse (zu Zs. s. 86 ff), von R. Henning 97
Salomo und der drache, von S. Singer 97
Thomas von Kandelberg (zu Zs. 61, 233), von E. Schröder 98
A. Gryphius und das volksschauspiel vom dr Faust, von L. Wolff 99
Richtigstellung von E. Cohn — Antwort von R. Riemann . 100
PERSONALNOTIZEN 101
EINGEGANGENE LITTERATUR 102

Dieterichsche Universitäts-Buchdruckerei W. Fr. Kaestner in Göttingen.

ZEITSCHRIFT

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM

UND

DEUTSCHE LITTERATUR

HERAUSGEGEBEN

VON

EDWARD SCHROEDER UND **GUSTAV ROETHE**

LXII. BAND

3. HEFT

(AUSGEGEBEN AM 20. AUGUST 1925)



BERLIN 1925
WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG
SW. ZIMMERSTRASSE 94.

Die redaction der Zeitschrift sowol wie des Anzeigers wird von den beiden herausgebern gemeinsam geführt; manuscripte werden an prof. SCHRÖDER, Göttingen, Grünerweg 2 erbeten, solche an die Zeitschrift nicht ohne vorherige anfrage.

Bücher deren besprechung gewünscht wird, möge man unter der adresse der redaction an die Weidmannsche buchhandlung, Berlin SW. 68, Zimmerstr. 94 einsenden. Sie werden in jedem fall am schlusse des Anzeigers mit genauem titel verzeichnet.

INHALT

DER ZEITSCHRIFT

Seite

R. Much, Widsith. beiträge zu einem commentar 113
K. Wesle, Überlieferung und textkritik von Wernhers Maria . 151
K. Strecker, Die Metamorphosis Goliae und das streitgedicht Phyllis und Flora 180
R. Reitzenstein, Zum text des Herzog Ernst B 181

DES ANZEIGERS

Karsten, Fragen aus dem gebiete der germanisch-finnischen berührungen, von Hartmann 105
—, Zum anfangsterminus der germanisch-finnischen berührungen, von dems. 107
—, Svensk bygd i Österbotten I. II, von dems. 108
Jacobsohn, Arier und Ugrofinnen, von dems. 110
Wunderlich u. Ries, Der deutsche satzbau, 3 aufl., bd I, von Ries 113
Williams, The Finn episode in Beowulf, von Hecht 121
Gereke, Konrad von Würzburg, Legenden I, von Schröder . 125
Lindqvist, Konrad von Helmsdorf, von Wolff 132
Kindermann, JMRLenz und die deutsche romantik, von Michels 134
LITTERATURNOTIZEN. Frels, Jahresberichte d. Literar. Zentralblattes 1924 nr 11 u. 16, von Schröder; Schweizer-Sidler und Schwyzer, Tacitus Germania, 8 aufl., von dems.; Priebsch, The Heliand manuscript, von dems.; Koch, Die Altmühl-fischverordnungen und Altbayrische fischereihandschriften, von dems.; Naumann, Grundzüge der deutschen volkskunde, von Ranke; Lüers, Volkstumskunde im unterricht, von dems.; Hoffmann-Krayer, Volkskundliche bibliographie für 1920, von dems.; Finnur Jónsson, Hávamál, von Niedner 142
MISCELLEN.
Zu Zs. 58, 159 (Archipoeta-citate), von H. Brinkmann . 148
Nochmals die abfassungszeit der Judith, von K. Helm . . 149
Zu Ulrich von Zatzikhoven, von J. L. Campion 149
PERSONALNOTIZEN 150
EINGEGANGENE LITTERATUR 151
Druckfehler 152

WIDSITH.

BEITRÄGE ZU EINEM COMMENTAR.

Das altenglische gedicht, das dem sänger dieses namens in den mund gelegt ist und nach ihm benannt wird, ligt abseits vom gewohnten wege des anglisten, auf einem grenzgebiet auf dem sich verschiedene wissenschaften begegnen. es gehören mannigfache sachkenntnisse und eine besondere schulung dazu, um sich selbständig in ihm zurecht zu finden.

Wir besitzen allerdings einen über die litteratur und die hauptprobleme, die sich an das denkmal knüpfen, gut orientierenden artikel von Richard Jordan in Hoops Reallexikon IV 520ff (1918) und aufserdem aus dem jahre 1912 eine ausführliche sonderschrift über unsern gegenstand, RWChambers buch Widsith, in dem sorgfältig zusammengetragen und kritisch beleuchtet wird, was bis damals zum verständnis des gedichts im ganzen und einzelner stellen in ihm jemals beigesteuert worden ist. aus neuerer zeit kommt hiezu noch aufser verstreutem die durch besondere forschungsziele und -wege gekennzeichnete untersuchung von Sievers in Texte und forsch. zur engl. culturgesch., festgabe f. Felix Liebermann [1921] s. 1ff. da aber nach wie vor manches ungeklärte rätsel übrigbleibt und oft auch verschiedene möglichkeiten einander noch die wage zu halten scheinen, war eine nachlese nicht von vornherein unangebracht.

Mit einer solchen, ja eigentlich einer art Widsith-commentar, tritt im 46. band der Anglia s. 347ff ThGrienberger an die öffentlichkeit. was er da vorbringt, darf aber nicht ohne widerspruch bleiben, damit die führung nicht zu einer irreführung werde. leichtfertiger verbrauch von papier und buchdruckerarbeit hat oft die weitere schlimme folge, dass auch für richtigstellungen materielle opfer gebracht werden müssen.

Es geht nämlich nicht an, die genannte arbeit mit ein paar sie kennzeichnenden kraftworten abzutun. denn trotz ihrem tiefstand im ganzen wird derjenige der spreu von weizen zu sondern versteht, aus Grienbergers Widsith-erläuterungen einen gewinn ziehen. seine annahme dass v. 133 *gōd*, nicht *god* zu lesen und der ganze satz *sē þe him god syleđ* zu übersetzen sei: 'der ihnen gut verleiht', statt 'denen Gott verleiht', bringt in ein-

fachster und darum einleuchtender weise sinn in eine stelle an der nach der bisherigen auffassung eine albernheit ausgesprochen wäre. man muss sich würklich wundern, dass eine, wie man glauben sollte, naheliegende lösung von den vielen die sich mit dem Widsith beschäftigt haben, nicht früher schon gefunden worden ist.

Dieser fall zeigt, dass eine prüfung des einzelnen notwendig ist, damit man nicht auch ein stück gutes erz zugleich mit einer ladung tauben gesteins auf die schutthalde wirft. aber auch noch aus einem andern grunde. denn wenn einer in einem fall wie dem erwähnten würklich und einleuchtend recht hat, stärkt dies notwendigerweise in den augen minder vorbereiteter oder urteilsfähiger die suggestive kraft seiner behauptungen auch dort wo er auf irrwege leitet.

Dieselbe würkung hat gewis auf viele, die nicht auf allen in betracht kommenden, oft recht abgelegenen forschungsgebieten vertraut sind, der umstand dass Grienberger sehr oft dinge wie etwas neues mitteilt die das nicht sind, und dass daher für den fernerstehnden schwer erkennbar ist, was sein geistiges eigentum ist und was nicht.

So versäumt er s. 356, wenn er die neben *Burgendan* genannten *Bāningas* für einwohner des landes *Bainaib* (neben *Burgundaib*) erklärt, anzugeben, dass die auffassung dieses namens als *Bāningas* (statt *Băningas*) und seine zusammenstellung mit *Bainaib* von mir herrührt, der ich sie zuerst PBBeitr. 17, 65 und dann in Hoops Reallex. unter *Bāningas* vorgetragen habe. s. 368 zieht er bei besprechung des völkernamens *Hronum* das *mare Cronium* bei Plinius herbei und bemerkt: 'dem adjectiv *cronius* ligt eine vorgerm. entsprechung zu ags. *hran* m. 'balaena' zugrunde'. diese erklärung des namens *mare Cronium* habe ich, freilich mit vorbehalt, Anz. XXIV 322 gegeben, was ihm umso weniger entgangen sein wird, als sie FrKluge Nom. stammbild. § 183 und Urgerm. 128 unter berufung auf mich aufgreift. dass dem volksnamen *Σαβαλίγγιοι* bei Ptolemaeus ein personenname nach art von *Seafola* zugrunde liegen kann, war ebenfalls schon in meinem artikel bei Hoops unter *Σαβαλίγγιοι* zu lesen. s. 368 äußert er: 'ich[1] halte den Sachsennamen . . . für kurzform aus einem compositum *Saxnôtas* 'Schwertgenossen' im stil des as.

[1] der sperrdruck stammt hier und im folgenden von mir.

taufgelöbnisses[2], wozu der gottname dativ *Saxnôte* in eben demselben der singular ist'. dazu halte man meine bemerkung bei Hoops unter Sachsen: 'LLaistner (Württemb. vierteljahrsh. 1892, 29) vermutet, dass sie 'Schwertleute, Schwertgenossen' hiefsen, weil ihre waffe für den an der beratung teilnehmenden mann bedeutsamkeit hatte, und schliefst, wie schon Fick (Ilias 562), aus dem namen des gottes *Sahsnōt*, *Sęaxnēat* auf eine ältere gestalt des volksnamens, von welcher dann *Saxones* blofse kurzform wäre'.

Die deutung von *Hreiđgotar* aus an. *hreiđr* 'nest' verdankt Grienberger OvFriesen, der den volksnamen ansprechend als 'Nestgoten', d.i. die im nest, in den alten sitzen, zurückgebliebenen Goten, erklärt. Grienberger geht hiervon nur insofern und zwar wenig glücklich ab, als er (unter berufung auf *Krāku-hreiđr* 'Krähennest' als flurname!) ein bestimmtes so benanntes meeres- oder küstendetail in der umgebung der Weichselmündung voraussetzt, von dem der volksname ausgegangen sei, und beruft sich dabei nur für die voraussetzung einer *s*-losen nebenform zu an. *hreiđr* n. auf vFriesen als seine quelle. dass Ὀνηγήσιος, *Hunigasius*, *Hunigaisus*, der vicekönig des Attila, schon von Müllenhoff mit *Hūngār* zusammengebracht worden ist, kann aus dem citat, das sich nur auf eine nebensache bezieht, niemand erraten.

Man muss es aber im interesse der wissenschaft noch mehr bedauern, dass Grienberger über ansichten die von den seinigen abweichen, wenn sie ihm nicht passen, wortlos hinweggeht. er kennt, wie aus citaten erhellt, meine abhandlung Über den germanischen osten in der heldensage Zs. 57, also auch das was ich dort s. 154f zu gunsten meiner erklärung von *Glomman* < **Glamman* aus an. *glammi* 'wolf' und gegen zusammenstellung mit dem norw. flussnamen *Glommen* sachlich und sprachlich geltend gemacht habe, erwähnt aber nichts davon und hält vielmehr an der unhaltbaren ansicht Thorpes fest. zur erklärung der form *Glommen* 'mit *o* für altes *u*' beruft er sich auf Noreen An. gramm. I³, § 154, 2, eine stelle die aber lediglich die allbekannte tatsache bestätigt, dass im germanischen *o* vor *mm* unmöglich ist, und die auch keine möglichkeit erkennen lässt, zu

[2] was ist damit gemeint?

ags. *Glomman* die brücke zu schlagen. der flussname lautet übrigens echt norwegisch *Glåman* und erklärt sich aus der wz. *glām* 'glänzen', die in mehreren nordischen gewässernamen vorligt: s. Hellquist, Sv. landsm. XX 6: 10.

Für *Hundingas* gibt Grienberger nur die erklärung aus *hund* 'hundert', die er irrtümlich Chambers 195 zuschreibt, von dem sie nicht stammt und der sich auch nicht für sie entscheidet, vielmehr sagt: '*Hund* may be e i t h e r from *hund* 'dog' o r *hund* 'hundred''. was ich Zs. 57, 160f über die gegnerschaft der *Ylfingar* und *Hundingar* und damit für ableitung beider namen von tiernamen vorgebracht habe, und auch das was schon bei Bugge Helgedigtene 169 ff zu finden war, wird wider nicht der erwähnung gewürdigt. auf den namen selbst komm ich bei besprechung von v. 23 noch zurück.

Grienberger liebt es besonders, sich an der deutung von namen zu versuchen, und tut es auch hier, dabei weit über das bedürfnis der Widsith-erklärung hinausgehend. denn für dieses denkmal selbst ist es zb. sicher ganz belanglos, was der wortsinn des namens Franken ist. er erklärt ihn aus einem in der angenommenen bedeutung blos construierten adjectiv. dabei ist kennzeichnend für sein unvermögen, eigene vermutungen von tatsachen zu scheiden, wenn er sich äufsert: 'es ist k e i n z w e i f e l, dass der name eine örtliche relation zu den stromaufwärts oder landeinwärts wohnenden Germanen ausspricht. die bedeutung 'mutig, unerschrocken' des an. adj. *frakkr* ist besondere entwicklung aus 'voranstehend' und kommt hier nicht in frage'. warum nicht?

Seine deutungen sind dabei mitunter so verstiegen dass sie nicht ernst genommen werden können. so, wenn er den masculinen landschaftsnamen *Ongel*, ohne ein wort über das zu verlieren was zu seinem verständnis schon beigebracht ist, auf einen flussnamen zurückführen will, der aber an ort und stelle nicht vorhanden ist, oder wenn er *Mȳrgingas* mit *ȳ* ansetzt, als contraction aus **Mier(in)gingas*, dies als ableitung von dem landesnamen *Mauringa* und diesen schliefslich als bildung aus dem volksnamen *Mauri* — wolbemerkt einem nirgends für Germanen belegten volksnamen — betrachtet, was er noch obendrein eine sehr einfache lösung des problems nennt. *Gefđan*, *Gifđan* in Widsith und Beowulf, also offenbar einen aus germanischer epi-

scher überlieferung geflossenen namen, betrachtet er als entlehnung aus dem vulgärlatein, beziehungsweise aus der romanischen volkssprache in Norditalien (!). was ich zur aufklärung der verschiedenen formen des namens Zs.f.d.wortf. 1, 322 ff vorgebracht habe und auch Schönfeld aufgenommen hat, glaubte er wider — wol angesichts einer so einleuchtenden lösung des rätsels — unerwähnt lassen zu dürfen.

In ags. laut- und formenlehre geht Grienberger eigene wege, wofür zu v. 30. 87. 115. 117 (*Wōingum*, *Eolum*, *Hlīþe*, *Incgenþēow* und *Elsa* betreffend) belege beigebracht werden sollen. ähnlich verhält er sich in metrischen fragen. *Mearc Healf Hundingum*, das er herstellt — wobei *Mearc* aus dem lateinischen *Marcus* entsprungen und *Healf* ein zuname sein soll wie unser deutscher familienname *Halbe*, das ganze also unserm *Marcus Halbe* entsprechen würde, — hält er für einen möglichen vers mit 2 hebungen. und in dem überlieferten halbvers *Wiþ-Myrginga* v. 118 ist ihm das erste wort 'obwol hochbetont und alliterationsträger, die präposition *wiþ*'.

Die ganz leichtverständliche und von Chambers richtig übersetzte stelle v. 99 ff:

hyre lof lengde   geond londa fela,
þonne ic be songe   secgan sceolde,
hwǣr ic under swegle   sēlast wisse
goldhrodne cwēn   giefe bryttian

gibt er folgendermafsen wider: 'ihr lob dehnte sich weiter aus über viele länder, als ich im sange verkünden könnte, wo unter dem himmel ich eine beste goldgeschmückte frau gabe verteilen wüste'. das ist an und für sich ungereimt, abgesehen davon dass *sēlast* nicht das adjectiv gen. fem. sein kann, und abgesehen auch von dem was sonst noch mit dem ags. text nicht stimmt.

Den vogel aber schiefst Grienberger unstreitig ab mit der behauptung, der sänger *Wīdsīþ* heifse im v. 103 vielmehr *Scilling*; 'denn', erklärt er mit aller bestimmtheit, '*Đonne wit Scilling ... song ahōfon* kann nicht heifsen: 'wir beide ... ich und Scilling' (H. Leo Sprachprob. 1838, s. 83), sondern nur 'wir beide (mit namen) *Scilling*' ...' dann folgert er weiter, dass es sich dabei um Scilling senior und junior, vater und sohn, handle, ein ergebnis das er widerholt später als ein ganz gesichertes in

rechnung stellt. wer auch nur ein klein wenig von altnordischer litteratur kennt, dem sind fälle geläufig wie *vit Freyr* 'ich und Freyr' Skm. 20, *vit Hrungnir* 'Hrungnir und ich' Hrbl. 33, *vit Vǫlundr* 'ich und Vǫlund' Vkv. 43. um beim angelsächsischen zu bleiben: ist *orleghwīl uncer Grendles* Beow. 2002 ein 'kampf von uns beiden mit namen Grendel'? oder heifst *Wit Adam twā eaples þigdon* Crist and Satan 411: 'wir beide namens Adam' und nicht vielmehr 'ich und Adam afsen von dem apfel'? diese eigentümliche construction ist innerhalb des angelsächsischen nicht so allgemein verbreitet wie im altnordischen, sondern sichtlich altertümlich — s. Klaeber Anglia 27, 402 —, im übrigen aber wolbekannt und oft besprochen. auch wenn man mit dem angelsächsischen nur durch die wörterbücher fühlung sucht, kann sie einem nicht entgehn.

Den jüngeren Scilling lässt Grienberger s. 347 zusammen mit dem älteren für seinen landesherrn ein loblied zur harfe anstimmen. und auch s. 376 übersetzt er v. 103. 104 (*Đonne wit Scilling sciran reorde for uncrum sigedryhtne song āhōfan*): 'Da erhoben wir beiden Scilling mit heller stimme für unsern siegesherrn den lobgesang'. in würklichkeit ist von einem loblied oder lobgesang hier nirgends die rede und *for uncrum sigedryhtne* kann natürlich nur heifsen: 'vor unserem', nicht: 'für unseren siegesherrn'.

Mit all diesen beispielen sollte nicht nur die arbeitsweise Grienbergers gekennzeichnet, sondern auch für die folgenden randbemerkungen zum Widsith, die sich nicht nur mit seinen aufstellungen beschäftigen sollen, der boden schon ein wenig von gestrüpp gereinigt werden. ich betone aber ausdrücklich, dass es mir bei diesen beiträgen nicht um eine systematische untersuchung zu tun war und ihre unvollständigkeit und ungleichartigkeit in der natur der sache gelegen ist.

V. 1. die auch sonst belegte bildliche redensart *wordhord onlēac* hat ein seitenstück in schwedisch *slå upp språklådan* 'ein langes gespräch anfangen'.

V. 2. die hs. bietet: *se þe mæst mærþa ofer eorþan*, Greins herstellung aber: *sē þe monna mǣst mǣgþa ofer eorþan* ist so überzeugend, dass sie sich durchgesetzt hat und es nicht notwendig ist, sie nochmals zu begründen. Grienberger glaubt

durch umstellung einen brauchbaren vers *sē þe mǣrþa | mǣst ofer eorþan* gewinnen zu können. das relativum *sē þe* kommt sonst noch im Widsith 3 mal, im Beowulf 46 mal vor, immer in senkung. dies allein entzieht Grienbergers construction den boden. das überlieferte *mærþa*, an dem er festhält, fasst er als gen. plur. von **mǣrþe* 'gebiet', zu *mǣre, gemǣre* n. 'fines' gebildet in der art von ahd. *gimarchidi* 'grenzen'. allein das angelsächsische ist eine viel zu gut überlieferte sprache, als dass wir ein sonst unbelegtes wort hier (noch dazu in einem gar nicht altertümlich aussehenden teil des gedichtes) erwarten dürften, geschweige denn dass wir uns überreden lassen könnten, dieses wort einzig auf grund dieser stelle 'als gesichert anzusehen'. es wäre übrigens gar keine richtige variation von *folca* gewesen. ganz allein schon entscheidend gegen dieses *mǣrþa* 'der grenzen' ist aber die erwägung dass kein dichter ein, wenn es vorhanden war, auf jeden fall seltenes wort an einer stelle hätte gebrauchen dürfen, wo doch ein jeder an ein sehr geläufiges homonym gedacht hätte. letzteres wäre sicher der fall gewesen, da doch wol auch *mǣst mǣrþa* eine gangbare verbindung war. so heiſst es Beow. 2645 *forþan he monna mǣst mǣrþa gefremede*. man sieht hier auch gleich, durch welche vorbilder die verwechslung *mægþa* und *mǣrþa* bewürkt ist. es handelt sich dabei keineswegs um einen bloſsen schreibfehler, und Grienberger hat daher auch unrecht, die berichtigung in *mægþa* abzulehnen, weil die ags. zeichen für *r* und *g* nicht verwechselt werden könnten. nicht diese, aber das wort- und satzbild wurde verwechselt.

V. 6. 7. *forman sīþe* bedeutet zwar Beow. 740 'zuerst', doch ist dies nicht das gewöhnliche. die ganze stelle aber:

forman sīþe
Hrēþcyninges hām gesōhte

hat sichtlich ihr vorbild in Beow. 716 f:

Ne wæs þæt forma sīþ,
þæt he Hrōþgāres hām gesōhte,

wo über den sinn kein zweifel aufkommen kann. demjenigen der diese einleitenden verse verfasste müssen somit, wenn er sich dabei etwas dachte, mehrere — mindestens zwei — besuche Widsiths am hofe Eormenrics vorgeschwebt haben, wovon der erste in der gesellschaft der Ealhhild stattfand. was Grien-

berger zur stelle bemerkt ('zuerst von irgend welchen anderen'), ist völlig unbrauchbar.

V. 8. *ēastan of Ongle* kann, wie Sievers gezeigt hat, nur bedeuten 'von osten, von Angeln'. mit recht aber sagt dazu Chambers s. 189: 'But the whole thing is puzzling. Why should a Myrging bard start from Angel?' man könnte hinzufügen: warum sollte Audoins tochter, die in Italien oder noch in Pannonien daheim war, wenn man schon ihre reise zu Eormenric gelten lässt, diese über Angeln durchführen? und warum sollte sich der dichter Eormenrics reich westlicher gelegen vorstellen als Angeln?

Man muss also entweder annehmen, dass der verfasser dieser einleitung ein teilstück eines ihm bekannten gedichtes gedankenlos verwendet hat, oder dass ein fehler der überlieferung vorligt.

V. 20. dass in *Cælic* ein beiname gleich *cælic* aus lat. *calicem* vorliegen könne, was Grienberger s. 356 erwägt, kommt als möglichkeit bei dem herscher der Finnen nicht in betracht. an dem zusammenhang des namens *Cælic* mit dem des finnischen nationalhelden *Kalew* (Heinzel Hervararsaga WSB. 114 [1886] s. 506) ist nicht zu zweifeln, und nur dessen entstellung bleibt noch aufzuklären. waren namen fremder herkunft wie *Cerdic* hier von einfluss?

V. 23. die vier namen dieser zeile

Meaca Myrgingum, Mearchealf Hundingum

geben uns vier rätsel auf. der letzte in ihrer reihe, so wie der name des zu könig *Hundingr* gehörenden *Hundland* der Eddaüberlieferung ist nur aus *hund* 'canis' deutbar; s. meine ausführungen Zs. 57, 160 f. dementsprechend stehn dem geschlecht des *Hunding* die *Ylfingar*, das sind die *Wulfingas* des Widsith 29, in dauernder blutfehde gegenüber. Zs. 61, 109 f hab ich die Hundinge mit den Langobarden gleichgesetzt unter berufung auf die langobardischen Cynocephali des Paulus Diaconus I 11, die übrigens, ohne zu einem solchen schluss zu gelangen, schon Chambers s. 195 herangezogen hat. diese hundemenschen unter ihnen sollen so wild sein, dass sie das blut ihrer feinde trinken, und wenn sie keinen feind in ihre gewalt bekommen, ihr eigenes. aus furcht vor ihnen wagen es die an zahl überlegenen gegner der Langobarden, die Assipiten, nicht, es auf eine entscheidung

mit den waffen ankommen zu lassen. offenbar hiefsen diese fabelwesen 'Hundinge' und sind dieselben die uns in einer an. quelle (s. Fritzner I 92) folgendermafsen beschrieben werden: *þar ero menn þeir enn, er haka er gróin við bringu niðr* [1], *þat heita hundingjar, þeir ero svá við menn sem olmir hundar.* wie weit dabei neben der vorstellung von vollständiger verwandlung in hundegestalt auch die von hundsköpfigen menschen in betracht kommt, ist unsicher. denn *Cynocephali* könnte ungenaue widergabe von lgbd. **hundingas* sein, dadurch veranlasst dass es an einem bessern lat. wort gebrach. wenn ags. *healfhundingas* 'cenocephali' belegt ist — s. Bosworth-Toller Ags. dict. 519 —, fällt das übrigens für die hier vorgetragene deutung von *Hundingas* ebenfalls ins gewicht. auch auf die möglichkeit, den älteren namen der Langobarden, *Vinnili*, aus einer bezeichnung *winnender* oder *winniger*, d.i. tollwütiger, hunde zu deuten, hab ich Zs. 61, 110 hingewiesen.

Ferner ist der enkel des *Hundingus* bei Saxo — ursprünglich sein sohn: s. aao. 108 — *Hothbrodus* (= *Hǫðbroddr*). diesen aber hat schon Bugge Helgedigtene 152 f mit guten gründen als vertreter der *Heaðobeardan*, d.i. der Langobarden, angesprochen, und der in gleicher mythologischer rolle auftretende *Starcatherus* (*Stǫrkoðr*), der bei Saxo 302 ff den Ingellus aufreizt, deckt sich mit einem krieger der nach Beow. 242 den Heaðobeardenkönig Ingeld zur rache anspornt.

Dazu halte man nun noch die von Paulus Diaconus I 19 erzählte geschichte vom Langobardenkönig Lamissio. eine hure soll danach einmal sieben kinder geboren haben und diese in einem teich haben ertränken wollen. eines davon, das der könig Agilmund, der zufällig dazukommt, rettet, indem er mit dem speere hinlangt, an dem sich das knäblein festhält, wird aufs sorgsamste auferzogen und nach Agilmunds tod auf grund seines bewährten heldenmuts zum könig gemacht. in dieser erzählung beruht die erwähnung der hure offenbar darauf, dass wie im deutschen schimpfworte nach art von *zōhensun*, *merhensun*, *huorensun* synonym gebraucht wurden, und die vielzahl der kinder, vielleicht auch das ertränken im teich, entstammt der vorstellung von neugeborenen hunden. so ist denn auch schon bei Grimm,

[1] das erinnert an die kennzeichen des werwolfs, wie zusammengewachsene augenbrauen oder fasern zwischen den zähnen.

Gesch. d. d. spr. 568 die geschichte von Lamissio zusammengestellt mit deutschen erzählungen, deren inhalt nach ihm der folgende ist: 'die an manchen orten vortauchende sage meldet von drei, sieben, zwölf auf einmal geborenen knäblein, die, weil sich ihre mutter fürchtete, oder eine böse schwieger es veranstaltete, ausgetragen und ersäuft werden sollten, durch dazwischenkunft des vaters aber, dem man sie für blinde welfer angab, zur rechten stunde gerettet wurden. hiernach empfingen sie den namen Welfe, Hunde oder Eitelwelfe, Eitelhunde und werden stammherrn berühmter geschlechter'. wir könnten somit auch schon aus der geschichte von Lamissio schliefsen, dass es ein solches langobardisches geschlecht, ja königsgeschlecht der Hunde gegeben hat, und so kommen wir auch auf diesem wege wider zu langobardischen *Hundingas*.

Was die *Myrgingas* betrifft, sind sich Müllenhoff Nordalb. stud. 1, 41, DAk. II 97. 99 und Möller Ae. volksep. 28 f, die ihren namen mit dem land *Mauringa*, das die Langobarden nach Paulus Diaconus I 7 eine zeitlang bewohnen, mit der 'patria Albis *Maurungani*' des geographen von Ravenna oder auch noch mit den *Μαρουίγγοι* des Ptolemaeus verbanden, der schwierigkeit, ja unmöglichkeit nicht bewust geworden, für das *g* des namens auf diesem wege rat zu schaffen. meine erklärung aus ags. *myrge* 'kurzweilig, lustig' und andere möglichkeiten, die ich Hoops Reallex. III 290 erwog, tragen zwar dem lautbestand des namens rechnung, lassen aber keinen recht greifbaren sinn erschliefsen, und vor allem keinen sinn der von anderer als der rein sprachlichen seite bestätigung findet.

Ags. *Myrgingas* kann aber ebensogut wie auf germ. *Murgingōs* — unter voraussetzung von unfestem *y* — auf *Margingōs* zurückgehn und lässt bei solchem ansatz die deutung 'stutensöhne' oder 'stutenmenschen' zu. die stute heifst allerdings gemeingerm. *marhī*, *marhiōn-*, wie aus der übereinstimmung von an. *merr*, afries. *merrie*, ags. *miere*, *myre*, mnd. *merie*, ahd. *meriha*, *merha*, mhd. *merhe* hervorgeht. davon sind zunächst die erweiterungen durch *n* als jüngere entwicklung auszuscheiden. ein blick auf die gleichartigen bildungen aufserhalb des germanischen, wie aind. *vrkī* 'wölfin', *naptī* 'weiblicher nachkomme', und germ. restbestände wie ahd. *wulpa*, (*Hruod-*)*ulp*, an. *ylgr* 'wölfin', ags. *rǣge*, ahd. *reia*, *reiga* 'rehgeifs' und wol auch an. *dyrgja*

'zwergin' (neben *dvergr*) zeigen, dass wir hier mit ursprünglicher suffixbetonung zu rechnen haben. beseitigt würde der grammatische wechsel dann in den meisten fällen durch jüngere neubildungen oder angleichungen an das der movierung zugrund liegende masculinum. der ansatz eines urgerm. *margī* 'stute' neben *marhaz* 'pferd' ist danach einwandfrei, ja geboten. der name *Myrgingas*, **Miergingas* < **Margingōs* ist dann — vorausgesetzt, dass er ein altertümlicher ist, und das wird nicht bestritten werden — als ableitung von diesem **margī* 'stute' zu verstehn und stellt sich damit in dieselbe gruppe wie *Hundingas*, *Wulfingas* und *Hōcingas*; über die letztgenannten s. unten s. 133 f zu v. 29.

Für eine zeit die noch einzelne tiergestaltige götter kannte, der totemistische vorstellungen und solche von der verwandlungsfähigkeit von menschen in tiere nicht fremd waren und die gewisse eigenschaften von tieren hoch bewertete, war der gedanke an genealogischen zusammenhang mit der tierwelt nicht unter allen umständen anstöſsig. und wie wir bei *Hundingas* sahen, konnte er aus verschiedenen wurzeln stammen oder solche treiben. königs- oder heroennamen wie *Hengest* und *Horsa* enthielten gewis nichts beleidigendes.

Aber bei *Myrgingas*, wenn es von einem wort nicht für pferd im allgemeinen, sondern für stute ausgeht, muss sich das doch anders verhalten haben, ob man dabei an stutenartige menschen, männer oder geradezu an stutensöhne gedacht hat. es gibt ein gemeingerm. schimpfwort an. *merar son*, ags. *myran sunu*, ahd. *merihun sunu*, mhd. *merhen sun*, dem die vorstellung von widernatürlichem geschlechtsverkehr eines mannes mit einer stute zugrunde ligt. sie tritt uns noch unverdunkelt entgegen in der Hrolfssaga Gautrekssonar c. 20, Fas. III 131 (= Detter Zwei Fornaldarsögur 41), wo berichtet wird, dass Hrosskell umgang mit stuten hat und auf solchem wege den Hrossþiof und vermutlich auch dessen brüder erzeugt. von der geburt Hrossþiofs heiſst es: *ok er stundir liðu fram, berr merin ok varð ǫðruvis enn menn ætludu*; *þat var barn, en eigi fyl*. er wird dementsprechend als *merarson* bezeichnet.

Nicht minder ehrenkränkend ist aber auch unmittelbarer vergleich eines mannes mit einer stute. das wird ganz klar, wenn man sich den gebrauch des wortes *merr* im an. ansieht.

dieses wird nach Fritzner II 681 verwendet: 'ofte om mennesker i haanende omtale eller saaledes, at derved gjøres dem en ærekrænkende beskyldning, f. ex. *þat er it þriđja* (nl. *fullréttisorđ*), *ef hann jafnar honum viđ meri, eđa kallar hann grey eđa portkonu, eđa jafnar honum viđ berendi eitthvert* Gul. 196 [3]; *þeir jöfnuđu mér til merar, töldu mik svá vera međ mönnum sem meri međ hestum* Fbr. 107 [17]: . . . *munu þér heyrt hafa, at þeir hafa kallat svein bikkju eđa meri* Fms. VIII 442 v. l. 18'. eine spielart des schimpfes ist der vorwurf gegen einen mann, stutengestalt angenommen zu haben, belegt durch Ǫlkofru þāttr in Gerings ausgabe (Beitr. z. deutsch. phil.) 20: *varđtú þá svá hræddr, at þu brátt þér í merar líki, ok vóru slíkt firn mikil*, und Helg. Hund. I 42, worüber unten s. 128f. auch Loki ist seine betätigung als stute in der geschichte vom riesischen baumeister Sn. E. 41 sicher nicht zum ruhme angerechnet worden.

Natürlich konnte ein noch so kränkender name seinen stachel völlig verlieren, wenn sein wortsinn nicht mehr verstanden wurde, und das war bei *Myrgingas* in der zeit des Widsith sicher längst schon der fall.

Ehe wir aber weiter fragen, welcher volksstamm auf einen solchen schimpfnamen einen anspruch anderweitig begründen kann, wird zu untersuchen sein, welche altgermanischen völkerschaften bei den *Myrgingas* aus historisch-geographischen gründen überhaupt in betracht kommen können.

Dass die Semnonen, die 'vetustissimi nobilissimique Sueborum' des Tacitus, oder auch ihre in Norddeutschland zurückgebliebenen reste, die Nordschwaben, jemals bis in die Eidergegend gereicht haben, ist weder bezeugt noch auch irgendwie wahrscheinlich zu machen.

Koegel Littg. I 160 und auch ich selbst bei Hoops Reallex. III 290 dachten deshalb an Sachsen oder einen sächsischen stamm. zusammenhängend damit musten die Widsith 43 zugleich mit den *Engle* genannten *Swǣfe* als deren verbündete, nicht als ihre gegner aufgefasst werden. für solche 'Eidersweben' bietet der name des ortes *Schwabstedt* an der Treene, auf den Möller Ae. volksep. 26 aufmerksam gemacht hat, eine gewisse stütze. allein verstreute kleine siedlungen von fremden stämmen gibt es vielfach. und es müste auffallen, wenn ein solcher volkssplitter, der sonst nie erwähnt wird, grade bei einer

gelegenheit neben den Angeln und ihrem vorkämpfer genannt würde, da diese eine so ruhmvolle rolle spielten.

Schlechterdings nichts anzufangen aber ist mit der Sachsenhypothese bei den *Wiþ-Myrgingas* von v. 118, und das allein müste sie zu fall bringen, wenn eine andere grade diese einleuchtend erklärt. auch Nordschwaben kommen bei ihnen nicht in betracht.

Die bahn ist also frei für neue vermutungen, und wenn wir da umschau nach unerwogenen möglichkeiten halten, muss es eigentlich wunder nehmen, dass noch niemand die Langobarden in diesem zusammenhang ernstlich ins auge gefasst hat.

Langobarden haben sich bekanntlich in ihren sitzen im Bardengau immer erhalten. doch sind sie von Strabo 290 ausdrücklich auch für das rechte Elbeufer bezeugt; ja sie sollen sich damals — vor den Römern natürlich — ganz auf dieses zurückgezogen haben, endgültig (τελέως), wie Strabo bemerkt, der aber selbstverständlich nur über die verhältnisse zu seiner zeit aussagen konnte. nachdem die hauptmasse des volkes ihre grofse wanderschaft begonnen hatte, scheinen doch auch die rechtselbischen Langobarden ihre rolle noch nicht ausgespielt gehabt zu haben. schon Bugge hat Helgedigtene 151 ff die nach Wikingerart und auch unter dem namen *Wīcingas* Widsith 46 auftretenden *Heađobeardan* mit solchen an der Ostseeküste zurückgebliebenen Langobarden in zusammenhang gebracht, und das ist wol die einfachste erklärung eines Heađobeardeneinfalls auf Seeland um 500 n. Chr. sie könnten, wenn nicht nach ihrem hauptort *Bardowik*, nach sitzen an der Neustädter bucht (vgl. an. *vīk* 'bucht') und unternehmungen von dort aus *Wīcingas* genannt worden sein, falls nicht damals schon ein dem nord. *vīkingr* 'seeräuber' entsprechendes wort vorhanden war und dem namen zugrunde ligt. *Wīcingas* werden auch v. 59 und zwar mit *Wenlas* und *Wærnas* zusammen genannt, von denen die ersteren nach Nordjütland, die letzteren aber in unmittelbare östliche nachbarschaft solcher Langobarden in der Neustädter bucht gehören würden. jedenfalls ist ihr auftreten auf Seeland, wo sie sich vielleicht nach dem abzug der Heruler festsetzen wollten, in den Dänen aber überlegene mitbewerber fanden, ein beachtenswertes lebenszeichen, und die vermutung ist nicht zu kühn, dass sie in einer zeit gröfserer machtentfaltung und stär-

keren betätigungsdranges an der Ostseeküste auch weiter nordwärts bis an die Eider erobernd vorgedrungen waren. das ausgreifen der Sachsen nach westen, die unter kaiser Julian um 360 n. Chr. schon als eines der stärksten völker im rücken der Franken stehn, mochte im östlichen randgebiet ihres kernvolkes, der *Σάξονες* des Ptolemaeus, raum zur ausbreitung eines anderen stammes gegeben haben. man darf aus dem namen *Fîfeldor* nicht schliefsen, dass sich der kampf Offas mit seinen gegnern an der untersten Eider abspielte, weil das *dor* im namen auf die flussmündung hinweise. denn auch das ebenso gebildete synonyme *Egi-dora* tritt uns schon als bezeichnung des ganzen flusslaufes entgegen und nach den dänischen quellen haben wir die örtlichkeit des holmgangs bei Rendsburg zu suchen; s. Müllenhoff Beow. 79. wenn sie aber in der nähe nachgewiesen sind, ligt es nicht einmal aufserhalb des bereichs jeder möglichkeit, dass die Langobarden eine zeitlang selbst über die gegend von Dietmarschen herschten.

Jedenfalls handelt es sich aber bei dem zusammenstofs der Myrginge und Angeln an der Eider um ein weit älteres ereignis als bei dem der Heađobearden und Dänen auf Seeland. nach Müllenhoffs schätzung Beow. 85f, die im grofsen ganzen verlässlich zu sein scheint, fällt das geburtsjahr Offas auf ungefähr 335. der kampf mit seinen gegnern, den er als jüngling ausfocht, müste somit kurz nach der mitte des 4 jh.s stattgefunden haben. daraus ergibt sich aber, dass wir es bei dem kampf an der Eider möglicherweise mit einem versuchten vorstofs der Langobarden nach norden vor antritt ihrer wanderschaft zu tun haben. ja es könnte sogar sein, dass ein unglücklicher krieg, den sie hinter sich hatten, sie den entschluss der auswanderung in anderer richtung fassen hiefs. aus der zahl der stationen ihrer wanderschaft braucht nicht auf deren lange dauer geschlossen zu werden, da das volk auch zwischen 470—570 nicht weniger als viermal seine sitze gewechselt hat. im Chronikon des Prosper Aquitanus, beziehungsweise einem zusatz zu diesem, wird die auswanderung des volkes, die hier freilich wie in anderen quellen mit dem älteren auszug aus Schonen zusammengeflossen ist, in das jahr der consuln Ausonius und Olybrius, d.i. 379, angesetzt, eine angabe die auch Zeufs Die Deutschen 471f nicht von der hand weist. für unsere frage, ob die

gegner des Offa und seiner Angeln Langobarden gewesen sind, hat indes die zeit ihres aufbruchs nicht gerade entscheidende bedeutung, da doch ein teil von ihnen jedenfalls zurückgeblieben ist.

Sveben im sinn alter blutsverwantschaft mit den Semnonen waren die Langobarden allerdings kaum; denn allzuviel spricht für ihre alte, vorgeschichtliche herkunft aus Scadinavia-Schonen. doch bezeichnen sie nicht nur Tacitus und Ptolemaeus — was kein gewicht hat —, sondern auch Strabo ausdrücklich als Sveben, deren gemeinschaft sie sich offenbar angegliedert hatten. besonders nahe scheint dabei ihr verhältnis zu dem hauptvolk dieser gruppe, den Semnonen, geworden zu sein, mit denen zusammen sie sich zuerst an Maroboduus anschliefsen, um dann gemeinsam mit ihnen zu Arminius überzugehn. wenn ich Zs. 61, 112 das was in nordischer quelle über eine königsversammlung, *konungastefna*, berichtet wird, in der sich Hǫdbrodd die Sigrun, die widergeborene Svafa aus Svafaland, verlobt, aus dem zusammenhang der motive in dem dies vorkommt mit recht auf die zusammenkunft von abgesandten der svebischen stämme im Semnonenhain, von der Tacitus Germ. 39 berichtet, gedeutet habe, waren bei dieser gemeinsamen festfeier aller Sveben auch die Langobarden beteiligt. aufsenstehnde mochten sie daher wol zu den Sveben zählen, sofern es bei diesem namen, der seinem wortsinn nach kein abstammungsverhältnis ausdrückt, nicht überhaupt nur auf die zugehörigkeit zu einem völkerbund und einer cultgenossenschaft ankam. wer sich trotz all dem noch sträubt, Langobarden als *Swǣfe* gelten zu lassen, für den bleibt doch die auffassung der *Myrgingas* von v. 42 als Langobarden immer noch möglich, wenn er auf Möllers ansicht zurückgreift und die *Swǣfe* von v. 44 als verbündete der Angeln und als ein völkchen im norden der Eider betrachtet.

Das rätsel der *Wiþ-Myrgingas* klärt sich aber völlig und auch einzig und allein durch die voraussetzung auf, dass es sich bei ihnen um Langobarden handelt. darüber zu v. 118.

Endlich versteht man nun viel besser als bisher das freundschaftliche verhältnis zwischen der sippe des Ælfwine, dem langobardischen königsgeschlecht in Pannonien und Italien, und den Myrgingen, d.i. den in der alten heimat zurückgebliebenen Langobarden. denn auch für den der die Ealhhild für die gattin

des Eormenric, nicht des Eadgils hält, bleibt die beziehung der namen *Eadgils* und *Eadwine* bestehn und lässt auf verschwägerung in älteren generationen schliefsen. die gestalt des Myrgingenfürsten Eadgils, etwa eines schwestersohns des Eadwine-Audoin, kann sogar geschichtlich sein.

Freilich wird sich nach den bisherigen feststellungen die schale mehr zu gunsten der verbindung von Ealhhild mit Eadgils statt mit Eormenric neigen. und dass der dichter der eingangsworte den sänger sie zu diesem begleiten liefs, entspringt wol schon und allein einem misverständnis des folgenden, wo Ealhhilds stellung aus dem was über sie gesagt ist nicht klar wird und man im zweifel sein kann, ob sie des Goten- oder des Myrgingenfürsten gattin ist. eine reise einer myrgingischen königin zu Eormenric hätte keinen sinn. höchst auffallend wäre aber auch, wenn ein sänger aus dem fernen land der Myrginge dem Gotenkönig Alboins schwester als braut zuführen oder sie auf dem wege zu ihm begleiten sollte. das wäre doch aufgabe von leuten aus der umgebung des Eormenric oder Alboin gewesen. natürlich aber erschiene es, wenn ein myrgingischer sänger von den ausgewanderten volksgenossen für seinen herrn die braut holt. ich bin auch vollkommen überzeugt, dass Möller Ae. volksep. 3 und 10 ff recht hat, dass der spender des kostbaren ringes ursprünglich nur Alboin, nicht Eormenric gewesen sein kann. denn ein fürst wie Alboin, dessen freigebigkeit als die höchste gepriesen wird, konnte doch den sänger unmöglich leer ausgehn lassen. mit der rosomonischen *Sunielda* des Jordanes und der *Svanhildr* der nordischen sagenüberlieferung, der zuerst Heinzel WSB. 114, 102 die *Ealhhild* gleichsetzte, hat sie gewis nichts zu tun. denn ihre geschichte würde in einer so alten quelle wie der Widsith ist gegenüber der darstellung bei Jordanes nicht so ungleich mehr verändert sein, als in der so viel jüngeren nordischen fassung.

Damit der ring des beweises sich schliefse, bleibt nun nur noch zu zeigen, dass der name *Myrgingas* auch in der von uns vermuteten bedeutung in spottreden, denen die Langobarden ausgesetzt waren, eine stütze findet, also auf sie passt.

Schon die Liederedda enthält einen beleg — den ältesten nordischen — für die schimpfliche bezeichnung eines mannes als stute, uzw. in dem scheltgespräch zwischen Sinfjǫtli und Hǫd-



brodds bruder Guđmund, Helgakv. Hund. 1, 42. dort hält Sinfjǫtli seinem gegner vor: *þū vart brūþr Grana* usw., ein schimpf der durch den vorwurf variiert wird, dass er ein weib und dass er ein lotterbube gewesen sei, wogegen er sich selbst seine werwolfsnatur und die ermordung seiner brüder vorhalten lassen muss. dies knüpft an die sagenüberlieferung über ihn an und passt zum namen des geschlechts der *Ylfingar*. danach ist die vermutung gestattet, dass auch die beschimpfung der gegenseite nicht eine willkürliche und zufällige ist. nach unseren feststellungen sind aber Helgis und Sinfjǫtlis gegner, Hǫđbrodd mit seinen leuten, Langobarden.

Das kommt aber doch nur nebenher in betracht und hat für sich allein gewis nicht überzeugende kraft. entscheidend ins gewicht fällt dagegen eine offenbar aus langobardischer epischer überlieferung entnommene geschichte bei Paulus Diaconus I 24. sie handelt vom besuch des jungen Alboin beim Gepidenkönig Thurisind. in einem vorausgehnden kampf hat Alboin eigenhändig dessen ältesten sohn getötet, wagt es aber jetzt trotzdem, den könig mit einem geleit von vierzig jungen männern aufzusuchen, um sich von ihm die waffen zu erbitten und dadurch anspruch zu erhalten, am tische seines vaters Audoin zu sitzen. als während des mahles der Gepidenkönig seinen schmerz über den verlust seines erstgeborenen durch Alboin deutlich zu erkennen gibt, beginnt sein anwesender zweiter sohn die Langobarden zu höhnen, indem er sie, weil sie die beine von den waden abwärts mit weifsen binden umwickelt hatten, mit weifsfüfsigen stuten vergleicht und ausruft: 'stuten mit weifsen fesseln sind es, denen ihr gleicht' [. . . *asserens eos qui a suris inferius candidis utebantur fasceolis equabus quibus crure tenus pedes albi sunt, similes esse, dicens 'Fetilae sunt equae quas similatis'*]. der spott wird von einem der Langobarden scharf zurückgegeben mit den worten: 'geh nur hinaus auf das Asfeld[1], dort wirst du zweifellos in erfahrung bringen, wie kräftig jene die du stuten nennst [*istae quas equas nominas*] mit den hufen ausschlagen

[1] *in campum Asfeld.* der name wird von Bruckner Spr. d. Langob. 327 nicht erklärt. Koegel Littg. I 118 fasst ihn als 'götterfeld', was gar nicht passt. es handelt sich deutlich um das 'Aasfeld', auf dem die leichen der erschlagenen feinde und der rosse unbestattet den tieren zum frafs liegen geblieben sind.

können; dort liegen die gebeine deines bruders wie die von schlechtem vieh auf dem anger umher'. daraufhin wäre es zum kampf gekommen, wenn nicht der hochherzige könig seine gäste geschützt und frieden gestiftet hätte, was ihm auch bei den Langobarden hohen ruhm eintrug. worauf es hier ankommt, ist bisher noch nicht erkannt und wurde zb. ganz misverstanden von Koegel, wenn er aao. von einem vergleich 'mit geringen pferden' spricht und dabei unbewust verschleiert, dass bei Paulus nicht der ausdruck *equi* sondern *equae* gebraucht wird. es lag doch fern, männer deren aussehen irgendwie an pferde erinnerte, ausgerechnet mit stuten zu vergleichen. das geschah also mit absicht und darin, nicht im vergleich mit geringen pferden, ligt die beleidigung. dass es sich um solche bei den *fetilae equae* handelt, vermutet auch Sievers PBBeitr. 16, 365, muss aber selbst zugeben, dass nach der antwort des Langobarden es freilich fast so aussehe, als ob nur das femininum *equae* als das schimpfliche empfunden worden sei, da er, das adj. *fetilae* ignorierend, nur das subst. *equae* aufnehme. sowol in der art der beschimpfung als auch der entgegnung erinnert an den hier besprochenen wortwechsel derjenige der selbst pferdegestaltig vorgestellten dämonin Hrīmgerđ mit Atli in Helg. Hjǫrv. 20. sie wirft diesem, weil er auf ihr entgegenkommen nicht eingeht, vor, dass er zwar die stimme eines Hengstes habe, aber *geldr*, 'verschnitten', sei, was er mit der drohung des ausschlagens erwidert. auch diese parallele legt es nahe, dass es sich bei dem vergleich der Langobarden mit stuten um einen schimpf handelt, der ihre normale männlichkeit in zweifel zieht. offenbar bot eine eigentümlichkeit der langobardischen nationaltracht nur die gelegenheit, den alten und umso kränkenderen vergleich wider vorzubringen. warum er als so beleidigend empfunden wurde, das zeigt das über an. *merr* als schimpfwort für männer beigebrachte zur genüge. mitunter kann natürlich ein vergleich auf grund einer äufseren ähnlichkeit, bei dem des tertium comparationis selbst unanstöfsig ist, den schimpf überhaupt erst herbeiziehen, geradeso wie eine sich bietende gelegenheit zu einem wortspiel eine solche folge haben kann. letzterer fall ligt zb. vor bei dem tirolischen spottnamen *Boarfåkchn* 'Baiernschweine' für die Baiern, der ausgeht von ahd. *bĕrfarh*, älter **bairfarh* 'aper'. wenn der eber jetzt nach Grimm DWb. I 1368 'in einigen ge-

genden' — leider ist nicht gesagt, wo — *beier, baier* heifst statt wie anderswo *bär, bear, behr,* scheint hier sogar auch umgekehrt scherzhafte umgestaltung des tiernamens nach dem volksnamen vorzuliegen; vgl. auch Hoops Reallex. unter völkernamen § 19.

Ebenso wie die Hundingas sind also auch die Myrgingas Langobarden, uzw. entweder ursprünglich eine andere abteilung von ihnen, oder jeder der beiden namen bezeichnet das ganze volk. das dürfte uns auch nicht wunder nehmen. ein schimpf konnte ja für den andern eintreten, gradeso wie mhd. *söhensun* und *merhensun,* an. *merr* und *grey* oder *bikkja* als gleichwertig nebeneinander gebraucht werden.

In solchen schimpfworten, wenn sie sich gegen ganze gruppen von menschen richten, drückt sich des öftern völkischer oder religiöser hass aus. So finden sich im DWb. IV 2, 1918 belege für *wälsche hunde, haidnischer hund, schwarzer hund* (von einem Juden), *türkischer hund,* und auch im an. begegnet uns *hundheiðinn, heiðinn sem hundr, heiðnir hundar.* und Bugge hat sogar, dabei freilich weit übers ziel schiefsend, The home of the Eddic poems 182 (= Helgedigtene 172) behauptet: 'by the *Hundingas* were doubtless originally meant those who were unbelievers in christianity; for 'a heathen hound' is an expression common among all germanic peoples'. Hægstad-Torp Gamalnorsk ordbok 286 verzeichnen aber auch an. *merarson* m. 'merreson (h æ d n i n g)'. wenn grade die aus höherem norden in vorgeschichtlicher zeit nach Deutschland eingewanderten Langobarden mit solchen namen wie *Hundingas, Myrgingas* belegt worden sind, drückt sich darin noch der gegensatz und das feindselige verhältnis aus in dem sie zunächst zu ihrer neuen umwelt standen. von ihr unterschieden sie sich auch durch ihre barttracht als *Langobardi,* von ihr noch in der römerzeit durch gröfsere wildheit als *'gens etiam Germana feritate ferocior',* wie sie Velleius nennt, um nur einiges hervorzuheben.

Nach G. Schwantes 'Vorgeschichtliches zur Langobardenfrage' (Nachrichtenblatt für Niedersachsens vorgeschichte 1921, nr 2) lässt sich die hinterlassenschaft der Langobarden an der untern Elbe nur bis etwa 100 v. Chr. zurückverfolgen. diese funde haben aber ihre voraussetzungen in solchen aus Mecklenburg die weit zurückreichen, wo danach dieses volk lange gesessen haben muss. damit rücken Langobarden—Hundingas an

die, wie ich *Zs.* 57, 160 f gezeigt habe, in Vorpommern anzusetzenden Ylfingar—Wulfingas heran, und gerade bei solch unmittelbarer nachbarschaft ist das verhältnis ihrer namen zu einander am besten zu verstehn. schon in vorgeschichtlicher zeit und auf dem boden den sie nach ihrer übersiedlung aus Schonen zuerst in Deutschland in besitz nahmen, wird also der name *Hundingas* für die Langobarden aufgekommen sein.

Vom zusammenhang der Myrginge und Hundinge mit den Langobarden braucht der verfasser von v. 23 nichts mehr gewust zu haben, wenn es auch nicht viel beweist, dass in demselben fürstenverzeichnis v. 32 Sceafa als herscher der Langobarden aufgenommen ist. nennt uns doch dieses verzeichnis v. 28 Sigehere bei den *Sǣ-Dene* und aufserdem noch 35 Alewih als herrn der *Dene*.

Auch die tatsache dass *Myrgingas* und *Hundingas* eigentlich dasselbe volk oder teile desselben volkes sind, ist dem der ihre namen in einem vers untergebracht hat wol nicht mehr klar gewesen, mag ihm dabei auch eine engere beziehung der beiden vorgeschwebt haben. die namen ihrer fürsten klingen aber so an einander an, dass der erste (*Meaca*) wie eine kurzform zu dem zweiten (*Mearchealf*) aussieht. der letztere aber, der *Mearc-healf* abgeteilt werden müste, läfst in dieser seiner überlieferten gestalt nichts mit sich anfangen. es wäre indes kein sehr gewaltsamer eingriff, wenn man *Mearh-cealf* herstellte, das leicht einer verderbnis ausgesetzt sein konnte, wenn der schreiber an *mearc*, ein gangbares wort und namenelement, dachte. wir haben es aber hier nicht mit einer art kenning und scherzhaften bezeichnung für 'füllen' zu tun wie bei deutsch *bürgkalb* 'porcellus' (Grimm DWb. II 543) mit einer solchen für 'ferkel'. vielmehr sind worte wie engl. *mooncalf*, deutsch *Mon(d)kalb*, schwed. *månkalf*, *månadskalf* 'mole, vermeintlich vom mond erzeugtes kind' und deutsche bezeichnungen des unehelichen kindes als *aberkalb, afterkalb*, *eberkalb* (Hildebrand DWb. V 53) zum vergleich heranzuziehen, wo *kalb* von seiner ursprünglichen weiteren bedeutung 'leibesfrucht' aus zu einem mehr oder weniger verächtlichen ausdruck für misratene, abnorm oder ungesetzlich erzeugte leibesfrucht geworden ist, zu deren bezeichnung das wort *kind* zu edel schien. auch ahd. *wasarkalb*, mhd. *wazzerkalp* 'wassersucht' dürfte eine abergläubische vorstellung

über die ursache dieser krankheit zur voraussetzung haben und als 'wasserfoetus'[1] zu verstehn sein. als *mearhcealf* (m. oder n.) wird man das vermeintliche ergebnis der verbindung von mensch und pferd, einen *myran sunu* im ursprünglichen sinn des wortes, einen *merarson* wie Hrossþiof gewesen sein soll, bezeichnet haben[2].

Freilich würde dann der fürst dieses namens besser unmittelbar zu den Myrgingas als zu den Hundingas passen. aber wenn diese doch auch Langobarden sind, findet er sich auch bei ihnen in richtiger gesellschaft, ohne dass man es nötig hat die namen umzustellen, die ja übrigens leicht in unordnung gekommen sein können.

V. 25. der hier genannte *Breoca,* fürst der *Brondingas,* entspricht bekanntlich dem *Breca* im Beow. 506. 531. 583, der auch dort 521 herr der *Brondingas* ist. seine name deckt sich buchstäblich mit an. *breki* 'woge', eigentlich 'brecher'; vgl. engl. *breaker* 'sturzsee'. da nun von einem schwimmwettkampf Beowulfs mit ihm berichtet wird, macht sein name und seine gestalt einen mythologischen beziehungsweise märchenhaften eindruck. das wettschwimmen mit *Breca* 'der Woge', scheint etwas ähnliches zu sein wie die wettkämpfe Thors und seiner begleiter bei Utgardaloki mit *Elli* 'dem Alter', *Logi* 'dem Feuer', *Hugi* 'dem Gedanken'. den namen der *Brondingas* wird man aber dann eher mit an. *brandr* 'vordersteven' zusammenbringen, als ihn als patronymische ableitung aus dem namen *Brond*, *Brand* betrachten, zumal mit rücksicht auf die reimworte Reginsm. 17[3] *fellr bratr breki brǫndum hæri*. vielleicht sind die *Brondingas* die bewohner von *Brandey,* einer Helgakv. Hund. 1,23[2] zusammen mit *Heðinsey* = *Hiddensö* genannten insel, bei der man an Rügen denken darf; s. Zs. 57,160. diese insel konnte so benannt sein, weil das vorgebirge von Arkona, von der seite gesehen, den eindruck eines 'brandr' machen mochte.

V. 29. der name *Hōc,* nach dem die *Hōcingas* benannt sind, ist nach Grienberger s. 360 f mit ags. *hōc* m. 'uncus, hamus' identisch. damit ist noch nicht viel geholfen. es muss aber auch ein von jenem *hōc* ausgehndes *hōc* 'bock' gegeben haben,

[[1] krankhafte naturanlage: 'wasserkopf'. E. S.]

[2] ein schweizerisches *Marchkalb* freilich, verstärkung des schimpfwortes kalb, Schweiz. Id. III 219, lässt sich aus dem gleichfalls gebuchten *Marchkalb* für ein kalb aus der landschaft *March* verstehn.

das aus dem deminutiv ags. *hēcen*, mnd. *hōken* 'junge ziege, böckchen' zu erschliefsen ist, und dass diese bedeutung beim namen *Hōc* vorligt, zeigt die gesellschaft des *Hengest*, in der er im Beowulf vorkommt; s. meine ausführungen Arch. f. d. stud. d. n. spr. 108, 408 f. die *Hōcingas* stellen sich dann den *Wulfingas*, *Hundingas* und *Myrgingas* an die Seite.

V. 30. Chambers s. 198 scheint sich Müllenhoffs auffassung zuzuneigen, der Nordalb. stud. 1, 158 zusammenhang zwischen den *Wōingas* und der insel *Wangeroge* sowie dem *Wangerland*, altem *Wangia, Wanga* vermutete. im selben sinne spricht sich R. Jordan bei Hoops Reallex. IV 524 aus. aber eine nebenform *wanha-* neben *wanga-* ist im germanischen nirgends belegt und vielleicht auch gar nicht möglich. denn got. *waggs* usw., dessen bedeutungen sich um die von 'wiese mit einzelnen bäumen, parklandschaft' herum ordnen lassen, gehört doch wol unmittelbar mit apreuss. *wangus* 'schlechtbestandener eichenwald' und cymr. *gwaen* aus *vagno-* 'feld, wiese' zusammen und geht dann auf *vangho-* nicht *vankó-* zurück.

Wenn man aber, wie im anschluss an andere Grienberger s. 361, *Wōingas* zum adj. ags. *wōh* 'curvus, perversus' stellt, das germ. *wanha-* fortsetzt, kann in den deutschen personennamen *Wōhrīd* und *Wuorād* bei Förstemann I² 1629 nicht, wie er vermutet, dasselbe element stecken. diese namen legen den gedanken an eine germ. entsprechung zu lat. *vōx, vōcis* = aind. *vāk*, avest. *vāks*, etwa in dem sinn von ahd. *giwaht* 'erzählung, ruhm', nahe, und auch für *Wōingas* käme dann ein solches germ. *wōh* in frage.

V. 32. die hier genannten *Ymbre* nimmt Grienberger für anwohner des meeresarmes *Humber*. neben ags. *Humbre* 'der fluss Humber' und *Norþhymbre* ist aber eine form ohne *h*-anlaut durch keine belege oder seitenstücke solcher doppelformen wahrscheinlich zu machen. aufserdem enthält das völkerverzeichnis des Widsith keinen einzigen germanischen stammnamen aus Britannien.

Aber auch mit dem in dänischen chroniken und bei Adam vBremen auftretenden namen *Ymbria, Imbria* für Fehmarn, mit dem Lappenberg, Siebs und ihnen folgend Holthausen und Chambers *Ymbre* zusammenbringen, hat dieser name nichts zu tun. denn die daneben vorkommenden formen *Vemere*, *Vemeren*,

Fimbria und das jetzt geltende *Femern* und *Fehmarn* zeigen, dass jene form auf an lat. *imber* anknüpfender latinisierung des slavischen namens der insel *ve morje* 'im meere' beruht, der seinerseits eine wortbildung nach art von lat. *insula* aus **en salo* '*ἐν ἁλὶ*' ist.

Was das *y* in *Ymbre* betrifft, das auf umlaut von *u* zu weisen scheint, kann an die *Ὄμβρωνες* des Ptolemaeus in der gegend der oberen Weichsel (mit griech. *o* für germ. *u* wie in *Λογίωνες* neben *Lugii*) erinnert werden, sowie daran dass die bewohner von Amrum sich nach Möller Ae. volksep. 89 mit einem namen nannten, der in alter form *Ymbringar* gelautet hätte und von ihm auf germ. *Umbr-* neben *Ambr-* zurückgeführt wird.

Aber eine andere erklärung des *y* ligt wol noch näher. wie *Sycgan* sicher für *Secgan* steht mit hyperwestsächsischem *y* für *e*, so konnte, zumal nach dem vorbild von *ymbe, Norþ(an)hymbre* neben kent. *embe, Norþhembre* ein kent. *Embre* (mit *e* aus germ. *a*) in *Ymbre* gewandelt werden. ähnlich ist ja wol auch *Frȳsan* neben und statt allein zu erwartendem *Frēsan* zu verstehn. es kann also der volksname dieselbe ablautstufe wie *Ambrones* und der name der insel *Amrum*, älter *Ambrum*, zeigen.

Sceafa wird von Holthausen mit kürze angesetzt und als 'Schaber' gedeutet. was soll man sich dabei vorstellen? gegen *Scēafa* spricht allerdings ein metrisches bedenken. aber da sonst *Bēowa* und *Bēaw, Gēata* und *Gēat, Sceldwa* und *Scyld, Horsa* und *Hors* neben einander vorkommen, kann es auch ein *Scēafa* neben *Scēaf* gegeben haben, und eine dieser formen kann dort eingedrungen sein wo sie nicht am platze war. wir werden also, wenn metrische gründe gegen *Scēafa* entscheidend sein sollten und kein sachlicher einwand besteht, *Scēaf* herstellen.

Über den heros dieses namens besitzen wir eine interessante überlieferung in Ethelwards chronik (a. 973) lib. III cap. 3, die uns vermeldet, dass er als knabe auf einem schiff an der insel *Scani* angetrieben und später von den einwohnern jenes landes zum könig gewählt worden sei. übereinstimmend wird diese sage bei Wilhelm vMalmesbury in der 1. hälfte des 12. jh.s in De gestis Anglorum lib. II c. 116 berichtet, wobei von einer *insula Germaniae Scandza* die rede ist. ähnliches wird aber bekanntlich im Beow. 4 ff von dem dänischen urkönig *Scyld Scēfing*,

dem *Skjǫldr* nordischer überlieferung, erzählt. das ist selbstverständlich noch auf die ältesten sitze der Dänen in Schonen zu beziehen.

Auch die Langobarden sind aber nach ihrer stammsage von *Scadanau*, Schonen, ausgegangen. ein *Scēaf* an ihrer spitze ist also ganz in ordnung. zugleich sieht man, dass es sich hier um eine aus sehr alter wurzel stammende überlieferung handelt.

V. 34. zu *Herefaran* bemerkt Grienberger s. 363: 'der annahme Müllenhoffs, dass der name in *Lindesfaran* fortgesetzt sei, Chambers 202, stehn sprachliche bedenken nicht entgegen'. Müllenhoffs meinung, der in *Lindisfaran* nur ein synonym zu *Ascomanni* 'seeräuber' und *Herefaran* 'heerfahrer' sah, ist dabei nicht genau widergegeben. aber selbst in dieser einschränkung stehn ihr die schwersten sprachlichen bedenken entgegen. denn sie gründet sich auf die annahme, dass die *Lindesfaran* 'die fahrer im lindenschiff oder die in waffen aus lindenholz fahrenden' seien. die wortbildung aber — die bei zusammensetzung mit dem germ. wort für linde unverständliche endung *-es* oder *-is* des bestimmungswortes — lässt diese erklärung als völlig ausgeschlossen erscheinen. vielmehr stellt sich, ob die in Northumbria sesshaften *Lindisfaran* von dort herstammen oder nicht, das erste glied ihres namens zu dem namen der landschaft *Lindesse*, *Lindisse*, *Lindesīge*, jetzt *Lindsey*, des nördlichen teils von Lincolnshire, der auch in dem der *Lindisware*, der bewohner von Lindsey, steckt und keltischer herkunft ist. geht doch *Lincoln* auf das alte *Lindum* oder *Lindi colonia* zurück, dessen name sich aus cymr. *llynn*, älter *linn*, ir. *lind*, *linn* 'wasser, pfuhl, see' erklärt. *Herefaran* und *Lindisfaran* haben also lediglich das grundwort gemein, das aber noch in zahlreichen namen und worten wie an. *Hallandsfari*, *Sjālandsfari*, *Hlymreksfari* und schon *Burgundofaro*, d.i. 'einer der von oder nach Halland, Seeland, Limerick, Bornholm fährt, ein Halländer, Seeländer, Limericker, Burgunder', vorkommt. man beachte auch immer wider, dass der Widsith keine namen enthält die die angelsächsische landnahme in Britannien voraussetzen.

V. 41. falsch übersetzt Grienberger *āne sweorde* durch 'mit dem schwert allein', wogegen es Gummere in MLN. IV 420, den Chambers citiert, richtig widergibt mit 'with single sword'. es handelt sich um den einzelkampf des Offa mit seinen gegnern

und *āne* ist nicht adverb, sondern das zahladjectiv im instrumental, zu *sweord* gehörig.

V. 63. mit den *Hronas*, *-an* < *Hranas*, *-an* sind vielleicht die bei Jordanes nach den *Arochi*, d.i. *Arothi*, *Hǫrđar*, genannten *Ranii* zu verbinden, für die sich sonst kaum eine anknüpfungsmöglichkeit bietet.

Das rätselhafte *Deanum* sucht Grienberger aufzuklären als den namen der Dänen, beruhend auf selbständiger entlehnung aus dem nordischen neben der ags. erbform *Dene*; *ea* sei wahrscheinlich *u*-umlaut im dat. plur. **Danum*. aber hatten die Angelsachsen es nötig, sich für einen so geläufigen volksnamen wie den der Dänen eine neue form aus dem nordischen zu holen? musten sie ferner ein nordisches wort, das an. im plur. *Danir*, urnord. auch im sing. *Daniʀ* lautete, wenn sie es entlehnten, nicht notwendig als *i*-stamm herübernehmen? und könnte, selbst wenn sie es als *a*-stamm aufgefasst hätten, das ergebnis ein anderes gewesen sein als ein dat. plur. *Donum, Danum*, da doch von *dæg* der dat. plur. *dagum*, nicht *deagum*, lautet?

V. 67. zur begründung der annahme dass *sǣne*, das wir sonst nur im sinne von 'säumig' kennen, hier in dem von 'karg, knauserig' genommen werden dürfe, hat Eichler, Anglia Beiblatt 22, 164, an mhd. *seine* 'langsam, träge', dann auch 'klein, gering' erinnert, das auch im sinne von 'kurz' (vom rocke) gebraucht wird. ein anderer weg der bedeutungsentwicklung scheint mir indessen wahrscheinlicher. denn ein gemeingerm. wort für den begriff 'freigebig' ligt vor in *arwa-*, wie die übereinstimmung von anord. *ǫrr* 'freigebig' mit got. *arwjō*, ahd. *arawun, arwingun* 'vergebens, gratis' zeigt, woneben aber bei as. *aru*, ags. *earu* und auch an. *ǫrr* noch die, auch durch auswärtige verwantschaft gesicherte, grundbedeutung 'rasch, bereit' erhalten ist; s. Grienberger WSB. 142, 29 f, Torp-Falk bei Fick III 17. ein bedeutungsübergang von 'langsam, träge' zu 'nicht hilfsbereit, knauserig' wäre zu dem hier vorliegenden ein gegenstück.

V. 68. Grienberger setzt s. 369 zum dat. *Frumtingum* einen nominativ **Frumtingan* an, das er mit rücksicht auf an. *frumtign* f. 'vorzug, vorrang vor anderen' und ags. *intinga* 'causa' versteht als 'die bevorzugten, einen vorrang genieſsenden'. das ist nicht undiscutierbar. doch wäre unter voraussetzung der hier vermuteten etymologischen beziehung zu erwägen, ob nicht ein

Frumtingas unter dem einfluss der zahlreichen auf *-ing* endenden namen umgestaltet ist aus *Frumtīgnum* und zu an. *tīginn* 'vornehm, hohen ranges, hochgeboren' gehört.

Indes wird man wol trachten müssen, auch hier mit dem suffix *-ing* auszukommen, oder doch versuchen ob das möglich ist. unter unseren deutschen ortsnamen, ursprünglich sippe-namen, auf *-ing* spielen solche die von einem kosenamen auf *z* ausgehn, eine grofse rolle. als beispiel seien aus Wiens unmittelbarer umgebung, jetzt dem bereich der grofsstadt, *Hietzing, Penzing, Grinzing* genannt. kurznamen vom typus ahd. *Heinzo, Kuonzo* hatten aber auch ihre altgerm. entsprechungen; *Charietto* bei Ammianus betrachtet Kluge Urgerm. 10 als eine solche, und auch an wand. *Ammata*, got. *Fravitta*, an *Nevitta* bei Ammianus, inschriftliches *Gumattius*, *Freiatto*, *Fríatto*, *Ascattinius* aus dem keltisch-germanischen grenzgebiet sei hier erinnert. ist also *Frumtingas* aus *Frumettingas* entstanden und gehört es zu einem mit *Frum-* zusammengesetzten namen? unklar ist mir, welche erklärung der wortform *Frumtingum* Möller vorschwebt, wenn er Ae. volksep. 5 in der ganzen zeile den sinn sucht: 'Franken und Friesen sind tüchtige, unternehmende leute'.

V. 77. was *wīnburga* bedeutet, kann angesichts von *wīnærn, wīnreced, wīnsele; meduburh, meduheall, meduseld; bēorsele, bēortūn* und der verwendung des wortes für Babylon, Jerusalem und andere städte im ags. epos nicht im geringsten zweifelhaft sein. Grienbergers behauptung, es seien 'ohne zweifel' jene städte aus denen die Germanen im handelswege ihren wein bezogen', kann nicht ernst genommen werden.

V. 80. in *Hǣđnum* neben *Χαιδεινοί* bei Ptolemaeus ligt eher als grammatischer wechsel volksetymologische umgestaltung, dh. angleichung an *hǣđen* 'paganus' vor. der volksname, in an. form *Heiđnir, Heinir*, ist aber nicht, wie Grienberger s. 372 annimmt, aus an. *heiđr* abgeleitet. denn dieser stamm sitzt in der landschaft die *Heiđmǫrk* oder *Heiđ* schlechtweg heifst, in der umgebung des *Heiđsǣvi*, des Mjøsen. man würde in diesen zusammensetzungen vielmehr *Heiđi-* und auch als simplex *Heiđr* erwarten, wenn jenes an. appellativum = germ. *haiþiō-* vorläge. offenbar handelt es sich bei diesem landschaftsnamen um eine andere, einfachere form des wortes, die genauer dem keltischen *kaito-* 'wald' und lat. *bu-caetum* (wie wol statt *bu-cētum* zu

schreiben sein wird) entspricht. vgl. meine bemerkungen Zs. f. d. wortf. 11, 212 f.

Dass man auch bei *Hælepum* volksetymologische entstellung aus *Hærepum* annimmt, ist gewis berechtigt. man erwäge nur, ob nicht eine solche wahrscheinlicher ist, oder ob es etwa näher ligt dass hier ein uns sonst nirgends überlieferter volksname mitgeteilt wird. für *Hæređas* spricht ja auch, dass die *Hǫrđar* und die *Heiđnir* stämme Norwegens in ungefähr gleichen breiten sind.

Für Grienberger, der an *Hælepum* festhält, ist entsprechung zu an. *halr*, plur. *halir* 'ohne zweifel' auch im volksnamen *Victohali* als compositionsteil 2 gelegen. aus dem was ich bei Hoops Reallex. unter *Victovali* beigebracht habe, was er wider unbeachtet lässt, ergibt sich einwandfrei, dass in der vereinzelten schreibung *Victohali* das *h* einschub ist und das gleiche grundwort wie in *Nacharvali* vorligt. auch aus Schönfeld, den er citiert, wäre das schon zu entnehmen gewesen.

V. 82. in *Exsyringas* rechnet Grienberger mit (keltischem oder eher) spätlateinischem prosthetischen *e* vor *s*, das aber in diesen beiden sprachen nicht vor antevocalischem *s* erscheint. auf diesem ungangbaren weg gelangt er zu den Syrern und verschweigt dabei Müllenhoffs hinweis auf die Assyrier.

V. 84. 85. Grienberger meint, dass hier an colonieen der *Myrgingas* im Orient gedacht werden müsse, falls die stelle einen sinn haben solle. sie hat aber, so wie sie überliefert ist, keinen, und statt *ongēnd Myrgingum* mit Holthausen ohne jeden anhalt *ond mid Mǣringum* einzusetzen, würde die schwierigkeiten nur vermehren. warum sollte noch ein zweiter germanischer stamm in biblisch orientalische umgebung geraten sein? das *ongēnd* wird aber sicher von Grienberger richtig verstanden. wie vor *Mofdingum* ist vor dem *Myrgingum* von v. 85 *mid* dazu zu denken. der satz sagt aus: 'ich war bei den Mofdingen und wider bei den Myrgingen'. und irgend eines zusatzes bedurfte der name, wenn er in der vorausgehnden zeile schon genannt war. es machte sich viel besser wenn man sagte: 'ich war bei den Myrgingen und ich war ... wider bei den Myrgingen', als: 'ich war bei den Myrgingen und ich war ... bei den Myrgingen'. aber was soll das ganze, zumal im munde des sängers, der selbst ein Myrging ist? dass die Myrgingas nicht in die gesellschaft

gehören in der sie uns hier begegnen, halt ich für selbstverständlich. sehr erwägenswert ist unter solchen umständen der vorschlag Müllenhoffs bei Grein-Wülcker I 401, *Myrcingas* herzustellen im hinblick auf die *Ælmyrcan* und *Gūðmyrce* 'Aethiopes' im Andreas und Exodus. aber die widerholung des namens ist damit nicht erklärt, und wenn wir ihn an zweiter stelle streichen, bleibt *mid Mofdingum* als bruchstück übrig. auch wäre ein *Myrcingum* durch den anklang an *Myrce* 'Mercier' und an das adj. *myrc* gegen verdrängung durch *Myrgingum* einigermafsen geschützt gewesen. deshalb scheint mir ein radicaleres verfahren angezeigt. man kann sich vorstellen, dass gerade solche exotische namen wie die hier vorliegenden weniger im gedächtnis hafteten, und unter ihnen leicht ein riss entstehn konnte. handelte es sich darum, eine solche lücke, die durch ein augenblickliches versagen des gedächtnisses entstand und in der ein mit *M*- anlautender name gebraucht wurde, rein mechanisch auszufüllen, so bot sich leicht der name *Myrgingas,* der öfter vorgekommen war als ein anderer volksname. vielleicht sind so zwei namen von *Myrgingum,* dem im zweiten fall gewissermafsen entschuldigend *ongēnd* beigefügt ist, überlagert. es kann aber auch der in v. 84 vergessene name dann wider im gedächtnis aufgetaucht sein und in *Mofdingum* stecken, so dass die eine zeile nur zerbrochen und ihre bruchstücke durch flickwerk zu zwei zeilen ergänzt wären. jedenfalls ist es nicht allzu kühn, wenn man die *Myrgingas* nicht nur beseitigt, sondern auch versuchsweise herstellt:

mid Moidum (ic wæs) ond mid Persum ond mid Mofdingum.

V. 87. zu *Eolum* setzt Grienberger einen nom. **Eolan* an und diesen namen gleich dem der *Αἰλουαίωνες* des Ptolem., bei Tacitus Germ. 43 accus. *Helveconas* mit zwischenvocalischem *c* und prosthetischem *h*, somit bereinigt **Elveonas*. der ags. name zeigt *u*-umlaut aus dem folgenden *w*, sowie zeitlich vorhergehnde *j*-synkope: älter **Elwan,* westgerm. **Elwijon(z)*'. dazu sei bemerkt, dass ein intervocalisches *c*, durch dessen tilgung man überlieferte namen 'bereinigen' kann, eigenste Grienbergersche erfindung ist, geradeso wie der weg auf dem sich aus germ. **Elwijon(z)* ags. *Eolan* entwickeln kann, in allen einzelnen stadien nur in Grienbergers noch nicht veröffentlichter ags. grammatik vorgezeichnet ist.

Es ist übrigens kaum zu bezweifeln, dass die form *Helve-*

conas die richtige, *Αἰλουαίωνες* dagegen verderbt ist. schon ganz im allgemeinen ist es wahrscheinlicher, dass in einem wort ein buchstabe ausfällt, als dass ein solcher, überschüssiger, in eines hineinkommt. es sind ferner die namen sonst bei Tacitus besser überliefert als bei Ptolemaeus. bei diesem findet sich sonst nie die schreibung *ε* oder *αι* für das *j* germanischer namen und somit wäre *Αἰλουαίωνες* auch ohne das *Helvecones* des Tacitus auffallend. übrigens geht die bevorzugung der form *Αἰλουαίωνες* von Müllenhoff aus, der sich aber für sie entscheidet, nicht um zu *Elveones, Elviones* zu gelangen, sondern weil — angeblich — bei Tacitus *-econes* leicht für *-aeones* verlesen sein könne, bei Ptolemaeus in diesem fall aber ein solcher irrtum nicht wol denkbar sei, und auf grund dieser erwägung kühn genug war, *Helvaeonas* in seiner Germania antiqua in den text zu setzen, was leider auch für andere Tacitusausgaben vorbildlich geworden ist. was wäre aber mit *Helvaeones* anzufangen? *Helvecones* auf der andern seite zeigt eines der beliebtesten germanischen suffixe, das auch im volksnamen *Καλούκωνες* vertreten ist.

Abgesehen von all dem ist es aber auch wenig wahrscheinlich, dass ein name den wir nur aus Tacitus und Marinus-Ptolemaeus kennen, ein halbes jahrtausend später in germanischer überlieferung wider auftaucht.

Unter diesen umständen stehn die dinge für die von Grimm GDS. 598 vorgeschlagene besserung *Eorlum* weit günstiger, und diese ist auch andern deutungsversuchen des namens vorzuziehen. dass eine quelle der die Gepiden bekannt sind auch von den Herulern etwas weifs, darf uns nicht überraschen.

Bei *Istum* knüpft Grienberger an die *Istaevones*, *Istuaeones* des Tacitus und Plinius an, wagt es also wider, über rund 500 jahre die den namen nicht überliefern die brücke zu schlagen, und das obwol man im Widsith einen namen einer völkergruppe neben denen von einzelnen völkerschaften und ihren königen gar nicht erwarten darf. und während er es sich sehr leicht macht, *Istaevones*, *Istuaeones* mit *Istum* und einem nom. **Istan* formell unter einen hut zu bringen, lehnt er den gedanken an die *Aestii* des Tacitus 'wegen der vocalischen nichtübereinstimmung mit den *Ēstum* bei Orosius' glatt ab. in wahrheit aber ist schon von Chambers s. 248 f klargestellt, dass *Ēstum* und *Īstum* sich sehr wol vertragen als verschiedene schreibungen für

Iestum, dass aber *Ieste* selbst statt (als entsprechung zu *Aestii* und an. *Eistir* zu erwartendem) *Æste* volksetymologische verknüpfung des namens mit dem wort für osten voraussetzt, wie ja solche, in diesem fall auf deutsche rechnung zu stellende, umgestaltung bei der anderen im Orosius vorkommenden form *Osti* offensichtlich ist.

Bei den *Idumingas* ist anknüpfung an das land *Edom*, *Idumaea* der biblischen überlieferung ohne ernsten mitbewerb. Grienberger greift auf den von Grimm herangezogenen livischen landschaftsnamen *Ydumaea* und zugehöriges *Ydumaei* zurück, obwol er — wie längst schon Müllenhoff, den er nicht citiert — dieses *Ydumaea* als latinisierung des livischen namens für Livland *Widumaa* = lett. *Widsemme* erkennt. Müllenhoff zog daraus die einzig vernünftige folgerung und liefs den gedanken an zusammengehörigkeit der *Idumingas* mit dieser *Idumaea* fallen, während sie Grienberger aufrechthält, also annimmt, dass ein volksname im Widsith aus der lateinischen zurichtung des livischen landesnamens geflossen sei.

In die gesellschaft von Herulern und Aisten passen biblische Idumaeer allerdings nicht, sowenig wie im vorausgehnden vers Amoriten zu Ost-Thüringern. auch ein interpolator stellt so etwas ohne jede not nicht zusammen. bedenkt man aber, wie schwer es sein muste, bei gedächtnismäfsiger überlieferung in zwei benachbarten langzeilen mit gleichem stabreim die namen alle an rechter stelle zu halten, so wird man unbedenklich einer vertauschung der namen *Ēast-þyringum* und *Idumingum* zustimmen, falls sonstige erwägungen für sie sprechen. *Amothingum* ist von Holthausen sicher mit recht auf die Amoriter bezogen worden; Grienberger rechtfertigt auch das *h* durch hinweis auf Ἀμορραῖοι, *Amorrhaei*, so dass *Amorhingum* herzustellen wäre. durch unser verfahren in v. 86 und 87 findet nun auch die ausstofsung der *Myrgingas* in 84 und 85 und die verstellung der *Mofdingas* nach 84 nachträglich eine neue stütze. denn das ergebnis ist dass die namen von 3 biblischen, kanaanitischen nachbarstämmen im gedicht in unmittelbare nachbarschaft geraten sind. und die ganze stelle von v. 82 bis einschliefslich 86 enthält lediglich biblische und antike namen, streng geschieden von denen aus dem germanischen gesichtskreis.

V. 114. Müllenhoff hat gesehen, dass der *Hunuil*, sohn des Ostrogota bei Jordanes, ein gotischer *Unwēns*, in späterer

aussprache *Unwins*, ist, dem *Unwēn* d.i. *Unwǣn* unserer stelle entsprechend. obwol an der gleichheit der personen nicht zweifelnd, legt Grienberger der sichtbarlich verderbten oder durch dissimilation entstellten namensform bei Jordanes ein wulfilanisches **Unhweils* zugrunde. warum derselbe dann bei den Angelsachsen *Unwǣn* hieſs, klärt er nicht auf, noch hören wir etwas über die möglichkeit der bildung eines männlichen namens got. *Unhweils* aus *un-* und dem femininum *hweila*.

V. 116. der satz bei Grienberger s. 377: '*Hliþe* mit dem Langobardenkönig *Leth*, Rotharis prolog, identificiert von Chambers' enthält eine grobe unrichtigkeit, da sich Chambers vielmehr der ansicht anschlieſst, die das paar *Hliþe* und *Incgenþēow* des Widsith dem *Hlǫðr* und *Angantȳr* der Hervararsaga gleichsetzt und von jenem Leth dabei absieht. diese nordische parallele verschweigt Grienberger. sie würde seine für einen fürstennamen ohnedies schon recht luftige construction *Hliþe* = an. **hliþir* = *hliþvǫrþr* 'torwächter', bei der ihm auch nicht bewust geworden ist, dass die kurzsilbigen *ja*-stämme im ags. nicht auf *-e* enden, sofort zum einsturz bringen.

V. 116. zur lautform von *Incgenþēow* bemerkt Grienberger s. 378: 'die consonantische gemination *cg* aus *gu̯* (assimilation), grundform **ingu̯na-*, zu erklären'. er käme aber in groſse verlegenheit, wenn er auch nur éinen fall der hier angenommenen lautentwicklung aus dem germanischen oder angelsächsischen beibringen müste. über das *cg* in *Incgenþēow* braucht man sich wol nicht den kopf zu zerbrechen, da *ncg* unter besonderen umständen öfter für *ng* auftritt, von diesen fällen aus sich aber als schreibung ausbreiten konnte. s. Sievers Ags. gramm.[3] § 215.

V. 117. *Elsa* ist nach Grienberger s. 378, der sich dabei auf ags. *-gils* aus *-gīsl* beruft und den '*Elesa* son of *Ēsla*, father of *Cerdic* king of Wessex' anführt, möglicherweise metathese aus *Ēsla*, **Ansilo*. bei jenem *Elesa* würde schon die unwahrscheinlichkeit gleichen namens für vater und sohn, die verschiedenheit der nebeneinander belegten formen und auch der mittelvocal in der einen diese erklärung verbieten, die aber auch deshalb nicht in betracht kommt, weil die umstellung von *sl* zu *ls* nur in unbetonter oder schwachbetonter silbe eintritt, wie aus Sievers Ags. gram.[3] § 183, 2 zu ersehen gewesen wäre.

V. 118. das rätsel das uns der name *Wiþ-Myrgingas* auf-

gibt, ist noch nicht gelöst, und auf die meisten versuche zu seiner lösung verlohnt es sich kaum mehr einzugehn.

Chambers s. 122 f verdächtigt ohne grund auch die vorausgehnde zeile, für deren echtheit schon der name *Ægelmund* entscheidet. begreiflicher ist es wenn er meint: '*Wiþ-Myrgingas* looks like a mechanical repetition of *wiþ Myrgingum* in l. 42, which the interpolator perhaps took to be one name'. dies nimmt auch Immelmann Engl. stud. 44, 298 und RJordan bei Hoops Reallex. IV 522 an. doch wird diesem interpolator, der immerhin im stand gewesen sein müste eine regelrechte langzeile mit richtigem stabreim zu bauen, auf der andern seite so viel unverstand zugemutet, dass er in *wiþ Myrgingum*, in dem *M* reimt, *wiþ* nicht als präposition erkannte. und was hätte ihn veranlassen sollen, *Myrgingas* mit der Hunnenschlacht an der Weichsel in verbindung zu bringen, und an einer stelle wo kein bedarf nach ihr war diese eine zeile einzuschieben? denn wie die vorausgehnde ist ja auch die nächste sicher echt und unantastbar schon wegen des *Wyrmhere*, der dem *Ormarr* der Hervararsaga entspricht, und der überleitung zum folgenden.

Mehrere haben bei diesen *Wiþ-Myrgingas* schon auf die Langobarden geraten, die man hier sucht, wo zwei ihrer könige genannt sind, abgesehen davon dass es sich bei der schlacht *ymb Wistlawudu* tatsächlich um kämpfe zwischen Langobarden und Hunnen handelt, wie ich Zs. 33, 9 ff gezeigt habe. aber freilich 'freunde der Myrginge', d.i. Langobarden, wie Müllenhoff und Ettmüller wollten, kann eine wortbildung *Wiþ-Myrgingas* nie bedeuten, ebensowenig lässt sich der name mit Heinzel WSB. 114, 101 verstehn als 'Langobarden die einmal in Maurunganien gewohnt haben'. nun haben sich uns aber die anderen *Myrgingas* als Langobarden enthüllt, und damit sind auch die *Wiþ-Myrgingas* als solche erwiesen, und zwar als Langobarden in der zeit des königs Agilmund, in der sie noch nicht in Rugiland eingerückt waren, sondern noch nördlich des Gesenkes an der obern Oder und Weichsel safsen und dort jene kämpfe mit Bulgaren, d.i. Hunnen, zu bestehn hatten, über die Paulus Diaconus I 16 f berichtet.

Die voranstellung eines bestimmungswortes vor den namen hatte aber dann vermutlich den zweck, diese ausgewanderten Myrginge und die in der alten heimat zurückgebliebenen aus-

einanderzuhalten, in gleicher weise wie man sonst oft getrennte teile eines volkes voneinander unterscheidet: man denke an die *Nordschwaben*, die *Ealdseaxan*, die *Wedergēatas*, *Wisegothi* neben *Schwaben*, *Seaxan*, *Gēatas*, *Ostrogothi*, oder an die *Rūmwalas* des Widsith. aber nicht nur geographische beziehungen können solche bestimmungsworte ausdrücken; auch solche anderer art, ursprünglich rein auszeichnend, können festwachsen und dann zur differenzierung dienen. derartiges scheint zb. bei den keltischen *Catu-* und *Sego-vellauni* der fall zu sein.

Was aber ist mit *Wiþ-* anzufangen? zusammensetzung mit *Widu-*, *Wudu-* würde sehr gut passen für einen am *Myrkviđr* sesshaften stamm und hätte an keltischen *Viducasses* 'Wald-Casses' (neben *Bodiocasses*, *Tricasses*, *Cassi*) ein seitenstück. auch an benennung nach einem gewässer könnte man denken: der fluss der bei Ptolemaeus II 11, 2. 7 im gen. *Οὐιαδούα* heifst, ist wol eine germ. *Widahwō* oder *Wīdahwō*. *ΟΥΙΑΔΟΥΑ* wird aus *ΟΥΙΔΑΟΥΑ* verderbt sein. wir hätten es dann mit einem 'waldwasser' oder mit einem 'breiten wasser' zu tun; vgl. ags. *wīd strǣt* 'platea' und den flussnamen *Vīþ* Grimnism. 27 und 28, an der ersten stelle gepaart mit *Sīþ*, gradeso wie ags. *wīd ond sīd*, *wīde ond sīde* gesagt wird. der polnische name *Widawka* eines zuflusses der oberen Warthe und *Widawa* einer an diesem gewässer liegenden ortschaft gehn wol auf germánisches *Wīdahwō* zurück, wobei *Widawka* als slavische deminutivbildung zu *Widawa* zu betrachten ist. aber ohne annahme eines kleinen verderbnisses lässt sich *Wiþ-* weder von *widu-* noch von *wīd-* aus erklären, und muss man schon mit einem solchen rechnen, dann empfiehlt sich anderes noch besser. so die annahme einer zusammensetzung mit *wīg* 'kampf'. *Wīg-myrgingas* 'Kampf-Myrginge' wären ein seitenstück zu *Heađo-beardan* 'Kampf-Barden'. gleichen sinnes wäre auch *Wiht-myrgingas*. germ. *wihtō-* 'pugna', ein keltogerm. wort (s. Hoops Reallex. IV 417 f), ligt vor in aisl. *vētt*, aschw. *væt(t)*, im bestimmungswort von personennamen wie ags. *Wihtgils*, lgbd. *Victari* und volksnamen wie wand. *Victovali*, ags. *Wihtgāras*, wovon aber letzteres vielleicht nicht unmittelbar 'kampfspeere', sondern 'leute eines *Wihtgār*' sind. eher als noch verständlicheres *Wīg-myrginga* wäre *Wiht-myrginga* einer verderbnis ausgesetzt gewesen. denn es muste für den leser und abschreiber, dem *Myrgingas* schon geläufig geworden

war, in *wiht Myrginga* zerfallen, worauf sich dann *wiþ* für hier sinnloses *wiht* als besserungsversuch einstellen konnte. da nur ein mit *w* anlautendes bestimmungswort in betracht kommen kann, die zahl der inhaltlich passenden aber, die diese bedingung erfüllen, nicht grofs und auch leicht zu überblicken ist, ist die wahrscheinlichkeit, dass wir es hier ursprünglich gerade mit *Wiht-myrgingas* zu tun haben, keine geringe. schliefslich aber kommt es für die frage, wer die *Wiþ-myrgingas* sind, auf das bestimmungswort in ihrem namen und sein verständnis am wenigsten an.

V. 119. die verbindung von *Wulf-* und *Wyrm-* in *Wulfhere*, *Wyrmhere* ist formelhaft; vgl. Brot 4: *Sumir ulf sniþo, sumir orm sniþo.*

V. 120. zu *Wistlawudu* verweis ich auf Hoops Reallex. IV 555, wo ich, weil wir bei zusammensetzung mit dem flussnamen die form *Wistla-* nicht rechtfertigen können, das bestimmungswort als gen. plur. eines volksnamens *Wistle*, 'die Weichselbewohner', gebildet wie ags. *Norþ(an)-hymbre* oder an. *Firdir*, gedeutet habe und auf die späteren slavischen *Wislane* an der oberen Weichsel verwies. an den oberlauf dieses flusses führt auch der name *Harfaðafjǫll*, den wir in der Hervararsaga in beziehung zu könig *Heiðrekr* (= *Heaþoric*) kennen lernen, vor allem aber die dort im zusammenhang mit der Goten-Hunnenschlacht selbst genannten örtlichkeiten *Myrkviðr*, *Dúnheiðr*, *Jǫsurfjǫll*, endlich die langobardische überlieferung von erst unglücklichen, dann siegreichen kämpfen mit Bulgaren-Hunnen in jenen gegenden, wobei ihr könig *Agilmund*, der *Ægelmund* von v. 117, ums leben kommt. sichtlich stand die überlieferung aus der Widsith schöpft der Hervararsaga näher, und gegenüber dem langobardischen bericht bei Paulus Diaconus sind jenen beiden anderen quellen gemein die Goten als gegner der Hunnen, noch in verbindung mit Langobarden (*Wiþ-Myrgingas*), gleichsam als weiterer rahmen, oder allein; beiden gemein ist auch die verknüpfung der ereignisse mit dem geschlecht des *Heaðoric-Heiðrekr*.

Dass sich so Goten neben den Langobarden einer mehr geschichtlichen quelle einschieben und sie ganz verdrängen, habe ich mir früher — vgl. Zs. 33, 12; 57, 147 — aus der überragenden stellung der Goten in der sage als des heldenvolkes der vorzeit und aus ihrer bedeutung als gegner der Hunnen im

besonderen zu erklären versucht. grade Widsith zeigt, welche anziehungskraft besonders Eormenric als alter Hunnengegner und vertreter der Goten in der sage auf andere gestalten hatte. neben verschiedenen anderen erscheinen dort auch schon die *Herelingas* — ursprünglich aufsenstehnde, nämlich die lugisch-wandalischen *Harii* mit einem dioskurischen brüderpaar an der spitze (s. Hoops Reallex. II 450) — in den kreis der Goten hineingezogen, und grade im fernen osten, am rand des gesichtskreises der sage, war alles germanische der gefahr ausgesetzt auf gotische rechnung gesetzt zu werden. es wäre sogar möglich, dass in einem nördlicheren bereich, dem die von Goten bewohnte Ostseeküste gegenüberlag, in alter zeit schon der Gotenname auf die hinter ihnen stehnden stämme im östlichen Germanien ausgedehnt wurde, ganz so wie nach der ihnen zunächst stehnden abteilung den Römern, oder auch schon den Quaden und Markomannen, alle Ostgermanen Vandili waren, der anderen seitenstücke solcher namenübertragung zu geschweigen.

Nachdem aber durch OvFriesen in seiner schrift Om Rökstenen 122ff der längere fortbestand von Goten in ihren alten preufsischen sitzen bis ins mittelalter hinein nachgewiesen ist, empfiehlt es sich auch noch eine andere möglichkeit zu erwägen. denn solange erhebliche Gotenreste noch am südufer der Ostsee und gleichzeitig die Langobarden in Schlesien safsen, konnte es leicht zu einem gemeinsamen abwehrkampfe beider gegen einfälle und unterwerfungsversuche der Hunnen kommen. es wäre aber verständlich, dass die hreidgotische überlieferung und aus ihr fliefsend die nordische dann nur die Goten, die langobardische aber auch wider nur das eigne volk, die Langobarden, als siegreiche gegner der Hunnen in den vordergrund gestellt und in erinnerung behalten hätte. der Widsith aber hält sich dann begreiflicherweise zwischen beiden extremen als selbst unbeteiligt in der mitte. verdrängt ist im norden ja der Langobarde *Agilmund-Ægelmund* sichtlich auch durch die verknüpfung der ereignisse mit dem geschlecht des Heiđrek, die sich dort auswürkt. dieses liefert führende gestalten und machte die historischen langobardischen fürsten überflüssig. so konnte Agilmund im norden ganz vergessen werden und seine tochter, die in einem ersten unglücklichen kampf mit den Hunnen in deren gefangenschaft gerät, zu Heiđreks tochter Hervǫr werden, die

im ersten kampfe fällt. zu ihm in beziehung kommen konnte sie umso leichter, solange für Heiđrek noch die ältere nordische, zu *Headoric* stimmende namensform erhalten war, die ihn einfach als 'könig der **Hǫđbarđar* oder **Hađar*' aufzufassen und mit irgend einem Langobardenkönig zusammenzuwerfen ermöglichte.

Grade der name *Heiđrekr* ist übrigens ein beweis dafür dass auch dem norden einmal die Langobarden in ihren zeitweiligen sitzen auf der Dunheiđ, beim Wistlawudu und an Myrkviđ, Jǫsurfjǫll und Harfađafjǫll bekannt gewesen sind, beziehungsweise die sage sie gekannt hat die in der Hervararsaga fortlebt.

Ich habe Zs. 46, 312 ff. 61, 97 ff gezeigt, dass *Heiđrekr-Headoric* dem mythus entspringt und gleicher herkunft ist und die gleiche rolle spielt wie *Hǫđr-Hotherus* in der geschichte von Baldr, *Stǫrkođr* in der von Vîkar, *Hǫđbroddr* in der von Helgi dem Hundingstöter und ein nachkomme eines *Hǫđr* und *Hoddbroddr* in der von Helgi Haddingjaskati. davon ist Hotherus nachkomme des Hundingus und als solcher Headobearde; Hothbroddus (*Hǫđbroddr*) ist es gleichfalls; *Stǫrkođr*, *Starcatherus* deckt sich mit dem headobeardischen *æscwiga*, der seinen könig zur rache aufreizt, der letzterwähnte *Hǫđr* endlich ist nach *Hađaland* in Norwegen versetzt, wobei nachträglich norwegische *Hađar* = *Headorēamas* an stelle von *Hađar* = **Hǫđbarđar* getreten sind: s. aao. 108 ff. ganz ebenso wie in diesen fällen der aus dem göttermythus stammende name, samt seinem träger in menschliche umwelt gestellt, zum anschluss an die *Headobeardan* führte, war das offenbar auch beim namen *Headoric* **Hǫđrekr* der fall: er verknüpfte sich mit den Langobarden. so geriet er mit diesen in den norden der Harfaþafjǫll, so wurden seine söhne mit der schlesischen Hunnenschlacht in verbindung gebracht, und er und sein geschlecht hielt sich in nordischer sagenüberlieferung in dieser stellung auch noch als ihr zwar nicht die taten, aber name und fürsten des volkes selbst, das ihn an sich gezogen hatte, bereits entschwunden waren.

Das ist, nebenbei bemerkt, auch von religionsgeschichtlichem interesse. in der zeit da alle diese mit germ. *haþu-* gebildeten namen gleicher mythologischer herkunft von den Headobearden angezogen wurden, kann dieser stamm aus dem gesichtskreis der anderen Germanen noch nicht ausgetreten gewesen sein. so früh aber können christliche einflüsse noch nicht gewürkt haben. der

schluss der sich daraus für das alter und den rein heidnischen ursprung des Baldermythus ergibt, stellt sich den folgerungen an die seite, die ich Zs. 61, 115 aus der rolle gezogen habe die der Fjǫturlund, der semnonische fesselhain, in einer variante dieses mythus spielt. gleich diesem fesselhain führen uns übrigens auch die Heađobearden auf einen südgermanischen, norddeutschen schauplatz, was beachtet zu werden verdient bei der frage nach der verbreitung und wanderung des Baldermythus innerhalb des germanischen volksgebietes. dass die sage den Heađobearden eine rolle zuwies die sie zu der lichtgestalt des göttlichen oder königlichen heilbringers in gegensatz brachte, ist aber möglicherweise nicht allein aus dem namenanklang zu erklären, sondern auch aus einer verbreiteten voreingenommenheit gegen sie. vielleicht gehört die heađobeardische stammeszugehörigkeit des gegners Balders oder seines heroischen abbildes auf gleiche rechnung wie die früher besprochenen schimpfnamen.

Ein über die einzelne völkerschaft hinausgreifendes lebendiges stammesbewustsein ist jener zeit nicht zuzutrauen. nur als ein zufälliges zusammentreffen ist es daher zu betrachten, dass die geschichtliche rolle der Langobarden in der völkerwanderungszeit, vom standpunct des Germanentums betrachtet, sich wol mit der des 'blinden Hödur' vergleichen lässt. sie zerstören erst das reich der Heruler, ermöglichen es dadurch den Byzantinern, sich aus den versprengten resten dieses volkes söldner in grofser zahl zum kampf gegen Wandalen und Ostgoten zu verschaffen, sie helfen ihnen auch selber mit starken streitkräften die Ostgoten ganz niederzuringen, und sie schliefsen endlich noch unmittelbar vor ihrem geplanten zug nach Italien einen bund mit den Avaren zur vernichtung der Gepiden, durch diese und ihren eigenen abzug ihren bundesgenossen und deren hörigen, den Slaven, auch in die Alpen- und Sudetenländer die bahn freigebend.

Wenn, was die sage von der Hunnenschlacht betrifft, Goten und vielleicht auch andere zurückgebliebene Germanen — man denke an die wandalischen Silingen im pagus Silensis — als ihre vermittler nach dem norden die hand mit im spiele haben, lernt man auch eher verstehn, wieso neben dem namen *Dūnheiđr*, der auf das altgermanische volk der *Λούγιοι Δοῦνοι* in Schlesien zurückweist, ein anderer, *Jǫsur-* oder *Jassa-fjǫll*, vor-

kommt, der bereits die slavische von *jasen* 'esche' gebildete benennung *Jeseniky* oder eine ähnliche für das alte *Ἀσκιβούργιον ὄρος* zur voraussetzung hat. er stammt eben aus der zeit, in der diese ostgermanischen vermittler noch die klare vorstellung über die örtlichkeiten an denen sich die vorgänge der sage abspielten besafsen, aber schon den neuen slavischen namen für das gebirge kennen gelernt hatten, über das der gangbarste verkehrsweg aus dem süden nach Nordostdeutschland führte und über das auch die Hunnen gekommen waren.

V. 123. mit dem paar *Rǣdhere, Rondhere* vergleiche man *Rāþgrīþ ok Randgrīþ* Grimnism. 36, zwei walküren. die verbindung von *rǣd* (*rāþ*) und *rond* (*rand*) im verse und als bestimmungsworten von namenpaaren ist also formelhaft.

Von unserem streifzug durch den Widsith sind wir vielleicht mit mehr ausbeute heimgekehrt als zu erhoffen war. vor allem haben wir dabei, um die ergebnisse zusammenzufassen, eine gröfsere wertschätzung des denkmals als geschichtsquelle gewonnen. der kampf bei Fifeldor, die niederlage der Headobearden durch die Dänen bei Heorot und ihre vertreibung, vor allem aber die Hunnenschlacht — alle drei geschichtlichen abschweifungen die das gedicht enthält — sind für uns in helleres licht getreten. dabei hat sich uns auch herausgestellt, dass die beziehungen der Myrginge zur sippe Alboins solche von alten stammesgenossen sind, sowie sich die merkwürdige tatsache ergeben hat, dass der einem myrgingischen sänger in den mund gelegte bericht ausschliefslich auf solche ereignisse anspielt, bei denen Myrginge oder Headobearden — wie wir jetzt wissen, beide éin stamm, nämlich Langobarden — als sieger oder besiegte mitbeteiligt waren. in dem schon stark ausgebluteten germanischen osten des 4 und 5 jahrhunderts werden die noch frischen und tatkräftigen Langobarden stark hervorgetreten sein, wenigstens von einem nördlicheren germanischen standpunct aus betrachtet, während in den augen der südlichen welt der schauplatz ihres auftretens zu sehr im hintergrunde lag um ihnen beachtung zu sichern.

Wien. **Rudolf Much.**

ÜBERLIEFERUNG UND TEXTKRITIK VON WERNHERS MARIA.

1.

Seit Kochendörffer in seiner recension von Bruiniers kritischen studien Anz. XIX 137 feststellen muste, dass die deutsche philologie sich 30 jahre lang recht wenig mit Wernhers Mariendichtung befasst habe, sind wider reichlich 30 jahre verflossen. Br. hat, vielleicht Kochendörffers freundlichen rat befolgend, seine geplante ausgabe nicht vollendet. unser quellenmaterial hat sich um die Breslauer Bruchstücke der hs. C. vermehrt, im übrigen hat unsere kenntnis des formbegabtesten aller vorclassiker nur einmal eine sehr wesentliche, aber doch mehr anregende als abschliefsende förderung erfahren, nämlich durch den wolgelungenen versuch von Sievers, Forsch. z. d. phil., festgabe f. Hildebrand, s. 11 ff, ein stück von etwas über 100 versen zu reconstruieren und an diesem material die grundzüge von Wernhers metrik zu entwickeln. dabei gibt es vor der mhd. blütezeit kein zweites werk, an dem die textkritik so lohnende und so notwendige arbeit findet. lohnend weil die überlieferung ausreicht, und weil die kunstform Wernhers, seine reimtechnik und sein versbau, cultiviert genug sind, um der textkritik brauchbare handhaben zu geben, notwendig weil die überlieferung, wie sie ohne kritische bearbeitung vorligt, nur ein trübes bild seiner dichtung gewährt. die bruchstücke der originalfassung enthalten gegen 2800 verse, immerhin einen ansehnlichen teil des gedichtes, das auf etwa 6000 zu schätzen ist, aber nur 900 verse geben die bruchstücke BEFG in einer form, die zwar auch nicht fehlerfrei ist, aber doch dem original ungefähr entspricht. die hs. C, auf die wir für fast 2000 verse allein angewiesen sind, ist jung und ganz aufserordentlich schlecht. man gewinnt aus ihr kaum ein zutreffenderes bild von Wernhers dichtung als aus den bearbeitungen, und sie bedarf auf schritt und tritt der controlle. für ca. 600 verse stehn uns dazu andere fragmente zu gebote, für die grofse masse nur die bearbeitungen. etwas besser steht es mit ca. 300 versen, für die C fehlt, aber F, bzw. G vorliegen. die verhältnisse sind noch insofern etwas ungünstiger, als die bearbeiter ziemlich viel ausgelassen haben, A im ganzen über 1000 verse,



D, das rund 200 verse länger ist, aber auch erhebliche zusätze aufweist, noch etwas mehr. ihre zahlreichen änderungen verringern die zahl der verse für die würklich drei quellen zur verfügung stehn, noch ein gut teil. der optimistischen hoffnung, Wernhers text, soweit fragmente reichen, restlos widerzugewinnen, wird man unter diesen umständen rasch entsagen müssen, aber an dem bescheideneren ziel, einen text herzustellen der dem ursprünglichen möglichst nahekommt, und in allem wesentlichen ein treueres bild der dichtung gibt als die handschriftliche überlieferung, daran braucht man nicht zu verzweifeln. sowie die fragmente aufhören, ist allerdings jede liebesmüh umsonst. man kann selbstverständlich bei sehr vielen versen mit sicherheit feststellen, welche bearbeitung geändert hat und welche nicht, bei manchen auch aus dem in beiden abweichenden wortlaut das echte erschliefsen; manches lautet auch in beiden fassungen ganz oder nahezu gleich, aber das reicht bei weitem nicht aus, um einen fortlaufenden text zu reconstruieren. man scheitert schon an den zahllosen stellen, wo die bearbeiter geringfügig divergieren und keiner so grob eingegriffen hat, dass seine änderung sich nachweisen lässt. es ist reine theorie, wenn man (wie etwa Bartsch) behauptet, dass beobachtung von stil, metrik, sprachgebrauch usw. in solchen fällen stets das richtige lehre. manches lässt sich herausfinden, vieles bleibt rätselraten. man könnte sich im zweifelsfall grundsätzlich für eine hs. entscheiden. das müste D sein, das zwar viel mehr durchgreifende änderungen hat, aber, wenn es sich einmal ans original hält, im durchschnitt treuer ist als A. ich schätze, man würde dann vielleicht in knapp $^2/_3$ der fälle richtig gehn, in reichlich $^1/_3$ falsch. dies verhältnis ergibt sich ungefähr aus den mit fragmenten vergleichbaren stellen. dazu kommt dann noch eine stattliche anzahl von stellen, wo beide bearbeiter sich stark vom original entfernen und reconstruction zu freiem nachdichten würde. ein beispiel für viele:

A 561	D 155, 5
Si wirt wîse unde hêr.	*din tohter ist der engeln frŏde,*
ir wart nie niht gelîches mêr	*wan sie in gotes beschŏde*
under wîplîchem kunne.	*gewihet ist v̄ gesegent,*
	daz uon ir gnade begegent
	allem mennisklichem chunne.

Dass A hier dem original näher steht, wird jeder der Wernher nur etwas kennt leicht sehen; wie dies aber lautete, könnte kein mensch auch nur annähernd herausbekommen, wenn die verse nicht auch in C und F erhalten wären:

din (*di* C) *tohter ist her und wich* (*ist herlich* C),
ir newart nie niemen (*nie kein vrouwe* C) *gelich*
under wiplichem chunne (*kunde* C).

man würde es nicht einmal herausbekommen, wenn nur ADC vorlägen, denn dass F hier die beste lesart hat, ist vollkommen klar; zum glück sind fälle dass A, D und C derart vom original abweichen, nicht sehr häufig. dass A und D es tun, begegnet auf schritt und tritt.

In seiner literaturgeschichte II 217 anm. 3 fordert Ehrismann 'eine krit. ausgabe mit zugrundelegung von D und beiziehung aller fragmente'. ich habe mir diesen satz schon oft überlegt und immer noch nicht recht verstanden, wie eine solche ausgabe gedacht ist. wo fragmente vorhanden sind, kann man doch nur die zu grunde legen; denn mag C auch noch so schlecht sein, es ist immer nur entstellt, nicht bewust umgeformt wie D. sollte man nun, wo die fragmente ausfallen, D zu grunde legen, dann bekäme man einen mischtext, gegen den Myllers Nibelungenlied noch gar nichts wäre. D ist eine dichtung für sich, mit eigenwert, von eigenem interesse für die litteraturgeschichte. eine kritische bearbeitung ist ganz überflüssig. die Berliner hs. ist so vorzüglich, dass höchstens ein paar kleinigkeiten zu corrigieren wären und sich im übrigen jede änderung, auch normalisierung der orthographie von selbst verbietet, aber für Wernhers gedicht ist D so gut wie A nur ein hilfsmittel, sehr kostbar und bei dem elenden zustand von C unentbehrlich, aber doch nur ein hilfsmittel, nicht die grundlage. in meiner ausgabe, die ich schon seit geraumer zeit vorbereite und die ich in nicht allzu ferner frist abzuschliefsen hoffe, werd ich die lücken in der fragmentüberlieferung wenigstens dem inhalt nach durch paralleldruck der betreffenden partieen von A und D schliefsen. ich werde auch da wo der ursprüngliche wortlaut sich erkennen oder ahnen lässt, aber nicht so deutlich zu tage ligt dass ein aufmerksamer leser ihn von selbst findet, meine ansicht in anmerkungen zum ausdruck bringen. der versuch kritischer bearbeitung kommt für mich nur auf der grundlage der fragmente in frage.

Wenn ich im folgenden eine erörterung der textkritischen hauptprobleme und mancher einzelfragen vorausschicke, so geschieht es nicht nur in der absicht, die ausgabe selbst tunlichst zu entlasten, sondern ebensowol in dem wunsch, auch anderer aufmerksamkeit auf die mannigfaltigen fragen und schwierigkeiten hinzulenken, die hier noch der lösung harren, und in der hoffnung, dass meiner ausgabe noch der eine oder der andere textkritische beitrag zu gute kommen möge.

Noch eins ist vorweg zu bemerken. Wernhers versbau ist im gegensatz zu beinah allen andern frühmhd. so regelmäfsig, dass man mit der nötigen vorsicht auch die metrik der textkritik dienstbar machen kann. ich geh darauf hier nur gelegentlich ein. es handelt sich da meist um das was man die feinere kritik nennen möchte. ihr muss die gröbere arbeit vorangehn, auf ihren ergebnissen baut sich erst die metrik auf, die dann ihrerseits der weiteren detailarbeit am text von nutzen sein kann.

2. Zur überlieferung der fragmente.

Bartschs abdruck von C² *(Quellenkunde s.* 6 *ff) ist graphisch ganz besonders ungenau und inconsequent — abkürzungen sind regellos bald aufgelöst bald beibehalten —, aber inhaltlich zuverlässig. nur vereinzelte verlesungen sind anzumerken:* 52 zu] *davor etwas ausgefallen, wahrscheinlich* du *wie* ADF. 728 sie] *unsicher.* 920 wern wir] wern si, *vgl.* wære er A 2300. 930 und] vnz. 1141 be/nen] be/... nden, *l.* begunden. 1189 weder. 1391 vriste] *dahinter könnte er abgeschnitten sein*! 1536 si] *eher* so, *vgl.* sus D 191, 13. 1563 wider] vnd! 1751 daz er dar.

Auch zu den andern fragmenten ist nicht viel zu bemerken, wenn man die schon veröffentlichten berichtigungen (zu B *Keinz Münchn. SB.* 1869, 2, 297, *für den schluss auch die in seinem erneuten abdruck aao. s.* 302 *stillschweigend gegebenen correcturen, zu* C¹ *Bartsch aoo. s.* 3, *zu* E *s.* 2, *zu* F *Leitzmann PBBeitr.* 41, 378) *in die abdrücke einträgt. ich gebe hier die spärliche nachlese, lasse aber alles rein graphische und orthographische, wie zb.* u *statt* v, *sicher aufgelöste abkürzungen,* s *statt* z *in* F *udgl. mehr, beiseite.*

B (*in dem am bequemsten zugänglichen abdruck Fundgr.* 2, 213 f): 213, 1 *davor noch* ergebe. 6 si giench] si *sehr fleckig, eher* so, *vgl.* A 1200 CD 164, 3. 21 uil mezzen *ohne lücke.* 214, 1 erscheinen (*so!*) *sicher lesbar.* 3 *nach* senftlichen *unleserliches wort*; truoge *passt in den raum.* C¹ 104 und M, vī B] v + *undeutbarer buchstabenrest.* 232 nechten] uechten. 262 minneclichen] innēclichen. 276 /... an M, van B] v *nicht zu*

entdecken. 290 gefri] gefr + *undeutbarer buchstabenrest.* 296 ziten] geziten. C^8 (E *nach* Keinz) 1304^a irdisschen. 1305 guten] gutē, *was auch* gutem *meinen kann.* 1321 wa] *in* wo *gebessert.* C^4 15 ū] si. 24 wunnenclichen ^{en} samt. 60 wenne. 80 ir wibe rif *noch lesbar.* 86 lanc. 90 kvmet. 91^a tragest *noch lesbar.* V^a 2 lute also] *unsicher*, *eher* luten so. 3 gest'] ges$\overset{r}{c}$. 5 ner! 18 .. ich] *vor* ch *lediglich ein strich.* V^b 4 dar] *wahrscheinlich* iar. F 79 was] war. 160 scolte] *das* e *scheint der jüngeren randschrift anzugehören.* 479 die] div. 489 seime] seine.

Von der rückseite des letzten blattes von F *hat schon Greiff nicht mehr alles entziffern können. heute ist sie bis auf geringe reste ganz unleserlich. Greiff hat sie zweifellos ausgiebig chemisch behandelt, wahrscheinlich mit gallustinctur, die dann in verbindung mit dem buchbinderleim, von dem auch andere blätter reichlich spuren aufweisen, eine dicke schwärzlich-braune masse ergeben hat, die vollkommen in das pergament eingedrungen ist. vom grösten teil der schrift ist gar nichts mehr zu erkennen, nur dass die zeilen sich noch etwas dunkler abheben. ich bat den photographischen fachmann der firma Karl Zeiſs, hrn dr Gundlach, um rat, der sich, unterstützt von hrn prof. Köhler, der verunglückten seite mit wahrhaft unermüdlicher geduld und hingabe annahm, auch nachdem mehrere versuche missglückt waren und ich schon jede hoffnung aufgab, da ich von Degering wuste, dass in Berlin vorgenommene palimpsestaufnahmen erfolglos geblieben waren. zuguterletzt glückte dann unter verwendung eines von der firma Schott-Jena neu herausgebrachten filters doch eine aufnahme, die den grösten teil des textes zu lesen gestattet. je einen abzug habe ich den bibliotheken in Augsburg und Jena zur verfügung gestellt, bemerke aber dazu, dass auf dem negativ namentlich in durchsicht einiges deutlicher zu sehen ist. manches bleibt auch jetzt noch unleserlich, anderes ist nur sehr schwer zu entziffern, hie und da auch unsicher, im ganzen ist doch eine controlle von Greiffs lesungen möglich. in der hauptsache bestätigt sich sein text, und damit auch die annahme, dass er das blatt verdorben hat. einiges was er noch gelesen hat bleibt zerstört; dafür sind aber auch von ein paar stellen die er nicht herausbrachte wenigstens bruchstücke zu entziffern. hie und da ist sein text zu corrigieren.*

Ich gebe einen buchstaben- und zeilengetreuen abdruck. unsicheres ist cursiv gedruckt, buchstaben von denen nur ein stück zu sehen ist, deren ergänzung aber sicher scheint, sind durch untergesetzten punct bezeichnet. bei unleserlichen stellen bedeuten doppelpuncte, dass sich die zahl der ausgefallenen buchstaben feststellen lässt, einfache, dass sie geschätzt ist. die zahlen rechts bezeichnen die verszahlen von F *nach Greiff, und zwar jeweils den ersten in der betreffenden handschriftenzeile beginnenden vers.*

che : miſſetriwen. dz[1] er boteschaft : *nh* . . . . ni enbot hin wider heime. 508
ſi[2] . . . . en wibe . . . . do ſie an ir gebet[3] ſtv : t 10
ſo di[4] . . . . : hint tû*nt*. mit zah : : e : begozzen der eng . . : : bedro 13
: en . der chom ir aber ze geſune. bi deſ : : *m*garten[5] zvne . d : ſi lac *an* .[6] 16
an ir : ni . der engil gegin ir gê. ir lait er ir gebv̊zte. do e : ſi geg : : : te . 19
er ſprah dz ſie ginge. ir karelin wol enphinge. zv̊ ain . . . *or*te div h : z 22
au : : a der wirt begegen : te ir da . . . . . z . : *wel*[7] a : de : tage do waſ 25
ir : rvren vn̄ ir clage. in den wint : erſwnden ir herze waſ gef : : get 28
Sie gaheten gen[8] dem burgetor. deſ wirteſ | v̄n enbvnden . 30
. . . te ſie da vor. m . . . . ſ eng : : s gelaite. ſie wolte ir langeſ *bai*ten[9] . . . 32
g : b : te under miſgen. ſie ſt . . . . . . *hi* : : ſch : baid : nth : l . . . *ſi* 35
m . . . e flǒch do wite : ſie ſtu . . . ch[10] *vf* : : ne hǒhe. d : ſ : e *verre* ſahe. vn̄ 38
. . . . . mahte ſch : : en. div . . . . frǒwe. div : îl do nider dich : 41
m . . . . . nege : : f bl : : che w : : r[11] *f* . . . d her : . dar zv̊ waz ir vil ger 43

[1] *oft schwer zu sagen, ob* dz *oder dc.* [2] ſi *ist sehr schwach sichtbar,* G *las* ze sinem. [3] *ob dahinter noch* e *stand, unsicher, aber wahrscheinlich.* [4] *buchstabenrest hinter* i, *ob anfang von* ch (dicche G), *ob* u, v (diu, div) *unsicher.* [5] *ob* m *oder rest von* o + n, *unsicher.* [6] *dass noch* 2 *buchstaben hinter* lac *standen, ist sicher, statt* an *vielleicht* in. *der punct könnte fleck sein.* [7] wel *oder* ivel. [8] gaheten gen *ganz sicher.* [9] baiten *sieht fast wie* huten *aus, ist aber doch wol sicher.* [10] ch *schwach, aber nicht zu bezweifeln, wol* ouch. [11] *dem raum nach eher* wa *als* waz *G.*

......[1] *die da* :a:en die *b*:g:nde: *all*: fragen. wenne der frowen 46
fcho.. der gw...e bote ch::e der ir ::te .... genomen. dz ir karele 49
f..... chomen. *do* fie do wrd:n innen. d.......... *tel* ftimme 52
div .... wa. erschellet........... *ge*:ellet. z: :em :ll:: eften 54
wibe. *div* .. *d*:feme libe......[2] *den* ..ten. *ir* ...... *vn̄* ir biten. 57
dz w.. t bifv̊ftet ...*fe*...t fie ane riefen. elliv finiv wnder lo 60
:eten[3] fie d*a*runder die fie da vernamen. l:p fie *ime* gaben. mit 63
z ......n fie fich begvzzen.[4] d.. von den h:rzen flv...n.[4] fchiere fie 66
do .....en.[5] vber welt gahen. ioachim vn̄ fine fchare. div frowe 68
......[6] dare. vmbe den h:lf fie *in* gewe.[7] an finer hende fie ge. fie 71
h:*lf*:: .. vnde chvste. fie duhte in an die[8] bruste. vn̄ enpf*ie*nch 74
in inneclich*en* .... fie *w*::en ...d*iv* fament vol. def trostef aller 76
...fte. ...*k*::l::n gaistes. elliv di: menigi div trat ime enge 77
gene. vn̄ hiez in willechomen fin. do det got vil gv̊t schin. vo: 80

[1] *ein buchstabenrest, der wie* l *aussieht, wol* die liute. [2] *für* was do bi A *reicht der raum nicht.* [3] *Greiffs lesung ganz ausgeschlossen.* [4] *nicht* begvzzent, flvzzent *Gr.* [5] *der raum ist für* sahen *zu grofs. hinter* do *buchstabenrest, der unter die zeile geht, also* gesahen. [6] *auf dem negativ ganz schwacher buchstabenrest sichtbar, wahrscheinlich* g; gahte, gahete. [7] *ob zwischen* w *und* e *noch ein* i (gewie Gr), *kann ich nicht sehen*.. [8] div Gr *ausgeschlossen.*

Ganz ohne gewinn für die textkritik ist die grofse mühe die auf die seite verwandt wurde, doch nicht geblieben. ich stelle hier noch kurz das wichtigste zusammen: z. 1 hin *wie* C 848. D 158, 39. 4 der chom *wie* D 159, 1 *gegen* AC. 11 gebete *wie* C 870^c^. *für das metrisch unmögliche* beidenthalben zu den siten C 870^e^ *ergibt sich durch raumgemäfse ergänzung des unleserlichen die besserung* baidenthalp ze *oder* zen siten. 12 *keine lücke hinter* sahe, *bestätigt* C 872. 16 gewisse *bestätigt* C 880. 19 disem libe *bestätigt* A 888. 27 allermeiste: des heiligen geistes *verdient den vorzug vor* C von dem heiligen geist, *da* A 904 *das verspaar, offenbar des unreinen reimes halber, ausgelassen hat. ganz ähnlich* volleiste : geistes D 149, 21 F, volleist : geist A 175.

Zu bemerken ist noch, dass dem fragment eine notiz von Degering beiligt, welche die hs. unter entschiedener ablehnung der datierung von Greiff in die mitte des 13 *jh.s verweist.* —

Sehr unzuverlässig ist schliefslich Bartschs abdruck von G *aao. s.* 58. *die bruchstücke sind allerdings recht schwer zu lesen, da die schrift winzig und aufserdem vielfach verwischt ist. aber B. hätte nicht soviel ohne fragezeichen als sicher abdrucken sollen. ich gebe hier eine vollständige collation nach einer mit farbenempfindlicher platte hergestellten, stark vergröfserten photographie.*

1, 3 mene B, meine *Keinz aao. s.* 306] meile. *der obere schaft des* l *ist verwischt, aber schon im original und noch deutlicher auf der photographie unverkennbar.* 4 . ıůze. 5 uom dem. 8 frawen. 10 li . . . .] i *nicht vorhanden.* 11 *von* tode *ist* de *noch lesbar.* 12 vnd vns *ist sicher.* 13 *die ganze zeile ist bis auf die untern stümpfe weggeschnitten, Bartschs ergänzung ist zutreffend bis auf* meil, *von dem nur das* l *sicher ist.* 15 geistleichen. 16 mein. 18 . . tes ie] . . ht ie. begie *ist sicher.* 19 svn din] . . nde din, *also* kinde. ge nizen. 21 bist *sicher.* 22 fliu: et. deiner. frowe] fr: vde. 2, 1 an dich] an dir. 2 enbot. 4 *nach* rede *punct.* vnd. 5 gotis. 8 . . u] . . v. orthawen. 12 doch] idoch. 13 die] *wol* div. 13 solte] mufe, *nur auf der photographie kenntlich.* 14 beschatewot *noch lesbar.* 16 den *sicher.* 20 uon] uz. 21 gůter. daz ſi.

3. DAS HANDSCHRIFTENVERHÄLTNIS.

Bruinier hat s. 5 einen handschriftenstammbaum aufgestellt nach dem die überlieferung sich in drei zweige spaltet. den einen repräsentieren — ich nehme natürlich die üblichen siglen, die Br. törichter weise geändert hat — E, F und AG (die ihrerseits wider enger zusammengehören), den zweiten B und C, den dritten D. die haltlosigkeit dieser aufstellung hat Kochendörffer s. 141 dargetan und zugleich gezeigt, dass in dem stück das in ACDF überliefert ist alle combinationen von 2 hss. gegen die

beiden andern vorkommen, sodass dies material überhaupt nicht zur aufstellung eines stammbaums ausreicht. ich kann das nur bestätigen. man darf überhaupt nicht von den verhältnismäfsig kleinen abschnitten ausgehn für die 4 hss. vorliegen, sondern muss zunächst das verhältnis der drei hauptquellen ADC in den vordergrund stellen.

a) ADC.

Es lässt sich, soweit ich sehe, keine stelle ausfindig machen, die auf engere zusammengehörigkeit von AD oder von DC hinweist, kein fall in dem man genötigt wäre, in einer übereinstimmenden lesart der beiden gruppierungen änderung éiner hand, einer gemeinsamen quelle AD† oder DC† anzunehmen. zuweilen hat die beiden bearbeitern gemeinsame tendenz der reimbesserung zu ähnlichen ergebnissen geführt, immer nur zu ähnlichen, nie zu ganz gleichen. nur ein beispiel:

C *bi den geziten was ein keiser*
ein gewaltiger vogt der weisen

A 3041 *bi den selben ziten* D 191, 18 *ein keiser was bi den citen*
was ein keiser witen *ein gwaltiger voget witen.*

gegen klingende reime mit auslautend *n : r* sind beide bearbeiter empfindlich: kein einziger ist bei beiden bewahrt. 9 sind in fragmenten überliefert, jeder bearbeiter hat einen davon erhalten, D *anger : slangen* 149, 17 F; A *geslichen : sicher* 2051 C. die andern fehlen in beiden: *meister : geisten* C⁴ 62, F 570ᵃ [1], *karten : marter* C 1098ᵃ [2], *grozer : gnozen* C 1685, *geleisten : meister* C 1725, *ergangen : swanger* C 2319, *guten : muter* C 2576ᵃ, *dervreisschten : meister* C 3477. A hat noch drei für die keine fragmente zu gebote stehn: *closter : trosten* 1785, *wunder : erfunden* 2071, *keiser : weisen* 4867, sogar einen *kunden : besunder* 3035, den es selbst geschmiedet zu haben scheint, ist also nicht so streng wie D, dem nur ganz zu anfang einer durchgeht, aber

[1] ich citiere die fragmente, denen im abdruck die zahlen von A beigefügt sind, nach A. beigefügte kleine buchstaben geben an, dass die stelle in A ausgelassen ist. C¹, C⁴ und B citiere ich nach ihrer eigenen zählung.

[2] es wäre überflüssig zu sagen, dass *karten* nicht für *kêrten* sondern für *garten* steht, wie auch C⁴ 36 gegen A 362. D 152, 13, wenn nicht Bartsch Germ. 6, 121 hier wider einmal einen 'mitteldeutschen' reim entdeckt hätte.

doch streng genug um von den 9 fällen der fragmente 8 zu beseitigen. das so bequem zu reimende *sîten* in den reim zu bringen und als ergänzung *wîten* zu finden, konnte beiden bearbeitern selbständig einfallen, zumal der wortlaut sonst nichts über die C-fassung hinaus übereinstimmendes hat.

Ähnliche fälle kommen hie und da vor, sowol gegen C als auch gegen andere fragmente: *eines liedes* (*einer rede* A) *wil ich beginnen* G, *ich* (*hie* A) *beginne* [: *minne*] 1, 147, 1; [*liuten* :] *daz wil ich iu* (*hie* F) *zedute* F, *bediuten* AD 172, 149, 20; *ein man* (f. A) *geborn in dise werlt : erwelt* F, *i. d. w. geborn : erchorn* A 231. D 150, 17; *waz trostes muget ir mir geben* C, *geiehen* A, *durch got wes wolt ir jehen* D [: *sehen*] 2659, 185, 19; *diu maget antwrte* E, *in antworte* C, *began antwrten* D, *si begunde im a.* A [: *worten*] 2969, 190, 5; vgl. noch 1329, 165, 30. auch der reim *mê : sê* A 457. D 153, 34 gegen *mêr : mer* C, *mêre : mere* F dürfte in dieselbe reihe zu stellen sein. dem original könnte dann natürlich nur die schreibung von C, nicht die von F entsprechen [1]. auch der Tnugdalus reimt in ganz ähnlichem zusammenhang, auf den Br. s. 208 anm. 3 hingewiesen hat, *mer : mêr* 44, 60.

Stellen wo C gegen AD, ohne dass zufällige übereinstimmung der bearbeiter wahrscheinlich wäre, bestimmt die ursprüngliche lesart hätte, gibt es nicht. wenn überhaupt sichere echtheitskriterien vorliegen, geben sie dann immer AD recht. schon die übrigen fragmente bestätigen das: neben wenigen fällen CB, CE, CF gegen AD stehn viel zahlreichere ABD, AED, AFD gegen C. es genügt schon auf die paar beispiele zu verweisen die Kochendörffer s. 141 angeführt hat. mehrfach erweisen die andern fragmente auch mehr oder minder grofse reimentstellungen in C, vgl. Bruinier s. 21. dazu gehören, gegen AD allein, *ersuchet : gebuwet* C, *-schuttet : gehuttet* A 3425. D 196, 41; *wochen : entslozen* C, *: entlochen* A 919. D 159, 36; *zubrochen* C, *zebrosten*

[1] ein reim *mêr : mer* ist W. wol zuzutrauen, obwol *sêr* subst.: *Wernher* A 1135 C (*sere : Wernhere* D 163, 1) keine sichere entsprechung ist. die form *mêr* neben den üblichen *mê* und *mêre* belegt C *Emanuel : mer* und hat damit das richtige gegen *mê* A 2163 (*: Israhel* D 178, 16), denn einsilbige reime mit überschiefsendem consonanten aufser *n* sind nicht belegt, wol aber mehrfach *l : r*: *Gabriel : hêr* D 164, 7 BC (*: snel* A 1207), *: er* A 2109, *dir : vil* A 387 F (*: mir* D 152, 26), *ir : vil* BC 1210ª (*vil : wil* D 164, 10), *stuol : fuor* A 1825. 3757. 4447. 4855.

A: *vasten* 1095 (*sebraste : vaste* D 162, 8), natürlich auch [*suo* :] *wir sagen dir herre* (f. D), *was du scholt tu* C, *was du tuo* A 2684. D 185. 37. überall sind es wortformen, im letzten fall eine satzconstruction, die C nicht mehr verstanden hat.

Etwas anders liegen die dinge bei der gruppierung AC gegen D. zwar überschätzt Kochendörffer D; auch wenn man von sichtlich umgearbeiteten stellen und reimglättungen absieht, kommt es doch noch häufig genug vor, dass D gegen drei andere zeugen isoliert bleibt, zb. 152, 15 *lember* — *lamp* 365; 21 *ein scriba der* — *ein scriba* (*scribære* A) 378; 36 *gedaht er* — *wolde er* 406; 153, 32 *von rehte der* — *groser meisterschefte*; *hin gesehen* — *sehen* 455 f; 34 *sa der sælden* — *genedicheite* F, *gnedikeit* C, *diner genaden* A 457; 36 *al die* — *die* CA 459, *dine* F; 154, 6 *bediv*, fehlt 486; 9 *creature* — *geschefede* F, *geschefte* C, *schepfede* A 492. aber es gibt doch einige stellen, wo man D gegen AC recht geben muss.

Ich beginne mit einer besonders auffälligen stelle.

2542; 183, 21 *diu maget wil des walten*

daz da nehein (*dehein* A, *kein* C) *kint*

weder krump noch blint	*werde krumb noch blint*
nimmer wirdet (*wirt* C) *geborn*, AC	*v̄ da niemer werde geborn*,
daz ewiclich si v'lorn C	*daz ewikliche si verlorn* D.
noch ewichlich werde florn A.	

C unterscheidet sich von D nur durch *weder* statt *werde* in der dritten, das fehlende *und da* und, was zunächst weniger von belang ist, den indicativ statt des conjunctivs in der vierten zeile. A hat dies alles mit C gegen D gemeinsam, weicht aber im fünften vers, der in CD gleich lautet, ab. C steht also zwischen A und D, kann aber nicht in ordnung sein, denn seine lesart würde besagen, dass da, wo die 'drei büchlein' als haus- und wochenstubentalisman in ehren gehalten werden, lediglich krumme oder blinde kinder, die etwa zur welt kommen sollten, vor der ewigen verdammnis bewahrt sind. das seelenheil der gesunden bleibt dahingestellt. krumme oder blinde können auch geboren werden. nur das doppelte unglück soll ausgeschlossen sein. diese bescheidene reclame war nicht sonderlich verlockend. es heifst auch A 4889 ganz anders: *swâ dise puoch alliu sint, dâ wirt geborn dehein kint, dem immer muge missegên*! C hat eine entstellung, einer der beiden bearbeiter hat das richtige

bewahrt, der andere die entstellung auch vor sich gehabt aber wider in ordnung gebracht.

3059; 191, 33 heifst es, bei ziemlich stark abweichendem, in der hauptsache zweifellos in C am besten erhaltenen text *daz si* (*da man* A) *di menige an scriben* (*schribe* A) AC, *v̄ schuf die wirte an scriben* D, *und die liute dazu* (*us* C) *triben, daz si an die chrone dæhten* (*gedechten* C) CD, während A fortfährt *daz ir use* (*niht* erg. Feifalik) *belibe* und das folgende weglässt, offenbar veranlasst durch die auffallende wendung *uz triben daz* mit finalsatz. und dies, die C-lesung, kann unmöglich echt sein. sie ist begreiflich wenn man annimmt, dass ein schreiber im kopf hatte, dass Joseph und Maria daraufhin die heimat verlassen und nach Bethlehem musten, aber des dichters gedanke war es nicht, denn der sagt ein dutzend verse später *die uz gevarn waren, die musten heim gahen,* also ungefähr das gegenteil. verständlich ist mir die überlieferung nur unter der annahme dass *dazu* D das ursprüngliche ist, ein schreiber entstellte *dazu* in *uz,* A nahm daran berechtigten anstofs und änderte. man vergl. ferner 2031; 176, 22

er sprach: ich wil iu (*ez ist ein* D) *wissagen* (*sagen* A).
daz (*die* A) *ir ze spotte* (*nide* A) *wellet haben,*
ir werdet des (*wol* AC) *innen,*
daz si (*si zu* C, *Maria* D) *keiserinne*
uber alle di C, *uber al dise* D, *al der* A *werlt* (*werlde* A)
wesen muoz.

wider steht C zwischen A und D, aber seine lesung ist nicht richtig. der engel kann unmöglich sagen: ‘ich will euch weissagen was ihr verspotten wollt’. es gienge zur not, aber auch nur zur not, den zweiten vers zum folgenden zu ziehen: ‘was ihr verspotten wollt, dessen werdet ihr schon inne werden, nämlich dass sie usw.’. das wahrscheinlichste ist wider, dass O mit D las, vermutlich etwas abweichend:

er sprach: ez ist ein wîssage,
die ir ze spotte wellet haben.

das fem. *wîssage* belegt A 2383 und ist offenbar weder C noch D geläufig, da beide in verschiedener weise ändern: *sa* (*zuhant* C) *wart si* (*sie wart* A) *wissage* (*wissagens* C, *wisheite* D) *vol.* dann hätte A in *die ir* das ursprüngliche, aber *daz ir* CD dürfte man nicht als gemeinsame entstellung auffassen. es ergab sich fast

zwangsläufig, sowol wenn D *es ist ein wissagen,* als auch wenn C bzw. dessen vorlage *ich wil iu w.* daraus machte. es ist nicht einmal gesagt, dass A das *die* in seiner vorlage fand. ebenso könnte A es auch erst eingeführt haben, um eine lesung seiner vorlage, die C genau entsprach, zu bessern, indem nun der zweite satz unzweideutig auf das folgende bezogen wurde. es wäre dann reiner zufall, dass es in dem einen wort das ursprüngliche wiedergewann. wenn man die drei fälle einheitlich beurteilt, ist schwerlich eine andere erklärung möglich, als dass A und C auf eine hs. zurückgehn, die einige entstellungen hatte, während D davon unabhängig ist. es gibt noch ein paar ähnliche fälle, für die D durch tilgung oder radicale umarbeitung versagt. am deutlichsten ist 4689, C[1] 207 ff

Nu habent uns die engel (*d. e. u.* C) *gesaget,*
wie der kunik unt diu maget
gebar (*wart* A) *der kristenheite,*
mit siner gotheite
kunftic ander stunt si C   *kunftik und sponsa domini* A
fons et origo boni.

dass *und* für ein auf eine person bezogenes relativum steht, ist mir nicht bekannt, und man wird nicht umgehn können *den* dafür zu schreiben. als der bearbeiter zu 4693 kam, merkte er, dass die sache, auch nachdem er *gebar* durch *wart* ersetzt hatte, nicht stimmte, und nahm seine zuflucht zu ein paar lateinischen brocken, zu denen ihn das latein des nächsten verses anregen mochte, vielleicht in der hoffnung, dass seine leser das doch nicht so genau verstehn würden.

3395 ist für *nieman* A, *nimant* C *niemer* einzusetzen, 3444 *gebute* für *gepiutest* A, *gebutes* C, denn es handelt sich hier nicht um die bekannte ergebenheitsformel, die offenbar einem schreiber in die feder geflossen ist, sondern um die mitteilung, dass in einem ganz bestimmten fall das verlangte geschehen ist, vgl. *ich han getan den willen din* D 197, 5.

2690 *daz eine muzen* (*muoste* A) *wir verdagen* (*vertragen* C), *daz si der engel gesprach* (*besprach* C), ... *des enwizze wir niht.* nicht die tatsache dass der engel mit Maria gesprochen hat, sondern der inhalt des gesprächs ist den frauen unbekannt. es muss also *daz ir* heifsen. 3449 reimt C *danken und lônen : her sint kumen,* A *danken sêr : sint chomen hêr;* beide reime sind



ausgeschlossen. W. reimt niemals $\acute{-}$x : $\acute{\smile}$x und nie das adv. *sêr*, immer nur *sêre*. der echte reim ligt auf der hand: *lônen : her chômen*. aber hier könnten A und C unabhängig darauf verfallen sein, das umschriebene prät. einzuführen, da jeder seinen eigenen antrieb zur änderung hatte. C fasste *chômen* irrtümlich als *chomen*, A wollte den unreinen reim beseitigen.

b) ADG.

Br. sah in G den repräsentanten einer umgearbeiteten fassung, die unmittelbare vorstufe von A gewesen sei. die beiden lesarten auf die er sich stützte existieren aber nur in Bartschs abdruck, vgl. meine collation. in würklichkeit verhält sich G zu den bearbeitungen ganz ähnlich wie C. die charakteristischste stelle ist 53; 147, 29, wo D einen unreinen reim *dînem chinde : vinden* gegen *sune dîn* A, *chinde dîn* G *: magedîn* aufweist, und zwar von einer art die D sonst, wo es nur geht, beseitigt. man vgl. ein paar beliebig herausgegriffene beispiele: *valle* 153, 31, *vallen* A 453 CF — *alle* DCF, *allen* A; *neste : veste* 154, 2, *westen* A 477 CF; *dinge* 154, 22, *dingen* A 517 CF: *urspringe* DF, *urspringen* AC; *verlân : gân* 155, 41, *verlâzen : strâze* C[4] 101, *strâzen* A 623; *geleite : arbeite* 159, 9, *beiten* CF 870[a]; *lîbe : scrîbe* 161, 5, *wîben* C, *wîbe* A 1009; *genôze : grôze* 166, 7, *grôze* C, *grôzen* A 1351 *: genôzen*; *sâhen : jâhen* 176, 28, *sprâchen : râche* A 2037 C; *vertâne* 190, 36, *vertânen* A 3013 C *: -wâne*. *chinde : vinden* kann keine neuerung von D sein die an stelle von *dîn : magedîn* getreten ist, aber auch nicht das ursprüngliche, da in G keine reimglättungstendenz zu beobachten ist. es muss etwas dagestanden haben was noch andern anstofs erregte, und ich glaube, das kann nichts anderes gewesen sein als *chindel : vinden*. A belegt *vinden : kindel* 3983, einen zweifellos ursprünglichen reim, vgl. ferner *kindelpette*, *chindelbetten* A 3464 D 197, 22, *buchel* (*liet* A 2540) CD 183, 21; aufserdem ist *kindel* zweimal zu emendieren, wo F *kindelin* list, gegen *chint* A 148 D 149, 4, gegen *kint* C, *iungen* A 478. dass A an späteren stellen die form beibehält, ist nicht weiter verwunderlich. durch grofse consequenz zeichnen sich seine änderungen keineswegs aus. der bearbeiter, oder vielmehr sein vorgänger mag sich allmählich daran gewöhnt haben, denn um den vorgänger muss es sich an der fraglichen stelle handeln. der machte aus *chindel* zunächst

chinde dîn und änderte dann das folgende entsprechend. diese lesart ist in G erhalten. A ersetzte *chinde* durch *sune*, wie es oft genug, ohne dass man immer sagen könnte weshalb, synonyme einführt.

Im zusammenhang damit ist eine zweite stelle zu betrachten: 62; 147, 33 *nu* (f. A) *bedenche frŏe grozze* D, *bedēch frovde* . . . G, *die ære grozen* A,

waz D, *die* A *dir der engel brahte*, . . . *engel braht* G.

Hier könnte man zunächst denken: das original las mit A *die*, G liefs den artikel aus, und nach dieser entstellten lesart machte D aus *frovde* sein *frouwe*; aber das lässt sich nach dem obigen schwerlich halten. D muss auch hier für das ursprüngliche gelten. aus *frouwe* verlas ein schreiber *frovde* — es ist ein jammer dass die folgenden worte in G weggeschnitten sind, und wir nicht wissen, ob G weiterhin mit D *waz* schrieb, wodurch seine entstellung bewiesen wäre —, der bearbeiter A brachte die sache wider in ordnung, indem er den, wenn *froude* einmal dastand, nicht zu entbehrenden artikel einfügte, und änderte zudem noch — wir wissen wider nicht weshalb — *froude* in *êre*. die naheliegende frage, ob vielleicht G die unmittelbare vorlage von A war, ist unbedingt zu verneinen, da, wie schon Bruinier bemerkt hat, A ziemlich oft mit D gegen G zusammengeht, vgl. seine zusammenstellungen s. 29 f. aber eine gemeinsame vorlage, von der D nicht abhängig ist, muss man wol annehmen. möglicherweise war sie mit der von A und C identisch.

c) Die übrigen fragmente.

Obwol sich die beiden kleineren stücke B und E ganz, das gröfsere F überwiegend mit C-fragmenten deckt, sodass hier 4 hss. vergleichbar sind, gelingt keine befriedigende filiation. es gibt alle combinationen von 2 hss. gegen die beiden andern, vgl. die beispiele die Kochendörffer für ACDF beibringt. ich betrachte nur die stellen wo sich die echtheit einer lesart erweisen oder wahrscheinlich machen lässt.

AC ist gegen DF zu bevorzugen: *durch daz du im allem* (*in allen* D) *obelist* D 154, 9, *oblist* F, *obe pist* A 491, *ob in allen bist* C [*: gîst*]. *obeligen* in der hier geforderten bedeutung 'sich um jemanden kümmern, für ihn sorgen' ist in den wörterbüchern mhd. unbelegt. die üblichen bedeutungen 'überwinden,

bedrücken, bedrängen', so auch D 207, 33 *swaz uns sorgen obelit*, sind ausgeschlossen, während *obe wesen* 'hüten, beschützen' gut passt. wahrscheinlich gilt dasselbe für *ich muoz* AC, *ih en* (*ne* F) *muoze* DF *liden swaz du wil* 441; 153, 24, wo die parataktische construction durch hypotaxe ersetzt scheint.

AD sind offenbar im recht gegen CF: 406; 152, 36 *in einer wuoste* (*wu : tunge* C) *wolter* (*gedaht er* D) *wonen* (*hin dan* D) *von den liuten* AD, *in einer wuoste* CF *verre*. diese wortwiderholung *in einer wuoste . . . in einer wuoste* ist sicher nicht echt, sondern ein schreibfehler, durch überspringen des auges zum vorhergehnden vers entstanden[1]. ebenso evident ist 1251, 164, 34 AD gegen BC: *vasten noch* (*oder* D) *wachen* — *wachen und vasten* BC [*: gemachen*]. im ersten augenblick denkt man an reimglättung in AD, aber zu unrecht. *gemachen : vasten* ist eine recht harte bindung, analogieen finde ich, von ganz primitiven reimern abgesehen, auch bei dichtern deren technik noch erheblich hinter der Wernhers zurücksteht, nur vereinzelt auf das schwer zu reimende *-âste : brâchen : brâsten* Messgebräuche (nach Schröders conjectur Anz. XVII 296); *stâchen : brâsten* Rol. A, *brâchen* P 8441. W. reimt *-aste-* immer rein, von etwaiger abweichung der auslautenden consonanten natürlich abgesehen, nur einmal auf *-osten : wart zebrosten* A 1095, *was zubrochen* C: *vasten*, wo D 162, 8 *zebraste : vaste* A bestätigt und zeigt dass C das ihm fremde *zebrosten* ohne rücksicht auf den reim durch das geläufigere *zebrochen* ersetzt hat; *-st-* sonst nur auf nah verwante consonantengruppen: *vesper : swester* A 1203 BCD 164, 5; *gruozte : muoste* A 1279 BCD 165, 5, und — vielleicht rein — *dervreisschten : meister* C 3477; *fereisten : leisten* D 205, 19; *leisten : erfreischte* A 4271, *vereisten* D 209, 5. auf *ache* gibt es nur einen unreinen reim: *sachen : -scaffen* CF, *machen* A 515, aber der ist von ganz anderer art als *ch : st*, hat noch bei recht cultivierten reimern seine entsprechung, zb. *offin : belohin* Entechrist 129, 9; *pfaffin : wachin* 111, 10; 114, 41, *anegriffen : beswichen* Heinr. v. Melk Erg. 159. umso unglaublicher wird *machen : vasten* für

[1] ich möchte damit die 'beweise' für eine in abgesetzten versen geschriebene vorlage, Br. s. 18, nicht vermehren, vgl. dazu John Meier Litbl. 1892, 149. abirren von einem vers zum andern gibt es überall; für die meisten hss. liefse sich auf die weise eine abgesetzte vorlage erweisen.

Wernher, als sich ihm hier der reine reim geradezu aufdrängte und es nicht seine art ist unreine reime durchgehn zu lassen, wo der reine bequem zur hand ist [1]. so haben auch Bruinier s. 4 und Sievers die lesart AD bevorzugt. einen zweiten fehler haben BC in einem vers der AD fehlt: *div* B 213, 24 *di* C 1232ᵃ muss gestrichen werden, da sonst der ganze vordersatz ohne prädicat bleibt [2]. verdacht heg ich auch gegen 1268, 214, 25 *diu als daz eisen* B, *ysen* C, *clunge gesmidet uzer stale* B, *us stahele* C, denn obwohl ich natürlich weifs, dass *îsen* nicht nur den stoff sondern auch den daraus gefertigten gegenstand bedeutet, will mir 'das aus stahl geschmiedete eisen' nicht recht einleuchten. A, in dem der zweite vers ausgefallen ist, list *sam ein wâfen*, was einwandsfrei und vielleicht auch das ursprüngliche ist. im recht sind dagegen BC mit dem plural *den engeln* B, *egelen* C, *dem engel* A 1219, D 164, 15, vgl. *videbant cum ea angelos loqui* Ps.-Math. 7.

Nur zufällig kommen CD 164, 24 zu einer gewissen ähnlichkeit bei einem im übrigen ganz abweichenden wortlaut: *zu allen* (*sie zallen* D) *stunden* gegen *si alle schunden* A 1244 B. C hat *schunden* nicht verstanden, D geändert, um das folgende *dieniste : geniste* zu vermeiden. AE teilen eine auffallende lesart *got weiz wol mîne schulde* 2973 gegen *got weiz mîn unschulde* D 190, 8 C, aber ich weifs leider nicht so bestimmt wie Br., dass diese lesart ein fehler ist. 'gott kennt meine verfehlungen wol, dh. diejenigen, die ich begangen habe, daher weifs er auch, dass das was ihr mir vorwerft, nicht darunter ist', oder mit leichter ironie: 'er kennt meine schuld, dh. er weifs, dass sie nicht vorhanden ist'. wem das unmöglich scheint, der lese 189, 35; 2954 *wan* (*wand* D) *sie* (*di* C) *bosheit* (*daz unreht* D) *nie gerou, die*

[1] ich verweise dafür auf meine Frühmhd. reimstudien s. 10, deren erscheinen bevorsteht. auch den scheinbar recht guten, in würklichkeit ungewöhnlichen reim *êwarte : starche* F, *harte* A 379 D 152, 22 halt ich nicht für echt, sondern für einen fehler von F. es stehn 2 synonyma zur verfügung. *harte* wird stets gewählt im reim auf *barte* 2655 ACD, 4419 A; *êwarten* 911 A (-*e* CD 159, 30), 2831 A (-*e* D 187, 40); *warten* 527 ACDF uä.; *starke* nur in bindungen mit *arke* 1483 AD, *patriarche* 219 ADF, 1965 AD, 3433 AD (*patriarchen* C). es ist wenig wahrscheinlich, dass der dichter dies einemal seine gewohnheit durchbricht; vgl. Reimstudien s. 93.

[2] nach Br. s. 233 'die einzige anakoluthie im ganzen gedicht'.



(*das* D) *si mit mannen* (*mit iemen* D) *ie* (f. C) *begie* CDE, eine stelle, der Br. s. 218 'einen kaustischen humor' nachrühmt! ich ziehe AE unbedenklich vor, schon weil ihre lesart leicht anstoſs erregen und durch das klarere aber auch banalere *got weis min unsculde* ersetzt werden konnte, während das umgekehrte schwerer begreiflich ist[1]. die angenommene änderung ist natürlich ohne jeden einfluss auf die beurteilung des verhältnisses von CD. sie konnte mit leichtigkeit mehrmals selbständig erfolgen.

Alle übrigen fälle wo 2 hss. gegen 2 andere zusammengehn sind von geringem gewicht. da alle combinationen vorkommen, lehren sie nichts über das handschriftenverhältnis. wo sich überhaupt ein urteil fällen lässt, auf welcher seite das ursprüngliche ligt, sind die änderungen die man zwei hss. zuschreiben muss, niemals derart dass sie einen engern zusammenhang evident beweisen[2]. unser ergebnis ist mager genug. es beschränkt sich auf die erkenntnis, dass C mit F einen, mit B zwei fehler gemein hat die sicher schon einer vorlage angehören. aber welcher vorlage? das bleibt ganz im ungewissen. die drei fehler sind derart dass sie von jedem 'denkenden' schreiber, vollends von jedem bearbeiter erkannt und gebessert werden konnten. sie beweisen gar nichts, weder dass BC oder CF enger zusammengehören als AC, noch auch dass B und F überhaupt dem zweig der überlieferung angehören den ACG repräsentieren, und dem D selbständig gegenübersteht.

Überhaupt nicht in betracht zu ziehen sind fälle wo A und C gegen D und ein anderes fragment in der wortwahl modernisieren, etwa *chorter* durch *vihe*, *karele* durch *man* ersetzen, vgl. Bruinier s. 22. wo derartiges vorligt sind sie natürlich auch gegen D allein im unrecht, aber mit der handschriftenfrage hat das nichts zu tun.

4. ZUR TEXTKRITIK.

Das ergebnis der handschriftenuntersuchung ist nicht günstig. auf der einen seite ist keine sicherheit dass übereinstim-

[1] vgl. *got wais wol die sculde* Kaiserchr. 12193, *want du min sculde wol waist* 12354.

[2] ganz fragwürdig ist die bevorzugung von CD 155, 1, gegen A 554 F begründet, Br. s. 4; AF haben allerdings einen sicheren fehler gemeinsam, *hiezestu* 450 statt *heizestu*, aber das hat gar nichts zu bedeuten.

mung AC und auch AG gegen D das ursprüngliche absolut verbürgt, auf der andern völlige ungewisheit über die einordnung von BEF. es gibt keine allgemeingültige regel die für alle fälle passt. für eine reihe von möglichkeiten lassen sich richtlinien aufstellen.

A + D gegen C verdienen den vorzug, abgesehen von übereinstimmungen geringen gewichtes, die leicht zufällig sein können, und von ähnlichen ergebnissen der tendenz zur reimglättung. aber nicht überall wo AD gegen C reinen oder besseren reim haben, darf C in den text gesetzt werden, da es nicht ganz selten die reime entstellt. wir müssen C nicht nur dann für verderbt halten wenn sein reim aus dem rahmen von Wernhers technik herausfällt, sondern auch wenn die übereinstimmung von AD weiter geht als sich durch zufall erklären lässt. so lese ich mit AD 995; 160, 39 *frône : sô schône* — *schône : da vore* C (*vorne* Br.); 1041; 161, 23 *tohter mîn : schîn* — *tohter di ich hân : enstân* C; 2047; 176, 34 *liehtvaz : da* (f. A) *gesaz : da gewas* C. schon die auffällige form *gewas* zeigt, dass *gesaz* vorlag und unter dem einfluss des im nächsten vers folgenden *was* der zwitter *gewas* entstand. C zu bevorzugen ist gerechtfertigt, wenn die übereinstimmung AD nur teilweise oder von geringem gewicht ist, und wenn man einen anstofs erkennt der beide bearbeiter zur änderung veranlassen konnte. es braucht nicht immer ein unreiner reim zu sein. ein klares beispiel ist 3437; 197, 4 *mit Josebes kevscheit gewunnen si geleit* A, *Joseph mit siner kiuskeite der gab in darin geleite* D, *iosephs kusscheit di gab in do geleit* C.

Die form *geleit* ist ausgeschlossen. solche harten apokopen kennen die bearbeiter, W. sind sie vollkommen fremd. er reimte auf *geleite* nur *kiuscheite*, aber jedenfalls wie C den nom. sg.; wir haben sichere belege für den acc., am klarsten 176, 26 *so ir gesehet* (*geseht ir* C) *vil gereite* (*gereit* C) *die unverborgen warheite* D, *gerehten warheit* C 2036[a]; 957; 160, 23 *wart gehoret vil* (f. A) *gereite* D, *gereit* C, *berait* A, *uber al* (*alle* A) *die christenheite* D, *christenheit* AC. das adv. *gereite* reimt nur auf *-eite(n)* : *gereite* F, *bereite* C, *gereiten* adv. D, *bereiten* vb. A: *beiten* 827; 158, 30; *leite* (legte) *: gereite* D 1?8, 20, und auf den an sich neutralen dativ von wörtern auf *-heit*, für den aber in éinem fall *-heite* durch das metrum dringend gefordert wird: *in ir* (*iv-*

gent ich der D) *chintheite* A 318 D 151, 26 C[4] 3, ebenso wie 1189; 163, 40 (*al* A, *ir site ūn* D) *ir gewonheit* (*die* D) *sage* (*saget* B) *ich iu* (*iuch* C) *gereit* (*bereit* A), obwol hier alle vier hss. *-heit : gereit* schreiben, aber namentlich der erste vers kann, da an die echtheit der einschiebsel von A und D gar nicht zu denken ist, nur *ir gewonheite* gelesen werden, wie auch Sievers tut, denn dreiheber gibt es bei W. nicht. *gewonheite* ist hier natürlich kein sicherer beleg für den acc. sg.; es könnte auch pl. sein. reime *gereit :* sicheres *-eit* sind nicht nachzuweisen. wir müssen überall *gereite : -heite* ansetzen, auch wo letzteres nom. oder acc. ist[1]. so wird man auch 2497 *breiten : vor alle di cristenheite* C gegenüber dem dativ *vor aller christenheit* A den vorzug geben und entsprechend auch an der fraglichen stelle nach C lesen *Josephs küschheite di gab in do* (*dar?*) *geleite*. es ist nicht gesagt dass die bearbeiter selbst, die sich ja allerhand an apokopen leisten, daran anstofs nahmen, aber auf dem weg der überlieferung vom original bis zu ihnen wurde je einmal ein nom. *kûschheite* nicht mehr verstanden und in einen dat. umgebogen.

D + C gegen A verbürgt im allgemeinen die richtige lesart; in kleinigkeiten kann natürlich unter umständen der zufall mitspielen. über A + C gegen D ist schon oben das nötige gesagt; ganz analog ist das verhältnis ADG. überall wird man D nicht ohne grund bevorzugen. zwar repräsentieren AC und AG ihm gegenüber nur eine stimme, aber diese stimme ist im zweifelsfall selbstverständlich gewichtiger. AC und AG stellen die lesarten einer guten alten hs. dar, D ist nur eine bearbeitung, die irgendwelcher stützen bedarf, um sich dagegen zu behaupten. grundsätzlich unbedenklich ist es, D in einzelfällen aus metrischen gründen gegen AC und AG zu bevorzugen, nur muss dies verfahren vorsichtig gehandhabt werden. metrische regeln der blütezeit darf man nicht zur geltung bringen wollen; allgemeingültige gesetze der frühzeit gibt es nicht. man darf Wernhers versbau und seine regeln nur aus ihm selbst abstrahieren, und zwar, da sich die metrische structur eines verses gerade durch

[1] vgl. *phaffhaite* n. sg. *: gelaite* Heinr. v. Melk Erg. 35 und Heinzels anmerkung, ferner *verleitte : wirdicheite* n. sg. Vor. büch. Moses 84, 7, *fleische : cristenheite* acc. sg. Litanei S 437, *maitheite* gen. *: warheite* acc. G 222, 46.

kleinigkeiten, ein zugefügtes oder weggelassenes *da, do* u.dgl. entscheidend ändert, nur aus den versen die in ganz zweifelsfreiem wortlaut überliefert sind.

Ich notiere einige stellen wo mir die priorität D gegen AC wahrscheinlich ist: *blode* A 1394 C — *brode* 166, 31. *in*(*en* D) *allen* (*gahes* D 176, 21) *er erschein* 2029, vielleicht *in allen gahen*. *des* (*der* A) (*wâren* D 176, 32) *sunnen* 2043. *da* (*bi ir* D 176, 35) *was* (*en was* C) 2049 [1]. *daz dritte* (*ander* A) *liet heb ich* (*heve ih* D, *hebt sich* A) *hie* (fehlt D) *ane* 2579; 184, 6 [2]. *vor* (*in* D) *christes beschoude* (*bescheude* AC) 4779, C¹ 302; 211, 38. *in ir hilfe* C, *helfe* A, *hulden* D, *schulen wir gen* 4798, C¹ 320; 212, 1. unmittelbar danach hat D einen unreinen reim: *wir essen oder trinchen wir schuln ir ie gedenchen* gegen *wir trinken oder* (*wir* C) *ezzen, wir sulen ir niht vergezzen* AC, ebenso noch einmal: *daz wir hernach geniezen* 211, 20, *daz wir geniezen* (*genese* C) *muozen* A 4459 C¹ 67 [: *suozen*], doch hab ich bedenken, D hier zu bevorzugen. der vorlage AC† ist keine reimglättungstendenz zuzutrauen, sonst müste ähnliches häufiger begegnen. es kommen aber nur noch fälle vor wo überschiefsendes *n* auf naheliegende weise getilgt ist, reimbesserungen wie sie mit leichtigkeit mehrmals selbständig vorgenommen werden konnten, die also für das handschriftenverhältnis gar nicht in frage kommen, zb. 461; 153, 37 *beruochen : von den fluochen* AC, *dinem* F, *dem* D, *fluoche*, 2818; 187, 33 *gazzen : begunden hazzen* AC, *viengen ze hazze* D. es gibt deshalb zu denken, dass die beiden vocalisch unreinen D-reime von einer art sind die dialectisch ganz oder wenigstens nahezu rein sein könnte, und ich zweifle ob man sie in den text setzen darf.

Wo 4 hss. vorliegen, wird man, obwol es sich nicht stammbaummäfsig als notwendig erweisen lässt, der übereinstimmung 3 gegen 1 glauben schenken. jedenfalls weifs ich keine stelle die ernsthaft dagegen spräche. ganz unrichtig ist Kochendörffers annahme, dass F *geteilet* (*geleitet* A 487. CD 154, 7) : *gebreitet* (*bereitet* C) gegen die drei andern das richtige biete. *geteilet :*

[1] hier ist D bestimmt vorzuziehen. der vorhergehnde vers endete nach der übereinstimmung von DC mit *da* (f. A) *gesaz* (*gewas* C), und die folge von zwei versschlüssen auf *da gesaz, ... da was* ist wenig wahrscheinlich.

[2] beibehaltung des *hie* macht metrische schwierigkeiten.



gebreitet ist ein für W. ganz unmöglicher reim, ebenso eine entstellung wie *wîten* E, *nîde* C : *magetîne* 2998[a]; *altâre : spræche* C 1201, *lære* BD 164, 4; *bekennen* C, *bedenken* A 439 D 153, 22 F: *gewenken*; *ersuchet : gebuwet* C — (*er*)*schuttet : gehuttet* A 3425 D 196, 41; *wîben : zîten* A 1493, für das ich Reimstud. s. 79 *ungehîten : zîten* als das ursprüngliche nachzuweisen suchte. übereinstimmungen 3 gegen 1 sind wesentlich häufiger als 2 : 2. das ist eine tröstliche beobachtung, die zu dem schluss berechtigt, dass auch 2 gegen 1 und das in den vierfach überlieferten partieen nicht ganz seltene verhältnis 2 : 1 : 1 in der regel das richtige ergeben. ausnahmen kommen vor: so muss man 515 aus metrischen gründen mit A gegen CF (D fällt aus) *von allen den* (*f.* CF) *sachen* lesen, in parallelismus zu *von allen den dingen* (*allem dem dinge* D) 517, wo nur C den artikel ausgelassen hat, 559 mit C *den vil* (*f.* AF) *heiligen christ,* 589 mit F *mit swaregem* (*swarem* AD) *troume.* auch 501 bevorzug ich F *slûchet* gegen AC *slûfet : begrîfet.*

Einige fälle 2 : 2 sind schon bei gelegenheit zur sprache gekommen. es sind zt. besonders unbehagliche stellen, bei denen man, wie die entscheidung auch ausfällt, ein peinliches gefühl der unsicherheit hat.

Ich bespreche nun noch einige stellen die schwierigkeiten machen, vorzugsweise solche an denen alle hss. abweichen oder nur eine zu gebote steht. besonders häufig ist der fall dass C einer bearbeitung gegenübersteht, während die andere ausgelassen oder stark umgeformt hat. selbstverständlich kann ich nur eine auswahl geben.

142; 148, 43 *phaffen v̄n* F, *die laigen vnt die* D, *pfaffen leien* A *vrouwen* ADF. D kann nicht ursprünglich sein, da *laigen* und *vrouwen* kein gegensatz ist. legt man F zu grunde, so müsste D *pfaffen* durch *laigen* ersetzt, A *leien* eingeschoben haben, was doch ein sonderbares zusammentreffen wäre. legt man A zu grunde, so versteht man leicht dass D und F die dreigliedrige formel auf 2 glieder reducierten.

378; 152, 21 *ein scriba* (*scribære* A, *scriba der* D) *spranc* F, *trat* D, *sprach* AC *darzu,* vgl. *et accedens ad eum scriba templi . . . ait. sprach* ist ein gemeinsamer fehler von AC†, der die lesart F voraussetzt. allerdings stimmt der lat. text besser zu

D, und man könnte versucht sein, in dem *spranc* F besserung von vorliegendem *sprach* zu sehen und dann D als die bestbezeugte lesart zu behandeln. in den 4 versen die A nach 458 ausgelassen, D 153, 35 in zwei zusammengezogen hat, ist, wie der erste blick zeigt, in der hauptsache F zu folgen. C hat ganz sinnlose entstellung, z.t. vielleicht durch das seltene und auch sonst beseitigte wort *urschín* veranlasst. aber der zweite vers *mere danne in deme walde* F muss wol durch *sewalde* D 153, 35 auf ein metrisch erträgliches maſs gebracht werden.

599; 155, 37 *bechuket* D, *bechomen* F, *gar komen* A *von ir* (*von* A) *leide*. *bechuket,* auch D 191, 5 belegt, von A ausgelassen, in C 3021[c] in *besuket* entstellt, ist das ursprüngliche.

793; 158, 9 *si ilten alle* A, *sie begunden* D, *ilten si* F *gahen*. alle drei hss. haben gute verse, aber wenn man sie combiniert, *îlten* nach AF wählt, *alle* nach DF auslässt, in der wortstellung AD folgt, ergibt sich *si ilten gahen,* was metrisch nicht möglich ist.

818[a]; 158, 24

du muost es (*des* C, *ez* F) *engelten,*	*du engiltest sin zware,*
daz Anna so (*nih* . . . . C) *selten,*	*daz Anna lebet so sware,*
nah dir unweinende (*weinen*) *wirt* CF)	*v̄ so dicke nah dir weinende wirt* D.

A lässt wider im stich. obwol *unweinende* meines wissens nicht belegt ist, wird man doch F bevorzugen, da gerade das ungewöhnliche wort die abweichungen von C und D und die lücke in A erklärt.

160, 3 *die newolten die himelrosen* (*edelen rosen* C) *mit namen niht verbosen* CD — A 931 *ir namen niht verbosen der edelen himelrosen*. die übereinstimmung AD beweist *himelrosen* für O, dann kann ihm aber *edelen,* obwol es in A und C steht, aus metrischen gründen nicht angehört haben und der vers muss nach D lauten. *edelen* könnte in AC† zugefügt sein; auch 937; 160, 7 spricht die metrik für D *den heil* (*fehlt* C) *triefenten* (*vil suozen* A) *fladen*.

967 *si weget ouch uns da vorn* C, *si wiget uns gen gotes zorn* A, *so* (*als* A) *ez uns an die not gat*. D fehlen die verse. C versteh ich nicht recht, aber A sieht auch nicht wie das ursprüngliche aus.

1019 *di daz ewige leben*	*die got wellent sehen*
immer wollent sehen C	*unt himilische freude spehen* A.

den reim *leben : sehen* darf man, da die verse in D ausgelassen sind, nicht antasten. aber so wie C dasteht kann es schwerlich richtig sein. der zweite vers ist metrisch unmöglich. durch *immer mêre* statt *immer* wäre ihm leicht aufzuhelfen, aber auch dann bleibt der ausdruck sehr seltsam.

1027 entspricht *daz ir alle holt waren die sey an gesahen* A in C *daz si vor libe weinten di got von herzcen meinten.* D hat die stelle umgearbeitet, hat aber 161, 14 ein C ganz ähnliches reimpaar, sichert also dessen lesart. aber dass A den reinen reim durch *wâren : gesâhen* ersetzt haben soll, ist nicht zu glauben. vermutlich sind die beiden verse in C ausgefallen, und zwar wahrscheinlich vor den erhaltenen, da sich die lücke am besten durch ein überspringen von dem einen *daz si* zum andern erklärt.

161, 24 *daz daz gotes zeichen herce mir wolt gereichen* D, *daz er us mir wolte reichen* C. hier hat C das intransitive *gereichen* misverstanden. seine lesart ist unsinnig, da zu *gotes zeichen* jegliches prädicat fehlt. A 1043 f hat geändert, um den in CD folgenden reim *loben : bechomen* zu vermeiden.

di irn lip karten ze gemisscheter marter C 1098[a], fehlt AD. *garten* für *karten* ist zweifellos. aber was steckt hinter *gemisscheter*? etwa *mislîcher*, das C nie beibehält, vgl. 493 *unmenschliche* — *misliche* D 154, 10 F, *manige* — *mieslichiu* D 175, 40.

162, 10 *daz si niht envorhten das si den tot nien uorhten*
des libes wandelunge. durch die gotes minne.
moyses der junge C *moyses v̄ sin gesinde* D
die da vor lebeten CD.

A hat einiges ausgelassen, fährt dann 1099 fort: *moyses undertân und ander guotiu wîp und man.* Bruiniers conjectur *wandelinge : gesinde* ist undiscutabel. *moyses. der junge* setzt *moyses junger* voraus, das durch A bestätigt wird, und dieser reim ist original. wenn D *michel : sicher* A 2771 C durch *erhaben : entladen* 187, 12 ersetzt, wird ihm auch *minne : gesinde* für besser gegolten haben als *wandelunge : junger.* fraglich ist höchstens, ob man nicht *und sine* gegen AC nach D einzufügen hat.

1153, 163, 15 *si ist ein christalle ob den engelen allen* A gegen *uber die engil* (*engele* C) *alle* CD ist sicher das echte gegen zufällig übereinstimmende änderung in CD.

165, 20 *v̄ daz sie vor urspriche* *daz si von . . . sprich*
an ir muote verwandelt siche D. *v'wandelt sich* C^3 1306^c.
der reim ist natürlich *ursprich : sich.* das wort ist sonst nicht belegt. man denkt an verschreibung für *übersprich,* das an *übersprechen* eine analogie hätte. der zweite vers nach C ist, selbst wenn man *verwandelote* schreibt, dreihebig: es muss etwas ausgefallen sein, aber *an ir muote,* das Br. s. 44 beibehält, sieht nicht wie das ursprüngliche aus.

daz si di magt geben *zu koufen sime kinde* C 1354^a l. *ze konen,* das C nicht versteht, vgl. *cronen* statt *chonen* A 405. D 152, 36 F.

1371 *si sprach mit guten zuhten* C, *in grozer guote* A: *ungemuote.* an den reim *zuhten : ungemuote* glaub ich nicht. klingende reime ungleicher quantitäten sind nur vor *r*-verbindungen sicher bezeugt, wo sprachlich keine reine kürze, sondern halblänge anzusetzen ist[1]; evtl. käme noch ein fall vor *ht* in betracht, wo kürzung der länge in frage kommt: *dâhte : nahte, tohte : mohte* D 202, 1 ff gegen *dâhte : volbrâhte : nahte : mehte* A 3783 ff. naheliegend wäre umstellung: *mit* (*in*?) *zuhten guoten* oder auch *zuhte guoter.*

2054; 176, 38

vreude und weide	*gnade frŏde v̄ weide*
und daz ewige (*unde ewigez* A) *leben*	*wolte got mit ir geben*
daz wolde got von ir geben AC	*v̄ daz ewige leben*
teile und spende	*aller werlte : daz scholte sie glŏben.*
den armē enelenden	*er saget ir uon den gotes tŏgen* D.
di der tuvel hatte u'raten C.	

C hat einen reinen reim, D einen unreinen, aber zwei verse die metrisch und stilistisch unmöglich von Wernher stammen können; in A fehlen beide verse. dass der text in C nicht in ordnung ist, sieht man sofort, aber eine befriedigende herstellung ist mir bisher nicht gelungen. der letzte C-vers, zu dem der reim fehlt, könnte aus zwei versen mit dem reim *hâte : verrâten* zusammengezogen sein. nach A 2256 hat C nur trümmer von 2 versen, für deren widerherstellung das völlig abweichende D keinen anhalt gibt.

[1] vgl. auch darüber Reimstud. s. 109.

2295 *nu bite wir* (*bitet* C) *den gotes sal* A, *die gotes bruth und den sal* C: einschub in C, wie auch die störung des metrums zeigt; D lautet ganz abweichend. es versagt auch 2329: *das di alte* (*ir altiu* A) *wambe einen vorboten dem lambe muoste* (*muse* C) *gewinnen, der unkundet vinden* C, *der im kunde die minnen* A. beide lesarten sind fraglos falsch, wie die richtige lautete, vermag ich nicht zu sagen. *der in kunde vinden* Br. s. 52 überzeugt nicht.

Der abschnitt C² 1010—32 fehlt in A und D. 1033 trifft mit A 2539 und D 183, 21 zusammen. die verse gehören hinter A 2538, wahrscheinlich mit geringem abstand, vielleicht sind sogar die letzten A-verse umformung der ersten in C, jedenfalls stehn sie ihnen inhaltlich ganz nahe: *wan sie gewenken niht enmak* endet A, *nimant konde getriegen* beginnt C. D geht bis 2520; 183, 20 mit A parallel; 183, 21 entspricht 2539 A, 1033 C. A hat also etwas mehr oder weniger als die 23 C-verse ausgelassen, D noch das was im original A 2521—38 entsprach. C 1010—32 hat mehrere verderbnisse. 1013 *und di so hat gekindet, das si nimm*[1] *me gewinnet.* der satz ist damit zu ende. es könnten 2 oder mehr verse ausgefallen sein. *me* durch *wê* oder *meil* zu ersetzen ligt nahe, aber das präs. *gewinnet* bleibt störend. 1015 *der sun* und 1020 *di manige* hat Br. s. 156 anm. 1 richtig in *der sunne, diu mæninne* emendiert, nur sein *gegen* 1016 für *kein* ist falsch. 1027 *das uns heilet unser sere, di uns geslagen hat die schare* versteh ich nicht. dem sinn entspräche etwa *wunden : sunde,* aber wie war der wortlaut? auch 2567 ff weiſs ich keinen rat: *diu maget sant Marie geruoche die namen drie um uns armē bite* C, *an uns armen letzen* A, *das uns ir sun gesetze* ... in D 183, 26 entsprechen die beiden ersten verse genau, der dritte ist C gleich, dann folgt eine änderung mit dem reimwort *siten.* das bestätigt natürlich C, aber so ein reimgebilde wie *bitten : gesetze* sucht in der ganzen Maria seinesgleichen, und ich wäre für eine glaubhafte emendation, die mich davon befreien würde es in den text setzen zu müssen, würklich dankbar.

184, 23; 2600ᶜ *unden : so die winde unsitten begunden* D, *den list er wolte kunden* C, *l. wol kunde.* 2674ᵃ *richteren : di werdent uns gen'e* C, list Br. s. 45 *genâhen*; richtig ist *gevære,* was D, das den ganzen abschnitt stark umarbeitet, lehrt: *die uns geværich sint beiden* 185, 34.

Stark entstellt ist C 2707: *stat* (l. *stete*): *an sine tumpliche bete hat si gewendet ir gemute. des werden wir geleidet und alle gescheidet.* A hat nur die beiden letzten verse: *so ubel hat sich ir muot gewent, des* (*sîn* erg. Feif.) *wir alle nu geschent.* daraus ergibt sich *hat si ir muot* (nicht *gemuote*, wie auch D beweist) *gewendet : geschendet.* aber weshalb ändert D 186, 15 in *verchêret : gesêret?* seine lesart zu bevorzugen wäre reine willkür. wahrscheinlich misfiel ihm die wendung *an sîne tumpliche bete hât si ir muot gewendet*, und er ersetzte sie durch *von sîner t. bete h. s. i. m. verchêret.* zweifellos stand *geschendet* in zweigliedriger formel, aber *geleidet und geschendet* C gegen D *gehônet und gesêret* hat wenig gewähr, da *geleidet* seine existenz dem bedürfnis nach einem reim auf das entstellte *gescheidet* verdanken dürfte. nicht als sicher, aber als am besten bezeugt, wird man *gehônet und geschendet* in den text setzen. es ist auch stilistisch die beste lesart.

Noch einmal entstellt C *schenden* in *scheiden*: 2760 *di sunde kan er alsus leschen und swenden, das di lute mak gescheiden des tuvels ruge und sin clage an dem jungisten tage.* A schreibt nach *swenden*: *den christen ellenden* und lässt das folgende aus; D 187, 5 hat stärker geändert: *wand er die werlt hæilet, div mit sunden ist gemæilet.* in C fehlt scheinbar die negation, aber viel wahrscheinlicher ist ein misverständnis. *des tuvels ruoge und sin clage* wird object sein, entsprechend der bekannten wendung 'den teufel schänden', vgl. besonders Tnugdalus 66, 16 *got mvsse im geben der gvte ein solh ende, daz er den tievel schende.* man hat dann die wahl *mak* zu streichen, in *mugen* zu emendieren, oder, was ich vorziehen möchte, statt *liute* ein anderes wort einzusetzen, etwa *sele.* ein solcher wortlaut, an sich einwandsfrei, konnte doch leicht misverstanden werden und zu änderungen veranlassen.

2976; 190, 9 [*werden:*] *er lat* (*ne lat* D, *enleset* C) *mich niht versêren* A, *dersterben* C, *verderben* E, *erwerden* D. man braucht auch hier ein wort, das leicht falsch aufgefasst und entstellt werden konnte, und das trifft trotz des reinen reimes nur für *erwerden* zu.

3007; 190, 34 *des nam si wunder alle. do si su swal* ... (*swalle* Bartsch) *ane schult brahten. vil leide si in gedahten.* AD lesen den ersten vers fast gleich: *des nam si gros* (*michel* A)

wunder. A fährt fort *die iuden al besunder*, D unter auslassung eines unreinen reimes *blume : gefuge* C, den A in *pluome : ruom* ändert, *diu reine gedaht darunder*. dass Maria 'zu fall' gebracht worden sei, ist unmöglich richtig. man muss *ze schalle* einsetzen, vgl. A 2931 *das si ze schalle und ze spotte wurde in allen*, was C offenbar misversteht und ändert: *das si mit grozem schalle ze gespotte in wurde allen*. aber weshalb ändert A hier, da ihm *ze schalle* doch verständlich ist? hatte etwa AC† schon den fehler *ze valle* statt *schalle*? der grund der änderung in D ist natürlich das folgende *bluome : gefuoge*.

3047; 191, 24 *und silber wol* (*wis* A) *gebrant us allē lant* C, *priefe er us sant* A; *von ieglichem lante silber wisse wol gebrante* D. der dat. *lande*, nicht *lant*, ist sprachlich und metrisch gefordert und damit auch *gebrante*, aber dann macht der andere vers schwierigkeiten. *wîse* scheint durch AD, *wol* durch CD gesichert: das ergebnis wäre ein klingender vierheber. *wîse* allein gienge zur not, besser wäre *wol*, aber dann müste man annehmen, dass A und D unabhängig, vielleicht durch das vorhergehnde *golt rôt* veranlasst, *wîse* eingeführt hätten. der zweite vers wird, da A ihn ändert, *us* (*von*) *allen den landen* zu lesen sein.

3102^{a} *wol wir di* / . . . *ich underscheide* [*: vride*] nur in C überliefert, *l. iuch* (gewöhnliche C-schreibung für *iu*) *underschiden*. ansetzung eines vb. *underschîden* nach der 1. kl. ist ohne bedenken, vgl. *schîden, entschîden, verschîden*, mhd. wb. II^{b} 97, Lexer II 722, III 215. 3422^{a} *vertrîbet : bidemet* C, l. *bîbet* nach D 196, 40, ebenso für *bidemt : gewîhet* 2318^{a}, das in A und D fehlt. reime vom typus ⏑xx : ⏊x gebraucht W. nicht. ähnliche entstellungen in C sind häufig; vgl. *schône : vore* 995, s. oben s. 169; *lônen : kumen* 3449, s. oben s. 163; *sehene : bekennene* 3421, *iehene* A (*sehen : iehen* D 196, 39); *gevlogen* C^{1} 81, *gevlohten* A 4481 *: tohte*; *Marîe : kunde vile* statt *kurzewîle* C^{1} 353, vgl. *kurzewîle genuok* A 4834. auch *dersten : ien* C^{1} 13 ist unmöglich. weder reime ⏑x : x́ noch ausfall des intervocalen *h* ist für W. nachweisbar[1]. ein reim *stên : gên* ist wol zu vermuten. ganz ohne zweifel ist die besserung *die erde zesamene als si wære an einem*

[1] reimbelege für ëhe: *jëhen : sëhen* 455 ACDF, 1593 AD, 2897 AD, 3691 AD, A 567. 2285, D 184, 2; 196, 39; 197, 29; 199, 11; *: geschëhen* 2211 AD, 2697 ACD, 158, 34 D; *geschëhen : sëhen* D 170, 6; 186, 9, A 2171; *jëhet : sëhet* D 206, 20; *jëhent : sëhent* 190, 18 DCE;

vademe anstatt *zusamene di erde als si an eime vademe were* C^1 141[1].

C^1 148 *und scholt ich di wunder alle bescriben und beduten den kunftigen luten, der jungen wil ich geswigen, das enmochte min zunge niht erliden* ergibt, wenn man mit Br. s. 43 das unsinnige *jungen* durch *wunder* ersetzt, einen überaus schwerfälligen ausdruck. *jungen* steht für *junger*: von den jüngern will ich erst gar nicht anfangen. auch 1099 ist *junger* misverstanden, s. oben s. 174.

C^1 167 *des volgte harte sin volk er wol bewarte, di mit rehtē glouben komen vor sine heiligen ougen* stimmt mit den beiden letzten versen zu A 4547, aber die ersten sind dort, wie schon der für W. unmögliche dat. *trôst* (*erlôst* :) beweist, umgearbeitet und in C sichtlich entstellt. eine befriedigende heilung ist mir bis jetzt nicht geglückt. C^1 6 ist *eines dankes* aus *dankes* oder *ir dankes* entstellt. auch A 4646 ff war die wendung wol nicht recht geläufig und wurde deshalb umgearbeitet. doch gestattet A noch eine correctur von C. statt *si scholten sich bedenken* C^1 8 muss es *s. s. s. der warheit bedenken* heifsen. es ist ein schwellvers am abschnittsende. ähnlich werden C^1 237 *w .... gedinet, daz er da wirt gelibet* und A 4717 *wan der das hie verdienet hat, das dort der sele wirdet rat* zu combinieren sein: *wan der das hie verdienet, daz diu sele dort wirt geliebet.*

D 180, 22; *sëhen : -gëben* 567 C^4F, 2659 C, *: lëben* C 1019 (*: spëhen* A). nur A hat 4225 *gesein* (*ergen* D 208, 12) *: Bethlehêm,* was vielleicht *geschên* meint, aber sicher nicht original ist. auch 291 *gie : vihe* (*verlie : gie* D 151, 10), ist nicht echt, da D durch C^4 V^r 10 *sich u'lie* gestützt wird. echt ist dagegen *han : erslahen* A 4201 (*ersluge : fuge* D 208, 6), nur darf man nicht mit Feifalik *erslân,* sondern muss *haben* in den text setzen.

[1] *ërde : wære* ist bei W. beispiellos. nicht einmal *-ære : êre* kommt vor. der einzige fall *sêre : schephêre* A 1281 steht für *genâde : schephære* B 214, 33 C.

Jena. Carl Wesle.

DIE METAMORPHOSIS GOLIAE UND DAS STREITGEDICHT PHYLLIS UND FLORA. Oben s. 27 ff entwickelt HBrinkmann die these, die von ihm aufgezeigten übereinstimmungen zwischen der Metamorphosis Goliae und Phyllis und Flora, die ich in der hauptsache anerkenne, seien 'nur aus einfluss des Phyllisgedichtes zu erklären', letzteres also früher als die Metamorphosis, die etwa 1150 anzusetzen sei. das umgekehrte ist richtig; die Metamorphosis ist in ihrem ersten teil im wesentlichen eine umarbeitung von stücken des Martianus Capella und Phyllis ist von ihr abhängig. ich drucke die wichtigste stelle ab und behalte mir vor diese zusammenhänge, deren kenntnis für das verständnis der Metamorphosis unentbehrlich ist, bei gelegenheit näher darzulegen.

Met. 9 ff. *Circa ima nemoris aura susurrabat, cuius crebro flamine nemus consonabat et ibidem gravitas rauca personabat, sed appulsu melico tota resultabat. Circa partis mediae medium ramorum . . . personabat melicum quiddam et decorum et extremo carmine dulcius olorum. Epitrita, sescupla, dupla iunctione fit concentus consona modulatione et . . . totum nemus resonat in proportione. Nam ramorum medium vento quatiente et pulsu continuo ramos impellente mixtum semitonio interveniente sonat diatesseron, sonat diapente. Sed in parte nemoris eminentiore resonabat sonitu vox acutiore, ut pars summa mediae cum inferiore responderet mutuo concordi tenore.*

Mart. § 11. *Inter mira haec spectacula . . . motusque nemorum (ramorum?) etiam susurrantibus flabris canora modulatio melico quodam crepitabat appulsu. Nam eminentiora prolixarum arborum culmina perindeque distenta acuto sonitu resultabant. Quidquid vero terrae confine . . . ramis adclinibus fuerat, gravitas rauca quatiebat. At media ratis per annexa succentibus duplis ac sesquialteris* (= *sescuplis, diapente*), *nec non etiam sesquitertiis* (= *epitritis, diatesseron*) . . . *iuncturis*, *licet intervenirent limmata* (= *hemitonia*), *concinebant. Ita fiebat, ut nemus illud harmoniam totam superumque carmen modulatione congrua personaret.*

Der schwanengesang ist Mart. § 918, wenn auch nicht mit denselben ausdrücken erwähnt. ich habe das stück der Metamorphose mit einigen änderungen abgedruckt, der text des Harlejanus oder wenigstens Wrights druck ist durchaus nicht so gut wie der verf. annimmt. wie will er zb. v. 164 verstehn? l. *Sol a prole Pronoes.*

Karl Strecker.

ZUM TEXT DES HERZOG ERNST B.

In meinen 'Studien zu den fassungen A und B des Herzog Ernst'[1] hat sich ergeben, dass Bartsch sich bei der herausgabe der fassung B zu eng an die Nürnberger hs. a gehalten hat. a ist die bessere hs., doch steht zwischen ihr und der fassung B eine bearbeitung a*, die ein jahrzehnt jünger sein mag als B. b ist die junge, sehr schlechte abschrift einer guten alten vorlage und verdient somit immerhin beachtung. im laufe der untersuchung haben sich mir eine reihe von vorschlägen zur textbesserung aufgedrängt, von denen ich die wichtigsten hier vorlegen darf.

Auszugehn haben wir von den durch die hss. a b für B gesicherten reimen. auf grund davon weis ich die formen: *undervienc* : *gienc* 3111, *weldecliche* 595 und *blîât* 3075 a bzw. a* zu. für B gilt die kurzform *gie* (: *enphie* 4533 : *nie* 1754 : *verlie* 3576); *gewalteclîche* 178. 795; *blîalt* 2608. so ist 3075 mit 6 zu lesen: *und einen roc von blîalt mit einer lîsten wol gestalt.* ebenso ist die form *erzougte* 618 (hs. *ertzeugete*) lediglich schreibung von a vgl. 3634: *erzeicten* : *geneicten.*

Hier gleich ein wort über die namen der plattfüſse und zwerge. Bartsch bezeichnet 5324 anm. *Platfuoz* als die wahrscheinlich dem ältesten gedicht zukommende namensform, folgert aber aus dem reim *Plathuof* : *schuof*, dass dem jüngeren dichter B diese form zukam. der fragliche reim steht in dem abschnitt 5319—64, der nur in a erhalten ist und den ich aus inneren und äuſseren gründen für einen zusatz von a* halte. die form *plathuof* findet sich sonst regelmäſsig in a, *platvuoz* in b. bewuste änderung, etwa aus kenntnis einer anderen quelle, lässt sich sonst in b nicht nachweisen, dann ist doch auffällig, dass b, eine junge sehr flüchtige hs., die alte richtige namensform überall durchgeführt haben soll. ich vermute, a* kannte irgendwie eine namensform *Plathuof* und brachte sie an unserer stelle sogar in den reim. die B zukommende namensform ist *Platvuoz*.

In der gleichen anmerkung erklärt Bartsch die form *Perkamêren* 5324 für eine entstellung aus *Prekamêren* infolge falscher auflösung der abkürzung. auffallend dass diese entstellung in a eben der form von b entspricht *pergamey* 4898 und *pgamey* 5422. diese letzte form gibt uns den schlüssel des rätsels in die hand. aus *Pygmaei* wurde zunächst *pigami*. durch verlesen gieng dann wol das *i* verloren, das *p* erhielt durch ein schiefgezogenes langes *i* oder durch einen zu hoch geratenen ansatzstrich seine eigenartige form, die wol schon in der vorlage B

[1] diese Gött. diss. 1922 konnte nicht gedruckt werden, sie ligt in maschinenschriftexemplaren in den universitäts-bibliotheken Berlin und Göttingen. im übrigen weis ich auf den auszug im Jahrbuch der facultät hin.



als die besonders aus lateinischen hss. geläufige abkürzung für *per* gedeutet war. In a* wurde aus dem *per* ein *pre* (d.h. *p* > *p̄*). die form *Pricami* E 362 d und E 362 e, neben *Pigmaei* erklär ich so, dass E, richtiger seine vorlage X, kenntnis von a* hatte.

Lesungen von b möcht ich in den folgenden fällen in den text aufnehmen: 280 durch aufnahme des adv. *nieder* (hs. *nydert*) wird der vers metrisch besser. — 365. es gibt nur éin römisches reich. die lesung von b deckt sich mit 494 a b, es ist also zu lesen *über allez rœmisch rîche.* — 368 l. *dîn wætlicher lîp* (hs. *waidenleicher*) wie 3464. — 550 *von ir vetern* a *von ir yedem* b. die erwähnung der vettern würkt hier nur störend. *yedem* ist offenbar junger ersatz für *dewederem* (vgl. *sweder* 2674). — 648 in dem *vnendleiche* der hs. ist das alte *vîentlîche* deutlich zu erkennen. — 1124 *verlogen* ist in den text zu setzen, vgl. 1026 a b und Bartschs entscheidung 5746. — 1241 *an erbende* (hs. *an erbund*) ist älterer sprachgebrauch. — 1278. *in die kemenate* a, *in seiner k.* b, *seiner k.* A. b steht also dem wortbild von A näher, der text ist entsprechend zu ändern. — 1810. Bartsch hat a abgedruckt, b list *vn̄d schullen varen über mer,* dem entspricht A *nu wil ig varen.* für B ist also anzusetzen: *nu suln wir varen über mer.* — 1899. *bettegwant* ist sicher falsch: einem ritter gibt man auf die reise doch keine bettwäsche mit! *padgwant* b *badegwant* muss ein reiches kleid sein; in dieser bedeutung treffen wir es zb. Vorauer Joseph 764; Abor 123. — 4227. *lebendic* A b ist in den text aufzunehmen; Bartsch kannte die fragmente Germ. 19, 195 ff noch nicht.

Eine zu wenig beachtete fehlerquelle unserer überlieferung erblick ich in der vorlage B_1. zum beweis meiner behauptung greif ich einige fälle heraus: 1797. *daz ich 'in dem lande' niht langer mag sin* a b; auch Bartschs umstellung lässt die zeile überladen. vielleicht stand ursprünglich in B *deich hie niht langer mac gesîn.* — 1831. *almuosen und êre* a *lob und êre* b *allesammt êre* A. die verderbnis stand also offenbar schon in B, doch handelt es sich schwerlich um eine beabsichtigte änderung. für die fassung B möcht ich die lesung von A einsetzen. — 4340. ich vermute, dass in *zeichenlich* eine alte verderbnis steckt, dass ursprünglich in B stand *wider z'eigen gegeben.* aus einer mischung von *z'eigen* und *eigenlich* wurde zunächst *zeigenlich,* endlich *zeichenlich.* — 4644. *gewesen* überlastet den vers und ist wahrscheinlich nur zusatz von B_1. — 5627. *dar* ist offenbar fälschlich aus der vorangehnden zeile in diese herübergezogen worden, ich schlage vor, wir lesen:

daz er in frumte dar gesant   oder swar er selbe wolde.

— 5793. das adj. *breit* tritt in B nur zu bestimmten substantiven, nie zu *golt,* zu *pheller* 2414. 5657. 5682; anderseits ist *lieht* ein natürliches beiwort des goldes, vgl. 2589. wir werden also besser umstellen

liehtez golt und pheller breit.

Endlich vorschläge zur besserung einzelner stellen:

249 *ir sele ist selig also was ir lyp* a.
ir sel ist sälig schon was ir leib b.

b scheint die bessere lesung zu bieten, doch ist die zeile in beiden hss. überladen. ein denkender schreiber (B_1) scheint anstofs daran genommen zu haben, dass die unsterbliche seele und der sterbliche leib auf eine stufe gestellt waren, und hat das wörtchen *was* eingeschoben; a* gieng noch weiter, indem er auch den leib der kaiserin selig sein lässt. in B stand vermutlich

ir sêle ist sælic, schœne ir lîp.
und wizzet daz daz gotlich wîp (b).

661. 62. *so gnadeclichen heit* *do gedachte er waz er seyt* a
het : tet b.
so gnedencliche hette *do dagter wat he rette* A.

weder die form von a noch die von b kann die ursprüngliche sein, deshalb setzte Bartsch im reime *habete : sagete* ein. etwas ähnliches findet sich nirgends in B, aber auch A gibt keinen anhalt für diese formen. a stimmt inhaltlich, b formal zu A, so ist am wahrscheinlichsten, dass noch in B_1 der reim *hette : rette* stand.

1246. *dar und wider* a fehlt b, gehört aber in den text. Bartschs conjectur *darumbe* ist überflüssig, also falsch.

1563f. *igel, katzen und manige berchfrit*
uf solhen langen strit a
igel, katzen und antworich
gegen der stat entworich b.

A III 35 ff. *ind he di burg ir* [*wurve*]
[*bit aller slahte*] *antwerc*
do . . . wert
dat sie niet [*wolden gedingen*]
do hiez he ime [*gewinnen*]
vil [*manichen*] *boim langen*
[*he wurhte igel ind ma*]*ngen*
ind berg[*fride*] *vire.*

die stelle ist heillos verderbt. in A stand sicher *antwerc,* wahrscheinlich auch *mangen* (gefordert durch das reimwort *langen*) und *bergfride,* wovon *berg* erhalten ist. in B standen sicher *igel* und *katzen.* A a sichert *bergfride,* A b *antwerc.* vereinen lassen sich die beiden lesungen nicht. nun nennt aber a eine bestimmte maschinenart; b nur den collectivbegriff *antwerc* 'belagerungswerkzeuge', der am ehesten zugesetzt werden konnte. die reconstruction wird sich also im wesentlichen an a halten müssen. Bartsch wollte die zeile 1563 durch streichung des wortes *manige* säubern, wahrscheinlich aber steckt darin gerade das alte wort *mange.* gestützt wird diese vermutung durch die beobachtung, dass die metrisch anstöfsige zeile 1564 *ûf solhen langen strît* durch umstellung leicht zu bessern ist. damit hätte

auch B das alte reimpaar *mangen : langen* bewahrt. die *bergfride* werden wir hier umso leichter entbehren, als sie uns 1589 wider begegnen. die stelle lautete also wahrscheinlich:

vil balde er dô würken bat
igel, katzen, mangen
ûf solhen strît langen.

1805. Bartsch hat mit vollem recht a in den text aufgenommen, doch ist ein fehler unterlaufen, in a steht

dô mohten wir mit vollen sern.

2102. *suntliche* a *sälikleich* b. Bartsch will *suntliche* als gesund verstanden wissen, eine sonst nicht belegbare form resp. bedeutung. beide lesungen gemeinsam führen vielmehr auf ein *unsuntliche* 'ohne sünde' der vorlage. dann ist allerdings auch 2104 mit b zu lesen:

und iwer ê (hs. *er*) *alsô bewarn.*

2867. Bartsch hat a abgedruckt. nun ist aber *timît,* ein lieblingswort der blütezeit, in B sonst nicht belegt. b bietet den jungen reim *samait : pechlait*, sicher eine änderung des schreibers. die zeile 2870 b ist überlastet durch ein vorangestelltes *sumleich*, das offenbar zur vorangehnden zeile gehört; durch umstellung lässt sich die zugehörige reimzeile leicht herstellen: das *mit* aus *damit* 2870 gehört wol nach 2867

⟨mit⟩ phellè und samît rîche
wâren bekleit sumlîche.

4191. *fuder* a b ist *fürder*; vgl. 4305 *vadern* b für *vordern.*

4205 f. *ein michel wunder* a ist zu halten und im reim für das sinnlose *frolich vnder* zu schreiben *munder*!

4616. *wol gereiten* a, auf *wol geriten* könnte *Mit speis und mit rossen* b hinführen.

4892. mit b ist zu lesen *frô wâren alle sîne man.*

5741 ist bei Bartsch (a) unverständlich; in b steht ein unmöglicher reim, ich vermute ein part. prät. auf *-ôt* (wie *gesamenôt* B 91) uzw. *eroffenôt* (Rol. 245, 9. Kchr. 15 947). —

Mit obigen bemerkungen hoff ich genügend zweifel an der alleingültigkeit der hs. a geweckt zu haben, und wünsche, dass weitere nachprüfung mein ergebnis bestätigt und zu immer schärferer abgrenzung des besitzstandes von B und a* führt.

Göttingen. **Richard Reitzenstein.**

ZEITSCHRIFT

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM

UND

DEUTSCHE LITTERATUR

HERAUSGEGEBEN

VON

EDWARD SCHROEDER UND **GUSTAV ROETHE**

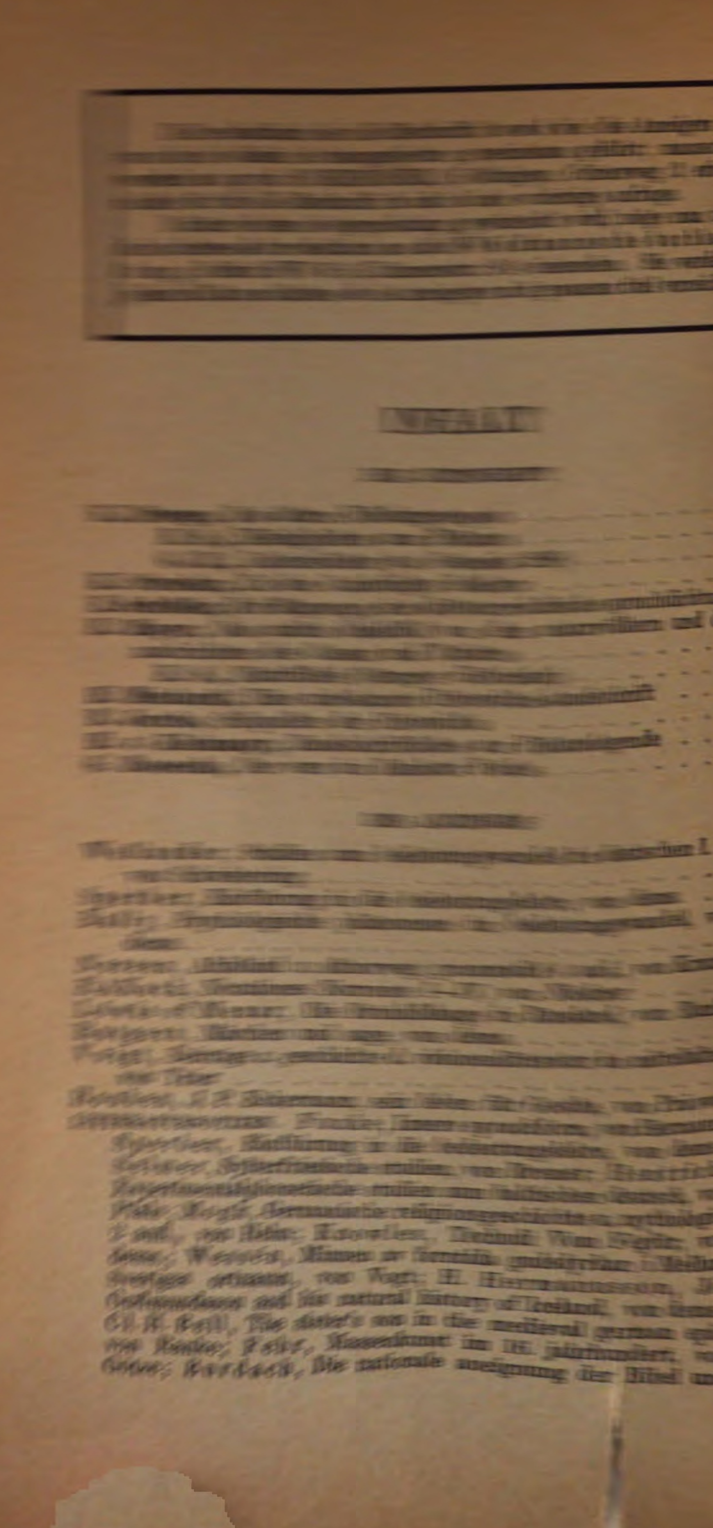
LXII. BAND

4. HEFT

(AUSGEGEBEN AM 15. DECEMBER 1925)



BERLIN 1925
WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG
SW. 68, ZIMMERSTRASSE 94.



DAS ÄLTERE NIBELUNGENEPOS.

Nach AHeuslers eingehnder begründung in der Braunefestschrift (Dortmund 1920) und seiner eindrucksvollen darlegung in dem buche Nibelungensage und Nibelungenlied glaubt man vielfach an ein älteres Burgundenepos oder eine ältere Nibelungennot als vorlage für den zweiten teil unseres Nibelungenliedes und an ein Brünhildlied aus dem ende des 12 jh.s als quelle des ersten teils, vgl. HSchneider Zs. 58, 98; Polak Zs. 60, 1; de Boor Zs. 61, 2; Schwietering Zs. 61, 76; Ehrismann Anz. XLI 141 ff. wie ich schon Zs. 58, 40 bemerkte, möcht ich an meiner annahme eines älteren Nibelungenepos, das auch die ereignisse des I teils unseres liedes behandelte, festhalten und meine frühere beweisführung stützen und erweitern, vgl. besonders Zs. 51, 177 ff.

I. Die widersprüche zwischen I und II teil des Nibelungenliedes.

Zunächst sind die gründe Heuslers zu erwägen.

1. Wenn Giselher in der Ths. sagt, er sei bei Sigurds ermordung ein vierjähriges kind gewesen, und dieser ausspruch Nl. 1924 auf Dankwart übertragen ist, so schliefst Heusler mit recht, diese vorstellung von Giselhers jugendlichem alter habe dem älteren epos angehört; das für den ersten teil als quelle vermutete Brünhildlied habe wie unser Nl. Giselher als älter gekannt; die Brünhildgeschichte der Ths. kenne zwar kein auftreten eines jüngsten vierten bruders, aber es fänden sich 'überlebsel aus der deutschen quelle', so dass sich ein unterschied zwischen den vorlagen beider teile des Nl.s ergebe. 'zwei stellen stechen aus dem zusammenhang hervor': die worte des sterbenden Sigurd: ... 'eher läget ihr alle vier tot' und Hagens erwiderung, in der auch Giselher als vierter mitgezählt sei. 'mehrdeutig', fügt er in klammern hinzu, 'ist die dritte stelle, 266, 24, wo 'wir vier' auf Sigurd und die drei könige gehen kann'. gerade diese stelle ist aber besonders wichtig. kurz vorher hat der verfasser der Ths. erzählt: 'nun jagten sie tieren nach ... und jung Sigurd war von ihnen der vorderste jetzt und jedesmal, und nun hatten sie einen grofsen wilden eber erlegt'. wenn Hagen über diese jagd sagt: 'diesen ganzen morgen haben wir

einen wilden eber verfolgt, und wir viere konnten ihn kaum erjagen', dann wird sicherlich der beste jäger Sigurd mitgezählt und nicht Giselher. diese richtige vierzahl konnte aber leicht das 'ihr vier' und 'uns vieren' nach sich ziehen, zumal gerade in der ermordungsscene manches vom verfasser der Ths. geändert ist (vgl. Zs. 58, 2 f). hätte der sagaschreiber selbst Giselher aus dem ersten teil beseitigt, so würde er ihn nicht gerade an so wichtiger stelle zwei- oder dreimal irrtümlich mitgezählt haben, da er ja selbst vorher (c. 169) gesagt hat: 'Giselher war noch ein kind'. anderseits beschäftigt der österreichische dichter Giselher im I teil so vielfach und geflissentlich, dass man den eindruck gewinnt, er wolle ihn seinen lesern erst bekannt machen, ähnlich wie er den von ihm erfundenen Dankwart sogar auf die fahrt nach Isenstein mitnimmt. ein weiterer grund wird sich später ergeben.

2. Eine 'spaltung zwischen Brünhild- und Burgundendichtung mit entgegengesetzter ausgleichung' soll auch bei der abstammung Hagens anzusetzen sein: Hagen sei im Brünhildliede der menschliche gefolgsmann, im älteren Burgundenepos der albische halbbruder gewesen. die stelle der Ths. aber (c. 391), wo Dietrich Hagen einen albensohn schilt, fügt sich nicht recht in den zusammenhang der erzählung: 'so lange währte der kampf, dass sie beide müde waren und beide wund. und nun ward könig Dietrich so zornig und gewann so grofsen mut ...'; dann folgt seine scheltrede vom albensohn. darauf nennt Hagen ihn einen sohn des teufels, und nun wird widerholt: 'und da ward könig Dietrich so zornig', dass feuer aus seinem munde flog. der zornausbruch wird zweimal mit genau denselben worten erzählt: *oc nu verðr Þiðrecr konungr sua reiðr*. das erklärt sich am einfachsten durch einen einschub aus anderer quelle, wie sie auch sonst gerade bei Hagen wahrscheinlich ist. auch das folgende grimmige scherzwort Hagens: 'wäre ich ein fisch, so wäre ich so gebraten, dass mein fleisch zum teil essbar wäre' klingt mehr nach sächsischer erzählung, wie die blutigen rinderhäute c. 379 und die kräftigen vergleiche bei Hagens verwundung durch Iring und anderes (vgl. Zs. 48, 499). ebenso lässt sich ein zusatz an der stelle erkennen, wo Gunther Hagen seine mutter vorwirft: 'Hagen ward darüber ärgerlich, er stand auf und ging hinaus'. vorher wurde ihm aber schon feigheit

vorgeworfen, und auf diesen vorwurf must er eigentlich zornig auffahren, wie das Nl. 1464 richtig erzählt wird. in der Ths. sind beide vorwürfe vermischt und verwirrt, die albenabkunft wird auch hier der niederdeutschen nebenquelle entstammen. zu der ritterlichen auffassung des älteren epikers, der höfische sitte kennt, der Giselher verjüngt, Ute mütterlich raten und warnen lässt, passt der ärgerliche fehltritt Utes nicht. auch weist auf derbere niederdeutsche quelle, dass c. 169 der vorgang in einen grasgarten verlegt und Ute weintrunken genannt wird. an derselben stelle berichtet die Ths., durch die beischläferin Dietrichs sei die sache an den tag gekommen, und später ist wider von einer beischläferin des in der Ths. überlebenden Hagen die rede; der sohn jener frau soll (c. 393) die schlüssel zum Nibelungenschatz erhalten, wobei sogar die niederdeutsch klingende wendung *at Sigisfrođ kiallara* erscheint. Hagens wunderbare geburt wird ebenso auf niederdeutsche überlieferung zurückgehn wie Siegfrieds wunderbare geburt und erziehung, bei der die person Mimirs und die hindin rheinisch-westfälischen einfluss verraten (Zs. 51, 196 f; 58, 38 f). ich möchte allerdings nicht mit Polak (Zs. 60, 20) ein selbständiges nd. lied vom Burgundenuntergang annehmen, 'das der verfasser der Ths. in Bergen vortragen hörte', sondern an die von mir früher vermutete Soester bearbeitung denken (vgl. Zs. 51, 213).

3. Dass Volker nicht in der Brünhildgeschichte der Saga vorkommt (Heusler s. 49), erklärt sich aus dem wegfall des Sachsenkrieges, auf den ich später zurückkomme; die sächsischen gewährsmänner hatten grund, davon zu schweigen, aber wenn Hagen bei der rüstung zur Hunnenfahrt (Ths. c. 361) zunächst Volker als sachverständigen kriegsmann herbeiholt, so dürfte sich dieser bereits bewährt haben. hätte ihn anderseits der österreichische dichter nicht als *venre* im Sachsenkriege vorgefunden, so würde er vielleicht Hagens bruder Dankwart, den er so gern beschäftigt, auch im Sachsenkriege mehr verwendet haben.

4. Außer den sachlichen widersprüchen betont Heusler mit berufung auf Roethes darlegung auch die unterschiede im reimgebrauch und im wortschatz und die ungleiche dichterische höhe beider teile; eingehend vergleicht er die zahl der gestalten und auftritte, die im II teil erheblich vermehrt sind. aber schon

der ganz verschiedene inhalt und die starke erweiterung des ersten teiles muste grofse verschiedenheit in der darstellung bewürken. im I teil schliefst sich um den haupthelden im mittelpunct eine reihe von siegen und festen, nur zuletzt naht tod und trauer, im II teil streiten zahlreiche helden in vielfachen kämpfen, und auf fahrten und kampfplätzen wechseln die scenen.

5. Als versmafs vermutet Heusler für das Brünhildlied langzeilenpaare, während er für das Burgundenepos die einführung der Kürnbergsweise als Nibelungenstrophe annimmt. der 'prachtstrophe' 465 möcht er (s. 65 f) 'wol zutrauen, dass sie fast mit haut und haar aus dem lied geholt wurde', aber die sehr ähnliche stelle mit gleichen reimwörtern Nl. 1937, 'die in einem neugedichteten auftritt steht' und daher 'nachbildung von 465' sein müste, macht doch bedenklich, zumal da sich 'die einprägsame stilfigur' auch sonst im Nl. in nachdrücklicher darstellung findet, zb. 948. 2087. 2142. man kann deshalb diese würksame ausdrucksform auch als eigentum des letzten dichters ansehen. bestechend würkt es zunächst, wenn Heusler (s. 68) im anschluss an Ths. und Nl. Spuren liedhafter langzeilen zu finden versucht und die alten verse herstellt:

du lîst ermorderôt;
und wesse ich wer iz het getân, da müest ez wesen sîn tôt.

ebenso leicht aber ist es möglich dass das reimwort auf *ermorderôt* schon vorher stand, denn in der Ths. wird besonders nachdrücklich gefragt: 'wo empfingst du die wunde'? und nochmals: 'wie wurdest du so wund: du must ermordet sein'. gerade weil sich ein 'doppelgänger' *ich riete im immer sînen tôt: gewarnôt* Nl. 1747 findet, könnte die fassung des Nl.s widerum eigentum des Österreichers sein und etwa ursprünglich auf: wo bliebest du tot? der nachsatz *dû lîst ermorderôt* gefolgt sein, ein kurzvers wie etwa im Rother 2591 (vBahder) *dîn grôze overmôt.* dann würde der Ths. entsprechend sich anschliefsen: 'und wüste ich, wer das getan hätte, so möchte ihm das vergolten werden'. wie ich früher (Zs. 48, 502 f) versucht habe spuren von kurzen reimpaaren im II teil des Nl.s in der altertümlichen Eckewartepisode zu entdecken, so halt ich solche auch hier für möglich. die verse konnten etwa wie im Alexanderliede lauten, in dem ich anklänge an die vorstufe des Nl.s vermutet habe (Zs. 51, 199 f):

westich wer daz hête getân iz sold ime an daz leben gân.

auch im könig Rother, der wie im abschnitt IV nachgewiesen werden soll, wahrscheinlich die vorstufe des Nl.s gekannt hat, findet sich eine ähnliche wendung 1678f:

done wistich wê is hette getân: ich wolde si alle irslagen hân.

Auf kurzverse in der älteren heldenepik (vgl. auch Zs. 51, 211f) scheint auch die merkwürdige Volcnantstelle in DFl. 2921 ff und fast gleichlautend 5785 ff und 5815 ff hinzudeuten, die EMartin eine würklich einzigartige vollkommene doublette nannte und für das bruchstück eines alten liedes in reimpaaren hielt, während WHaupt darin die spur einer epenvorlage aus nd. überlieferung sah. da die Volcnantstelle an die erzählung von Eckewarts botschaft im Nl. 1642f und 1646 anklingt, halt ich auch eine nachahmung des älteren Nibelungenepos in einer vorstufe von Dietrichs Flucht für möglich.

II. Die epische vorlage im ersten teil des Nibelungenliedes.

Heusler meint (s. 67), 'die erzählweise des Brünhildliedes müsse immerhin verhältnismäfsig breit gewesen sein' und 'einen ansehnlichen umfang' gehabt haben. ich glaube, die vorlage unseres letzten dichters erzählte so viele vorgänge und in so breiter ausführung, dass der rahmen eines liedes nicht alles umspannen könnte. zunächst weisen spuren auf eine schilderung des Sachsenkrieges hin. im jetzigen zusammenhang des Nl.s ist die sendung Sigfrids nach Worms unwahrscheinlich. nachdem er seine abreise immer hinausgeschoben hat, übernimmt er erst nach dem abenteuer auf Isenstein die botschaft an Kriemhild. so wird er näher mit ihr zusammengeführt, gesehen hat er sie allerdings schon nach dem Sachsenkrieg und ihren 'holden willen' erkannt. durch die meldung des sieges über Brünhild wird er in eine wenig ehrenvolle lage versetzt, er ist selbst bote seiner trügerischen handlung. natürlicher und würdiger war es, wenn er als siegesbote aus dem Sachsenkrieg kam und als solcher 'Kriemhilt êrste gesach'. so wird ursprünglich erzählt sein, in unserer dichtung deutet noch einiges darauf hin. obwol Gunther Siegfried zu gröstem danke verpflichtet ist, kommt er nicht dazu ihn auszusprechen; im älteren epos war es schon im felde geschehen, denn Gunther war mit ausgezogen (vgl. Zs. 48, 475f). auch in unserem Nl. kommen die nunmehr von Gernot gesandten

boten nicht zu könig Gunther, dem doch zunächst, wenn er zu hause geblieben war, gemeldet werden müste, sondern zu Kriemhild, an die sich ursprünglich Siegfried als Gunthers siegesbote zu wenden hatte. weitere gründe werden in abschnitt III vorgebracht werden.

Wie in der Ths. noch angedeutet wird, war in der vorstufe die gemeinschaftliche regierung Siegfrieds und seiner königlichen schwäger geschildert (Zs. 48, 490). das reich war mit Siegfried geteilt. in unserem liede will Kriemhild mit ihren brüdern teilen, als sie mit Siegfried in seine heimat zieht; auch Giselher nimmt den wunsch auf (693), land und burgen zu teilen, wie ja Gunther versprochen hat (127). die teilung hat nun keinen sinn mehr, wenn Siegfried das grofse reich seines vaters und seine Nibelungenherschaft übernimmt, aber was früher als würklich geschehen erzählt wurde, wird wenigstens noch besprochen. die teilung des Wormser reiches, die jetzt noch als möglich behandelt wird, brauchte bei einem die zeitverhältnisse berücksichtigenden älteren dichter nicht etwa zu befremden, denn das römisch-deutsche reich umfasste herzogtümer und nebenländer. — Bei der schilderung der gemeinsamen regierung in Worms wird in der Ths. Siegfrieds gefürchtete tätigkeit besonders gelobt. so war es auch in der vorstufe, noch im Nl. 723 wird von der furcht vor Siegfrieds stärke berichtet, nun jedoch in seinem heimatlande (714—723). diese erzählung wird mit dem bericht über Gunthers regierung durchflochten, vielleicht in erinnerung an die alte zusammengehörigkeit. auf den hort deutet die Ths. bei der Wormser regierungstätigkeit nur leicht hin: 'sie hatten mehr fahrende habe, gold und silber, als alle anderen könige'; in unserem Nl. bleibt der schatz in Siegfrieds lande und zwar noch im 'Nibelunge lant', wo er ihn erstritt (721 f). erst nach Siegfrieds tode wird er von Gernot und Giselher nach Worms geholt. dass das in der vorstufe nicht so war, beweist zunächst die beteiligung Giselhers. ferner heifst es 1116 vom hort: 'er was ir morgengâbe'. in der vorstufe wurde er würklich als morgengabe von Siegfried seiner gemahlin nach Worms gebracht, während er jetzt nur nachträglich so bezeichnet wird; Siegfrieds fahrt nach dem schatz ist in eine fahrt in das Nibelungenland, um die mannen herbeizuholen, umgewandelt. dass es sich dabei ursprünglich um den hort handelte, scheint noch

eine bemerkung über das ziel der reise anzudeuten: *die hiezen Nibelunge, dâ er den grôzen hort besaz.* der feinfühlende bearbeiter C* nimmt daran anstofs und wendet die worte auf die mannen: *unt wâren sîne man, lant unde bürge, daz was im allez undertân.* dass der hort in der vorstufe schon früher in Worms war, könnte bestätigt werden durch die reichen schätze, die Kriemhild gleich nach Siegfrieds tode spendet, schon ehe die brüder ihr den hort überlassen: 1053 sagt sie zu ihrem kämmerer: *durch Sîfrides sêle sol man teilen sîn golt*, und 1060 wird das gold *ûz sîn selbes kamere* erwähnt. — Die jetzt erst bei Siegfrieds fahrt von Island aus erzählte fesselung Alberichs wurde beim ersten besuch im Nibelungenlande erzählt (Zs. 48, 489, anm. 4; Polak Untersuchungen über die Siegfriedsagen [Berl. diss. 1910] 32), und zwar in der reihe der jugenderlebnisse. in unserem liede erzählt Hagen die früheren taten Siegfrieds, während dieser warten muss, wobei auch Hagens genaue kunde, wie manches beim österreichischen dichter, nicht recht wahrscheinlich würkt.

Durch die eingelegte schwertleite ist alter zusammenhang zerstört, die erzählung zerdehnt und unnatürlich geworden. nachdem bereits 21 von Siegfrieds fahrt in manche länder erzählt ist, wird auf seine kindheit zurückgegriffen: 25 *vil selten âne huote man rîten lie daz kint,* dann folgt die schwertleite. in str. 42 heifst es: *von den rîchen herren hôrte man wol sît, daz si den jungen wolden ze eime herren hân.* auch hier wird nur als wunsch ausgesprochen, was ursprünglich als tatsache erzählt wurde. Siegmund behält im Nl. noch lange die herschaft, weil er später mit nach Worms reisen soll. im älteren epos stirbt er früher, Siegfried wird könig und will sich auf rat seiner verwanten vermählen. das auffallende abraten der besorgten eltern gehörte früher zur ersten ausfahrt (Zs. 48, 475). an die kurze erzählung der jugendgeschichte schloss die vorstufe die werbefahrt nach Worms; der Österreicher stellt die erzählung von Kriemhildens aufwachsen und ihrem gespräch mit der mutter über den traum voran, so dass wir jetzt einen doppelten anfang haben, der anfang des älteren epos war: *Dô wuohs in Niderlanden eins edelen küneges kint,* und die kunde von Kriemhilds schönheit und sprödigkeit stand ursprünglich an der stelle wo jetzt ihre ablehnung blofs widerholt wird (45 f). so lebhaft tritt schon im

älteren epos die person Siegfrieds in den vordergrund, dass die annahme eines Brünhildliedes nicht ausreicht.

Auf den früheren besuch Siegfrieds bei Brünhild weisen im Nl. unverkennbare spuren, so strr. 378. 419 und besonders 382, wo von Brunhildens land gesagt wird: *daz was ir deheinem niwan Sîvride erkant* (vgl. auch Ehrismann Anz. XLI 147 f). diese spuren halt ich für reste alter überlieferung, überlebsel deren unstimmigkeit der bearbeiter C* 382 vermeidet, indem er ändert: *daz het von Tronege Hagene ê vil selten bekant*; die directe rede in strr. 378 u. 419 lässt er bestehn. ein Brünhildlied wird hier erkennbar, das auch die frühere bekanntschaft Siegfrieds mit Brünhild berichtete. die Ths. bezeugt dieselbe überlieferung, zeigt aber niederdeutschen einschlag in der erzählung vom hengst und von der guten bewirtung. schon der älteste epiker unterdrückte vermutlich den ersten besuch, indem er sich von dem Brünhildliede freimachte, um Siegfried durch verminderung seiner erlebnisse jugendlicher zu gestalten und von schuld zu entlasten, genau so wie er Giselher verjüngt und von der teilnahme am morde befreit hat. für die auffällige eifersuchtscene 618 ff nimmt Heusler (s. 75) die kenntnis eines zweiten Brünhildliedes beim letzten dichter an. ich glaube mit einem Brünhildliede auszukommen, das der letzte epiker noch gekannt haben mag, aber das weinen Brünhildens kann auch über das ältere epos weitergeführt sein, obwol als grund Siegfrieds eigenholdstellung noch nicht in betracht kam. die Ths. kürzt hier sehr stark, aber die bemerkung: 'Siegfried übertraf sie in allen dingen' (c. 342) könnte immerhin Brünhildens neidische trauer über Kriemhildens stärkeren gemahl in der vorstufe erklären (vgl. Zs. 48, 490).

Dass die bestattung Siegfrieds schon in der vorlage genauer beschrieben wurde, hab ich Zs. 51, 184 aus der bemerkung der Ths. geschlossen. näher begründen will ich meine vermutung, der zusatz in C* über die abtei Lorsch gehe auf das ältere epos zurück. Wie der Österreicher statt des rheinischen Odenwaldes, den erst C* (911) wider einsetzt, den ihm durch die heldendichtung bekannten Wasgenwald vorzog, so hat er auch statt des rheinischen klosters Lorsch die berühmte stadt Worms und ihren dom als begräbnisstätte gewählt. ganz unklar bleibt aber, wie in der nähe des domes das grab Siegfrieds zu denken ist. nach seiner wenig anschaulichen art sagt er nur unbestimmt

1064: *man hiez in ûz dem münster zuo dem grabe tragen*; weiter erfahren wir nichts, namentlich nicht, ob der kostbare goldene sarg in die erde versenkt wurde. die richtig gedachte örtlichkeit mit der klosterkirche und den steinsärgen, die würklich vorhanden waren und geschichtlich nachgewiesen sind (vgl. Zs. 58, 6 f), muste erst wider von C* an stelle der verblassten gegend gesetzt werden. für den nach den ausgrabungen sicher vorhandenen sedelhof tritt in unserem Nl. ein 'gezimber' ein, das man für Kriemhild in der nähe des domes erbaut hat[1]. gerade für den dom hat der letzte dichter eine besondere vorliebe, vor ihm lässt er auch statt in der burg den streit der königinnen sich abspielen. — Dass umgekehrt der bearbeiter für seine leser oder zuhörer die rheinischen beziehungen nach einem gelegentlichen besuche, wie FVogt meint, eingefügt habe, halt ich für unwahrscheinlich. vielleicht sind auch noch in unserem Nl. spuren der älteren darstellung zu erkennen. auf ein kloster weist die erwähnung von mönchen neben den pfaffen hin (1057), und 1061 heifst es: *Urbor ûf der erden teiltes in diu lant, swâ sô man diu klôster und guote liute vant.* verblasst und verallgemeinert erscheint diese schilderung im vergleich mit dem bericht über die Lorscher schenkung 1142, 5 ff: *ein rîche fürsten aptey stifte vrou Uote ... mit starken rîchen urborn, als ez noch hiute stât daz klôster da ze Lôrse* ... mit den worten, die im König Rother widerklingen (vgl. Zs. 58, 6).

Wenn der ältere epiker von Siegfrieds bestattung und dem aufenthalt der königlichen frauen genauer berichtete, so ergibt sich auch leicht eine antwort auf Heuslers 'bleibendes fragezeichen' (s. 75 f), aus welcher quelle Kriemhildens witwentrauer und ihre aussöhnung mit den brüdern Av. XIX, stammen möge. — Auch *Rûmoldes rât* hab ich in der fassung von C* als älteres gut aus der vorstufe angesehen. das hat de Boor vor kurzem (Zs. 61, 1 ff) bestritten und eine andere vermutung zu begründen versucht. mit recht hält de Boor wie Heusler die Rumoldstelle bei Wolfram für eine übertreibende steigerung des Rumoldrates im Nl., 'aber', so schliefst er weiter, 'es ist der einfall des redactors C, den Wolfram übersteigert'. auch Leitzmann (Zs. 61, 50) hält für 'felsensicher, dass Wolfram jünger ist als das Nl. C',

[1] den gedanken, das bauwerk werde vielleicht schon in einer vorstufe erwähnt, hab ich aufgegeben (Zs. 52, 210).

aber unser Nibelungendichter übernahm, wie auch Heusler glaubt, die namen *Azagouc* und *Zazamanc* aus dem Parzival, denn wie sollte ein dichter, dem eine grofse fülle fremder namen zu gebote steht, sich die beiden namen aus dem Nibelungenliede zusammengesucht haben? auch fällt für die abhängigkeit des Nibelungendichters erheblich ins gewicht was ESchröder Zs. 59, 244 über das wort *harnaschvar* beobachtet hat, das wahrscheinlich von Wolfram eingeführt und in das Nl. aufgenommen ist. wenn nun einerseits Wolframs Parzival älter ist als das Nl., anderseits aber Wolfram eine fassung im Nl. C benutzt, so bleibt nichts anderes übrig als anzunehmen, Wolfram habe eine vorstufe des Nibelungenliedes gekannt, aus der auch C schöpfte. auch andere gründe sprechen für älteres gut. gewis hat, wie de Boor ausführt, der letzte epiker die ausfahrt der Burgunden in eine beratungs- und eine abschiedsscene zerdehnt, aber der rat Rumolds fand im älteren epos nicht kurz vor der abfahrt statt. der ältere dichter, der wie der dichter des König Rother auch den humor liebte, schloss absichtlich und passend an Hagens ernste warnung den mehr mit humor umkleideten rat Rumolds an, wie auch der letzte epiker diese stellung des eigentlichen rates beibehält. der Österreicher erweiterte aber nach seiner art, und wie er bei Utes traum Hagens heftige ablehnung und seine sinnesänderung durch zurückgreifende widerholung erklärt, so erwähnt er noch einmal kurz Rumolds mahnung, um daran die übertragung der landpflege zu knüpfen. diese halt ich für eine erfindung des letzten dichters, der staatsrechtliche fragen liebt (vgl. den rangstreit der frauen über die stellung Siegfrieds), ursprünglich wird die regierung den königlichen frauen überlassen sein. Utes traum gieng auch im älteren epos nicht, wie de Boor meint, der warnung Rumolds voraus, sondern schloss passend die reihe der warnungen als die ernsteste, und daran fügte sich gut als abschluss, wie noch die Ths. bezeugt, das mutige aufspringen Giselhers; das ist der natürliche gedankengang. dass die Rumoldstelle der klage ursprünglicher sei als die des Parzival, weil diese die beratungsscene voraussetze, ist abzulehnen, weil einfluss Wolframs in der Klage festgestellt ist (Leitzmann Zs. 61, 49 ff). ferner ist bei einer erzählung von einem rat beim abschied der reim *riet : schiet* so natürlich, dass man gar keine berührung anzunehmen braucht. auch die behauptung de Boors, Rumold sei in der

vorstufe noch nicht küchenmeister gewesen, erst der letzte dichter habe ihn für den ersten teil des liedes dazu gemacht, halt ich nicht für richtig. der sprichwörtliche *Rûmoldes rât,* in dem die speise die hauptsache ist, hatte nur dann witz und sinn, wenn ihn nicht irgend ein beliebiger gefolgsmann aussprach, sondern eben der küchenmeister. der letzte dichter hat den rat verfeinert, indem er die speisen zwischen den guten kleidern, dem besten wein und den schönen frauen zurücktreten lässt und dadurch nach seiner art verallgemeinert und abschwächt. über dem schenken und koch der Ths. stand beim älteren epiker, der ja ritterliches leben beachtet, der küchenmeister. dieser war übrigens in der auffassung des letzten dichters keineswegs, wie de Boor aus str. 777 schliefst, 'der feldmeister über töpfe und kessel', die erwähnten 'untertanen' sind seine untergebenen, so versteht auch C 776, 4 die *undertânen.* auch dürfen wir den 'derb-komischen spielmännischen witz' eher dem älteren als dem letzten epiker zutrauen.

Dass der nachweis älteren gutes für Rumolds rat 'mit hilfe des Parzival sich nicht führen lässt', geb ich zu, aber die ganze reihe der spuren ist doch zu beachten. gewis sind die versuchten nachweise 'nicht zwingend', aber bei solchen fragen der gegenseitigen beziehungen wird man wie bei manchen geschichtlichen untersuchungen über einen gröfseren oder geringeren grad von wahrscheinlichkeit, im besten falle überzeugungskraft nicht hinauskommen.

Den früher (Zs. 51, 203 ff u. 58, 1 ff) angeführten gründen füg ich noch einen hinzu. bei der beratung über die werbefahrt nach Island spricht in der bearbeitung C* Siegfried 330, 9 ff: *Unt wæren iuwer viere, dine kunden niht genesen,* indem er sich an Gunther und Hagen wendet und sagen will: 'wäret ihr auch doppelt so viel, es würde nicht gelingen'. in diesen worten seh ich deshalb einfluss des älteren epos, weil auch kurz vorher in demselben zusammenhang 328, 5 die worte *dô si eines tages sâzen der künec und sîne man* ... den worten der Ths. c. 226: *oc nu er þeir sitia allir saman* ... entsprechen (vgl. Zs. 51, 204). auch gleich darauf scheint die stelle 330, 8: *swîget, sprach dô Sîfrit, iu ist ir ellen unbekant* auf älterer überlieferung zu beruhen, denn der bearbeiter beanstandet sonst worte die auf Siegfrieds frühere bekanntschaft mit Brünhild hindeuten (vgl. str. 382),

und hier nimmt er selbst solche beziehung ohne bedenken auf. ich vermute auch, dass der österreichische dichter, der sich öfter durch worte der vorlage zu eigener darstellung anregen lässt (Zs. 48, 479 f), durch die vierzahl veranlasst wurde, vier helden nach Island ausfahren zu lassen, merkwürdigerweise auch Dankwart, während früher wol auch mannen Siegfrieds mitzogen, die er jetzt von Island aus herbeiholt. die ähnliche wendung mit der vierzahl bei Siegfrieds ermordung in der Ths. könnte aus der richtigen stelle der vorlage verschoben sein, wie solche umstellungen auch beim letzten dichter des Nl.s beobachtet werden. weitere gründe für ältere überlieferung in C* werden sich später ergeben.

III. König Rother im Vergleich mit den Vorstufen des Nibelungenliedes und der Kudrun.

In der einleitung zu seiner ausgabe des König Rother (Heidelberg 1922) hat de Vries s. LXVIIIf meine frühere vermutung eines zusammenhanges zwischen Rother und Nl. bestritten, aber es kommt mir weniger auf den anklang der worte an, als darauf dass die ähnlichen vorgänge im Nl. passend am rechten ort berichtet werden, während sie im Rother den eindruck der nachahmung, auch der übertreibung machen, z.t. auch ins komische gezogen sind. bei den kampfspielen auf Island ist die verbindung von steinwurf und sprung so, dass der stein geworfen und darauf gesprungen wird; so wirft Brünhild den stein zwölf klafter und 'bricht' den wurf im sprunge. im Rother macht der riese Grimme solches spiel nach, er springt auch zwölf klafter, aber dann erst heifst es unvermittelt (2173): *her greif einin ungevôgen stein.* der zusammenhang ist nicht richtig aufgefasst und zerrissen. die zwölf lastwagen, auf denen vier tage und nächte der wunderbare Nibelungenhort befördert wird, sind durchaus an rechter stelle; mafslos übertrieben ist dagegen die fahrt der zwölf lastwagen, die sieben nächte 'golt unde schaz' aus dem schiffe Rothers nach der 'herberge' bringen. woher und wozu hat Rother solch ungeheuren schätze?

de Vries weist selbst auf eine übereinstimmung hin zwischen der vorsicht Rothers und dem argwohn der Nibelungenrecken und meint: 'wenn zusammenhang anzunehmen wäre, so wäre der Rother gewis der entlehnende teil'. ich füge noch einige gründe

hinzu, die beweisen sollen, dass sich berührungen zwischen Rother und beiden teilen des Nl.s finden. Roth. 1098 heifst es von den helden, die ihre waffen nicht abgeben wollen: *silbe trôgen sie die swert.* dieselben worte stehn bei ähnlicher gelegenheit in der antwort Hagens Nl. 406: aufgefordert *ir sult uns geben diu swert* ... sagt er: *wir wellens selbe tragen.* aus einer späteren stelle ist der vorgang übertragen, denn am hofe Etzels ist die weigerung bedingt durch Dietrichs warnung und durch die Ths. bezeugt. str. 1746 muss nun der letzte dichter eine künstlichere wendung gebrauchen: *ich wil selbe kamerære sîn.* die vorausgehnden worte *daz enlêrte mich mîn vater niht* finden sich ähnlich an anderer stelle im Rother 500 *jâ hôrtich mînen vater hî bevoren sprechen.* nun stimmen solche wendungen gewis oft zufällig überein oder sind als 'epische formeln' anzusehen, aber in der reihe der übrigen haben sie vielleicht doch einiges gewicht. so zeigt sich im anklang an die bekannte stelle des Nl.s (379) im Rother 806: *von deme stade si scubin* ..., ferner ist Nl. 1249: *diu vrouwe an ir bette mit vil gedanken lac* ähnlich Roth. 2323 f: *diu juncvrouwe lac uber nacht. wê grôz ire gedanke was* und Nl. 331: *sît im daz ist so kündec wiez umbe Prünhilde stât* ∾ Roth. 94: *unde weit ouch wol wê ez umbe daz wîph stât.* deutlicher ist die berührung bei dem faustschlag Berchters und Rüdigers: ich betone nicht so sehr die ähnlichkeit des vorgangs wie die gedanken die dabei geäufsert werden. Berchter schlägt den alten herzog nieder, weil er von der fahrt abgeraten hat, mehr grund hat Rüdiger zu seiner schnellen tat, da ihm feigheit vorgeworfen ist. die mannen Berchters sagen zur entschuldigung der auffallenden handlung 573 ff: *her hete ime al rehte getân. war umme her in solde sêren? ir hêrre hete doch schaden mêre, dan der anderin sicheinir, man nesolde ene nicht leiden.* diesem weitläufigen gerede steht gegenüber die kurze und bündige, auch mehr begründete, rechtfertigung Rüdigers, dessen schwere seelennot auch der älteste epiker kannte, 2143: *ich hân doch genuoge leit unde sêr.*

Das fahren in reckenweise, wie es Siegfried bei der werbung um Brünhild vorschlägt, hat ein gegenstück in dem im König Rother mehrfach erwähnten *varen in recken wîs* (560. 589). wenn bei solcher reckenfahrt Rother doch zwölf herzöge mitnimmt, jeden mit zweihundert rittern und Asprian mit zwölf mann, so

könnte man daraus schliefsen, dass ursprünglich auch im Nl. nicht die oben dem letzten dichter zugeschriebene vierzahl auszog, sondern ein gröfseres gefolge Gunther und Siegfried begleitete, wol die 'zwölf gesellen' (C), die dieser nach Worms mitbrachte und andere mannen, sodass die auffallende fahrt ins Nibelungenland von Isenstein aus, um hilfe zu suchen, nicht nötig war (vgl. Ehrismann Anz. XLI 147f).

Vor allem scheint der dichter den krieg gegen den heiden Ymelot nach dem einfacheren vorbild des Sachsenkrieges im älteren Nl. erzählt zu haben. statt der langen, nutzlosen verhandlung der krieg ankündigenden boten, die wie eine zerdehnung durch den letzten epiker aussieht, erfolgt im Rother an den könig eine kurze und bündige meldung der kriegsgefahr, wie wir sie für die vorstufe des Nl.s voraussetzen 2586: *in sôchte ein kreftigis here* und 2597: ... *die sôchen das lant dîn.* daran erinnern im Nl. noch die worte: *man wil uns suochen her in unser lant,* die ähnlich 165 und 175 widerholt werden. beide könige, Gunther und Konstantin, bitten in grofser not ihren gast um hilfe. die helfer stellen zwölf mannen, Siegfried seine zwölf recken, Dietrich-Rother seine zwölf gefangenen helden zur verfügung, aufserdem wird ein grofses aufgebot gesammelt. die fahne wird bei Volker uud bei Dietrich erwähnt. dann zieht man dem feindlichen heere entgegen, Siegfried und Rother voran. es gelingt den feindlichen könig zu fangen. nach grofsem erfolge der führer dringen auch die mannen kräftig vor, Nl. 204: *die von Niderlant drungen nâch ir herren in die herten scar: si kômen degenlîche mit samt Sîvride dar* und mit wörtlichem anklang Roth. 2735 ff: *Dietherîch unde sîne man begunden deginlîche gân under eine dicke schare.* — Dietrich erhält alsbald den dank des königs, wie wir es bei Siegfried für die vorstufe vermuteten; dann wird er als bote in die heimat abgesandt, in der einfachen form wie sie für das ältere epos zu erschliefsen ist. in diesem wird der ursprünglich mehr listige als schüchterne Siegfried ähnlich wie Dietrich um sendung eines boten an die königlichen frauen gebeten haben; Hagen, in der im Nl. in die Islandfahrt verlegten scene zwischenperson, fiel als vermittler aus. Dietrich sagt 2824: *wir soldin einin botin hân,* Hagen, ursprünglich also Siegfried, Nl. 529: *die iuwern boten solden nu ze Burgonden sîn.* Konstantin antwortet: *der bote saltû selve sîn*; dem

entsprechen Gunthers worte: *uns wær zer selben verte nieman sô bereit als ir* ... dann wird in der erweiterung des Nl.s mit den worten: *ich bin niht bote guot* der auftrag auf Siegfried abgelenkt, und die worte Konstantins *wir soldin einin botin hân, der den vrouwen sagete* klingen nun in der bitte Gunthers an Siegfried wider: *sô solde ich boten senden der lieben swester mîn und ouch mîner muoter.* ganz unwahrscheinlich ist im Nl. Siegfrieds sträuben, 'unze daz in Gunther sîn vlêgen began'. endlich, als er an Kriemhild erinnert wird, gibt Siegfried nach: *dô was der recke vil bereit.* das wird er im älteren epos gleich und gern gewesen sein, wie Dietrich-Rother die einfache antwort gibt: *daz her gerne dête des in der kuninc bête.* der bearbeiter C* kürzt hier und lässt Siegfried sofort erklären: *der reise bin ich iu bereit* (534 + 535); damit kommt er dem Rother und gewis auch dem älteren Nl. näher. — Wie Gunther in der vorstufe und noch im Biterolf (vgl. *Zs.* 48, 476), so reitet auch Konstantin fröhlich heim. als die siegesbotschaft überbracht wird, fragt die königin: *wâ ist Constantîn?* (2856), und Kriemhild: *wâ ist mîn bruoder Gunther?* (552).

Geflissentlich scheint der dichter des Rother manches umzuändern, anderes zu übertreiben, auch ins komische zu wenden. dem einen Sachsenkönig stellt er 52 könige gegenüber, Gunther ist bei der kriegsdrohung von vornherein besorgt, Konstantin zunächst übermütig, dann verzagt. Siegfried nimmt den könig der feinde mit eigener hand gefangen, statt Dietrichs ergreift Asprian den Ymelot und trägt ihn, wie der gefangene selbst erzählt, lächerlich genug, 'unter seinem arme' fort. die siegeskunde im Sachsenkriege ist unbestritten, Dietrich wird erst als untätig verleumdet, bis Ymelot sich selbst als gefangener meldet. dass Gunther fröhlich nach hause reitet, wie es für die vorstufe zu erschliefsen ist, klingt als bericht ursprünglicher, als wenn Konstantin melden lässt: *sage der kuniginne ... wî rîtin in das lant vil harte vrôliche.* die botschaft die Siegfried überbringt ist wahr, die Dietrichs zur überlistung falsch. mögen auch, wie schon vBahder s. 5 meint, die kämpfe mit Ymelot an die kämpfe erinnern, welche das kreuzheer in Kleinasien zu bestehn hatte, die darstellung erinnert stark an das vorbild des Sachsenkrieges. wenn aber ein zusammenhang als erwiesen erachtet wird, dann ist sicherlich der König Rother der entlehnende teil.

• • •

Am ende des Rother findet sich im Arnswaldtschen bruchstück ein gesuchter abschluss (vgl. Zs. 58, 6): *dô dûsete sich dê konigin,* wie sich Ute mit mehr grund auf den sedelhof bei Lorsch zurückzieht und die trauernde witwe sich in die nähe von Siegfrieds sarg begibt. die worte im Rother über das kloster klingen aber an die bearbeitung C* an, in der älteres gut zu vermuten ist, Nl.: ... *als es noch hiute hât, daz klôster dâ zu Lôrse, des dinc vil hôhe an êren stât* ∾ Roth.: *alsô is noch hûte stât, daz is vil manige êre hât.* über das kloster Lorsch wurde dies lob jedenfalls mit vollem recht zur zeit des älteren epikers ausgesprochen, die worte im Rother erscheinen als unbestimmte, in die zeit Pippins verlegte nachbildung. auch an anderen stellen scheint ältere überlieferung, auf die wir durch die bearbeitung C* geführt werden, vom dichter des Rother benutzt zu sein. Nl. 48 wird Siegfried nach der fassung AB geraten: *daz er dan eine wurbe diu im möhte zemen,* C hat: *daz er eine næme,* und so heifst es auch im Rother 27 f: *daz er ein wîp nême, dê ime ze vrouwen gezême.* sollte der Österreicher bei der umwandlung der verse *wurbe* eingesetzt haben, weil er in der nächsten zeile *nemen* auf *zemen* reimt? Nl. 329 ist die gewöhnliche lesart: *ich wil durch ir minne wâgen mînen lîp: den wil ich verliesen, sine werde mîn wîp*; C ändert *durch ir unmâzen schœne* ..., was widerum dem Rother näher steht 122 f: ... *umbe daz vil scône wîp, oder ich virlêsen den lîp.*

Noch wahrscheinlicher wird die abhängigkeiit des König Rother vom älteren Nibelungenepos, wenn sich ein ähnliches verhältnis zwischen Rother und der älteren Kudrundichtung nachweisen lässt. das auftreten der kaufleute ist in der Kudrun natürlich und glaubhaft, im Rother künstlich und gesucht. so geschieht die einführung im feindlichen lande durch kaufmannslist und zu schiff ganz wahrscheinlich bei männern des ersten deutschen handelsvolkes im frühen mittelalter, der Friesen, besser als durch rat und hilfe eines selbstbewusten spielmanns (vgl. Zs. 54, 166). dass ein spielmann das schiff führt und über 'sezzig rîtâre lossam' verfügt, ist seltsam und unwahrscheinlich und zieht nach art des Rother ins komische; natürlich ist es, wenn Wate führt und hundert mann auswählt. — Dass die frauen die schiffe der Hegelingen besichtigen, hängt eng mit dem plane der entführung zusammen, im Rother ist die besichtigung der schiffe

mit ihren wundern, als die boten schon eingekerkert sind (390 ff), ohne rechten zweck. vorher wird von Lupolt (206 ff) merkwürdigerweise ein kaufmann herangezogen und gebeten auf die schiffe zu achten, wofür er einen mantel erhält. — Roth. 3116 ff wird auch das locken auf das schiff unnatürlich erweitert und verwickelt. die bürger werden zwar durch kostbarkeiten angezogen, aber die königin wird erst von einem kaufmann veranlasst auf das schiff zu gehn, damit sie durch den wunderstein kranke heile. dass in der Kudrun die zur königlichen familie gehörigen besucher vor der entführung aus dem schiff gestofsen werden, klingt natürlicher als das hinauswerfen der krüppel und lahmen aus dem spielmannsschiff. — Ein kaufmann rät Roth. 1403 ff auch Arnolt, er solle sich an Dietrich-Rother um hilfe wenden. — Dass Wate aus Stürmen herbeigeholt wird, ist sicherlich wahrscheinlicher und älter, als wenn Lupolt eben einen rat gegeben hat und gleich darauf wider aus einer kemenate gerufen wird: um den mann der am besten helfen kann herbeizuschaffen, heifst es Kudrun 232: *die boten riten gæhes ze Stürmen in das lant* und Roth. 100 f: *Rôther sande boden drâte nâch Lûpolde in eine kemenâte.*

Auch die kemenatenscene im Rother 1925 ff, bei der Panzer (Hilde-Kudrun 230 ff) bestimmt an ‘eine directe nachahmung’ durch den Kudrundichter glaubt, ist weniger einfach und wahrscheinlich als die entsprechende scene der Kudrun 391 ff. Hilde will Horants wunderbaren gesang hören und lässt ihn durch einen kämmerer in ihre kemenate holen. die tochter Konstantins hat Rother wegen des gedränges nicht sehen können und lässt ihn durch Herlint zu sich bitten. Hildes kämmerer erhält zwölf ringe, Herlint sind fünf ringe von der königstochter versprochen, sie erhält zwölf von Rother. die veranstaltung die aufpasser fernzuhalten ist, wie Panzer selbst betont, in der Kudrun ‘einfacherer art’, kämmerer wachen vor dem hause, im Rother müssen die riesen durch ihre kunststücke die aufmerksamkeit ablenken. das schuhanziehen geschieht übrigens in der älteren sage (Ths. 37) noch nicht in einer kemenate und dürfte erst nach dem vorbild des älteren Hilde-Kudrunepos dahin verlegt sein.

Wenn sowol in der Kudrun (1535) von der verbrennung Kassianes als auch im Rother (4397 ff. 4455 ff) von der zerstörung Konstantinopels abgesehen wird, so erfolgt die schonung

wahrscheinlicher auf den rat des verständigen Frute, als auf die fromme mahnung Asprians.

Manche stellen bei Panzer sind, wie auch de Vries (s. LXX) meint, zum nachweis der übereinstimmung nicht ausreichend. besonderes gewicht möcht ich aber auf Kudrun 1141 f legen, wo das heer der Hegelingen in einer bucht mit wald und berg vor anker geht, und Roth. 3644 ff, wo die mannen Rothers auch bei einem 'holz und geberge' unter den bäumen die rosse aus den schiffen ziehen und lagern. in der Kudrun ist ein versteck für den überfall notwendig, im Rother 3975 ff wird in die nähe des waldgebirges die richtstätte verlegt, offenbar eine künstlichere erfindung. deutlich ist aber die abhängigkeit des Rother am wortlaut zu erkennen: Kudr.: *einen berc si sâhen vor in in dem mer und ouch vor dem berge einen walt vil wîten*; im Rother ist die tatsache in eine frage verwandelt: *sies dû jenez geberge stân vor deme walde lossam?* der Kudrundichter sieht würklich und richtig die örtlichkeit, die bucht und hinter dem walde den berg emporragend, aber ohne anschauung und sinn will der Rotherdichter umgekehrt das gebirge vor dem walde sehen, der vorliegende berg würde den wald verdecken. hier ergibt sich nach situation und ausdruck die nachbildende entlehnung des Rotherdichters.

Auch eine allgemeine erwägung spricht bei der kaum zu bestreitenden berührung beider dichtungen für die abhängigkeit des König Rother von einem älteren Nibelungen- und Kudrunepos, denn ganz unwahrscheinlich ist die umgekehrte annahme, zwei hervorragende dichter hätten etwa 60 und 100 jahre später beide ein schwächeres gedicht benutzt, das auch einen entlegeneren stoff behandelte. noch glaubhafter wird das vermutete verhältnis der epen, wenn man für das ältere Nibelungen- und Kudrunlied ebenso wie für den Rother rheinische heimat feststellen kann.

IV. Heimat und zeit des älteren Nibelungenepos.

Wenn man die stelle über Lorsch in Nl. C als altes gut anerkennt, dürfte an der rheinischen heimat der vorstufe kein zweifel sein, aber auch die namen rheinischer burgen Alzey, Tronje, Xanten weisen auf das Rheinland hin, vor allem auch der kleine ort *Lôche*, bei dem der hort versenkt wird (1137). hier hat der bearbeiter C* nicht recht verstanden, er schreibt

zem loche. man könnte daraus schliefsen dass er selbst die Rheingegend nicht kannte, daher auch Lorsch nicht aus eigener kunde in die dichtung brachte. auch beim Sachsenkriege zeigt sich kenntnis des westlichen Deutschlands, die Wormser ziehen durch Hessen nach dem Sachsenlande. das stimmt zu der erwähnung Oppenheims im Biterolf: gerade an der stelle wo von der rückkehr Gunthers und der seinen aus dem Sachsenkriege vermutlich nach älterer dichtung die rede ist.

Wenn auch im Biterolf kenntnis des westens in der vorstufe, des ostens in der vorliegenden späteren bearbeitung beobachtet werden kann, so würde dadurch die annahme einer rheinischen vorstufe vor der österreichischen dichtung gestützt werden. WRauff hat schon die planmäfsige behandlung der fahrten Biterolfs und Dietleibs erkannt und damit die einheit der letzten dichtung begründet (Untersuchungen zu Biterolf und Dietleip [Bonner diss. 1911] 16 ff). bei Biterolf wird der letzte teil des weges eingehnder verfolgt, bei Dietleib die reise durch die Rheingegend. da Biterolf zunächst ausfährt, sollte man eher das umgekehrte erwarten. die anordnung, glaub ich, hängt mit der vorlage zusammen, auf die rheinische vorstufe geht die ältere erzählung von Dietleib zurück, dem österreichischen dichter (zwischen 1254 und 1260), der Biterolf genauer vorführt, ligt der östliche teil des weges näher. so lässt sich auch beim Nl. die kenntnis des westens im I teil aus der vorstufe, die genauere kenntnis des ostens aus der österreicichischen dichtung erklären.

Einen rheinischen dichter des Nibelungenliedes sucht mit umfassender geschichts- und ortskenntnis JRDieterich zu erweisen (Der dichter des Nibelungenliedes, Frankfurt a. M. 1923). da aber alle belege fehlen, lassen sich die einzelheiten schwer nachprüfen. beachtenswert ist der hinweis auf den bau eines klosters bei dem heutigen Lorsch um 1130 und auf einen mittelalterlichen edelhof in der nähe, zu dessen bau reste einer römischen villa benutzt sind, ferner die angabe, dass am orte der hortversenkung bei Lochheim bis in die neuzeit goldwäscherei betrieben worden ist, und dass das Xantener Victorstift in der nähe von Worms begütert war. endlich will Dietrich das Otenheim des Nibelungenliedes zwischen Worms und dem Odenwald gefunden haben. die genaue feststellung des jagdgeländes nach örtlichen merkmalen erscheint dagegen noch unsicherer als die vielfachen

versuche, das Varusschlachtfeld im norddeutschen waldgebirge nach der beschreibung in den quellen aufzufinden.

In der annahme einer rheinisch-fränkischen Nibelungendichtung stimmt Dieterich mir bei, er wendet sich aber nachdrücklich gegen ein älteres epos und meint, 'ich sei in der unhaltbaren vorstufentheorie befangen', selbst glaubt er, unser Nl. sei im wesentlichen auf rheinfränkischem boden entstanden und in der Ths. benutzt, das österreichische lied sei nur eine leichte bearbeitung, die 'sich fast ganz auf das formale, auf metrisches und sprachliches beschränkt habe'. solche annahme widerspricht jedoch ganz den forschungsergebnissen der letzten zwanzig jahre von Wilmanns bis Heusler.

Der von Singer nachgewiesene einfluss der provenzalischen Chanson de geste Daurel et Beton 'verträgt sich nach Heusler (s. 84) am besten mit einem spielmann des deutschen westens, der Rheinlande'. diese vermutung, die allerdings eingeschränkt wird durch den zusatz 'doch hat es ja weit gewanderte spielleute gegeben', könnte auch auf den rheinischen ursprung des älteren Nibelungenepos angewendet werden, und französischer einfluss ist doch wol leichter bei dem verfasser eines buchepos, als bei einem spielmann der ein heldenlied sang zu erwarten.

Wenn die benutzung der Nl.-vorstufe im König Rother anerkannt wird, dann ist jene vor mitte des 12 jh.s anzusetzen. sollte sie eine spur im Rolandsliede hinterlassen haben, was ich Zs. 51, 200f vermutete, so würde sie vor 1131—33 entstanden sein. auch die Lorscher beziehungen weisen auf die ersten jahrzehnte des 12 jh.s hin. meine annahme, beim Sachsenkönig Liudeger habe der Sachsenherzog Lüdeger, der spätere kaiser Lothar, den die Hildesheimer und Kölner annalen *Liutgerus* nennen, vorgeschwebt (Zs. 51, 181), wurde von WHaupt ohne zweifel gebilligt, von Heusler (Ns. u. Nl. 123) für wahrscheinlich gehalten. Heusler denkt jedoch, da drei menschenalter bis zur dichtung vergangen waren, an 'spätere staufische kriege mit den Sachsen', auch möge man 'an eine dänische fehde der 1180er jahre denken'. ich glaube, dass Liudegast erst vom letzten dichter eingefügt wurde, denn er tritt auffallend gegen Liudeger zurück (vgl. str. 251, 4); der dichter der vorstufe führte seinen zeitgenossen ein. dass die älteren epiker geschichtliche personen und ereignisse ihrer zeit verwenden, lehrt widerum König Rother.

auf kaiser Lothars zug gegen Roger und die eroberung von Bari als zeitereignisse für den Rotherdichter hat nach WScherer und WHaupt de Vries in der einleitung zu seiner ausgabe XCII ff hingewiesen; mit Bari als residenz Rothers, der wie ein römisch-deutscher kaiser vorgestellt wird, steht der dichter den ereignissen von 1137 nahe. auch die 476 erwähnte heerfahrt über die Elbe passt in die regierungszeit desselben kaisers, der gegen die Slaven erfolge errang. etwas anderes ist es, wenn der dichter gegen ende seinen helden zum vater Pippins und zum grofsvater Karls des Grofsen macht, um dadurch, wie auch durch hinweis auf ein buch, seine geschichte als gut verbürgt zu beglaubigen.

Wie der dichter des Rother das zu seiner zeit blühende adelsgeschlecht von Tengelingen hereinzieht, so hat vielleicht auch der *grâve Arnolt*, der einen gar nicht sagengemäfsen namen trägt, ein geschichtliches vorbild. auffallend ist wie Arnold mit der stadt verbunden ist: ein kaufmann weist ihn zu Rother, er erhält in der stadt den besten hof und zahlreiche dienstmannen, aus dem dome holt er sich eine reliquie. dieser zur rettung Rothers ausersehene graf hat ein merkwürdiges gegenbild in dem geschichtlichen grafen Arnold von Looz, der als burggraf von Mainz mit hilfe von dienstmannen an der spitze kühner bürger 1115 den erzbischof Adalbert aus der gefangenschaft des kaisers befreite (vgl. Giesebrecht DKZ. III 2[4], 863). auffallend wird auch von Arnold die tat als ein frommes werk empfohlen 4072ff: *ja vôre wir godis recht. swer hie hûte wirt irslagin, des sêle sal genâde havin.* solche starke religiöse färbung der Arnoldepisode könnte an die befreiung des kirchenfürsten erinnern. wenn diese vermutung richtig ist, so stellt sich jener graf zu derselben geschichtlichen rheinisch-sächsischen machtgruppe und in dasselbe jahrzehnt wie der herzog Lüdiger.

Auch im II teil des Nl.s führen geschichtliche beziehungen in die ersten jahrzehnte des 12 jh.s. was ich über Hermann von Polen und über das hervortreten der Petschenegen Zs. 51, 181 ff zusammengestellt habe, hat FVogt (Breslauer jh.schrift d. schles. ges. f. volkskunde (1911) 491) für 'überzeugende nachweise' gehalten. es würden sich demnach für beide teile des Nl.s geschichtliche ereignisse derselben zeit ergeben und auch dadurch die vermutung einer einheitlichen vorlage gestützt werden.

Im österreichischen Nl. stimmen dagegen verhältnisse und ereignisse zu den letzten zeiten Friedrichs I (vgl. Zs. 48, 484 ff. 52, 223 f); und die wahrscheinlichkeit eines solchen unterschiedes wird durch eine ähnliche beobachtung im Biterolf bestätigt. die Preufsenfahrt, sowie die von JLunzer nachgewiesenen spanischen beziehungen (Euphorion 16 ergh. [1923] 23 ff) gehören in die mitte des 13 jh.s, der Polenkrieg, der für die hauptperson der älteren dichtung Dietleib wichtig ist, fällt in die glanzzeit Friedrichs I. gerade am Rhein erregte der Polenzug 1173 besonderes aufsehen (Annal. Colon. 1173: ... *tanta fuit multitudo exercitus, ut multi testentur nullum umquam imperatorem tam honesta expeditione Poloniam intrasse*). auch die *Pomerân* gegen die Dietleib für Etzel kämpft (Bit. 4022), stehn in jenen kriegen auf seiten der Polen (*Prusci et Pomerani* Rahew. III 2), der name des Polenkönigs Bolislaus ist im Bit. als Bodislau auf den Preufsenkönig übertragen.

Die vorstufen der Dietrichepen scheinen ebenfalls auf das Rheinland und auf die blütezeit Friedrichs I hinzuweisen. wie in der Ths. sich die namen der erzbischöflich kölnischen burgen Drachenfels und Wolkenburg finden, so begegnen in jenen epen auffallenderweise die namen *Westvâle* und *Westvâlenlant* und vor allem, wie in der Ths., auch schilderungen von taten die an die geschichtlichen beschreibungen von heerfahrten Friedrichs I erinnern (vgl. Zs. 58, 10 ff).

Auch die vorstufe der Kudrun möcht ich in das Rheinland und etwa in das dritte jahrzehnt des 12 jh.s verlegen. ehe der letzte Kudrundichter das grofse Dänenreich sich bis nach Livland erstrecken liefs, safs Hetel 'ze Hegelingen und was ze Friesen herre'. der name Friesen erinnert an die lebhaften handelsbeziehungen zwischen Friesland und dem Rheingebiet in jenem jahrhundert und an die starke beteiligung der Kölner an der Friesenfahrt Heinrichs V, der selbst auch 1125 in der Friesenstadt Utrecht starb (vgl. Zs. 54, 160 ff). auch die namen *Wülpensant, Sêlant, Môrlant, Stürmen* deuten auf den westen und vor allem der name *Gustrâte,* den RMeifsner (Zs. 60, 144 ff) mit wahrscheinlichkeit gleich *Goltstert,* nld. *Goustert,* heute Point of start, ansetzt und der älteren Kudrundichtung zuweist (vgl. jetzt auch Frings Zs. 61, 192 ff).

In eine solche reihe rheinischer epen des 12 jh.s, von denen uns ein abbild im Rother überliefert ist, würde sich auch das

ältere Nibelungenepos eingliedern, und zwar an führender stelle. es wäre auch zu verwundern, wenn der stammheld der Franken mit allen seinen taten und schicksalen bis in die letzten jahrzehnte des 12 jh.s nur in einem Brünhildliede besungen wäre.

Ein rheinisches epos von Siegfrieds tod hat CWesle (PBBeitr. 46 [1922] 231) ohne besondere begründung vermutet. für ein vollständiges, zusammenhängendes Nibelungenepos spricht aber die benutzung beider teile im König Rother und das zurückgreifen des bearbeiters C* auf das ältere epos durch das ganze Nibelungenlied hindurch [1]. auch ist eher zu glauben, dass Nl. und Ths. dieselbe quelle benutzt haben, wenn diese nur eine war, als dass sie beide sowol ein Brünhildlied als auch ein Burgundenepos benutzt hätten. aufserdem lag es sehr nahe, schon auf früherer stufe die begründung des furchtbaren Burgundenuntergangs vorauszuschicken, wie denn auch das Hildenepos dem Kudrunlied schon auf der vorstufe vorangieng und im König Rother handlung und gegenhandlung verbunden sind. als besonderen grund für ein ganzes älteres Nibelungenepos heb ich noch hervor, dass der markgraf Eckewart des ersten teils dem seltsamen warner des zweiten teils schon in der vorstufe gleichgesetzt wurde, denn wie im Nl. nennt auch in der Ths. Eckewart Siegfried seinen herrn.

Unbedingt sichere ergebnisse werden bei der untersuchung über die vorstufe des Nibelungenliedes kaum jemals erreicht werden. wenn aber mannigfache berührung zwischen dem König Rother und dem älteren Nibelungenepos wie auch einer älteren Kudrundichtung festgestellt werden konnte, vielleicht auch dasselbe versmafs vermutet werden durfte, so ist sicherlich das urteil Friedrich Vogts (Gesch. der mhd. litt.[3] 102) über König Rother berechtigt, der stil dieses historisch aufserordentlich wertvollen denkmals sei für das bild, das wir uns von der frühmittelhochdeutschen vorstufe der nationalen heldenepen des 13 jh.s zu machen suchen, von grofser bedeutung.

Wilhelmshaven. **Karl Droege.**

[1] Die gleichmäfsige benutzung des älteren Nibelungen- und Hilde-Kudrunepos in allen teilen des König Rother, sowie die durch das ganze gedicht durchgeführte historisierende art der darstellung, bei der ein 'Arnolddichter' abzulehnen ist, lässt auch auf eine einheit des König Rother schliefsen (vgl. ESchröder Anz. XLIII 63).

Kleinigkeiten zum Pilatus. Dem wertvollen torso, der in der Strafsburg-Molsheimer hs. nicht eben schlecht überliefert ist (Mafsmann s. 145—152), hat Weinhold eine kritische bearbeitung angedeihen lassen (Zs. f. d. phil. 8, 253—288), ohne doch aller schwierigkeiten durch interpretation und emendation herr zu werden. das zweifellos hessische gedicht steht nicht nur in wortschatz und reimgrammatik, sondern auch in phraseologie und stil dem Trojanerkrieg Herborts so nahe, dass wer wie Baesecke den Fritzlarer noch ins 12 jh. setzen möchte, am Pilatus vor allem eine stütze suchen wird: denn der lässt sich ja durch die hs. auf 'vor 1187' datieren. hier geb ich ein paar bemerkungen zum text, um den raum zu füllen.

V. 7. 9: die gewalttätig correcte änderung von Haupt-Weinhold schafft hässliche verse, sie muss und kann entbehrt werden: *der* 7 ist rel. zu *stâl*, *sînem* bezieht sich auf *swer* 4. — 35 l. *ih* ⟨*mih*⟩ *neigen* oder *ih nîgen*; *nîgen an* 185. 592. — 56 l. *entlôsen*; der gegensatz zur 'spannung' ('dehnung') 11 (13). 54 (57) ist die 'lösung', DWb. IX 1, 1916; *entlosen* hs. ist nicht dialektisch (gerundet) *entlasen*, sondern schreibercompromiss. — 143 das initiale *In* ist sicher falsch: *An* oder *Von*? — 151 und 195 sind durch W. nicht aufgeklärt. — 244 *hête* ist gewis was der reim fordert, die sonderbare entgleisung *hite* erklärt sich wol daraus dass der schreiber im sinne hatte *di frowen di er* [*gehît*] *hête*. — 266 Mafsm. druckte mit recht *dâ ein ... bach lief*, mit W.s *dá eine bách lief* wird noch kein vers erzielt — und aufserdem hat der grammatiker geschlafen: denn auch das md. fem. heifst im 12 jh. noch *ein*! — 270 l. *mosehten* — 303 l. *sugis* — 323 l. *einen namen er genam* — 357 *hin abe und hie vone* muss bleiben! *hin von* gibt es sowenig wie *hin bî, hin vor*, vgl. Gr. II 211 f. — 470 hs. *Pylatus hi... in hart*: den sinn trifft Sprengers *hônete*, aber die überlieferung, wo nach *hi* der wortrest ausgekratzt ist, weist auf ein als unanständig empfundenes verbum das mit *hi* begann. nun hat derselbe alte leser Alex. 3363. 69 beidemal das part. *gehit* getilgt, ganz so wie ein alter benutzer der Heidelberger hs. der Kaiserchronik (4) 9688. 11 375. also stand da wol *hîte*, und das verbum hatte demnach schon die üble bedeutung, über deren entwickelung RHildebrand DWb. IV 1 b, 2340 ff s.v. *geheien* (*keien*) überaus lehrreich gehandelt hat: über 'stuprare' zu 'angere, molestare, corrumpere'. E. S.

Lückenbüsser. As. Genesis 288 (975): in dem von einem wahren conjecturendickicht umsponnenen worte *huoam* wird nichts andres stecken als das verlesen eines *huitam* der vorlage: 'der vogel der dämmerung sang vor weifsem, hellem tage'; *hwit* ist das beliebte epitheton zu *sunna* und *himil-*(*heban-*)*tungal*; wenige verse vorher 268 (955) heifst es: *thus te sedla hnêg sunna thiu huuîta*. G. R.

ZU DEN CAMBRIDGER LIEDERN.

Die Cambridger liedersammlung ist in aller mund und wird grade in jüngster zeit viel citiert; mit recht, denn ihre bedeutung für unsere kenntnis der entwicklung der mittelalterlichen cultur und speciell der mittellateinischen und auch deutschen dichtung kann kaum überschätzt werden. trotzdem glaub ich kein unrecht zu tun, wenn ich behaupte, dass die zahl derer die eine klare vorstellung von dieser sammlung haben, verschwindend gering ist. es hat ein unstern über ihr gewaltet. JGEccard lenkte (1720) zum ersten male die aufmerksamkeit auf sie und inaugurierte das princip, dass man einzelne stücke, die den herausgeber oder das publicum besonders interessieren mochten, wie die bekannten rosinen aus dem kuchen herausklaubte und den rest mehr oder weniger unbeachtet liefs. auf Eccard folgte JGrimm mit den Lateinischen gedichten des 10 und 11 jh. (1838), Müllenhoff-Scherer mit den Denkmälern, historiker nnd philologen, es war immer dasselbe. der erste der wenigstens einen anlauf dazu nahm das ganze bekannt zu machen, war PhJaffé Zs. 14 (1869), 449 ff, aber er hat doch auch wider eine ganze menge fortgelassen und, was noch viel störender ist, eine völlig willkürliche anordnung eingeführt. mühsam verschafft man sich aus einer vorausgeschickten liste eine notdürftige übersicht, wenn man nicht aus verdruss über diesen unfug das buch vorher fortlegt. und wem steht stets dieser band der Zs. zur verfügung? sehr schön ist ja PPipers rohdruck in den Nachträgen zur älteren deutschen litteratur (Kürschners DNL. bd 162, 206 ff), und mancher wird ihn mit einem gefühl der dankbarkeit gegen den herausgeber benutzt haben, aber selbstverständlich haftet man hier zu sehr am einzelnen, als dass man eine vorstellung von dem ganzen erhielte. mit hohen erwartungen nimmt man schliefslich die prachtausgabe von KBreul The Cambridge Songs (1915) zur hand, um dann entsetzt zu constatieren, dass zwar die ganze hs. abgedruckt, aber wider eine willkürliche, natürlich von Jaffé abweichende anordnung und zählung eingeführt ist, sodass eine reine freude an den schönen tafeln nicht recht aufkommen will. dies unbehagen wird natürlich nicht verringert, wenn man dann noch feststellt, dass der herausgeber auf eine recension so gut wie ganz verzichtet hat. und zu diesem übelstande gesellt sich ein zweiter. die neigung einzelnes herauszugreifen ist bei den gelehrten wol nicht wenig dadurch gefördert worden, dass viele stellen recht empfindliche schwierigkeiten bieten, deren überwindung man vertrauensvoll anderen überliefs. unter diesen umständen erschien es mir schon lange als eine ehrenpflicht der wissenschaft, eine ausgabe der kleinen sammlung zu schaffen, die den heutigen anforderungen wenigstens einigermafsen genügt und die man sich kaufen kann; und ich hoffe in absehbarer zeit eine solche vorlegen zu können. der

entschluss wurde mir nicht ganz leicht, denn ich verhehle keinen augenblick, dass ich vor vielen schwierigkeiten ratlos steh, und eine gewisse entsagung gehört ja wol dazu, wenn man sich besagten kuchen ohne die rosinen munden lassen soll. doch scheint mir der bestehnde zustand auf die dauer unerträglich zu sein.

Bei meiner arbeit wurde ich gestört durch einige steine, die HBrinkmann im Neophilologus 9 (1924), 203 ff mir in den weg gerollt hat. verschiedene aufstellungen von ihm könnten ja auch in der ausgabe erledigt werden, doch würde das kleine heft dadurch unnötig belastet werden; zudem möcht ich die gelegenheit benutzen, durch eingehndere behandlung wenigstens eines der gedichte dem verständnisse näher zu bringen.

Vorher ein paar worte über die bekannte Amarciusstelle (Sexti Amarcii ... Sermonum libri IV ed. MManitius I 414 ff), die ich trotz HNaumanns zweifel (Deutsche vierteljahrsschrift f. litteraturwiss. u. geistesgesch. 2, heft 4 s. 2) hierher ziehen möchte. Brinkmann sagt richtig[1] s. 209: 'ein vornehmer herr bestellt sich einen spielmann zum vortrag von liedern; er will das leben recht geniefsen. solange es ihm gut geht, hat er keine lust 'wehe mir' zu rufen'. dann fährt er fort: 'danach scheint er ein vornehmer geistlichen standes zu sein, denn wehe! rufen konnte nur von geistlichen verlangt werden'. ich bekenne dass mir die folgerung unverständlich ist; warum sollte ein laie nicht ebenfalls klagen, wenn ihn schwere krankheit plagt? ferner '(der mime) besingt, wie eine hirtenschleuder den Goliath niederwarf, wie mit ähnlicher geschicklichkeit ein verschlagener Schwabe sein weib betrog', und wie das gemeint ist, zeigt weiter unten der satz: 'bei der besiegung des Goliath reizte die überwindung eines mächtigen durch einen schlauen'. das scheint mir ein starkes misverständnis zu sein. mit Golias hat das *simili* nichts zu tun. was Amarcius sagen will, zeigt der schluss des Modus Liebinc

Sic perfidam (v.l. *-us*) *Suevus coniugem deluserat,*
sic fraus fraudem vicerat,
nam quem genuit nix,
recte hunc sol liquefecit.

wenn wir bei Amarcius lesen

ut simili argutus uxorem Suevulus arte luserat,

scheint es sogar nicht unwahrscheinlich zu sein, dass Amarcius die stelle im wortlaut vor sich hatte, ein neuer grund dafür Winterfelds athetese dieses schlusses mindestens skeptisch anzusehen; ich persönlich halte sie für ganz verfehlt.

[1] zufällig hab ich gleichzeitig im NArch. 45, 362 kurz darüber gehandelt. in der hauptsache stimm ich hier mit Br. überein.

1. Das nachtigallenlied *Aurea personet lyra* (Jaffé n. XXVII).

Das niedliche gedicht ist uns dreifach überliefert. ich gebe es in der fassung die mir als die richtige erscheint, aber so gut wie unbekannt ist, nach der hs. B = Brüssel 5439—5443 aus Gembloux s. XIII am schluss hinter werken des Boethius; herausgegeben von CBock hinter der geschichte Alfreds des Groſsen von JBWeiſs, Schaffhausen 1852. aus der hs. C (Cambridge Gg 5. 35) hab ich nur die anordnung von Str. 13. 14 übernommen, in B ist die folge 14. 13. kleine correcturen die ich vorgenommen habe, erwähn ich hier nicht, da sie für meine zwecke unwesentlich sind. über die dritte hs. s. unten.

1. *Aurea personet lyra* — *clara modulamina,*
simplex chorda sit extensa — *voce quindenaria,*
primum sonum mese reddat — *lege hypodorica.*

2. *Philomelę demus laudes* — *in voce organica,*
dulce melos decantantes, — *sicut docet musica,*
sine cuius arte vera — *nulla valent cantica.*

3. *Cum telluris vere novo* — *producuntur germina*
nemorosa circumcirca — *frondescunt et brachia,*
flagrat odor quam suavis — *florida per gramina,*

4. *Hilarescit philomela* — *dulcis vocis conscia,*
et extendens modulando — *gutturis spiramina*
reddit voces ad estivi — *temporis indicia.*

5. *Instat nocti et diei* — *voce sub dulcisona,*
soporatis dans quietem — *cantus per discrimina*
nec non pulchra viatori — *laboris solatia.*

6. *Vocis eius pulchritudo* — *clarior quam cithara*
vincit omnes cantitando — *volucrum catervulas,*
implens silvas atque cuncta — *modulis arbustula.*

7. *Volitando scandit alta* — *arborum cacumina*
gloriosa valde facta — *veris pro letitia,*
ac festiva natis gliscit — *sibilare carmina.*

8. *Felix tempus, cui resultat* — *talis consonantia!*
utinam per duodena — *mensium curricula*
dulcis philomena daret — *sue vocis organa.*

9. *O tu parva, numquam cessa* — *canere, avicula!*
tuam decet symphoniam — *monochordi musica,*
que tuas laudes frequentat — *voce diatonica.*

10. *Sonos tuos vox non valet* — *imitari lyrica,*
quibus nescit consentire — *fistula clarisona,*
mira quia modularis — *melorum tripudia.*

11. *Nolo, nolo, ut quiescas* — *temporis ad otia,*
sed ut letos des accentus, — *volo, tua ligula,*
cuius laude memoreris — *in regum palatia.*

12. *Cedit auceps ad frondosa* — *resonans umbracula,*

cedit cignus et suavis | *ipsius melodia,*
cedit tibi tympanistra | *et sonora tibia.*
13. *Quamvis enim videaris* | *corpore permodica,*
tamen te cuncti auscultant, | *nemo dat iuvamina,*
nisi solus rex celestis, | *qui gubernat omnia.*
14. *Iam preclara satis tibi* | *dedimus obsequia,*
que in voce sunt iocunda | *et in verbis rithmica,*
ad scolares et ad ludos | *digne congruentia.*
15. *Tempus adest, ut solvatur* | *nostra vox armonica,*
ne fatigent plectrum lingue | *cantionum tedia*
et pigrescat auris prompta | *fidium ad crusmata.*
16. *Trinus deus in personis,* | *unus in essentia,*
nos gubernet et conservet | *sua sub clementia,*
et regnare nos concedat | *cum ipso in gloria.*

Aufser in BC ist das gedicht unter dem namen Fulberts von Chartres in einer kürzeren fassung erhalten = F (am zugänglichsten bei Du Méril Poésies latines [1843] 278; Migne 141, 348); sie bietet nur str. 1—7 (7 in der folge 7, 2. 7, 1. 7, 3). 12. 13, diese letztere vierzeilig.

Natürlich fragt es sich sofort, ob die kürzere oder die längere form als die ursprüngliche zu gelten hat. darüber äufsert sich Brinkmann s. 210 so (ich setze für die von ihm citierten verse immer die strophen): 'Fulbert vChartres zugewiesen ist der hymnus unter seinen werken abgedruckt und zwar in einer zweifellos ursprünglicheren und besseren fassung. str. 8—11 und str. 14—16 sind in der Cambr. hs. zugedichtet. für str. 16 ist das ohne weiteres klar; diese verse widerholen nur was schon vorher in str. 13, 2 und 3 gesagt ist. str. 8 und 11 können nicht gleichzeitig echt sein, weil beide male derselbe wunsch ausgesprochen wird die nachtigall möge immer weiter singen. ist aber erst ein teil unecht, dann ist die ganze partie str. 8—11 interpoliert, sie unterbricht ja völlig den zusammenhang. str. 6, 2 ff war geschildert worden, wie die nachtigall in die wipfel steigt und alle vögel an sangeskunst übertrifft. str. 12, 1 ff führen diesen gedanken in engstem anschluss weiter aus. 13, 3 gibt deutlich einen markierenden abschluss; alles was folgt ist spätere zutat. für str. 8—11 und 14—16 zeigt das auch die betrachtung des stils. nach kurzer einleitung wird bei Fulbert die nachtigall in der naturumgebung vorgeführt. den hinzugekommenen versen fehlt aber jedes naturelement. von wem das gedicht zu der gestalt aufgeschwellt ist, in der es in die Cambr. hs. übergieng, lehrt die partie str. 14, 1 ff: *Iam preclara ... dedimus obsequia ... ad scolares et ad ludos digne congruentia.* darin ist deutlich ausgesprochen, dass ein scholar das lied zur unterhaltung vorgetragen hat. die citierte partie hat er selbst zugedichtet. wir haben an dem hymnus *de luscinia* deutlich erkennbar die verbreitung litterarischer erzeugnisse, wie

sie uns in der überlieferung der vagantenlyrik entgegentritt. das entstandene gedicht geht von mund zu mund, jeder passt es seinem geschmack und seinen verhältnissen an'.

Ich bedaure sagen zu müssen, dass mir an diesen ausführungen so gut wie alles falsch erscheint. es soll ohne weiteres klar sein, dass str. 16 interpoliert ist, weil sie widerholt was 13, 2—3 gesagt ist. in wiefern denn? str. 16 ist eine ganz gewöhnliche doxologie, wie wir sie in zahllosen gedichten haben, str. 13 sagt: 'wenn du auch so ein zierliches persönchen bist, so lauschen doch alle auf dich. niemand hilft dir bei deinem gesange als Gott, der alles regiert'. abgesehen davon dass an beiden stellen die vocabeln *deus* und *gubernare* vorkommen, kann ich keinerlei widerholung entdecken.

Ebensowenig stichhaltig sind die anderen argumente. es lässt sich ein dreifaches dagegen geltend machen.

1. Das gedicht ist in der fassung BC trotz des tiradenreims strophisch[1]. allerdings ist das in C nicht beachtet, wo jede zeile mit initiale beginnt (wie es in B steht, weifs ich nicht, Bock setzt strophen ab); trotzdem ist an der strophischen gliederung nicht zu zweifeln, das geht schon daraus hervor, dass einzelne strophen in den hss. umgestellt sind, sich also leicht aus dem zusammenhange lösen lassen. auch die partieen die Br. für interpoliert erklärt, sind durch drei teilbar. dazu steht im Codex Paris. 1118 s. X ex. (aus Limoges) ein anderes nachtigallenlied, das die engsten beziehungen zu unserem hat; zum beweise vorläufig nur soviel: str. 1 beginnt *Aurea,* str. 9 *O tu parva,* str. 16 schliefst *Regnareque nos concedat.* dazu hat das gedicht ebenso wie unseres 48 mal den tiradenreim *a.* und es ist ebenfalls strophisch! die fassung F dagegen ist nicht durch drei teilbar, oder richtiger, sie ist es auch, str. 1—7 ist ja = 1—7 von BC, str. 8 ist = str. 12 von BC, nur die letzte strophe, die str. 13 von BC entspricht, ist folgendermafsen aufgeschwellt:

Quamvis enim videaris corpore permodica,
tamen cuncti capiuntur tua melodia,
nemo dedit voci tuae haec dulcia carmina
nisi solus rex caelestis, qui gubernat omnia.

sie ist um eine zeile, aber um keinen gedanken reicher, wol aber ist das gedicht wesentlich verschlechtert: in den 16 strophen des vollständigen gedichtes kehrt nur einmal ein reimwort wider, *musica* 2, 2 und 9, 2, der erweiterer dagegen hat es fertig gebracht, dass in den letzten 8 zeilen seiner fassung zweimal der reim *carmina,* zweimal *melodia* vorkommt. dass dies das original ist, glaub ich nimmermehr.

[1] schwierigkeiten macht 6, 2, wo BC *catervulas,* F *catervula* lesen; *catervula* ist für den reim passend, sonst ist aber der vers in F unrichtig.

2. Brinkmann beachtet gar nicht den aufbau des gedichtes. in F wird str. 1—7 in der dritten person von der nachtigall berichtet, und zum schluss heifst es plötzlich *cedit tibi* und *quamvis enim videaris.* es ist doch würklich nicht zu leugnen, dass das eine grofse ungeschicklichkeit des dichters wäre, wenn die ursprüngliche fassung so gelautet hätte. anders in BC: hier wird ebenfalls str. 1—8 die 'Philomena' in der dritten person gepriesen, dann wendet sich der dichter mit str. 9 an den vogel selbst von dem er gesprochen hat: *O tu parva* usw., und nun wird in dem ganzen zweiten teil die rede an ihn gerichtet. str. 9 ist fast wie der anfang eines zweiten gedichtes, wird doch sogar der monochord von neuem eingeführt. wenn Brinkmann gesagt hätte, der zweite teil, str. 9—16, sei zutat eines bearbeiters, so würde ich das eher begriffen haben, das geht aber wegen F nicht. soviel dürfte klar geworden sein, dass die behauptung, str. 8 und str. 11 können nicht gleichzeitig echt sein, weil beide male derselbe wunsch ausgesprochen wird, die nachtigall möge immer weiter singen, nicht aufrecht erhalten werden kann.

3. Der preis der nachtigall ist seit Eugen von Toledo (Vollmer M.G. Auct. ant. XIV 254; Anthol. lat. ed. ARiese n. 658; EBährens PhM. V s. 368) sehr beliebt. bekannt ist, wie eng sich Paulus Albarus (Poetae III 126 f) an dies vorbild anschliefst. auch in unserem hymnus ist die bekanntschaft mit Eugen ganz augenfällig. wenn dieser sagt v. 19 *Iudice me cygnus et garrula cedit hirundo,* und unser dichter 12, 2 *cedit cignus et suavis ipsius melodia*; Eugen v. 26 *nolo tacere velis, nolo tacere velis* und hier 11, 1 *nolo, nolo, ut quiescas,* Eugen v. 11 *vox, philomena, tua citharas in carmine vincit* und hier 10, 1 *sonos tuos vox non valet imitari lirica,* von geringeren anklängen abgesehen, wird wol niemand dies bezweifeln wollen. nun, 12, 2 gehört zu dem teil den der vf. für echt hält, dagegen soll 11, 1 interpoliert sein. haben dichter und interpolator den Eugenius gleicherweise zu rate gezogen?

Weiter kommen wir mit hilfe des oben erwähnten nachtigallenhymnus der handschrift aus St. Martial in Limoges ende 10 jh., cod. Paris. 1118 f. 246r, gedruckt von ClBlume Anal. hymn. XXXIII 343; aufserdem hat mir JWerner vor jahren eine collation geschenkt. Brinkmann verweist auf dies gedicht, scheint es aber nicht näher angesehen zu haben, sonst hätt er wol erkannt, wie wichtig es ist. er nennt es 'ähnlich', die ähnlichkeit ist aber recht sonderbar. es berührt sich so eng mit unserem, dass man es fast zur kritik heranziehen kann, wenn natürlich auch nicht viel dabei herauskommt. ich nenn es M. man vergleiche M 1, 1 *Aurea* = BC 1, 1; M 2, 1 *circumcirca* = BC 3, 2; M 6, 2 *corporis exigua :* = BC 13, 1 *corpore permodica*; M 7, 1 f *petit alta ... arborum cacumina* vgl. BC 7, 1; M 9, 1 *O tu parva, cur non cessas clangere avicula* im reim auf

musica vgl. BC 9, 1f; M 10, 1 *thimfanistria* vgl. BC 12, 3; M 10, 2 *te auscultant* vgl. BC 13, 2; M 10, 3 *laudat procerum caterva tua plura antea (cantica?)* vgl. BC 11, 3; M 13, 2 *te cuncti[s] ausculta⟨n⟩t, nemo dat iuvamina nisi ipse qui te finxit propria spiramina* vgl. BC 13, 2f. M 16, 3 *regnareque nos concedat per saecla in aethera* vgl. BC 16, 3. damit ist die enge verwantschaft bewiesen. der inhalt ist, soweit das grausame latein ein verständnis gestattet, folgender: die chöre der engel preisen Gott, der die himmelssphäre geschaffen und die leuchtenden gestirne und die erde vom wasser gesondert (Genes. 1, 9), dazu den menschen gemacht und vögel und gewürm. schön ist es wenn der frühling die erde wider neu macht und die bäume mit laub bedeckt. str. 6: da singen dann der vögel scharen, unter denen einer durch seine zierlichkeit auffällt, *philomela* genannt. sie hüpft auf die spitzen der bäume, auch bei nacht hört sie nicht auf mit ihrem harmonischen gesange. bis hierher str. 1—8 ist in erzählendem ton berichtet, nun wendet sich der dichter an sie wie in BC 9, aber doch in ganz anderer tonart. dort: 'o du kleines vögelein, höre niemals auf mit deinem gesange', hier: *o tu parva cur non cessas clangere avicula?* 'o du kleine, hörst du denn garnicht auf mit deinem geschmetter (*clangere*)? denkst du denn alle zu überwinden mit deinem gesange, *aestimas nunc superare omnes* (*omni* hs.) *arte musica?*, oder, etwas anders ausgedrückt, 'willst du nicht endlich einmal aufhören mit dem lärm? wer soll denn das aushalten?' dass ich dem dichter nicht etwas fremdes unterlege, zeigt str. 11

Cessa, cessa fatigando, lassata iam buccula,
quia premis dormizantes clam iugiter nausea,
omni hora pro quod (*quid* hs.) *canis.*

und str. 14, 2

conticesce, conticesce, nec crepando clangita!

über die auffassung kann wol kein zweifel bestehn, wenn man das wort *nausea* in betracht zieht. mich erinnert das gedicht lebhaft daran, wie ich vor jahrzehnten in einem mit nachtigallen reich gesegneten städtchen zu einer kleinen festlichkeit geladen war und einer der gäste morgens mit verstörter miene und einem kräftigen ausdruck auf den lippen zum frühstück erschien: er hatte vor nachtigallengesang die ganze nacht kein auge zugetan! — dás ist die ähnlichkeit der beiden gedichte. welches hat die priorität? ich brauch es wol kaum auszusprechen, M ist eine ergötzliche parodie des nachtigallenhymnus. dort das preislied eines entzückten bewunderers, hier die flehende bitte um schonung: *Parce vatem iam secura, eiulare tardita.* parodistisch ist auch sie ganze anlage: str. 1—4 die breit ausladende schilderung des schöpfungsactes, und die krone dieser anstrengung — ein ganz winziges vögelchen mit einer riesenstimme!

ibi cantant tunc caterva volucrum lustrantia,
ex quarum una plus manet corporis exigua.

nascetur ridiculus mus![1] einen augenblick hab ich daran gedacht, ob etwa auch die latinität, die Blume mit recht abenteuerlich nennt, parodistisch aufzufassen sei, bin aber bald davon zurückgekommen, sie stimmt durchaus zu dem was wir sonst aus jener gegend kennen, vgl. Dreves Anal. hymn. VII 10ff.

Ist M parodie, so ist das parodierte gedicht älter. die hs. M ist zwischen 985 und 996 geschrieben, unsere parodie darin von anderer aber gleichzeitiger hand, also ist das parodierte gedicht spätestens in den neunziger jahren des 10 jh.s entstanden, zu einer zeit also wo Fulbert wol kaum schon an dichterische betätigung dachte. ob er würklich den etwas verunglückten auszug F gemacht hat, ist schwer zu entscheiden. wer ist der dichter? Brinkmann sagt, in der partie 14, 1 ff *iam preclara ... dedimus obsequia ... ad scolares et ad ludos digne congruentia* sei deutlich ausgesprochen, dass ein scholar das lied zur unterhaltung vorgetragen und interpoliert habe. dass ein scholar es gedichtet und auch vorgetragen hat, leugn ich nicht, aus den citierten worten schliefs ich aber nur, dass es für scholaren gedichtet ist.

2. *Iam dulcis amica venito.*

Ein weniger reinliches ergebnis liefert leider die betrachtung des zweiten von Brinkmann behandelten gedichtes; ich geh darauf ein, weil seine aufstellungen mehrfach den widerspruch herausfordern, wenn es auch nicht möglich ist eine einwandfreie erklärung zu liefern. zunächst geb ich den text; er ist wenig verbreitet, und ohne einen solchen ist eine besprechung zwecklos. das gedicht ist in drei hss. erhalten: in V = Wien CXVI, Salesb. 5 s. X, mit neumen, wie prosa geschrieben, gedruckt von MHaupt Exempla poesis latinae medii aevi (1834) 29, daraus Du Méril Poésies popul. (1847) 196, facsimile bei Coussemaker Hist. de l'harmonie au moyen âge (1852) s. 108 u. pl. IX; P = Paris Bibl. nat. 1118 (aus Limoges), ende X jh.s (vgl. oben) am schluss von anderer gleichzeitiger hand in prosa geschrieben, ebenfalls neumen, daraus ediert von Dreves An. hymn. XI 57; ferner in C f. 438^{v}. in V und C hat das gedicht 10 strophen, in P nur 7. gern würd ich den text nach C drucken, aber leider ist er mit solchem erfolge ausradiert worden, dass grofse stücke fehlen, und wenn ich auch vielfach mehr lese als Piper und Breul, so bleiben es meist doch nur jämmerliche fragmente. darum widerhol ich den text aus V nach Haupt, revidiert nach Coussemakers tafel, führe aber nach C strophenzählung ein.

[1] sehr hübsch ist es, dass Chevalier in seinem repertorium n. 1593 das gedicht als hymnus verzeichnet.

1. *Iam dulcis amica venito,*
quam sicut cor meum diligo;
intra in cubiculum meum
ornamentis cunctis onustum.
2. *Ibi sunt sedilia strata*
et domus velis ornata
floresque in domo sparguntur
herbeque flagrantes miscentur.
3. *Est ibi mensa apposita*
universis cibis onusta;
ibi clarum vinum habundat
et quicquid te, cara, delectat.
4. *Ibi sonant dulces symphonie*
inflantur et altius tybie;
ibi puer doctus et puella
pangunt tibi carmina bella.
5. *Hic cum plectro cytharam tangit,*
illa melos cum lyra pangit,
portantque ministri pateras
pigmentatis poculis plenas.
6. *Non me iuvat tantum convivium,*
quantum predulce colloquium
nec rerum tantarum ubertas,
ut dilecta familiaritas.
7. *Iam nunc veni, soror electa*
et pre cunctis mihi dilecta,
lux mee clara (*clari* hs.) *pupille*
parsque maior anime mee.
8. *Ego fui sola in silva*
et dilexi loca secreta;
frequenter effugi tumultum
et vitavi populum multum.
9. *Karissima, noli tardare,*
studeamus nos nunc amare,
sine te non potero vivere:
iam decet amorem perficere.
10. *Quid iuvat differre, electa,*
que sunt tamen post facienda?
fac cita, quod eris factura,
in me non est aliqua mora.

In P stehn str. 1—5. 8 und eine in VC fehlende strophe über das widererscheinen des frühlings *Iam nix glaciesque liquescit* usw., in C ebenfalls 1—5 (4 und 5 vertauscht), dann str. 8, deren gedanke hier in zwei strophen zerlegt ist, also 8 und 8ª, darauf folgen str. 6. 10. 7; str. 9 fehlt. also str. 1—5 stimmen in CPV miteinander, von da ist ein ziemliches durcheinander, man verstand wol den gedankengang ebensowenig wie wir jetzt.

Wie verhalten sich nun hier die drei fassungen zu einander? Brinkmann, der das gedicht aao. 205f behandelt, sagt: 'das thema ... ist eine aufforderung an die geliebte zu ihm zu kommen und dort die liebe zu vollenden. sie ist beeinflusst vom Hohen lied. die Pariser hs. steht dieser quelle besonders nahe, in ihr ist die str. 7 (die CV fehlt) Cant. cant. II 10—11 deutlich nachgebildet'. dann ergibt sich doch sofort die frage, ob P die ursprüngliche fassung ist und CV erweitert sind; jedenfalls muss dann doch diese siebente strophe von P in VC fortgefallen sein, oder wie soll man sich das vorstellen? Br. geht darauf garnicht ein, sondern behandelt lediglich den Wiener text, als ob dessen authenticität ohne weiteres feststünde. zuzustimmen ist ihm wenn er einfluss des Hohen liedes annimmt, dann wird aber gleich der ausgangspunct seiner erörterungen wankend. der dichter nennt die geliebte 7, 1 *soror electa*: 'das kann sich nur auf eine nonne beziehen: Bonifacius zb. redet die nonnen stets mit *soror carissima* an'. gewis, aber im Cant. c. heifst es cap. 4f ununterbrochen *soror mea, amica mea, soror mea sponsa*: ligt es nicht viel näher daran zu denken? dass sich das auf eine nonne bezieht, ist ja möglich, aber ganz unsicher, und ebenso die behauptung, sich selbst spreche der dichter damit als cleriker an uzw. als einen vornehmen, vielleicht einen bischof.

Br. sucht nun das gedicht als dialogisch zu erweisen. nachdem der werbende str. 1—5 die pracht seiner zurüstungen geschildert hat, gebe sie mit abwehrender gebärde str. 6 als antwort. 'es wäre völlig unverständlich, wenn er sie erst zu sich zu locken suchte durch ausmalung eines glänzenden *convivium* und dann plötzlich erklärte: das *colloquium* gefällt mir eigentlich mehr. sie sagt das mit abwehrender gebärde usw.'. dazu ist zunächst zu bemerken, dass das in dem von Brinkmann behandelten text nicht steht: *quantum post dulce colloquium,* sondern es wäre doch wol zu verstehn: 'die hauptsache ist mir freilich nicht das *convivium,* sondern das darauf folgende *(post) colloquium* und *dilecta familiaritas*', das würde durchaus in den mund des mannes passen. tatsächlich steht nun aber nicht so in der hs., sondern wie Coussemakers tafel zeigt, *quantum pre dulce colloquium,* und so hab ich es drucken lassen; dadurch gewinnt die zuweisung der strophe an die geliebte an wahrscheinlichkeit. aber ist das würklich eine abwehr? ich würde darin eher eine verclausulierte zusage sehen, und es ist begreiflich, wenn diese abwehr den sprecher in seinen hoffnungen nicht wankend macht. — Ferner will Brinkmann der frau auch 10, 2 in den mund legen: 'wenn die vollendung der liebe geschehen ist, was dann'? das ist arg misverstanden, die verse *quid iuvat differre, electa, que sunt tamen post facienda* heifsen ohne jeden zweifel: 'was hat es denn für einen zweck zu verschieben was

doch geschehen muss (und geschehen wird)? *fac cita, quod eris factura*'. das kann nur der mann sprechen. dazu kommt ein zweites ebenso empfindliches misverständnis, 9, 1 *karissima noli tardare.* und dies ist der angelpunct der ganzen beweisführung. diese worte erklären für Br. die schwierige achte strophe. nachdem sie diese str. gesprochen hat, 'widerholt er die bitte noch dringender *noli tardare.* sie hat also etwas gesagt, was einem *tardare,* einem hemmen gleichkam. sie muss einen grund angegeben haben, warum sie nicht kommen könne; und dieser grund kann nur in ihrer stellung liegen, sie ist ja, wie wir wissen, nonne. von hier aus erhellt sich die achte strophe. sie ist im walde gewesen, nicht um wie Marbod (Migne 171, 1665 f) ihr eigenes ich widerzufinden, sondern um wie Bernhard Gott zu suchen; sie ist nonne, und darauf macht sie den liebenden aufmerksam. freilich drückt sie das balladenhaft andeutend aus; aber das ist bei dem knappen, parataktischen stil des gedichts verständlich'. das dürfte sehr zu bezweifeln sein, die ganze erklärung fällt mit der richtigen übersetzung von *noli tardare* = 'zögere nicht' (vgl. zb. in derselben Cambridger sammlung f. 439r *noli pater kare, noli tardare*), es steht parallel zu *fac cita* str. 10. und alles zugegeben, wie soll aus der str. 8 hervorgehn, dass sie nonne ist? ist es denn für nonnen charakteristisch, dass sie allein in den wald gehn? davon dass sie dort Gott suchen wollte, ist nicht ein wort gesagt. ich kann es nicht für richtig halten, dass man in dieser weise gedichte interpretiert, und begnüge mich lieber damit zu bekennen, dass ich es nicht versteh.

Immerhin möcht ich auf eins aufmerksam machen. wir haben drei hss., und Brinkmann beschränkt sich auf eine. es hätte sich m.e. ein wort darüber verlohnt, dass in CP die strophenfolge gegen V stimmt[1]: 1—5 einleitung und schilderung der zurüstungen, dann folgt CP die ominöse strophe *ego fui sola in silva.* in P schliefst der gedanke damit, denn die dort noch folgende strophe *Iam nix glaciesque liquescit* ist garnicht unterzubringen. anders in C. dort lautete die strophe und die darauf folgende, soweit es sich erkennen lässt, so:

Ego fui sola in silva
et dilexi loca secreta,
fugique frequentius turbam
atque ... plebis catervam.
U. ....
.. .... *que silenti* ....
.. .. *tumultum*
.. .. *populum multum.*

[1] man kann ja sagen: CP gehören eng zusammen, weil sie beide 4, 4 *pulchra* statt des richtigen *bella* lesen, repräsentieren also nur eine hs. dann ist immerhin das verhältnis 1 : 1, aufserdem ist die übereinstimmung sonst auch nicht sehr grofs.



daran schliefst sich dann die strophe *Non me iuvat!* der gedankengang ist somit ein ganz anderer, und wenn man wissenschaftlich arbeiten will, muss man doch auch diesen prüfen. in C folgt also auf die schilderung der vorbereitungen die antwort *Ego fui* usw., in der die angeredete sagt — dass die geliebte spricht, erscheint auch mir durchaus wahrscheinlich —, sie habe sich vor dem trubel der welt in die einsamkeit zurückgezogen, sei oft vor dem treiben des volkes geflohen. wenn nun in C folgt *non me iuvat tantum convivium, quantum . . . colloquium,* so ist es sehr möglich, dass sie es ist die noch weiter spricht: solche vorbereitungen — und laute festlichkeiten — sind garnicht nach meinem geschmack, viel mehr *dulce colloquium* und *clara (cara?) familiaritas.* das wäre dann allerdings, wie schon bemerkt, keine schroffe ablehnung, sondern ein recht deutliches entgegenkommen, und man begreift es, wenn er hoffnungsvoll erwidert *Quid iuvat . . . fac cita, quod eris factura.* von dem *convivium* ist keine rede mehr, das hat sie ja zurückgewiesen, sonst aber hat er alle veranlassung zuversichtlich zu sein, und so schliefst er 7, 1 wie er 1, 1 begonnen: *Iam nunc veni,* so komme denn! ich behaupte nicht, dass dies die richtige fassung und auffassung ist, möchte aber betonen, dass wir so ohne die künstlichen constructionen und falschen übersetzungen Brinkmanns auskommen. dass wir je zu einem klaren und sicheren ergebnis gelangen werden, glaub ich deshalb nicht, weil m.e. das gedicht nicht völlig erhalten ist, denn jede der drei fassungen hat eine strophe, die in den beiden andern fehlt.

Das gedicht steht in einer Salzburger hs., einer aus Limoges und der aus Cambridge, der vf. aber behauptet — er spricht sogar von 'nachgewiesen' —, es stamme aus Italien, weil es sich mit dem gedicht von Ivrea bei Dümmler Anselm der peripatetiker s. 94 f; Zs. 14, 246 in der gemeinsamkeit des culturellen bodens berühre — als ob man nicht auch in andern ländern zu leben gewust hätte, vgl. Amarcius I 352 ff —, ja es soll uns in den kreis des Ratherius von Verona führen. irgend einen beweis dafür seh ich nicht.

Auch gegen die behandlung des erwähnten gedichtes aus Ivrea hätt ich mancherlei einzuwenden, zb. würde der hexameter v. 39, wenn ich recht versteh, nach Brinkmann zu lauten haben

sŭb umbellā̆ pŏsses mecum speciosa puella,

doch gehört das nicht hierher. nur eine bemerkung möcht ich nicht unwidersprochen lassen, s. 204, 3: 'der zweisilbige reim kann von der nordfranzösischen dichterschule (Marbod, Hildebert, Bernhard von Morlais) ausgehn'. wie soll das bewiesen werden?

Berlin. **Karl Strecker.**

DER MAGEZOGE

EINE ALTÖSTERREICHISCHE SPRUCHDICHTUNG.

In den schwesterhandschriften von Heidelberg (cod. Pal. germ. 341) und Kalocsa, deren gesamter inhalt allmählich publiciert und, soweit er es nicht schon bisher war, jetzt in Rosenhagens ausgabe (DTM. bd XVII) bequem zugänglich ist, steckt noch eine ganze anzahl von dichtungen, denen man bisher keinerlei aufmerksamkeit zugewendet hat. das mag z.tl wenigstens an der unklaren einschätzung des alters der hss. liegen: man setzt sie entweder ganz allgemein ins 14 jh., oder doch, wie jetzt bestimmter Rosenhagen (aao. s. XXII), in das erste drittel dieses säculums. damit scheint die möglichkeit gegeben, gedichte mit jüngern grammatischen erscheinungen und nachlässiger reimtechnik dem jahrhundert des verfalls zuzuweisen, und Rosenhagen hat denn auch gleich selbst damit den anfang gemacht — einen zaghaften freilich, und einen wenig glücklichen, wie ich gleich hinzufügen muss, indem er die nrr 132. 204. 205 für diese späte ansetzung empfahl.

Dem gegenüber hab ich kürzlich (Konrads v. Würzburg Kl. ged. I s. XVII n.) die vermutung ausgesprochen, dass die beiden hss. noch bei lebzeiten des Johann vMichelsberg abgeschlossen sein möchten, der 1305/6 gestorben sein muss: dann wäre also das gedicht auf dessen ritterfahrt (ca 1297), das in K den schluss gebildet hat, wie es ihn noch in P bildet, nicht nur 'das jüngste gedicht von bekannter entstehungszeit' das die beiden hss. enthalten, sondern höchst wahrscheinlich das jüngste stück überhaupt; und wenn wir den Armen Heinrich der zeit um 1200 zuweisen, wären wir also berechtigt, von dem gesamten inhalt, nur allein die ältere 'Mafse' (vgl. Zs. 52, 56 ff) ausgenommen, als von dichtungen des 13 jahrhunderts zu reden.

Das werkchen gar von dem ich hier handeln will, rückt m.a. nach ziemlich hoch, bis gegen die mitte des jahrhunderts hinauf, und der umstand dass weder Seemüller und Schönbach in ihren eingehnden darstellungen der altösterreichischen litteratur in der grofsen 'Geschichte der stadt Wien', noch Nagl und Zeidler in der 'Deutsch-österreichischen litteraturgeschichte' darauf aufmerksam geworden sind, obwol es insbesondere Seemüller schon bei seinen studien zum kleinen Lucidarius (1883) sich

hätte aufdrängen können, veranlasst mich etwas näher darauf einzugehn.

Das gedicht das sich selbst im eingang doppelt betitelt, nach dem inhalt und nach dem vortrag:

Ich heiz ein spiegel der tugende
und ein magzoge der jugende,

ist unter dem erstern titel bereits von MHaupt Altd. Bll. I 86 bis 105 herausgegeben, nach der Leipziger pg.-hs. 946 (A, Ros. L) und der Dresdener papierhs. M. 68 (B, Ros. D): es umfasst hier 404 verse, von denen aber die letzten 56 in B fehlen. die ausgabe, die zu den frühsten arbeiten Haupts gehört, kann schon um ihrer grundlagen willen heute nicht mehr genügen, wo uns der bessere text P (K) bei Rosenhagen unter nr 36 (s. 21—29), obendrein in leise gereinigter form, zugänglich ist. diesen leg ich zu grunde, muss aber, ohne eine kritische ausgabe zu beabsichtigen, immerhin eine anzahl correcturen, vor allem an der schreibung der reime, voraussenden.

V. 7. 8 l. *heil : erbeteil* — 9 l. *künde ich* ⟨*im*⟩ — 17. 18 l. *tugende : dîner jugende* — 23 l. *schelklîchez liet (: niet)* — 27. 28 l. *vertrac : mac* — 74 l. *schœnen* — 122 *mûre dem sun niht ze vil* ist nicht in *murre* (Ros.) zu ändern, sondern im sinne der v.l. *buwe* K zu verstehn: *stætez erbe* schafft man den kindern nicht durch umfangreiche bauten, sondern durch einprägung der gottesfurcht. — 149. 50 l. *vlîen : lîen* — 264 l. *ein gebiz (: itwiz)* — 277 l. *grâwe* — 335 l. *bî dem lîbe* 'bei lebzeiten' — 349. 50 sind die reimwörter umzustellen: *wis karc wider dem argen und spot niht des milten noch des kargen* — 405. 6 l. *spæte : unstæte* — 479. 80 l. *âne meile : heile*; das fem. *meile* ist gerade in bair.-österr. quellen oft belegt, Lexer I 2077 — 486 l. *ougen weide, süezer wâz (: underlâz)* — 498 l. *daz in Got* ⟨*hât*⟩ *ze lône brâht.*

Die 254 reimpaare sind, wenn wir die gleich zu notierenden eigentümlichkeiten des dialekts berücksichtigen, sämtlich rein; ein bedenken bleibt nur bei dem durch die überlieferung gesicherten *(almuosen :) iz kumet dir wider zu buosen* 104, wo man aber die naheliegende änderung *buozen* vermeiden und sich mit einem freilich mhd. sonst unbelegten und auch im nhd. (DWB. II 563 ff) nicht nachzuweisenden ausdruck wird abfinden müssen. — 97 reimpaare dh. 38 % sind klingend.

Es findet sich nichts was für Mitteldeutschland sprechen könnte, denn der oben in *vlîen : lîen* umgeschriebene reim *vlihen : lihen* 149 f ist allenfalls auch bairisch möglich, vgl. schon in der Vorauer hs. 368, 23 *ferliet*; ebensowenig kommt Alemannien in frage. freilich begegnen auch keine grobbairischen bindungen, wie etwa die von alten und neuen diphthongen; selbst *an : ân* kommt nur einmal vor: *man : undertân* 229 f (neben 7 *an : an*, 4 *ân : ân*), anderseits aber kein *i : î*; *e* und *ë* sind scharf geschieden. von contractionen finden sich *seit (wârheit)* 194, *lît (: nît)* 437, *gît (: sit)* 488 und *geredet* > *gereit (: wârheit)* 340 (Zs. 44, 366). *niht* reimt 6 × auf *siht, geschiht*, 1 × auf *lieht* (452), 1 × auf *liet* (24).

Von apokopen haben wir aufser selbstverständlichem *vil* und *wol* nur zweimal *an (: man)* 164. 314 und dann *man* 'moneo' *(: undertân)* 229; auch das spricht gegen eine späte ansetzung.

Keine reimbindung bezeugt die dehnung des kurzen vocals in offener silbe, aber allerdings könnte man so etwas schliefsen aus der dreihebigkeit des reimpaars 447 f *mit weinen und mit klagen in allèn dînen tagen.*

In der flexion begegnen ein paar eigentümliche freiheiten: *du sol (: wol)* 364 scheint anderweit nur aus dem WGast (13 290) bezeugt, wo es Weinhold richtig aus der analogie von *du wil* erklärt. aus einer syntaktischen beeinflussung (attraction) aber mag sich ergeben haben die merkwürdige form der 2 p. s. conj. präs.: *bite Got daz er dir gebe rehten geist die wîl du l e b e* 420; sonderbar freilich dass auch 288 ein conjunctiv *du vinde* ('du finden könntest') vorkommt.

Den entscheidenden beweis für die bairische und sogar, wie ich getrost hinzufügen darf, österreichische heimat, liefert der wortschatz, der, was bei einem lehrgedicht sich doppelt günstig trifft, eine ganze reihe von vocabeln aufweist, die wir für die heimat und z.tl auch für die zeitbestimmung verwenden können.

âgezzel adj. 'obliviosus' 219 (s. Graff IV 279) ist mhd. nur noch im Milst. Phys. 103, 9 und im bair. Himmelreich 326 nachgewiesen. — *gîrischeit* stf. 301 ist (wie das adj. *gîrisch*) nur aus bair.-östr. quellen zu belegen. — *göuwîse* stf. 'bäurische manier', nur hier 146, vgl. *göuwischer muot* Jüngl. 256, passt zu *göutôre* Helmbr., *göuhuon* (und *göustrûz*) des Strickers, *göuphâwe* Neidh., *göubühel* Wolfr., weiter zu *göumarket, -twinger, -veste*

Helbl. — *las* stm. 391 (= *lasheit*), anderweit nur Ava Fdgr. I 156, 34. — *lerne* stf. 395, Aneg., Buch d. rügen. — *lithûs* stn. 31 'wirtshaus' (s. Lexer), reicht über Baiern hinaus allenfalls bis Nürnberg und Augsburg od. Ulm (Buch d. rügen). — *meile* stf. 479, s.o. — *meinswuor* stm. (für *meineit*) 415, nur noch Warn. 2775.

Andere wörter, die vorwiegend obd. sind und nur vereinzelt noch über 1300 hinaus vorkommen, sind: *antlâz* stm. 258. 59 — *beschöude* stf. 494 — *diet* stf. 327 — *hinderlôsen* swv. 189 — *hoven* swv. 145 *: gehofte fröude* — *itwiz* stm. 263 — *magezoge* swm. 2. 151 — *quicken, sich quicken,* in der bair. form *kücken* 204. 275 — *ringe* adj. *: ringiu kleit* 316 — *schünden* swv. 434 — *sedel* stn. 323 — *tougen* stn. 201 — *vehte* stf. 267.

Auch das emphatische adj. *biderbe* 94. 344, *b. u. wolgezogen* 25, *b. u. guot* 369 bei einem ritterlichen jüngling spricht für eine frühe zeit; nachher sinkt der wert des wortes.

Wörter die man nicht gerade als mundartlich ansprechen kann, wol aber in bair.-östr. quellen am frühsten bezeugt findet, sind *willetôre* swm. 78, vorher bei Neidh. 63, 17 — *hantsalbe* swf. 60, demnächst bei Otacker 12 418. — den frühsten beleg bietet der Magezoge anscheinend für *müezecganc* (*mûsganch*) 392.

Die fremdwörter besagen nichts: *prîsen* swv. 296 kommt schon vor 1200 auf, und *tempern* swv. 381 ist noch früher bezeugt.

Anderseits weisen wortschatz und wortbedeutung gewisse erscheinungen auf, die es verbieten das werk zu hoch hinaufzurücken. der dichter braucht *strâfen* swv. 53. 127 (vgl. Zs. 59, 308), aber daneben noch *refsen* 261, wenn Roethes lesung, woran ich nicht zweifle, richtig ist; und er verwendet das adj. *karc* 160. 299. 349 f (s.o.) ausschliefslich in der jüngern bedeutung 'sparsam', wenn auch anscheinend noch in günstigem, wenigstens neutralem sinne. das wort, über dessen bedeutungsgeschichte RHildebrand DWB. V 213 ff vortrefflich gehandelt hat, bedeutet noch bei dem Stricker, Ulrich vLichtenstein, Herrand vWildon, in Mai u. Beaflor ausschliefslich 'klug, listig' und erscheint darum gern in den verbindungen *wîse u. k., witzic u. k., listic u. k.* eigentümlich, und von Hildebrand nicht bemerkt, ist die tatsache dass es bei einigen autoren der blütezeit und des frühen epigonentums wie Walther Wolfr. Gottfr. Wirnt Nibl. Kl. Kudrun ganz fehlt: ob das mit der schillernden bedeutung des übergangs zusammenhängt?

Unbedingt aber gegen eine frühe zeit spricht die fingierte *burc ze Tugentberc* 481[1]. diese wendung ins allegorische ist doch gewis erst um die mitte des 13 jh.s möglich — und damit wollen wir uns begnügen.

Die einkleidung des spruchgedichtes ist die des Winsbecken, die lockere anreihung der lehren entspricht eher der Bescheidenheit. beide werke sind zweifellos älter als der Magezoge, und ebenso selbstverständlich der Wälsche Gast, wahrscheinlich auch die satiren des Strickers. gleichwol hab ich keinerlei directe litterarische beziehungen, zuverlässige anlehnungen oder reminiscenzen an diese werke gefunden, obgleich es an überlieferten wendungen und reimbindungen nicht fehlt: ein reimpaar wie 471f *er ist wîser denne Salomôn und sterker denne Sampsôn* (vgl. 167) hat seine tradition, vgl. Kummer Herrand von Wildon s. 190, GGN. 1923 s. 36, und wenn es im Winsb. 19, 2 heifst: *wis wol gezogen getriuwe milte küene sleht*, im Mag. 25 *wis biderbe unde wol gezogen* und 76 *wis milte küene*, so ist auch das tradition, aber nicht anleihe.

Das ganze ist eine sittenlehre, welche dem jungen ritter seine pflichten gegenüber Gott und der gesellschaft, namentlich auch gegenüber den abhängigen und niedriger stehnden einschärfen soll: in sprüchen die sich bald in einfachen reimpaaren, bald in versreihen von 4, 6, 8 und mehr folgen und, ohne ersichtliche disposition, anfangs in gröfsere absätze gegliedert sind. bei dem grofsen mittelstück 151—466 geht auch äufserlich jede einteilung verloren; die rede fliefst dem autor nur so zu, sie hat partieenweise etwas atemloses und scheut widerholungen, wie die warnung vor dem zorn, ganz und gar nicht. immer wider kommt der sittenprediger auf die mäfsigung zurück, obwol das wort 'mâze' in diesem sinne nirgends begegnet. die anstandsregeln werden nur flüchtig gestreift (84 *ze tische mit zühten gân*), und für die achtung vor dem geistlichen stand und vor dem weiblichen geschlechte, auf die der vater Winsbecke 12 strophen verwendet, genügt unserm autor die eine zeile 81 *êre phaffen unde frouwen*.

Auf die culturverhältnisse der zeit fällt nur wenig licht.

[1] *die von Tugentberc*, welche WGrimm zu Freidank 82, 9 (und danach Lexer s.v.) aus dem (gedruckten?) Renner citiert, gehören nicht dem alten text an: Ehrismann 22188 hat *Trügenberc* ohne la.!

der abstand des ritters vom bauern wird nachdrücklichst eingeschärft: v. 27 *den gebûrennît den vertrage,* 145 f *gehovede fröude solt du hân, die geuwise gar verlân*; *schalchaft mære* und *scheldlîchez liet* (22 f) sind zu meiden; *lîthus und würfelspil* bilden eine versuchung für den jungen edelmann (31); die rechtsübung erscheint gefährdet durch bestechlichkeit (59 ff). wir glauben die zustände heraufziehen zu sehen, die etwa ein menschenalter später in den satiren des 'kleinen Lucidarius' eine grelle beleuchtung finden.

Göttingen. **Edward Schröder.**

DAS ANTIKE IDEALBILD VON DEN NATURVÖLKERN UND DIE NACHRICHTEN DES CAESAR UND TACITUS.

Eduard Norden in seiner grofsen, nicht immer leicht zu übersehenden arbeit Die germanische urgeschichte in Tacitus Germania hat die alte frage nach der verlässigkeit dessen was Caesar und Tacitus über die Germanen berichten von neuem in fluss gebracht. leider hat er das sociologische detail der Germania nur in einzelnen puncten geprüft, und die untersuchungen von Trüdinger, Studien zur geschichte der griechisch-römischen ethnographie (1918 s. 148 ff), welche Norden so sehr lobt, gelangen doch eigentlich auch nicht in den mittelpunct unseres problems. fast scheint es wie wenn man (noch nicht Müllenhoff Deutsche altertumskunde IV s. 21, auch nicht Pöhlmann Geschichte der socialen fragen und des socialismus in der antiken welt I² s. 117 nr 3) vergessen hätte, dass bereits aus älterer zeit eine recht wertvolle litteratur vorligt. ich denke namentlich an die excurse (1. Die Geten bei Horaz; 2. Zur quellenkritik der Germania) bei Rudolf Köpke Die anfänge des königtums bei den Goten (1859 s. 209 ff), an den aufsatz von Th. Wiedemann Über eine quelle von Tacitus Germania (Forschungen zur deutschen geschichte 4 [1864] s. 171 ff), dann vor allem an die ausgezeichnete untersuchung von Alexander Riese (progr. d. städt. gymn. zu Frankfurt a. M. 1875) Die idealisierung der naturvölker des nordens in der griechischen und römischen litteratur, die, soviel ich sehe, bei Norden und bei Trüdinger (s. 147 n. 1; vgl. aber s. 134 n. 1) nicht benutzt ist. der zweck der folgenden zeilen ist lediglich, diese älteren ergebnisse, nur ganz vereinzelt durch eine neue beobachtung vermehrt, wider in erinnerung zu rufen, dann aber von den danach gegebenen grundlagen aus das verhalten von Caesar und Tacitus kurz zu prüfen.

Die griechischen geschichtsschreiber und moralisten rechnen ursprünglich die Germanen zu den Skythen oder Keltoskythen (Strabo ed. Müller I 4, 4; XI 6, 2; Müllenhoff aao. I s. 480 ff). wenn Pompejus Trogus (Justinus II 2, 1) die Skythen nördlich der montes Riphaei, also der Alpen (Riese aao. s. 46, Müllenhoff I 228) wohnen lässt, so heifst das nichts anderes als dass des historikers griechische vorlagen (Schanz Gesch. d. röm. lit. II 2, s. 450) die Germanen ebenfalls für Skythen ansehen; noch Plinius Hist. nat. IV 81 weifs, dass der name Skythen ursprünglich die Germanen und Sarmaten befasste. da zu den Skythen und Keltoskythen alle nördlichen völker gehören, die jenseits der Donau wohnen (Strabo XL 6, 2), so müssen (Strabo II 5, 30; Vergil Georg. III 349 ff; Plinius Hist. nat. IV 80) auch die Geten nördlich des stromes unter diesen generalbegriff zählen und dieser dann (Strabo XI 6, 2; Vergil Georg. III 381) mit dem der Hyperboraeer zusammentreffen.

Nun entwirft aber die griechische und die von ihr beeinflusste römische litteratur ein stets widerkehrendes idealbild von den lebensgewohnheiten dieser nördlichen völkermassen, das gegenüber den älteren, sehr eingehnden schilderungen des Herodot IV sich höchst schematisch ausnimmt. Riese s. 37 f hat die aussagen übersichtlich zusammengestellt. das wesentliche sei hier widerholt.

1. Die Nordleute sind auf karren herumziehende nomaden: Plato ed. Baiter s. 879 a. z. 11 z. 21; Strabo VII 3, 9; Skymnus v. 852 (Müller Geogr. graeci min. I 232; um 90 v. Chr.: s. LXXVIII); Schol. graeca in Homeri Iliadem Townleyana II s. 2 (Il. XIII 8); Nicolaus Damasc. fr. 123 (Müller Hist. graeci III 460); Pompeius Trogus (Justin II 2); Horat. Od. III 24 v 9 f. 2. Sie sind viehzüchter (Pompeius Trogus l. c.), leben deshalb von milch und käse (Strabo VII 3, 9; Nicolaus Damasc. l. c.; Pompeius Trogus l. c.) und werden mit den homerischen *γαλακτοφάγοι Ἄβιοι*, den *δικαιώτατοι ἄνθρωποι* (Ilias XIII 5) gleichgesetzt; andere male aber wird allen nomaden fleischnahrung zugeschrieben (Strabo VII 1. 3). 3. Das wesentliche daran ist natürlich dass ein ackerbau dieser völker geleugnet wird (Pompeius Trogus l. c.). damit tritt diese auffassung in einen gegensatz zu der wichtigen, schon öfters citierten stelle des Horaz (Od. III 24), wonach die Skythen nomaden sind, aber dann doch sofort für die Geten ein ackerbau angenommen wird, der freilich jährlich die ackerflur wechselt (v. 12 ff); man sieht nicht klar, ob hier zwischen Skythen und Geten ein unterschied gemacht werden soll, oder beiden zusammen, was viel wahrscheinlicher ist, schon ein ackerbau zugeschrieben wird, der dann — bei nomaden — freilich, wie jetzt noch nicht selten bei östlichen nomadenvölkern (Kirgisen) ein ganz dürftiger sein und natürlich immer wider den jahresstandort wechseln müste. wenn

dann später, was Riese nicht gesehen hat, des Horaz scholiast Porphyrio (ed. Holder s. 125) am anfang des 2 jahrhunderts n. Chr. zu III 24 bemerkt: 'commune autem inter se barbaris solum eorum esse, omnibus notum est', so geht das wider über die ältere nomadenauffassung und vielleicht auch über Horaz hinaus, wenn dieser noch nicht an feste sitze der Geten denken sollte. die schilderung des Vergil Georgica III v. 349—383, wonach im winter die rinder in die ställe gesperrt werden, die menschen aber in höhlen verweilen, trinken und spielen, reicht für die entscheidung, ob hier sesshaftigkeit und dann natürlich ackerbau vorausgesetzt wird, nicht recht aus. 4. Die nomadisierenden Nordleute leben überhaupt communistisch, so dass alles, aufser den nächsten gebrauchsgegenständen, gemeinsam ist (Strabo VII 3, 7. 9 und entsprechend Schol. graeca in Homeri Iliadem l. c.; Skymnus v. 850 ff. Nicolaus Damasc. l. c.). 5. Über die gütergemeinschaft hinaus wird auch weiber- und dann natürlich kindergemeinschaft behauptet (Strabo VII 3, 9; Schol. graeca in Homeri Iliadem l. c.; Nicolaus Damasc. l. c.). es ist deshalb wider dasselbe abgleiten vom schema, wie es bereits für die agrarverhältnisse zu erkennen war, wenn Horaz Od. III 24 von der reinheit der Getenehe spricht und nach einer neueren, auch für andere primitive völker (Strabo III 4, 18 für die Cantabrer) aufgestellten regel behauptet, dass die ehefrauen keine mitgift, sondern allein ihre eigene reine person einbringen. 6. Es ist klar, dass eine solch primitive gesellschaft kein geld und keinen handel kennt (Strabo VII 3, 9 *οὐ χρηματισταί*; Pompeius Trogus l. c.; Horat. Od. III 24, v. 40). 7. Auch muss die kleidung sich danach richten: die Nordleute gebrauchen nur tierfelle, keine wolle und dann wol erst recht kein leinen (Pompeius Trogus l. c.; Vergil Georg. III 384). 8. Solche naturmenschen sind zornig: Plato s. 467 a. z. 2; Seneca de ira II 15, 1, wo freilich schon zwischen Germanen und Skythen unterschieden ist. 9. Sie sind trunksüchtig, wie die Perser: Plato s. 547 a. 44; Pompeius Trogus (Justinus I 8, 7); Vergil Georg. III v. 376; Schol. Graeca in Homeri Il. IX 70 (scholia Townleyana I s. 295)), und so beschliefsen, sie wider wie die Perser, nüchtern das was sie in der trunkenheit des gelages schon besprochen haben (Eustathius ad Odyss. III v. 138)[1]. 10. Die Skythen sind gastfrei (die stelle bei Norden s. 133). 11. Die lebensverhältnisse sind gesund; und es regiert gerechtigkeit; das beruht auf guter sitte, nicht auf gesetzen: Pompeius Trogus l. c.; Horat. Od. III 24, v. 35 (e contr.).

So das idealbild der nördlichen naturvölker, wie es im starken gegensatz zu den concreten schilderungen Herodots, in der werkstätte der moralisten allmählich entstand, übertrieben

[1] Norden s. 127 ff lässt gerade diese von Riese s. 37 und Müllenhoff IV 342 schon herangezogene entscheidende stelle aufser acht.

und verallgemeinert wurde. dabei ist zu betonen, dass nicht allenfalls nur der griechische osten diese anschauung hegt, sondern dass sie auch im westen bis herein in die zeit des Augustus für das gesamte Nordland zugrunde gelegt wird. das bezeugen nicht nur die angaben des Horaz, die freilich einen übergang zu richtigerem bilden, sondern vor allem auch die geschichte des Galliers Pompeius Trogus (Schanz Röm. literaturgesch. I 2 s. 446). es handelt sich hier nicht darum, und würde auch mein urteil übersteigen, festzustellen, auf welchen litterarischen wegen diese gedankengänge, die in den phantasieschilderungen wilder völker seit dem 16 jahrhundert ihr gegenstück finden, sich im einzelnen gebildet haben; Riese, Müllenhoff, Norden, Trüdinger haben ja hier schon entscheidendes beigebracht. für den zweck dieser zeilen genügt der nochmalige hinweis, dass selbst bis in die augusteische zeit herein das idealbild gebraucht wurde, und dass es, nachdem man die unterscheidung der einzelnen Nordvölker erkannt hatte, jetzt auch für die einzelnen teile und namentlich gerade für die Germanen zur verwendung kam. der Kleinasiate Strabo, der bis in die regierungszeit des Tiberius hinein lebte, zeitweise in Rom war, über germanisches aber nur fragmentarisch unterrichtet ist (Christ Gesch. d. griech. lit. I 2^5 s. 315. 317; vielleicht zu günstig Müllenhoff IV 48), schildert die Germanen noch genau gemäfs dem dargelegten schema, als reines naturvolk, das nur in zelten oder hütten (*καλύβια*) wohnt, auf wagen sehr leicht den ganzen besitz aufpackt und nach belieben mit seinen herden wandert, keine vorratswirtschaft treibt (*διὰ τὸ μὴ — θησαυρίζειν*) und den ackerbau nicht kennt (Strabo VII 1, 3). es wird nicht richtig sein, wenn man (anklingend Müllenhoff IV 372) an der schilderung irgend etwas abschwächen und so einen übergang zu den würklich bezeugten germanischen lebensverhältnissen suchen wollte. die stelle zeigt, dass vielfach selbst in Rom noch immer die Skythen-phantasie das bild auch der Germanen bestimmte.

Nun wird es möglich, die beiden grofsen römischen schriftsteller in den ganzen zusammenhang einzustellen und auf ihre verlässigkeit zu prüfen. es ist klar, dass die Römer, welche, anders wie die griechischen schriftsteller, unmittelbar mit den Germanen zusammenstiefsen, auf die dauer jene idealistischen verzeichnungen nicht festhalten konnten, wie das gleiche auch für andere Nordvölker gegolten haben wird. die widerspruchsvolle schilderung des getischen landbaues und die der getischen ehe bei Horaz, vielleicht auch die beschreibung des skythischen winterlebens bei Vergil, mag etwa schon einen solchen übergang anbahnen. da ist es nun entscheidend, dass Caesar und Tacitus oder die vorlage des Tacitus ein dem bisher üblichen normalschema in den wesentlichsten teilen vollkommen widersprechendes bild entwerfen. nur in einzelnen puncten deckt

sich auch ihre darstellung mit der legende; es gilt das im ganzen für materien die unmittelbar augenfällig waren, und in denen deshalb auch schon die schilderung der moralisten von der würklichkeit nicht recht abweichen konnte.

In der ja sehr kurzen beschreibung Caesars entspricht dem schema das was über die pelzbekleidung (B. G. IV 1, § 10) und über die vorwiegende fleisch- und milchnahrung (IV 1, § 8; VI 22, § 1) gesagt ist. schon die angabe über die duldung von mercatores (IV 2, § 1) weicht etwas ab. — Vollkommen widersprechend ist das über die geschlechtliche moralität mitgeteilte (IV 21 § 4 ff), was sich natürlich mit einem system der weibergemeinschaft garnicht verträgt. — Vollkommen abweichend ist es ferner, dass Caesar gar nichts von einem nomadentum der Germanen weifs, und darum auch das was der feldherr vom landbau der Germanen berichtet. genau so wie Tacitus c. 26, was sogleich hier erledigt werden soll, geht Caesar davon aus, dass zwar die allgemeinheit bestimmt was jährlich bestellt wird, und dass nach dem ursprünglichen system der zweifelderwirtschaft (Zeitschrift der Savignystiftung für rechtsgeschichte germ. abt. XXXVII s. 94) oder einer noch roheren feldgraswirtschaft, die sich vollständig von der römischen agricultur mit ihren für alle wirtschaftsperioden festgehaltenen, durch starke düngung stets wider ertragsfähig gemachten feldern (Columella de re rustica II 1), ihren öl- und weinpflanzungen unterscheidet (so schon mit recht Fustel de Coulanges Recherches sur quelques problèmes d'histoire s. 287), jedes jahr eine neue ackerflur in anspruch genommen wird. auch über die widerspruchsvolle vorstellung des Horaz gehn Caesar und Tacitus insoweit erheblich hinaus. diesen merkmalen, die Tacitus später widerholt hat, ist aber bei Caesar dann noch das wichtige und richtige moment hinzugefügt, dass die agrarverbände geschlechtsverbände sind. wenn er dabei zur genauen bestimmung des systems den ausdruck gebraucht 'sed privati ac separati agri apud eos nihil est' (IV 1 § 7) so ist nicht klar, ob damit mehr gesagt sein soll als dass es an einer festen abgrenzung der jährlich von den einzelnen bauern bestellten bodenstreifen fehlt, was ja in der tat noch sehr lange in den niederdeutschen gegenden zu beobachten ist; an der anderen stelle (VI 22, § 1) ist mehr nicht gesagt. aber möglich ist freilich dass Caesar in IV 1, § 7 grund und boden in der tat als geschlechtseigentum fasste; das stimmt dann nicht nur zu dem was später von Porphyrio als allgemein-übung der barbaren vorgetragen wird, sondern passt auch zu der rechtsauffassung der Germanen in der späteren zeit, wo wenigstens für das festland zwar nicht von einer gemeinwirtschaft, aber von einem gemeineigentum an grund und boden noch lange die rede ist (Zeitschr. d. Savignystiftg germ. abt. XLIV s. 108 ff). unter allen umständen weichen die vollkommen selbständigen angaben

Caesars vom Skythenschema, das für die fahrhabe und das vieh communismus behauptet und einen landbau überhaupt nicht kennt, vollständig ab.

Nicht anders der freilich viel ausführlichere Tacitus oder dessen vorlage. allerdings hat er für die gliederung seines aufsatzes jenes idealschema vor augen. das wird zb. ganz besonders klar, wenn er (c. 26) die verneinung einer kapitalistischen wirtschaft bei den Germanen genau so mit der schilderung ihrer primitiven landwirtschaft in verbindung bringt, wie Pompeius Trogus l. c. das gleiche mit der noch ursprünglicheren hirtenwirtschaft der Skythen vereint. ähnliches gilt für die widerholung des gedankens (c. 19), dass bei diesem naturvolk alles durch die sitte und nichts durch die gesetze bewürkt wird. — Auch die nachrichten über die körperbeschaffenheit (c. 4), die trunksucht (c. 22), den zornmut (c. 22. 25) kehren wider, aber eben doch nur weil soweit das schema der würklichkeit entsprach. wenn vor allem von einer beratung während des gelages geredet wird, so ist das nichts anderes als die noch lange erkennbare, in den bauerngerichten fast bis in die gegenwart hereinreichende (meine Deutsche u. französ. verf.-gesch. I, s. 532 ff; Hundertschaft und zehntschaft nach niederdeutschen rechten s. 79 f u. s. 166 ff) und über letztere form, wie ich glauben möchte, noch mit dem studentencomment zusammenhängende tatsache, dass die dinge zugleich gilden waren. — Aber in den entscheidenden puncten weicht Tacitus sehr scharf vom schema ab. zunächst verwirft auch er die nomadenlegende, die noch den Horaz und Pompeius Trogus bestimmt, und weist diese lebensform nur den Sarmaten zu (c. 46). damit in zusammenhang steht dann die schon erörterte darstellung des germanischen landbaues. von einem gemeineigentum an vieh und mobilien ist nicht nur keine rede, sondern Tacitus schildert deutlich genug das individualerbrecht (c. 18, c. 20). weil die nomadenperiode hinter den Germanen ligt, wenn sie sich auch nach meiner meinung in der festhaltung der hundertschafts- und zehnschaftseinteilung noch erkennen lässt, so beschreibt er (c. 16) die festen ansiedelungen aus holzbauten; die gruben, deren bedeutung vielleicht noch bei Vergil l. c. für die Skythen stärker betont wird, dienen nur zur gelegentlichen aushilfe, wie das in der tat auch später erkennbar ist. für diese doch nicht mehr ganz primitive cultur stimmen dann auch jene nachrichten über die ausschliefsliche bekleidung der Skythen mit pelzen nicht mehr; vor den fellen wird tuch (aus tierhaar), ja sogar leinenzeug erwähnt (c. 17). auch die älteren moralisierenden allgemeinheiten, die bei den Nordvölkern edelmetall und handel leugnen, werden (c. 5) doch sehr stark eingeschränkt, sodass damit c. 26 anf. einen viel engeren sinn erhält. von weibergemeinschaft steht auch bei Tacitus nichts; vielmehr betont er wider (c. 18, 19) die reinheit des geschlechts-

lebens und die durchgängige geltung der ehe, meist der einehe. die richtige spätere beobachtung, dass bei den naturvölkern die frau sehr häufig keine mitgift einbringt, die dem Skythenschema noch nicht angehört und mangels einer ehe auch nicht angehören kann, wird (c. 18) zum blofsen auftact für eine ganz selbständige und (das darf man schon sagen) richtige — ich erinnere an die wundervollen, leider kaum gebrauchten angaben bei Schönwerth Aus der Oberpfalz I s. 55 f — schilderung der ehegebräuche, die vielleicht lediglich unter der unwillkürlichen nachwürkung jenes pointierten ausgangspunctes nicht ganz vollständig geraten ist.

Nimmt man dies alles zusammen, so kommt man zum ergebnis, dass auch Tacitus nirgends durch das idealschema gehemmt wurde, sondern sich ihm gegenüber bewust selbständig verhalten hat. so darf man ihm unbedingt trauen, wie denn in der tat bei genauerer untersuchung der germanischen altertümer alle sociologischen angaben des Römers noch immer die probe bestanden haben; auch für die notizen über den mythus, die ich hier mit absicht beiseite lasse, wird das gleiche gelten. man ist deshalb nicht darauf angewiesen, die glaubwürdigkeit der Germania mit einer ästhetisch moralischen argumentation (so Hübner in Zeitschrift d. Savignystiftg germ. abt. XLI s. 393) zu vertreten, die doch nicht für jedermann recht überzeugend sein wird.

Würzburg. **Ernst Mayer.**

Bogenfüllsel. Einem hinweis Schönbachs folgend hat Vogt sich in MFr. jetzt für mitteldeutsche herkunft Berngers v Horheim entschieden, den er nach dem heutigen Harheim (kr. Höchst) setzen möchte. urkundlich ist ein träger des namens hier so wenig wie in Schwaben nachzuweisen — immerhin: der name *Bernger* ist in dieser und später (!) in der schreibung *Beringer* in der Wetterau und weiter nördlich nicht selten; die urkundenbücher für Hanau, Wetzlar, Marburg gewähren reichlich belege. anderseits bieten aber die reime nichts ausgesprochen mitteldeutsches: *vervât* (114, 5) kommt allerwärts vor, und die bindung 114, 21. 23. 27 kann man so gut oberdeutsch (mit Haupt) wie mitteldeutsch (mit Vogt) schreiben. wol aber tritt Bernger mit *sie : gie : vie : nie* 112, 3. 6. 7. 9 und *vie : sergie : ie : erlie* 115, 28. 30 in schroffen gegensatz zu den dichtern die seine nächsten landsleute sein müsten: MHimmelf Elis. Erl. (Zs. 45, 62 f). auch dass er im versinnern einsilbig *künec* (114, 22) und dreisilbig *bevelhen* (114, 28 — nicht *beveln*) braucht, gibt zu denken.

So bleibt vorläufig nur das vb. *hoffen* (114, 18) als verfängliches schiboleth. das 114, 27 gesicherte swm. *riuwe* ist zwar seit dem Arnsteiner Marienlied v. 5. 144 für die Rheinfranken bezeugt, aber ebenso auch für den ganzen südwesten (Mhd. wb. II 752[b]). **E. S.**

EINE
UNBEKANNTE HROTSVITHA-HANDSCHRIFT.

Die neu gefundenen bruchstücke, jetzt pergamenthandschrift 44 der Studienbibliothek in Klagenfurt, wurden hier von den deckeln und aus den falzen der papierhs. 52 (ältere signatur 12) losgelöst.

Es erhebt sich sofort die frage nach der herkunft dieses bandes, der auf 397 bll., 310 × 210 mm, in 2 spalten geschrieben die 'Praelectiones in librum sapientiae des Johannes Holtgot ordinis praedicatorum' enthält. zunächst weist die notiz auf bl. 368r: *Finita est illa postilla in Gawnesdorff sub anno domini* MCCCCXVII⁰ wahrscheinlich auf Gaunersdorf im bezirk Mistelbach in Niederösterreich. auf dem vorderdeckel aufsen klebt ein zettel s. XV/XVI mit der angabe: 'Holtkot super libro Sapiē'. darunter ist auf dem weifsen leder des einbandes eine signatur des 15 jh.s C (schwarz, aber rot gestrichelt), 11 (rot) und in schwarzer tinte, aber rot durchstrichen, zu lesen: 'Liber Sa[pientiae Ioannis] Holkott'. solche signaturen sind in Kärnten nicht verwendet worden, es ist also die hs. nicht erst in Kärnten eingebunden, wenn sie auch, wie ich im Zentralbl. f. Bibliotheksw. 41, 228f gezeigt habe, bei der klosteraufhebung i. j. 1789 aus SPaul im Lavanttal nach Klagenfurt kam. ich habe dort auf die diagonalstriche im 2. oder 3. rückenfelde der pap.-hss. 33. 38. 52. 56. 83. 90. 103. 113 hingewiesen, von denen 33. 38. 56. 83. 103 sicher aus SPaul stammen. die diagonalstriche sind aber frühestens im 16 jh. als erkennungszeichen angebracht worden, was ich so deute, dass die erwähnten bände erst im 16 jh. nach SPaul kamen; keine von ihnen trägt auch die bekannten SPauler signaturen von etwa 1470, vgl. Z. f. B. 41, 226f. wir werden also nach Niederösterreich verwiesen, und da gibt der 1 bd (Niederösterreich) der Mittelalterlichen Bibliothekskataloge Österreichs (Wien 1915) auskunft. s. 289ff ist dort der i. j. 1513 geschriebene bibliothekskatalog der Dominikaner in Wien abgedruckt, und s. 304 lesen wir: *C* 11. *Rupertus Holgot, ordinis predicatorum magistri in theologia, super librum sapiencie, incipit: Dominus petra mea, finit: sapiencia deducet ad regnum perpetuum, ad quod regnum etc., cum tabula.* die beschreibung stimmt genau zu pap.-hs. 52, auch die sign., die nur nicht, wie die meisten bände der Wiener Dominikaner, auf dem rückendeckel steht (vgl. aao. 286). es stimmt auch dass i. j. 1534 minium auf dem vorderdeckel verwendet wurde (aao. 287). denn auf dem vorderdeckel der pap.-hs. 52 ist vielleicht gestanden 'CCCCC 34' und bei den knöpfen ist mit minium herumgestrichen. wenn es dann aao. 287 heifst: 'die zeit, wo eine beträchtliche zahl von hss. der Dominikaner den weg in andere hände fand, fällt

bald nach der mitte des 16 jh.s, so ist das mit dem vereinbar was oben über SPaul gesagt ist'.

Weitere bruchstücke der zerstörten Hrotsvitha-hs. sind also an den einbänden der Dominikanerbibliothek in Wien zu suchen. (Das kloster ist 1226 gegründet und gehörte damals zum bistum Passau.)

Eine Hrotsvitha-hs. des 11 jh.s auf pergament war es, die im 15 jh. als einbandmaculatur für die jetzige pap.-hs. 52 verwendet wurde. 2 doppelbll. wurden auf die deckel geklebt, ungefähr ebensoviele bll. in streifen zerschnitten und als falze eingelegt. jene enthalten ohne lücke v. 84—275 der Marienlegende, diese nur stücke aus dem drama Sapientia. um den einband nicht ganz zu zerstören, hab ich nur einige falzstreifen losgemacht, bei den übrigen kann man den inhalt auch so überprüfen.

Die perg-hs. war mindestens 210 mm. hoch und 160 mm. breit. das linienschema des beschriebenen raumes, eine spalte, 180 × 120 mm., ist ins pergament geritzt. links und rechts laufen 6 mm. breite randstreifen bis an die ränder, desgl. die oberste und unterste zeile. die zeilen sind 8 mm., beim drama jedoch nur 7 mm. hoch; während also in der Maria jedesmal 24 zeilen auf einer seite sind, dürften es in der Sapientia mehr gewesen sein.

Die schrift ist in der Maria etwas höher als in der Sapientia, die minuskeln etwas über 3 mm., die gewöhnlichen majuskeln (alle versanfänge) 5 mm. hoch. diese sind abwechselnd rot und schwarz, die ordnung wird nur bei den sinnesabschnitten durch größere, bis 12 mm. hohe, 10 mm. breite rote majuskeln unterbrochen. zweimal, bei v. 139 und 196, sind diese majuskeln hineingerückt, sonst stehn die gewöhnlichen majuskeln allein im linken randstreifen. im innern der hexameter stehn keine majuskeln, auch nicht bei den eigennamen. die abschnitte sind überall entsprechend der ausgabe PvWinterfelds kenntlich gemacht, nur bei v. 162 und 173 steht keine übergroße majuskel. die verse sind abgesetzt, überlange verse mit dem zeichen ⌈ an freien stellen eingestückelt. die tinte ist bei der legende schwarzbraun, beim drama dagegen durchweg hellbraun. — bei diesem ist nirgends rot verwendet, der linke randstreifen ist überall frei, die reden der personen sind nicht abgesetzt. majuskeln stehn bei den namen Antiochus, Adrianus, Sapientia, Fides, Spes, Karitas, die als *AN.*, *AD.*, *S.*, *F.*, *Sp.*, *K.* abgekürzt erscheinen, und bei den satzanfängen.

Die ganze hs. ist wol von éiner hand geschrieben, die schriftzüge weis ich nach sorgfältigen vergleichen dem 11 jh.

[1] die Dominikaner gaben ihre hs. C 11 wol deshalb weg, weil sie eine Dublette hatten, vgl. aao. 306: C 28 Rupertus Holgot ut supra C 11.

zu; besonders charakteristisch ist das *a*, die *i* haben nirgends striche. abkürzungen sind nicht eben häufig. satzzeichen: der punct ist unserm beistrich, der strichpunct unserm punct oder doppelpunct gleichwertig, das fragezeichen sieht so aus: :~ in den versen 93 und 210 bedeuten die beistriche, dass die wörter *dona* bzw. *mundo* um ein wort später gesetzt werden sollen. mehrmals bedeuten zwei puncte über den buchstaben zusammengehörigkeit, so v. 173 *q̈uē*, 174 *dīcebat*, 207 *p̈actis*, 254 *Cäro*. es kommen folgende accente vor: 111 *sémper* (weil das *e* dem *c* an der stelle sehr ähnlich ist), 187 *décus*, 188 *réddité*, 214 *émeritis* (zu trennen *e meritis*), 237 *leuaré*; *quîs* 96. 164. 238, *hîc* 99, *uulgô* 247.

Ich verzeichne nun die lesarten, wobei ich auf die bei Winterfeld angegebenen besonders rücksicht nehme: Maria v. 93 *subolis*, 103 *percerto*, 109 *karū*, 111 *Qđ* (= *Quod*); *sterilis* wol von gleicher hand über der zeile eingefügt, 113 *contulerit* auf rasur (*-tulerit* für *-ferret*), 115 *saltī*, 119 *succumberet*, 120 *colerē*, 121 *menbra*, 132 *memet*, 135 *coniugii quod primo*, 138 *obsequioque*, 141 *maxima*, 146 *uenerabile*, 147 *ethera*, 149 *Gesta*, 150 *perorat*, vgl. Winterfeld s. 543a, 157 *Obpropriis tactum*, 158 *inquid*, 162 über *ioachī* steht *datiuus ē* von 2. hand, *///pdictus* von 2. hand, 164 auf rasur *ille* 2. hand, 165 *cicius* von 2. hand eingefügt, 168 *ex illa sobolem dominus mihi nec dedit ullam. nec* auf rasur, 173 *Ad*, nicht durch rote initiale hervorgehoben, 174 *ciu-* auf rasur, 178 *Et*, 179 *E* auf rasur *(Equa)*, das *-i* von *permagni* auf rasur, 182 *requiescet* aus *-it verbessert*, 187 *tantū* über der zeile von 2. hand, v. 191 *Omnes electi non sunt post hęc habituri*, v. 193 *Si mihi certa tuo maneat tua gratia servo*, 195 *dedignare*, 197 *hinc*, 202 *te ferre* in *deferre* verbessert, 216 *natum* auf rasur, 217 *suppremo*, 218 *sub tempore*, 220 *saluaret*, 224 *pollens*, 228 *iaculo*, 231 *Ipsius sexta*, 234 *terra* auf rasur: *t*(*-erra* neu), 242 *pueros* und *ipsos* auf rasur, 243 *transisset*, 244 *conparuit*, 249 *conperies*, 250 *conpleuit*, 251 *Inpatiensque* ... *ostia*. — Zur Sapientia ergeben sich aus den wenigen streifen nur folgende abweichungen: Winterfeld s. 190 z. 38 *prorumpit*, s. 196 z. 15 *tres viros candidulos*.

Der wert der neugefundenen Klagenfurter bruchstücke (Kl) erhellt daraus, dass bisher einzig M (Cml. 14485, 10/11 jh.) aus so früher zeit bekannt war; Clm. 2552, der nur Hrotsvithas Gallicanus enthält, hat mit Kl nichts zu tun, da er in 2 spalten auf folio-format geschrieben ist, vgl. Winterfeld Hr. op. p. III—V und Neues Archiv 13, 573ff.

Kl ist eine bedachte, ursprünglich wol vollständige abschrift von M mit den verbesserungen der hände M[1] und M[2]. Kl stimmt zu M in Maria v. 157 und Sapientia, Winterfeld s. 190 z. 38, ist gegenüber M selbständig in Maria v. 174. 220. 234! Kl stimmt mit M[2] in Maria v. 93. 111. 132. 150. 193 überein,

16*

ist wol selbständig in den verbesserungen v. 138. 141. 147. 179. dass M für Kl als unmittelbare vorlage gedient hat, geht auch daraus hervor, dass Kl genau dieselbe einrichtung hat. 24 zeilen stehn auf einer seite, u.zw steht der text unserer 4 bll. genau auf bl. 5^v—9^r von M. es dürfte nur was in M auf 3^r—3^v steht, in Kl auf 3^r gestanden haben. die bruchstückchen aus der Sapientia dürften auf bl. 123^r—126^v von Kl gewesen sein.

Ergebnis: die 4 Klagenfurter blätter stellen bl. 5—8, die streifen teile von bl. 123—126 einer Hrotsvitha-hs. dar, die im 11 jh. zu SEmmeram in Regensburg von M abgeschrieben worden ist und später in den besitz des Dominikanerklosters zu Wien gelangte.

Klagenfurt. Hermann Menhardt.

STILQUELLEN DER HROTSVITHA.

Die quellen der Gandersheimer dramen sind noch sehr unvollständig ermittelt, obgleich viel anerkennenswertes in dieser hinsicht bereits geleistet worden ist [1]. etliche neue belegstellen stehn mir zur verfügung, von denen ich aber hier spärlichen gebrauch mache, um mich auf die enge stilistische frage zu beschränken, aus welchen quellen Hrotsvitha die technik des dialogs schöpft. richtig urteilt Köpke, dass 'sie die dialogischen wendungen, die bequemen sprachformen dem Terenz verdankt' [2]. nun deckt sich aber Hrotsvithas kunst ein gespräch herzustellen bei weitem nicht mit den Terenzianischen sprachmitteln.

Die technik des dialogs unterscheidet sich von der der gewöhnlichen monologischen rede durch die replikenbindung, wozu ein gewisser vorrat von ausdrücken gehört, welche die reden der einzelnen personen untereinander verbinden:

a) progressive bindung ligt vor, wenn eine replik durch frage, ermunterung zur aussage udgl. die nächste replik hervorruft;

[1] Nach Bendixen hat Köpke (Ottonishe stud. II 143) eine anzahl belegstellen nachgewiesen. Köpkes belege sind widerum von vWinterfeld in seiner ausgabe stark vermehrt worden: um wertvolle stellen aus Sedulius, Septimius Seuerus, Agius, Notker I uaa. — Schönbach (Litteraturbl. 12, 207) erkannte richtig, dass viele quellen 'innerhalb des sprachgebrauches, der dieser würklich gelehrten nonne durch ... die teilnahme am gottesdienst ... und schulstudien ... aufgezwungen worden ist', zu suchen sind. nur sind Schönbachs eigene parallelen meist nicht zutreffend, wie er auch selbst nicht viel wert auf sie legt (s. 208). mein aufsatz forscht in der von Schönbach gewiesenen richtung weiter. — KPolheim in seinem grundlegenden buche (Die lat. reimprosa, Berlin 1925) hat es leider verschmäht auf den ursprung von reimtechnik und rhythmus der dramen tiefer einzugehn; ich hoffe bald dieser frage näher zu treten.

[2] Die älteste deutsche dichterin (Berlin 1869) s. 68.

b) regressive, wenn die zweite replik irgend eine bezugnahme auf die erste enthält; hierher gehören bejahung oder verneinung, beifall oder tadel des gesagten, oder auch paraphrasen, mimesen, erwähnungen der vorhergehnden rede (wie *ut dixisti, ut asseris*) uä.

Wir finden nun, dass viele von solchen in den dramen vorkommenden wendungen (die nicht aus dem Terenz entlehnt sind), in der schulmäfsigen litteratur des karolingischen zeitalters wurzeln. — Hier kommen in erster linie die in gesprächsform verfassten lehrbücher Alcuins in betracht, vornehmlich 'De grammatica' und 'De rhetorica et uirtutibus'. auch die pseudoalcuinische 'Disputatio puerorum' habe ich herbeigezogen[1].

a) Progressive replikenbindung.

s. 854. *Eia, Saxo, me interrogante, responde*	C. IX 21: *Eia, sancte Johannes, et me consolari ne tardes*
s. 863. *Alioquin prosequere uocalium regulas*	P. I 17: ... *prosequere de humana*
s. 858. *Edissere nobis*	P. I 13: *Edissere sumotenus* ...
s. 874. *Expone, pater, hanc nobis definitionem*	P. I 3: *Expone* (vgl. C. IX 31)
s. 886. *Aduerbiorum regulas enuclea*	P. I 22: *Enuclea nobis*
s. 889. *Potestates singularum expone*	S. III 8: *Expone uocabula singularum*
s. 935. *Dic tamen de illis*	P. I 8: *Dic nobis de ea*
s. 936. *Quid ad haec?*	G. II, V 4: *Quid ad me?*
s. 945. *Restat, ut ... dicas*	G. IX 2: *Restat, ut* ... (vgl. D. XIII 4; S. VI 3; IX 3)
s. 953. *Quo modo?* (kurze frage des schülers)	P. I 11: *Quo modo?* (ebenso)
s. 1101 (Disp. Puer.). *Ut mihi aperias, obsecro.*	A. IV 2: *Dic, obsecro.*

b) Regressive replikenbindung.

s. 851. *Discipuli: Haec omnia se habere, sicut dicis, non dubitamus*	P. I 27: *Discipuli:* ... *nec dubitamus, quin* ...
s. 854. *Placet, filii, propositio uestra*	S. III 8 (uö.) *Placet, mater,* ...
s. 862. *Nequaquam* (kurze replik)	S. V 3: *Nequaquam* (ebenso)
s. 889. *En, habes, Franco, de aduerbiis satis* (ende eines abschnittes der lection)	P. I 17: *Sit satis de ista. Prosequere de humana* (ebenso)

[1] Alcuin wird citiert nach Migne 101; Hrotsvitha nach vWinterfelds ausgabe.

s. 938. *Bene intelligo* (schüler zum lehrer)	C. IX 32: *Nunc tandem intelligo* (ebenso)
s. 939. *Consequens est, ut*...	P. VII 5: *Consequens est, ut*...
ib. *Consequens* (kurze bejahende replik)[1]	S. I 5: *Consequens* (ebenso)
s. 946. *Fiat, fiat!* (bei Terenz: *Age fiat!*)	G. XIII 3: *Fiat, fiat!*
s. 957. *Etiam* (kurze bejahende replik)[1]	G. XII 5: *Etiam* (ebenso)
s. 1101 (disp. pu.) *Uerum est, ut asseris.*	C. V 2: *Non dubito ..., quia, ut asseris* (schüler zum lehrer).

[vgl. auch ausdrücke wie s. 1102 *Si autem quod absit* (G. II 4: *Si autem, quod absit*) und einleitungen von fragen und antworten, wie *quare ...? quia ...* (Alc. 873, P. I 13) oder *Estne ...? Est* (Alc. 957, C. V 1)].

Das gefüge der aussagen steht also dem dialogstil Alcuins sehr nahe. ob aber Hrotsvitha die angeführten wendungen direct aus den lehrbüchern Alcuins abgelesen hat, ist nicht leicht zu entscheiden.

Für unmittelbare entlehnung sprechen aufser den oben angeführten nur wenige momente. so zb. einige schulmäfsige ausdrücke, wenn nämlich die artes liberales P. I 7, wie auch bei Alc. 851, *semitae* genannt werden. oder Alc. 878: Franco (schüler): *Sed conjugationum distantiam dic mihi*; vgl. P. I 3: Discipuli: *et quae distantia inter tres?* oder auch eine reimwendung, wie: Alc. 881: *Sed tua curiositas te facit non amatum iri. | Nec tua te inuidia gratum iri* = Sap. V 30: *Exoro te finetenus in fide solidatum iri, | nec dubito te perennem tripudium donatum iri.*

Man könnte auch vermuten, dass die lectüre der dialoge 'De Grammatica' und 'De Rhetorica' unsere dichterin auf manche finessen der schulweisheit aufmerksam gemacht habe. dort werden nämlich (873, 902) etliche ausdrücke als durchaus terenzianisch unterstrichen, wie *eccam, atat, papae,* die dann öfters bei Hrotsvitha vorkommen. dort finden wir auch das *animal capax disciplinae* des Boethius (s. 1067, vgl. Hr. Ep. ad quosdam sapientes), auch die *prima usia, in solo et in omni* (ss. 937. 962, vgl. Calim. II 2).

Alles das genügt aber nicht, um uns über die directe entlehnung gewisheit zu schaffen. es ligt vielmehr eine zweite möglichkeit vor. nämlich Hrotsvitha konnte die redewendungen aus der mündlichen schultradition geschöpft haben, deren vater für die deutschen schulen natürlich Alcuin ist. dafür spricht dass wir ähnliche replikenbindungen und sonstige schul-

[1] solche kurze approbationen (*Ac libens, Uerum, Placet, Ut libet, O bene factum, Ita, Nec iniuria*) entnimmt Hr. gewöhnlich dem Terenz. desto interessanter ist es die hilfsquelle festzustellen.

mäfsigen ausdrücke in anderen dialogischen werken des karolingischen zeitalters widerfinden.

So zb. bei Ermenrich vElwangen, in der Vita Hariolfi, die so verfasst ist: *ut tu* (*Mahtolfe*), *ceu senior, interrogatus respondeas* (vgl. ob. Alc. 854), *et ut ego aliquando sub persona discipuli respondeam magistro* [MGhist. SS. X][1].

a) progressiv.

s. 12. *Qualis in monachico habitu fuerit ... edissere*	vgl. ob.
ib. *Tu, pater, alia prosequere, ego te libenter audio*	(P. I 17) S. III 8: *Placet, mater, nosque auditum prebemus libenter*
ib. *Restat, ut ...*	vgl. ob.

b) regressiv.

s. 13. *Nec dubito ...*	P. X 5 (Pafnutius Antonio): *Nec dubito ...*
ib. *Quoniam igitur tibi satis de domno Hariolfo ratiocinatum esse videtur, de Grimoaldo ... ut edisseres quaeso.*	(P. I 13. 17) S. III 23: *diu te sustinui ratiocinantem ...*

Ebenso im Epitaphium Arsenii des Paschasius Ratpertus (Migne 120, s. 1551 ff).

a) progressiv.

s. 1561. *Erubescis pandere*	C. III 4: *Erubescis fateri*
s. 1595. *Age, age, nunc experiamur.*	C. II 5 (u.ö.): *Experiemur.*

b) regressiv.

s. 1575. *Recte fateris* (kurze replik)	C. IX 7: *Recte reris*, P. III 11: *Recte arbitraris*
s. 1589. *Ut asseris*	vgl. ob.
s. 1595. *Nec immerito ... quia*	G. VII 1: *Nec immerito, nam* ... (vgl. C. IX 4)
s. 1639. *Nec mirum ...*	P. I 24 (uö.): *Nec mirum ...*

auch in dem von Schwalm und vWinterfeld (NArch. 27, 742 ff) veröffentlichten schulgespräche des Matetes und Didascalos finden wir ähnliche ausdrücke, wie sie schüler und lehrer in den Gandersheimer dramen gebrauchen. auch hier wird vom studieren *fatigari* (s. 742) gesagt (vgl. P. I 19, S. III 8); auch hier fragt der Discipulus den Magister (s. 743): *Et cur animum tuum contristaris?* (P. I 1: *Pro qua re contristaris?*).

[1] vgl. auch s. 13: *amabilis et affabilis, cuius etiam secreto colloquio saepius usus est*, und P. II 5, III 2. 3 (*omnibus amabilem, omnibus affabilem ..., secreta confabulatio, colloquium*).

Dies alles führt zur vermutung, dass sich in der schule ein gewisser von Alcuin stammender dialogstil herausgebildet hatte, den sich wol Rikkardis und Gerberg aneigneten und der auch der Hrotsvith von kindesbeinen geläufig war.

Ich hebe hervor, dass die meisten alcuinischen und ähnl. parallelen sich auf die scholastischen scenen Pafn. I, Sap. III und Cal. IX beziehen, dh. auf gespräche zwischen schülern und lehrern. hierher gehören aber auch C. V 1. 2, P. X 5, wol auch G. XIII 3 (Gallicanus steht zu Constantia im verhältnis des zu belehrenden neophyten). hier finden wir also wider das interessante und würksame stilmittel, welches Köpke (l. c. 201) in den höfischen scenen verzeichnet hat: nämlich die anpassung der sprache an das milieu.

So hat Hrotsvitha auch die gespräche um den sündenfall der nichte Abrahams zum teil aus dem 'Ordo publice poenitentium' geschöpft [s. Rosière Recueil général des formules II, Paris 1859].

s. 746. *Peccata quoque mea mihi sensum doloris tulerunt*	Abr. VII 10: *Peccata quidem tua sunt grauia.*

reimwendungen.

Inter omnes enim grauius corrui, | inter omnes deterius occidi.	Abr. VI 3: *Unde cecidi? in quam foueam perditionis corrui!*
Peccaui crudeliter, | lapsus sum fortiter, | occidi grauiter, | corrui miserabiliter[1].	Abr. III 3: *Heu mihi, periit. — Qualiter? | — Miserabiliter. | Deinde euadit latenter.*

Auch replikenbindungen aus dem Ordo sind zu verzeichnen.

a) progressiv.

s. 746. *Eia, frater carissime, modo diligenter intende.*	C. II 4: *Intende, frater.*
	C. IX 21: *Eia, sancte Johannes, | et me consolari ne tardes.*

b) regressiv.

s. 755. *Faciam quae hortaris.*	S. V 3: *faciam quae hortaris.*

Wir sehen: Hrotsvitha hat ihren fest gefügten und fliefsenden dialog nicht aus dem nichts geschaffen, ihn auch nicht immer dem Terenz abgelauscht: sie hat die elemente der lebendigen schul- und kirchensprache verwertet, die ihr in buch und wort reichlich zur verfügung standen.

Moskau. **B. I. Jarcho.**

[1] vgl. auch Ordo: *Nullum inuenitur peccatum* (Pafn. III 8, s. Schönbach aao. 208), *cuius sordibus non sum coinquinatus* (Abr. I 3: *sorde coinquinationis*).

HANDSCHRIFTLICHES ZUR PILATUSLEGENDE.

Im frühjahr 1923 fand herr dr Johann Kapossy im k. ungarischen staatsarchiv (abt. k. ungar. hofkammerarchiv) zu Budapest unter den acta ordinum et monialium fasc. 147. *monial. Pestiens. facs.* 2 *nr* 7 *ein processprotocoll der Altofener klarissinen gegen den grafen Julius Salm und seine gemahlin Elisabeth Thurzó. es lag in einem umschlag, der abgelöst zwei pergament-doppelblätter präsentiert,* 22,6 *cm hoch,* 30,7 *cm breit, jedes mit vier beschriebenen seiten, auf deren jeder zwanzig zeilen stehn; manchmal hat der schreiber in einer zeile zwei verse untergebracht (so auf blatt* I 1, *z.* 9, II 2 *z.* 20, III 1 *z.* 10, IV 2 *z.* 6), *dann aber durch punct getrennt, wie auch sonst, wenn der schreiber nicht vergafs, nach jeder zeile punct steht (einmal auch im satzschluss nach* Gelont *bl.* IV 1). *das spatium der zeilenanfänge vom blattrand beträgt etwa* 3 *cm, vom blattbruch etwa* 2 *cm. der anfangsbuchstabe jedes zeilenbeginnenden wortes ist vom übrigen teil des wortkörpers abgesetzt, dieses spatium variiert und beträgt durchschnittlich* 1 *cm, der rest der zeile bietet einen normalen anblick bis auf bl.* I 2 *z.* 15, *wo* er *zwischen* sprach *und* an *rot übergeschrieben, bl.* III 1 *z.* 18, *wo vor* reht *ein* gvot *rot durchstrichen, und bl.* IV 2 *z.* 20, *wo einem loch im pergament der schreiber ausgewichen ist. von der verwendung der majuskel und minuskel lässt sich dasselbe sagen, was Jaksche über die hs. von Gundackers Christi hort berichtet: sie ist inconsequent, aber in einer guten vorlage scheint das princip bestanden zu haben, jeden ersten reimvers mit majuskel zu beginnen. die eigennamen sind klein angeschrieben, ausgenommen einmal* Pylatus *im versbeginn,* Juden *und* Judas *im versinnern. die initialen sind rot verziert und reichen in die folgende zeile hinab; auch der der initiale folgende buchstabe ist meist grofs geschrieben und trägt einen roten schmuckstrich, letzteren auch beinahe alle zeilenbeginnenden buchstaben. initialen finden sich auf bl.* I 2 *z.* 14 Als *entsprechend dem* Do *bei Gundacker v.* 5163, *auf bl.* II 2 *z.* 18 Die, *da eben vorher die rockepisode abgeschlossen wird (Gundacker hat diese nicht, so fehlt auch bei ihm v.* 5235 *der abschnitt), auf bl.* III 2 *z.* 2 Der *wider übereinstimmend mit Gundackers v.* 5261, *auf bl.* IV 1 *z.* 5 Als *nach erledigung der schicksale der Pilatusleiche und bl.* IV 2 *z.* 13 Deren. *die Grazer pergamenths. des priesters Johannes von Ezzlingen, geschrieben* 1415 *(Grazer universitätsbibliothek, alte bezeichn.* 39/58) — *Schönbach hat sie in seiner bekannten anzeige von Tischendorfs Evangelia apokrypha nicht beachtet — hat bl.* 72*f alle unsere stücke, sie teilt aber die rockepisode und hat nur nach den schicksalen der Pilatusleiche mit unsrem fragment den abschnitt gemeinsam.*

Die sprache unsres fundes ist bayrisch-österreichisch wie die

Gundackers und Ezzlingens, die niederschrift wird um 1300 *anzusetzen sein. schrifttypus und verzierungen sind sehr ähnlich den der Annales Stederburgenses C. tabularii Welferbytani aus* 1315 *bis* 1319 *in G. H. Pertz Schrifttafeln z. gebr. diplom. vorles.* 8. *heft* 1866. *von den abkürzungen, welcher sich der schreiber von Christi hort bediente, hat das Budapester frgm. die geläufigen; nur scheint das hochgestellte kleine* u *für* -ra- *zu einem doppelstrich geworden zu sein. es fehlen die* ri- *und* ro-*kürzungen, der circumflex* -ur. *auch von dem was Jaksche zum einzelnen der orthographie aussieht, ist hier nicht alles vorfindbar; hält man seine beobachtungen zu unserem frgm., so ergibt sich: es hat mit Gundacker die rechtschreibung in der mehrzahl der fälle gemein, steht aber in einigen einzelheiten folgerichtig für sich.*

Auf bl. II 1 *ist am innenrand erkennbar* 1571 Dioszeg Mile *(?) quer eingetragen; Dioszeg ist ein ungarischer ortsname (Pressburger comitat), wo sich ein Klarissenkloster befand. auf dem untern rand steht quer nr* 65 *geschrieben, auf dem aufsenrand quer rote und schwarze fascikelnotierungen; derlei findet sich auch auf bl.* I 1 *und* IV 2, *aber nicht mehr entzifferbar. die schriftzüge aller dieser randnotizen sind jünger als die des textes.*

Die beiden doppelblätter waren, um als umschlag zu dienen, zusammengeheftet; zweifellos fehlt, wie sich aus der Grazer hs. ergibt, zwischen ihnen ein doppelblatt. ich gebe im folgenden das frgm. nach dem fortgange der handlung, wie ihn die Grazer hs. aufweist, und merke die wichtigsten abweichungen in ihr bl. 72*f (Gz.) und Gundacker (Gd.) v.* 5127*ff an.*

bl. I 1 himels erde vnde aller geschaft
daz schinet wol an siner chraft
Er hat gesvnt gemachet mich
pylaten einen poten ich
viench da heime in minem lande
der in harte wol erchande
Er sagt mir vō ime wnder
do vraget ich in darvnder
von ime der mære . wie er ertotet wære
Do sagt er mir vnwende
von anegenge vnz an daz ende
Die mære er mir vil rehte saget
dar an er mich niht verdaget
wie in verchovffet sin ivnger Jvdas
vnde wie dez alles pẏlat rihter was

1 himels unt e. *Gd. Gz.* aller] alles *Gz.* 2 daz nu wol sch. *Gd.* 4 pylaten] Pilato *Gd.*, Pilatum *Gz.* 5 da heime *fehlt Gd.* 6 in] Jesus *Gz.* harte] vil *Gd.* 7 Von im sagt er mir *Gz.*; Er] der *Gd.* 9 im al d. m. *Gd.* ime] Jesu *Gz.* 10 Do] daz *Gd.* 11 daz an. und ende *Gd.* 12 die mære *fehlt Gd.* 13 mich *fehlt Gd.*; mir *Gz.* 14 sin ivnger *fehlt Gd.* 15 alles *fehlt Gd.*; Und des pilatus rihter waz *Gz.*

daz in die Jvden v̓rieten dvrch ir nit
sagt er mir vn̄ avch die zit
wenne vn̄ wie daz alles geschach
zuo ime ich do gvotlichen sprach
Lebt er noch trvwestv ob er mich

16 verrieten] viengen *Gz.* ir *fehlt Gd. Gz.* 17 daz sagt *Gd. Gz.* 18 daz] ez *Gd.* 19 do *fehlt Gd.* *nach z.* 19 *fehlen hier wie auch in Gz. die verse Gd.* 5147. 4148.

bl. I 2
gesvnt machet helt daz sprich
zehant sprach der pot zeware
wil dv gelovben er machet dich gar
an allen dinen liden gesvnt
vnde tvot daz in chvrzer stvnt
Ich gelovbet daz er mir sagt
da von mir groz heil behaget
Min gelovb an ihm̄ christ
saleclich mir chomen ist
Ich gesach noch gehort in niht
daz waz ein wnderlich geschit
Ich gelovbet daz er mir vor sprach
zehant man mich gesvnten sach
ALs daz der keyser hort
do sprach er an deme wort
ze gelicher wise ovch mir geschach
do ich sin antlvzze an sach
Daz nivwan nach ime entworfen ist
do wart ich an der selben frist
garwol gesvnt vnde heil

1 mach *Gd. Gz.* 2 zehant] du *Gd.* zeware] fur war *Gd.* 3 dv] duz *Gd.* 7 groz *fehlt Gd.* behaget] betagte *Gd.*; betagt *Gz.* 8 f Mein gelaub mir chomen ist Sâlecleich an Jesus Christ *Gz.* 9 mir sælichleich *Gd.* 10 in *vor* niht *fehlt Gd.* 11 waz] ist *Gz.* 12 sprach *auch Gz., wodurch Jaksches emendation gesichert* (*Gd.* 5161) 14 Als] Do *Gd.*; Und do der K. das *Gz.* hort] erhort *Gz.* 15 deme] dem *Gd*; dem selben *Gz.* 16 ovch mir] mir so *Gz.* 18 nivwan] wan *Gd.*; *vgl. v. Kraus zu Gd. v.* 5167. Das newr an in gedrukt ist *Gz.*

Die Grazer (Gz.) hs. setzt mit Gundacker v. 5170—76 *die erzählung fort, darauf folgen in ihr zwölf verse (weder bei Gundacker noch bei Hesler), in denen Vespasianus vor dem Veronicabilde auf die knie sinkt und den Juden strafe androht. Gundackers v.* 5177—86 *schliefsen in beinahe wörtlicher übereinstimmung an; nun aber werden bei ihm auf Vespasians rat boten gesandt, um Pilatus in Palästina zu verhaften und nach Rom zu bringen, in der Grazer hs. bl.* 71 *α haben Columban und Volusian dies bereits besorgt, als sie Veronica nach Rom holten. an stelle der botenfahrt Gundackers tritt in der Gz. hs. ein ratschlag Vespasians, in beiden versionen constituiert sich die gerichtsversammlung, übereinstimmend*

nur in der stimmung gegen Pilatus, sonst meist verschieden; denn die Gz. hs. hat die episode vom ungenähten rock Christi vorzubereiten. vor der eröffnung des gerichtes bemerkt Gundacker, Tiberius wolle Pilatus gar nicht sehen; davon enthält die Gz. hs. natürlich nichts. Gundackers v. 5222—34 *(gerichtssitzung*[1] *und ansprache des kaisers) übernimmt die Gz. hs. mit belangloser änderung. Tiberius fordert schliefslich von den fürsten ein urteil über Pilatus. während nun bei Gundacker diese sich verlegen ansehen und bedenken tragen, dem kaiserlichen zorne zu entsprechen, wird in der Gz. hs. auf den noch mit Gundacker gemeinsamen v.* 5234 *Pilatus als träger von Christi wunderwürkendem rock eingeführt. diese episode hat aber auch das Budapester frgm., welches also nach der anordnung des stoffes in der Gz. hs. als blatt* II *zu bezeichnen ist.*

Zwischen bl. I *und bl.* II *weist unser frgm. also eine lücke auf, deren umfang aus der Gz. hs. zu bestimmen ist: diese hat hier* 54 *verse; sieht man von ihnen die oben erwähnte, bei Gundacker auffälliger weise nicht vorhandene strafandrohung Vespasians in* 12 *versen ab, so bleiben* 42 *verse übrig, die bei stellenweiser unterbringung von zwei versen in einer zeile — wie in unserm fragm. öfters! — gerade ein blatt füllen würden. da sich für die lücke zwischen bl.* III *und bl.* IV *eine ähnliche errechnung aus der Gz. hs. ergibt, so ist aus dieser das unserm frgm. fehlende doppelblatt zu übersehen.*

bl. II 1 als er aber qwam her wider dan
Do wochs gegen ime des keysers has
alse ofte treip der keẏser mit ime das
vnz in samt mit den fvrsten
nam wnd' von welhen getvrsten
Qwame daz pẏlat in so groszer schvlde
als ringe gewnne des keẏsers hvlde
Swenne er wære da ze gegen ware
daz der keẏser niht verbære
Er stv̊nde vf gein ime wirdecliche
vn̄ enphie in harte gvotliche
aber swenne ze gegen niht was pẏlat

1 *die fünf verse, die vorher in der Grazer hs. stehn, sind hier nicht erhalten: Pilatus wird vor den kaiser gebracht, das rockwunder wird kurz erklärt* Als er aber qwam] Und so er cham *Gz.*
2 Do] So 3 der keyser] er 4 in samt mit] in selb mitsampt
6 Qwame *bis* schvlde] Es cham vnd daz er doch von grozz' schuld
7 als] So gewnne] gewan 8 Swenne *bis* ware] Wenn er was engegen wart 9 niht verbære] dann nicht verwart 11 harte gvotliche] minnikleich 12 swenne ze gegen niht] wenn von im

[1] *vKraus' emendation des v.* 5225 *Gundackers trifft beinahe wörtlich die Gz. hs.* Vil künig under kron. *aber: die Gz. hs. konnte auf die* chnechte *hier verzichten, da sie sechs verse vorher ihrer erwähnung tut; Gund. hat diese erwähnung nicht und bedurfte der* chnechte *wol zur inscenierung.*

die fvrsten er sich an in rechen bat
ze ivngest gab ime got die sinne
von waren dingen sie wrden inne
Daz pÿlaten so groszer sælde chvr
aleine von christes rokche wider fvor
Den er vō sinen ritteren choͧffet hat
wan er spahes werches was svnd' nat
Den leit er an do er fvr den herren

13 die *bis* bat] So wart er im gar veint vil drat 14 im] in 15 von *bis* inne] Das sie von warn dingen wurden inn 16 Daz *bis* chvr] Das pilatus von so grozzer schuld chur 17 aleine *fehlt* rokche] rok daz 18 ritteren choͧffet] knechten e gechauft 19 wan *bis* nat] Ditz was der rok der do waz an all nat *nach* 19 *folgen im Gz. vier verse*: Und den im sein můter Maria Macht in egipto da Als ich ew vor han gesait Nu hort hie mer der warhait 20 Den *bis* herren] Den legt er ie an so er gie fůr den h'ren.

bl. II 2

wart gefvoret daz ime niht gewerren
solt von deheiner slahte rvgat
als er des rokches berovbet wart
sin vngelvche sich zehant mert
Der keyser von ime sinen můt chert
Av heten avch die ivden dē keÿs'gesāt
vber pylaten prieve vnde ermant
daz pÿlat' manigen vnschvldigē mā
mit vnreht des lebens het ane getan
Daz er avch apgot in dē tempel sazt
vnde si des noch niht het ergazt
Daz er ovch vf des tempels schadē vner wert
ze sinem nvzze het v̇zert
daz erzvrnet die fvrsten sere
vnde den keÿser michels mere
Er wart geworfen in einen karchere
alrest hvop sich sin endelose swere
*D*Ie fvrsten an ein ander an sahen
ir deheiner sich niht wolt v̇gahen
daz er die urteil tæte . swie sis der keÿs' bæte

1 wart *bis* ime] Da von mocht im 2 solt *bis* rvgat] Von kainer slacht vnart 3 Als *bis* wart] Und so er dann des rokes an wart 4 zehant] dann 5 Der *bis* chert] Wan sich des kaisers můt verkert 6 Av] Nv avch *fehlt* 7 prieve vnde] prief das in 10 Daz] Und daz apgot] die abgot sazt] sat 11 vnde *bis* ergazt] Dez in niemant nicht pat 12 Daz *bis* vf] Und das er auf unerwert] vert 13 ze *bis* nvzze] Und das gůt in 14 die fvrsten] den kaiser 15 den keyser] die fvrsten 17 endelose *fehlt* 18 an sahen] an *fehlt (auch Gundacker)* 19 deheiner] chainer nicht *fehlt* 20 sis] sie des tæte — bæte] tat — pat.

Das dritte blatt schliefst an das zweite im fortgange der erzählung unmittelbar an, entsprechend den versen 5239—77 *Gund-*

ackers, dem aber innerhalb dieses stückes zwei verse fehlen; hingegen hat sie die Graser hs. mit dem Budapester frgm. gemeinsam.

bl. III 1

Si dvhtens ein teil ze sware
dem kvnege vespasyan was ummære
Er sprach min vrteil ich iv tvon
si gewinnent nimmer fride noch svon
Die an ihm̄ schvldich sint
sie selbe ir wip vnde ir chint
Mv̊szen von mir liden not
vnde den pitterlichen tot
Ir herren hort dvrch ivwer heil
diz ist min vrteil . Sẘ dē hohstē man hat
ertotet daz ist min rat
Av getar ich avch erteilen wol
daz man den toten schol
Des smæhlichesten todes des ieman
in der werlte erdenchen chan
Bi fron rehte erteile ich daz
der keẏser fraget fvre baz
Die fvrsten ob sis dvchte reht
si sprachen alle swære sleht
Si wolten der vrteil volgen

1 dvhtens] douchte *Gd.*, es daucht sie *Gz.* ze *fehlt Gd.* 2 dem kvnege *fehlt Gd. Gz. nach* was *in Gd. Gz.* ez 3 iv *fehlt Gd Gz.* wil ich t. *Gz.* 6 sie selbe] die selben *Gd.* ir wip *fehlt Gz.* ir] iriu *Gd.*, irew *Gz.* 7 leiden von mir *Gz.* 8 vnde den] unt vil *Gd.* 10 Swer] wer *Gz.* 12 Av] unt *Gd.*, Das *Gz.* ich] ez *Gd.* avch *fehlt Gz* vrteilen *Gz.* 13 pillich *vor* toten *Gd.* 14 smæhisten *Gd.* 16 fron *auch Gz.; vgl. Jaksche zu v.* 5255! 17 fragt do fv̊rbaz *Gz.* 18 sis] si *Gd.*, es si *Gz.* *Vor* reht *ist* gvot *rot durchstrichen* 19 al si wer *Gd.*, all ez wår *Gz.*

bl. III 2

ime sie niht wære erbolgen
*D*Er keẏser sprach nv sagt mir da bi
welhest der schentigest tot si
Da mit errochen werde christ
die fvrsten sprachen des gib vns frist
die nahesten siben tage
so welle wir dir den tot sagen
si saszen darvber zerate
nv gie von dannen drate
von hof ein ivnch herre
der charcher was niht verre

1 sie waren ir (*korrigiert von Jaksche aus* in) nicht erbolgen *Gd.*, Und im dar an erwolgen *Gz.* 2 nv *fehlt Gz.* 3 welher *Gz.* schentlichst *Gd.*, schåmleichest *Gz.* 4 wurde *Gd.*, werd hie *Gz.* 5 des gib] nu gebt *Gd.* 6 in disen næsten s. tagen *Gd.*, zu den n. s. t. *Gz.* 8 Dar v̊ber sazzen sie do ze rat *Gz.*

Dar inne was pẏlat' besloszen
in het der wile sere verdroszen
dar gie der ivnch h're dvrch sinẽ mv̊t
Pylatus sprach ivnch herre gvot
Ginch ein teil hernaher bas
dvrch dine zvht v̄n sage mir daz
waz man da zehove rede von mir
da hat man verteilet dir
war vmbe sp"ch er ist daz getan

12. 13 *auch in Gz.: fehlen in Gd.* 12 pilatus waz *Gz.* 14 dar] hin *Gz.; C. v. Kraus emendation* dar *aus* da *durch unser frgm. somit gesichert Gd.* 5271 ivnch herre] er *Gd.* mv̊t] gemůt *Gz.* 15 P. sprach durch dein gůt *Gz.* 16 Ginch] Nu ge *Gz.* 17 Durch dein zucht und sag *Gz.*! *Roethes emendation in Gd. v.* 5274 durchnecht *ohne* und *aus handschriftlich* dvrch shecht vnd *wird dadurch hinfällig: Gd. hat einfach die formel* durch zuht *ohne* dîn 18 da *fehlt Gd. Gz.* rede] sag *oder* frag *Gz.* 19 vrteilet *Gz.* 20 er sprach: war um *Gd.*, Dar umb sprach er *Gz.*

Zwischen dem dritten und dem vierten blatte besteht widerum eine lücke: deren gegenstand bietet Gundacker nur zum teil, da dessen gedicht mit der meldung des juncher *über Pilatus selbstmord abbricht. die ergänzung gewinnen wir aus der Grazer hs., welche auf bl.* 73β *mit unsrem frgm. wider zusammentrifft*[1]. *dessen zeilen* 1—4 *auf p.* 1 *begegnen sich aber auch mit einer Wolfenbütteler hs. aus* 1399 (*so Maſsmann Kchr.* III 604, *vgl.* 179), *die schicksale der Pilatusleiche abschlieſsend. deren beleg des sees hat sich unser frgm. geschenkt, ebenso die versicherung, es* vür die wârheit gelesen *zu haben, und mit dem füllvers* geren ich anderen [anderez?] wil da zeigen *zur Tiberius-bekehrung übergeleitet, die er wider mit der Grazer hs. bis zu vers* 9 (begie) *gemeinsam hat; deren nächsten sechs verse (Vespasians strafedrohung*[2] *gegen die Juden und abreise) kennt er nicht und setzt sogleich mit der auflösung der gerichtsversammlung* (rat zerlie) *fort. mit dem verse* an ime selben er das begie *trifft unser fragmentist weiters beinahe wörtlich, aber nicht buchstabengetreu mit dem von ESchröder Zs.* 50, 389 *ff publicierten und auf HvHeslers Evangelium Nicodemi* (*v.* 4530 *bis* 4658) *zurückgeführten bruchstücke, bis zu dessen v.* 4568, *zusammen; wie weit darüber hinaus, entzieht sich der kenntnis, denn die Grazer hs. folgt diesem bruchstücke nur bis zu dessen v.* 4582, *erzählt kurz Tiberius tod, der nicht (wie Schröders bruchst. und Hesler) erschlagen wird, sondern an der sucht stirbt, verzichtet auf die erklärung des namens Tiber, um das leben der zwölf apostel im abriss zu geben und erst auf zweitnächstem blatte die kaisergeschichte, völlig verschieden von Hesler, fortzusetzen.*

[1] *für diese lücke unsres frgm. bietet die Grazer hs.* 41 *verse; vgl. oben über die erste lücke!* [2] *diese strafandrohungen scheinen aus besonderer quelle zu stammen, vgl. oben!*

bl. IV 1

Sne schvr regen vn̄ wint
ob si niht wol bewaret sint
Si mvgen si sin des todes eigen
geren ich anderen wil da zeigen
Als diz alles waz geschehen
vn̄ an pẏlaten wart gesehen
div starchen gotes gerihte sins mordes
daz er begangen het for des
an ime selben er das begie
der fvrsten rat sich da mit zerlie
schantliches todes moht er niht v̇endet hā
zů alban unde zvo volusian
Sp"ch der keyser daz si pæten
swes si beide willen heten
des wære er in bereit
da mit er in ir getrivwe arebeit
Gelont. si sprachen din selbs genist
bit wir daz dv gelovbest an christ
vnde dich tovffen laszest
vnde alle apgot verwaszest

1 Sne] sô *W.* 2 wol bewaret] volbraht *W.*, volpracht *Gz.* 3 Si mvgen] sô müzen *W.*, So mûgen *Gz.* 4 daz noch der sê mac erzeigen *W.*, Das noch der see noch wol mag erzaigen *Gz.* 5 Als diz alles] Do nu ditz *Gz.* 6 pylaten wart] pilato waz *Gz.* 7 div *bis* sins] das stark gericht seines *Gz.* 9 ime selben] im selb *Gz.* 10 da mit] do *Gz.* 11 *fehlt, statt dessen*: Und do das waz getan *Gz.* 12 zû alban v. z. vol.] Zu Columban vnd volusian *Gz.* 13 Sprach do der *Gz.* 16 ir] irr getrivwe *fehlt Gz.* 17 Gelont] Lont *Gz*,; *nach* Lont *ein hochgestellter beistrich, dem puncte oben entsprechend.*

bl. IV 2

wan sie sint der sele rovp
swer an sie gelovbet der ist tovp
Des ewigen heiles . hat er niht erbeteiles
Aoch gewinnet deheiner slaht pfliht
ze sines schepher an gesiht
der himel vn̄ erde heldet . vn̄ all' dinge weldet
Daz ist vnser herre ihc̄ christ
der warer got vn̄ mensche ist
Der sich vns zemarteren gap
vn̄ lies sich legen in daz grap
Fvr aller der werlt missetat
da gelovb an daz ist min rat
GEren sp"ch der keẏser tẏberius

4 Aoch *bis* slaht] Noch gewint chainer hant *Gz.* 6 erde heldet] erd waltet all' *bis* weldet] allew ding gar haltet *Gz.* 9 Der] Und der *Gz.* 10 daz] ain *Gz.* 12 gelovb] gelaubt *Gz.* 13 der keyser *fehlt Gz.*

Ich gelovb daz vnser herre ihc̄
der meide svn ist v̄n gotes chint
daz div abgot ein getrvcb sint
v̄n storer dez ewigen frides
dar vmb hiez er templum ẏsides
In den tẏwer senchen
die ab goter er trenchen.

16 daz] Und das getrvch] betrog *Gz.* 18 dar vmb] Da von templum] den tempel *Gz.* 19 den tywer] die teifer *Gz.* 20 Und die abgöt ertrenken *Gz.* *oben zwischen* er *und* trenchen *loch im pergament.*

Es ist hier nicht am platze, die abweichungen des Budapester fragmentes von Gundacker und der Grazer hs. im einzelnen zu kritisieren; wer aber vergleicht, wird an den mehreren und gerade entscheidenden stellen es näher an die Grazer hs. rücken, ohne jedoch einen unmittelbaren zusammenhang zwischen den drei überlieferungen annehmen zu dürfen. ausschlaggebend ist die rockepisode und die etwas unbekümmerte art dieser interpolation: es ist bei Gundacker psychologisch völlig gerechtfertigt, dass die fürsten auf die zornrede des kaisers sich verlegen ansehen, weil sie sich nicht übereilen wollen, während in unserem frgm. und in der Grazer hs. diese verlegenheitspause nach der rockepisode unvermittelt dasteht.

Pilatus als träger von Christi ungenähtem rock ist auch sonst bekannt, so im alten Passional (ed. Hahn u. auch Maſsmann aao.), aber von dessen darstellung weicht unser frgm. (und die Grazer hs.) durchaus ab: es ist kürzer und insceniert anders.

Das vierte blatt (z. 1—4) *beweist, dass das frgm. auch die schicksale der Pilatus-leiche erzählt haben muss*[1]*, vermutlich in der form wie sie die Grazer hs. überliefert (vgl. oben!); Gundacker bricht früher ab, Hesler vernachlässigt schon die verurteilung des Pilatus. die groſse ähnlichkeit jener vier zeilen mit einer Wolfenbütteler schwellhandschrift der Rudolfschen weltchronik lässt schlieſsen, dass die vorlage dieser Pilatus-version — wider abweichend vom Passional, wie Maſsmann bemerkt — einige beliebtheit genossen haben muss. für den rest dieses blattes — übereinstimmung mit Hesler — ist auf die ausführungen KStübigers (Germanische studien* 15 *p.* 145 *ff) zu verweisen; seine reconstruction wird vom Budapester frgm. teils bestätigt, teils berichtigt. dieses gestattet noch eine bemerkung zu Stübigers urteil über die botennamen, welche schon Schönbach als kriteria heranzog: bl.* IV *nennt Alban und Volusian wie ESchröders bruchstücke (nach Hesler); ob unser frgm. auch mit dem Columban Gundackers gearbeitet hat, lässt sich vorläufig nicht sagen. die Grazer hs. aber setzt an jener stelle Columban*

[1] *ob auch die Veronika-legende, ist aus der erwähnung des bildes noch nicht zwingend zu schlieſsen; die* getrivwe arebeit *bl* IV 1 *z.* 16 *konnte auch auf die verhaftung und einholung des Pilatus bezogen werden.*

und Volusian, eine bis jetzt unbekannte verbindung. auch sonst bietet unser fund manches interessante: so bl. II 1 *z.* 2 *das seltene* rvgat = ruogât, rüëgât *(vgl. Lexers nachträge) hier in der bedeutung accusatio, damnatio, wobei die Grazer hs. gründlich ändert; oder die stelle bl.* III 2 *z.* 1, *wo ich gegen Jaksche das handschriftliche* in *bei Gundacker in* im *(sc. Tiberius) bessern möchte, welches sowol das Budapester frgm. wie die Grazer hs. festhält, deren* und *als* quin *aufzufassen wäre; u.a.m.*

Stübiger macht (aao. p. 133 *f) auf beziehungen Gundackers zu den Liechtensteinern aufmerksam; eine tochter Otto* II. (*gest.* 1311) *war klarissin in Judenburg. nun war unser frgm. wol ursprünglich besitz des klarissenklosters in Ofen (s. oben), so würde diesem orden einiges verdienst an der verbreitung der dichtung Gundackers, der natürlich geistlichen standes war, zuzusprechen sein; hinsichtlich der compilation könnte man dann an die von Stübiger berührte Wiener schreiberschule denken. oder — das lässt sich auf grund des geringen materials noch nicht untersuchen — sollte dem Gundacker gerade aus dem Judenburger klarissenkloster solch eine compilation zugänglich geworden sein und er mit feiner hand ausgewählt und umgebildet haben?*

ESchröder nennt den verfasser seiner bruchstücke mit recht einen rohen redactor. das Budapester frgm. aber beweist, zumal wenn man die es ergänzende Grazer hs. dazuhält, dass eine bessere, wenn auch nicht völlig zureichende ineinanderarbeitung nicht nur zweier, sondern mindestens dreier quellen bestanden hat. die chronistische arbeitstechnik der spätzeit stellt sich in den dienst eines erbauungsbedürfnisses, das weniger auf künstlerische geschlossenheit einfacher andachtsmotive anspruch erhebt als vielmehr sich in freierer häufung stofflicher reize befriedigt.

Graz. **Hugo v. Kleinmayr.**

DER VERS IM REINHART FUCHS.

I. Den versbau **Heinrichs des Glichezares** können wir nur aus den bruchstücken einer einzigen hs. (Altdt. textbibl. 7^3, Halle 1925, s. XXIX ff) ermitteln.

Wie verhält sie sich metrisch zum original?

Ein unterschied scheint dadurch gegeben dass der dichter nach ausweis der reime vocale über *h* hinweg zusammenzieht (*slahen* > *slân*), der schreiber die zweisilbigkeit herstellt. in der tat wird v. 743. 839. 1791 dadurch der regelmäſsige wechsel von hebung und senkung gestört, v. 760. 768 entstehn neue dreisilbige, 704 sogar ein fünfsilbiger tact, 626 ein viersilbiger auftact. aber anderseits wird in v. 747. 922 auf diese weise synkope beseitigt.

Wir lesen v. 739 |*sûlin den*|. setzt man *suln* ein, wie 748. 862. 1526 u.ö. überliefert ist, so ergibt das eine erleichterung des tactes. anderseits aber ist *suln* v. 1534. (1546.) 1742 einsilbiger tact. der schreiber benutzt nicht die gelegenheit, regelmäſsigen wechsel von hebung und senkung herzustellen. diese regelmäſsigkeit ist also sein ideal nicht: ihm gelten alle diese ◡́◡ offenbar gleich x́, wie ja denn *suln* und *sulin* nur orthographisch getrennt sind: gemeint ist *suln̥*. vgl. *uwerịn, bruoderịn* 658. 773. 1771. man kann noch manches ähnliche anschlieſsen.

drinne, dran, drumbe: die überlieferten kurzformen v. 765. 869. 905. 1622 passen zwar wie die überlieferten langformen v. 872. 888 besser in den vers, aber in 875. 927 stehn die langformen, wo die kurzen zweisilbige tacte ergeben würden.

Vocalischer anlaut des pron. pers. ist nicht geschrieben in *erz* 1561, *irz* 1601, *siez* 1759, *ern* 736. überall ist der vers dadurch geglättet. aber v. 1527 heiſst es *wiez dá,* obgleich *wie es* (vgl. *wie er* 1597) die synkope unnötig machen würde, und v. 1719 *si in* trotz dreisilbigkeit des tactes.

Die verkürzung der negation in *ern* 861. 913, *nist* 1624 verbessert den vers. das täte sie auch bei *die in* 1639, *du en* 1652, *ich en* 734. 1666. aber in *si en* 905, *der en* 922 würde sie ihn verschlechtern.

Für andere kürzungen gibt die überlieferung keine handhabe. *daz ich* > *deich, daz ich* > *der, daz ez* > *deiz* geben zwar oft (802. 814. 841. 1572. 1604. 1709. 1791), aber nicht immer (601. 818) erleichterungen.

Sieht man dann aber, wie *ime* und *deme* mit verschwindenden und z.tl unsicheren ausnahmen (850. 868. 880, 859. 1715) vor consonanten zwei-, vor vocalen einsilbig geschrieben sind, die möglichkeit durch die doppelformen zweisilbige tacte zu erzielen verschmäht ist, so lässt sich das wol nur als überlieferungstreue verstehn, das hieſse: der schreiber folgt einer regel, aber nicht einer metrischen; die metrische ungleichmäſsigkeit entstammt der vorlage. wie ja denn auch sonst die alten hss.

freier sind, als unsre metrischen schemata, und vieles einem verstehnden leser überlassen. und unsre ist nach ihrem text und ihrem äufsern gut und der vorlage nah.

Jedenfalls setzen wir zunächst, die hs. sei metrisch gut, und übernehmen ihre silbenzahlen, nur dass wir vocale über *h* contrahieren *(sehint)*, nach bedürfnis *unde* oder *und* — nämlich das metrisch leichtere — lesen, wo *vn̄* geschrieben steht, *e* vor vocalischem anlaut elidieren und hiat nur zulasssen, wenn dadurch synkope vermieden wird (zb. *dóre 'Isingrím* 928). aufserdem schliefsen wir v. 628. 632. 659f. 721. 864. 870—72. 893f. 1559. 1580. 1691. 1701. 1705—7. 1712. 1717. 1727. 1745—54. 1781—89. 1796. 1831—1902 als unvollständig oder unsicher vom zeugnis aus, sodass 578 verse bleiben.

Dann gilt erstens: vierhebigkeit.

Nur v. 744 scheint weit darüber hinauszugehn und bei natürlicher lesung für zwei verse auszulangen: *Reínhàrt was lós, 'Isingrìn únwìs*. oder allenfalls *Reínhart was lós, 'Isingrin únwìs*?

Aber wie weit gilt die vorausgesetzte natürliche betonung? zwei silben, von denen die erste den nebenaccent eines compositums trägt (*Reínhàrt was*) hätten wir mit ausnahme von *Diebrechten* 1708 als senkungen nur in ersten tacten, und zwar nur bei den eigennamen *Reinhart* und *Diebreht* (645. 753. 831. 941. 954. 1536. 1551. 1595. 1690. 1697. 1736 + *ieman irdenchen* 900, wo eben das *man* schon geschwächt ist), während es sonst *Reín*|*hàrt, Díe*|*brèht* oder |*Reínhart*|*Diebreht*| heifst (946. 1693. 1699. 1709 usw.)[1].

Also handelt es sich hier um die bekannte anaklase des ersten tactes, und wir dürfen lesen *Reinhárt was lós*.

Wir kehren zu 744 zurück. zahlreiche reime ergeben die natürliche betonung *'Isingrín*: 610. 647. 819 usw., ebenso das versinnere, zb. 936; dazu *'Isingríne se* u.dgl. 732. 785. 787. 804. 973. es gibt aber auch *'Isingrin* (591. 607. 652. 709. 805. 943) und sogar *'Isingrin pflac* 749, *'Isingrin ge-* 769, *'Isengrin der* 777, *'Isingrine* 781, *'Isingrin be-* 873.

Die sonst vorkommenden viersilbigen tacte sind: *ságich dir ge-* 947, *páradise* 957, *ságetint ze* 1603; *drîe im ane die* 626, *eímirs ich en* 734, *wáz es ouch umbe* 804, *háte ime ge-* 806, *wólter ime in-* 807, *wár sol ez ge-* 946, *ér zuo deme* 1576, *sátzter an daz* 1589, *swér ime deheinen* 1630; *céhinzic tusint* 704, *sélbe det*

[1] ausnahmen scheinen 1614 *er sprach: diz hat mir Reinhart getan* und 1648 *er sprach: du solt nach Reinharte gan*. aber wir haben hier dreisilbige auftacte anzunehmen: es handelt sich um die redeeinführung, die seit stabreimzeiten in den auftact fällt und ihn erweitert. unter den fünfzehn dreisilbigen auftacten (701. *712*. 750. 798. 834. *886*. 933. 967. 1549. 1598. 1603. *1614*. *1648*. 1773. 1776) sind vier (durch kursive bezeichnet, dazu *der kunic sprách* 1776), die *sprach* enthalten, unter den drei viersilbigen (638. *946*. *1525*) sogar zwei (und der dritte lässt sich leicht reducieren: *vor eineme lóche*).

derinne 875, *áls in sin ge-* 937, *lúte daz ez* 1572, *hánt ir iwer* 1600, *áne mines* 1763, *scúlde hat ver-* 1763[1]. zu den letzten sieben — in denen die mittlere senkungssilbe stärker ist, als die beiden andern, also einen accent zu fordern scheint — stellen sich jene *'Isingrin ge-* 769, *'Isingrine* 781, *'Isingrin be-* 873. aber *'Isingrin pflac* 749 und *'Isingrin der* 777 mit erhebung der beiden letzten senkungssilben über die erste stehn allein. wider sind das erste tacte und wider ergibt sich also, dass sie betonungsverschiebung zulassen: *Isingrín.* natürlich hängt das auch mit der entlehnung aus dem frz. und der eigennamenfreiheit zusammen. (auch zahlen und lateinisches sind freier, vgl. 704 und 738.)

Man könnte also auch in v. 744 *Isingrín unwís* lesen, wenn man *únwìs* so verzerren dürfte. diese möglichkeit eröffnet der reim *Randolt : borholt* 1653, vielleicht auch v. 798 *des wart der fiscère vil unfro* (denn zu |*fiscere vil*| fehlt jede parallele) und 934 *swenne ein eimer begunde ingan*: wenn man dort *vil* und hier *ein* betont, so ergibt sich *unfró* und *ingán,* wie im ersten tacte *Reinhárt.* solche emphatische betonung von *vil* haben wir in v. 1766 *víl lihte únrèht,* der sonst nur zwei icten haben würde, und, falls man nicht dreier annimmt, in *dáz wart víl sciere schín* 883, *do wart sin clage víl groz* 1608: *vil* ist ja noch im Wiener Oswald betont gebraucht (*víl schír*: 822, *víl gá*: 1178, s. XL meiner ausgabe.

Auch sonst lässt der versbau die natürlichen hervorhebungen erkennen. nicht nur in malender vielsilbigkeit, wie besonders 1572 und 1732. vielmehr ist oft auch die interpunction durch synkopen bezeichnet: (*scráz! íh han* oder *ih hán* 597,) *wé! sprách* 697, *weiz gót! dá* 857, *bigán, nú* 931, *wíl, dír* 1778, dazu die vielen redeeinführungen: (*sprách : ích* u.dgl.) 772. 1555 (*scré : óh! ó!*). 1599. 1624. 1633. 1676. 1702. 1737. und sinngemäfs werden einzelworte durch accent hervorgehoben: *wan daz man lugenaren níht sol gelouben* 624 f, *swer mir eín stúcke versaget, ez wirt ze Citel geclagit* 715 f, *swaz wír han, daz ist dír gereit* 718, *do antwurte im sín dón* (im echo) 880. danach scheint fast erforderlich: *swenne eín eímer begúnde ingán, dáz ein ánder úzgíe* 934 f.

Kann man aber *Randólt : borhólt, unfró* und *ingán* im reime lesen, dann auch *unwís* (und *Diebréchten* 1708: s. 252) und v. 744 könnte nun als viertacter lauten: *Reinhárt was lós, Isingrín unwís.* man gewinnt aber damit nur eine rhythmische statt der metrischen misgeburt, und es ist wol richtig, sich bei einer durch die schwere des doppelinhalts hervorgerufenen fehlerhaftigkeit des verses zu beruhigen. auch sonst ist das viertacterschema gelegentlich bis zum zerreifsen gefüllt. der erste und zweite tact sind dreisilbig v. 620. 789. 813. 814. 877. 910. 944. 971. 1643. 1655. 1732,

[1] der fünfsilbler *ist sie umbe daz* 908 wäre durch apokope des *e* in *umbe* leicht zu reducieren (vgl. 804); auch sonst kann man natürlich mit hilfe der alten hausmittel (*dougen* 626, *vlorn* 1763 usw.) kürzen.

der zweite und dritte v. 768. 780. 795. 835. 1572. 1759, der erste und dritte 738. 974. 1721. bezeichnend aber, dass von den 20 s. 252 f aufgezählten vier- und fünfsilblern sechs (704. 804. 875. 937. 1572. 1763) noch drei- oder viersilbler im selben verse neben sich haben, einer (1572) sogar zwei, und drei (734. 946. 1603) mit vier-, drei- und zweisilbigem auftact versehen sind. so ergeben sich als äufserstes die füllungen: 704 *an cehinsic tusint messin sulint ir han,* 734 *eines eimirs ich enweiz wer da vergaz,* 804 *als waz es ouch umbe Isingrinen gethan,* 875 *daz selbe det derinne der schate sin,* (937 *als in sin gevater lerte,*) 946 *er sprach: 'bruoder Reinhart, war sol ez gelobet sin?'* 1572 *unde lute, daz ez scal ubir alliz daz lant,* 1603 *daz ir da sagetint ze hove mere,* 1763 *ane mines neven sculde hat verlorn.*

Es fragt sich aber, ob nicht durch die zulassung von 744 allen misbetonungen das tor geöffnet und objectiver beurteilung der boden entzogen ist. zur probe hab ich alle verse zusammengestellt, in denen sowol ein-, als drei- oder mehrsilbige tacte (einschl. auftacte) anzunehmen sind, wenn man natürlich betont: denn da müste ja durch verschiebung des accents am ehesten regelmäfsiger wechsel von hebung und senkung herauskommen. es sind 70, wenn man nunmehr von der anaklase im verseingang absieht, aber nur in 7 ist es möglich, den accent zu verschieben: 769 *Isingrín geriet zucken,* 777 *Isingrín der viscere,* 798 *des wart der fiscere vil unfró,* 1633 *der hirz Randólt sprach: 'daz ist reht',* 1653 *'sin uber werdin' sprach Randólt,* 1654 *'ir ensint einandir doch̥ borhólt',* 1689 *ze deme hus fuortér in sa,* 1702 *si sprach: 'uf, sam mír min lip'.*

Diese verse aber sind uns gröstenteils schon bekannt geworden, und es ist keine veranlassung, auch in den übrigen (1633. 1689. 1702) zu verschieben; selbst 1633 und 1653f kann man natürlich betonen.

Aber wenn auch fünftacter fehlen, die letzte hebung kann in pause fallen: der alte (im gegensatz zum vollen x | x́ x | x́ x | x́ x | x́ x) stumpfe vers (x | x́ x | x́ x | x́ x | R R).

Zu seiner begrenzung fragen wir: welches ist die mindestfüllung eines tactes im vierer? und wir nehmen als mafsstab die klingenden verse, bei denen wir ja nicht in versuchung kommen werden, durch dehnung des sprachstoffes einen tact zu gewinnen. da fehlt nun synkope nach nebenaccent auf schwacher silbe vor hauptaccent (⏊ | ⏊̀ | x́ x) und synkope nach präposition, tonlosem pronomen und hilfsverb. also wären von den nichtklingenden versen dreier: 618 *genomen minen sin,* 740 *wan ich wil pfulsin gan,* 865 *uber den diefin sot,* 889 *er sprach: 'min lib ist dot',* 968 *der bruoder was niut laz,* 1579 *in sime bloche haft,* 1674 *daz du den capilan.* die alte synkope nach einsilbigem nomen ist vor dem reim (*góuch wárè :*) durch viele klingende verse gesichert (600. 649. 729. 1578. 1604. 1622. 1771), aber

auch im ersten tacte (637. 746. 962. 978). hier darf man wol auch *níht sól gelouben* 625 anschliefsen. synkope zwischen verb und reim ist durch *geríet zúckèn* 769 bezeugt, im ersten tacte durch (*hátèr* 646,) *vernám léide* 778, *hálf íme* 825, (*bigán, nú* mit interpunction 931,) synkope zwischen emphatischem adverb und reim: *wól wizzen* 862, im ersten tacte *nú hát* 1765, *vil líhte* 1766 (vgl. s. 253). danach wären als viertacter erträglich die nichtklingenden verse: 878 *grós láster únde scádin,* 1527 *wiez dá se hófe stát,* 1731 *dó líef er ál die náht;* dazu die s. 253 aufgezählten mit *víl* (883. 1608. 1766).

Synkope innerhalb langstämmiger worte ist im klingenden verse unbeschränkt (*láchète* 595) und so auch im nichtklingenden häufig. man könnte zweifeln, ob nicht auch nach kurzer stammsilbe synkopiert werden dürfe. darauf weist das *rr* in *gevaterren* 651 (also *geváttèren* wie *scówìtten* 1611). aber es heifst *ge|vátere|* 902. 907. 937. 944. und so les ich 651 *vor sínes geváteren túre* wie 1779 *din néve daz bótenbrót* als dreier.

Das äufserste an synkopierung leistet unter den klingenden versen offenbar 1649 *dó sprách Díebrècht* (reimend auf einen vollen vers).

An diese häufung einzeln möglicher synkopen reicht nicht heran, was wir in nicht-klingenden versen haben: 880 *do ántwùrte im sín dón,* 1555 *her Brún dèr scré: óh! ó!,* 1568 *nehéin wórt ér do sprách,* 1616 *drút hérrè nu sích,* 1652 *du enmáht dúrh dehéin dinc,* 1778 *obe gót wíl, dír sol gében;* denn da ist ja immer wenigstens eine senkungssilbe. vgl. *dó sprách 'Ísingrìn* 737 und 901.

Es ist wol nicht zufällig, dass diese verse 1649, 737 und 901 nichts als die redeeinführung enthalten, also etwas das auch in ausgedehnten auftacten (s. 252[1]) aufserhalb des versrhythmus steht.

Es ergibt sich also, abgesehen von ein paar äufsersten fällen, eine gute, der grofsen gedanklichen gewantheit des gedichtes entsprechende gesetzmäfsigkeit des verses, die neben den alten wolbenutzten natürlich-schönen freiheiten doch schon die beginnende einschränkung auf zweisilbige tacte und die damit verknüpften misbetonungen umfasst und die eingangs angesetzte metrische brauchbarkeit unsrer überlieferung einigermafsen bestätigt.

Eine statistik dieses verses, die seiner h e i m i s c h e n art gerecht werden will, hat, wie unsre beobachtungen an *suln* u.dgl. zeigten, nicht von der silbenzahl auszugehn, sondern von der möglichkeit, dass x́ durch ◡́◡ und x́x durch ⏊ ersetzt wird, dh. es sind x́ x, ⏊, ◡́◡x und x́◡◡ als regelmäfsige tactfüllungen zusammenzuordnen, denen gegenüber ◡́◡ unter- und x́ x x überfüllung bedeuten würde. lässt man dann auch im auftacte (unter denselben bedingungen wie in der cadenz) x durch ◡◡ ersetzt sein, so hat man 337 regelmäfsige verse. die zahl erhöht sich, wenn man a l l e zweisilbigen auftacte als regelmäfsig rechnet,

um 55 auf 392, die stärkeren füllungen des auftactes (15 dreisilbige, 3 viersilbige) sind s. 252f besprochen. von den 85 dreisilbigen tactfüllungen, die nicht als x́◡◡ oder ◡́◡x gelten können sind die schwersten (die als dritte noch eine hebungsfähige silbe haben): *'Isingrin* (s. 252), *bróderscaft* 703, *lós Isingrín* 744 (s. 252), *mínne gìt* 843, *óugen sach* 916, *brúoder, waz* 917, *dá er Diebrèhten* 1708 (s. 253); dazu etwa *swêrit, sprach* 755, *ale, sprach* 757 u.dgl. dass x́x̀x zu x́xx verzerrt werde, braucht man nirgends anzunehmen.

Die 20 viersilbigen tacte sind s. 252f verzeichnet; abzuziehen wären die 3 ersten mit ◡́◡ = x́.

Unterfüllungen zähl ich 111. dabei sind die fälle noch nicht eingerechnet, in denen nach synkope der tact nur aus ◡́◡ (◡̀◡) besteht: *láchète* 595, *stíllè ge-* 759, *vástè ge-* 799, *hútè be-* 824, *ergóuchète* 837, *múozè der* 913, *veízète* 924, *hérrè nu* 1616, *úbilè ge-* 1673, *hátè gi-* 1693, *clágitè vil* 1735; vgl. auch *físcè diu* 723, *léitèn sie* 725, *múosè da* 771, *wándè sîn* 855 u.ä. 960. 980. 1612. 1613. 1723. 1743. (für iambische verzerrungen wie *wárneté sin* 752, *lácheté dar-* 845, *zánneté der* 846 statt *wárnète sin* usw. ligt, glaub ich, kein anhaltspunct vor.)

Zwei überfüllte tacte (einschl. auftact) haben 652. 804. 1572; 747. 886; zwei unterfüllte tacte 846. 1662. 1722. 1735. 1775. 1791. ein ausgleich scheint hergestellt, wo über- und unterfüllte tacte in demselben verse stehn: 814. 859. 875. 917. 943. 975. 1526. 1563. 1599. 1663, 747. 868. dreifach unregelmäfsig sind 946 *er sprach bruoder |Reinhart| war sol ez ge|lobet |sin,* 1603 *daz ir da |sagetint ze |hove| mere* 1763 *|ane mines| neven| sculde hat ver|lorn.*

Zu besserem überblick diene diese tabelle:

Verse mit regelmäfsiger füllung	337		58,3 %	
Regelmäfsige verse mit auftact xx	55		9,5	
		392		67,8
Verse mit 1 überfüllten tacte [1]	59		10,1	
„ „ 2 „ tacten [1]	5		1,0	
		64		11,1
„ „ 1 unterfüllten tacte	100		17,3	
„ „ 2 „ tacten	6		1	
		106		18,3
„ „ 1 über- u. 1 unterf. tacte [1]	13		2,3	
„ „ 2 „ „ 1 „ „ [1]	3		0,5	
		16		2,8
Zusammen	578	578	100	100

[1] einschl. auftact.

Indessen weist ja die menge der hiernach unterfüllten tacte wie der zuvor besprochenen accentverschiebung in x́x̀ x daraufhin, dass diese verse auch nach einem neuen ideal gemessen werden müssen, dem der zweisilbigkeit der tacte, dem ◡́ ◡ wie x́ x als regelmäfsig, _́, ◡́◡x, x́◡◡ usw. als unregelmäfsig gelten.

Zählt man demnach, mit den s. 252 gegebenen einschränkungen, die geschriebenen silben, so erhält man diese zahlen:

Regelmäfs. verse mit einsilbigem auftact	124		21,5 %	
„ „ ohne „	60		10,4	
		184		31,9
Verse mit einem drei- oder mehrs. tacte[1]	143		24,7	
„ „ mehr. „ „ „ tacten[1]	44		7,6	
		187		32,3
„ „ einem einsilbigen tacte[2]	120		20,8	
„ „ mehreren „ tacten[2]	17		2,9	
		137		23,7
„ „ 1- und 3- oder mehrs. tacten[1]	70	70	12,1	12,1
Zusammen	578	578	100	100

Verse ohne auftact	161	27,7 %
„ mit einsilbigem auftact	323	55,9
„ „ zweisilbigem „	76	13,2
„ „ dreisilbigem „	15	2,6
„ „ viersilbigem „	3	0,6
	578	100

Natürlich ist auch hiermit der vers nicht eingefangen: es kam, wie wir sahen, dem dichter eben nicht auf die geschriebenen silben an, von denen wir doch ausgehn müssen, wenn wir nicht der willkür verfallen wollen und, wie geschehen, zweisilbigkeit der tacte als ein ideal annehmen; dreiheber haben wir nur angenommen wo sie unumgänglich schienen[3]; die grenzen der möglichen accentverschiebungen sind nicht sicher usw. es ist mir auch garnicht zweifelhaft, dass concentrische untersuchungen auch endlich dem verse des 12 jh.s näher kommen und seine mischnatur entfalten werden.

Unabhängig von dem mischungsverhältnis des (kurz gesagt) germanischen und romanischen versideals ist in unserm gedichte noch die behandlung der alten heimischen cadenzen. wir haben nach weglassung der bisher mitbehandelten einzelverse

[1] einschl. zwei- und mehrsilb. auftact; die vier- und fünfsilbigen tacte und auftacte s. 252f.

[2] aufser der cadenz.

[3] man könnte in allen neun fällen (s. 254f) auch den zugehörigen reimpaarvers als dreier auffassen, ohne über die sonst gefundenen freiheiten hinauszugehn, womit sich alle zählungen verschöben.

	Verspaare		%	
–́ : –́ (*sprach : gesach*)	129		45,9	
–́ : (–́) –̀ (*naht : unmaht*)	27		9,6	
–́ : (x́ x) –̀ (*sin : Isingrin*)	31		11,1	
(–́) –̀ : (x́x) –̀ (*ufgan : dannan, Kuonin : Isingrin*)	5		1,8	
		192	68,4	
x́ x : x́ x *tagen : sagen*)		27	9,6	
		219		78,0
–́ –̀ : –́ –̀ (*mere : ware, besizzin : (–́ –̀ : –̀ –̀) unwizzin*)	60		21,3	
x́ x –̀ : x́ x –̀ (*nidere : widere*)	2		0,7	
		62		22,0
		281		100,0

II. Der bearbeiter sagt im epilog 2249ff:

Hie endet dits mere.
das hat der Glichesere
her Heinrich getichtet
unde lie die rime ungerichtet:
die richte sider ein ander man,
der ouch ein teil getichtes kan
unde hat daz ouch also getan,
daz er daz mere hat verlan
gants rechte, als is ouch was e.
an sumeliche rime sprach er me,
danne e dran were gesprochen,
ouch hat er abegebrochen
ein teil, da der worte was zu vil.

Die metrische bearbeitung bestünde danach in längung kurzer und kürzung langer verse.

Die längung müste wol zuerst an den dreiern einsetzen. in der tat ist geändert 889 *er* > *Reinhart sprach: 'min lip ist tot'*, 1674 *daz du den* > *sinen capilan*; v. 618 ergibt sich die längung mit einer reim-, v. 865 mit einer wortänderung: 618 *genomen minen sin : Kuonin* > *genumen gar die sinne min: Kunin*, 865 *uber den diefin sôt* > *brunnen vil tief*. da aber 651. 968. 1779 überhaupt nicht geändert sind, in 740 und 1579 trotz anderweitiger bearbeitung metrisch nichts anders geworden ist, so ist die leistung hier aufserordentlich bescheiden.

Dagegen ist das ungetüm 744 einfach halbiert und von den 9 s. 254 aufgeführten schwerst gefüllten versen nur 937 und 1763 unbehelligt gelassen; 804. 875. 946. 1572 sind bearbeitet und dadurch gekürzt, aber das metrum ist wol nicht allein der grund; nur in 1603 haben wir, wenn richtig conjiciert ist, eine rein metrische besserung.

Betrachten wir zur sicherheit noch die sonst vorkommenden viersilbigen tacte des alten textes (s. 252f), so finden wir, dass in v. 749. 777. 937. 947. 957. 1589. 1763 nichts daran geändert ist. *ime* > *im* 806 hat keine lautliche bedeutung. bei *ime deheinen* > *im keinen* 1630 wird wie 704 (auslassung von *cehinnic*, vgl. s. 253) und 734 *(ich enweiz wer)* die wortänderung mit antrieb gewesen sein, v. 769. 804. 873. 875. 908. 1576 bringt

die reimänderung zugleich erleichterung. 626 ist korrumpiert. so lässt sich nur v. 781. 1600 eine rein metrische besserung feststellen. aber: in v. 807 entsteht mit der reimänderung und 886 sogar ohne das ein neuer viersilbiger tact!

Um festzustellen, wie der bearbeiter sich etwa den weniger anormalen versen gegenüber metrisch verhält, greif ich eine seite aus dem anfang (VI b c) und aus dem schlusse (XIII c d, die späteren haben zuviel corruptelen) zur betrachtung heraus. das sind 72 und 63 vergleichbare verse, von denen noch 5 und 2 (626. 628. 632. 659 f, 1603. 1650 wegen corruptel etc. abgehn). von ihnen sind 28 und 20 metrisch unangetastet geblieben. aber nicht nur regelmäfsige (9 und 10), sondern auch solche mit synkopen (6 und 7) oder vielsilbigen tacten (5 und 0, einschl. zweisilbiger auftacte), sogar mit zwei synkopen (629. 1616) und mit zwei vielsilbigen tacten (620. 651) oder mit synkopen und vielsilbigen tacten zugleich (2 und 2, vgl.

597 *er sprach: 'scraz* (> *scoh*), *ich han arbeit'*,
607 *Isingrin hulen began* > *I. hulet zehant*,
1589 *die fuoze satzter an daz bloch sa*,
1604 *daz ich bose wirt ware*).

der bearbeiter lässt also viel altertümliches stehn und ist gewis nicht auf silbenzählen aus.

Von seinen änderungen lassen wir zuvörderst die beiseite, die mit erneuerung des reimes und des wortgebrauchs verknüpft sind.

Unter den rein metrischen besserungen (im sinne des regelmäfsigen wechsels von hebung und senkung) sind einige durch den fortschritt der sprache gegeben: *mineme* > *minen* u.dgl. 619. 636. 638. 643, 1594. 1615. 1621. 1630. 1643 (4 + 5). anderer art, durch wortänderungen, umstellungen, auslassungen, zusätze erreicht, wären sie dann noch 606. 614. 633. 641. 647. 652, 1591. 1597 f. 1600. 1610. 1619. 1629. 1633 f. 1635. 1644. 1648. 1652 (6 + 13).

Aber diesen 10 + 18 metrischen verbesserungen stehn 9 + 4 verschlechterungen gegenüber. neue vielsilbige tacte werden hereingetragen v. 593. 599. 623. 648, 1609. 1622. 1639. 1653, neue synkopen 589 (beseitigung des veralteten *eht*) 595. 619. 642, die z.tl nur der sprachliche fortschritt zeitigt; 627 entsteht sogar ein neuer dreier: rücksicht auf den vers scheint ganz zu fehlen.

Manche versänderungen können aber überhaupt nicht als plus oder minus ausgelegt werden (590. 592. 603. 640, 1588. 1599. 1608. 1638. 1640. 1651. 1654), doch sollte v. 1588 und 1608 wol die synkope hinter *vil*, 1654 vielleicht die betonung *borhólt* beseitigt werden.

Erstrebt aber der bearbeiter einen neuen reim, so verschieben sich die verhältnisse alsbald zu ungunsten des versbaus. es werden zwar v. 601. 602. 610 zwei- für dreisilbige tacte eingeführt, v. 625. 654, 1646 zwei- für einsilbige, v. 618 und 1649

wird eine längung des übermäſsig kurzen verses erreicht und 635 vielleicht die misbetonung *Reinhárt* beseitigt (zusammen 7 + 2 fälle). aber die änderungen in v. 649. 653. 655, 1655 sind metrisch keine besserungen, und in 7 + 4 fällen muss der vers die reinigung des reims büſsen: v. 608. 1631 erhalten einen einsilbigen tact, 609. 621. 622. 655. 1617. 1623. einen drei-, 624 gar einen viersilbigen, 658 einen ein- und einen dreisilbigen, 1632 einen drei- und einen viersilbigen, dergleichen kaum im alten texte vorkommt. und einige von den dreisilbigen tacten (621. 622) haben den typus ⊥ x̀ x.

Man kann diese beobachtung auch noch auf die worterneuerungen ausdehnen (durch *gouch* > *tore* 600. 606 entsteht ein regelmäſsig zweisilbiger tact). das bild ändert sich dadurch nicht.

Danach ist vielleicht zu sagen, dass die rein metrischen verbesserungen gegen schluss stark zu-, die rein metrischen verschlechterungen stark abgenommen haben: 10 + 18 gegen 9 + 4 fälle. wo aber der reim einspielt, stehn 7 + 2 verbesserungen in der minderheit gegen 7 + 4 verschlechterungen, und es kommen noch die änderungen hinzu, die den versbau garnicht berücksichtigen (7 + 8).

Die metrische steht also hinter der reimbearbeitung zurück, sie ist inconsequent, und es lassen sich kaum andere ziele als die im epilog angegebenen der kürzung und längung erkennen, auch sie nur ganz unregelmäſsig.

Aber die längungen von 624 und 1644 und der neue vers 1626 lassen vermuten, dass dem bearbeiter klingende cadenz nicht mehr geläufig war. in der tat sind von klingenden versen mit synkopen im ersten tacte 625. 697. 778. 978. 1644. 1765. 1766, mit synkopen im zweiten tacte 600. 1578. 1622. 1736. 1771 gelängt.

Wie wenig man indessen so ein bild der verskunst des bearbeiters gewinnt, lehren seine zusätze 800f. 873f. 1624—28. 1887. 2249—66. da haben die sämtlichen eingeschobenen verse regelmäſsigen wechsel von hebung und senkung, nur dass 801 zweisilbigen und 1626 vielleicht dreisilbigen auftact hätte. aber hier wird nach dem vorigen vielmehr nhd. weibliche cadenz (*leide* x́ x) und einsilbiger auftact anzusetzen sein.

Die epilogverse sind rhythmisch freier, aber man wird auch da mindestens für v. 2265 den nhd. schluss x́ x < ⊥ x R annehmen. dazu bilden die ergänzung die dreier 800. 2263 (873 f).

Die bearbeiteten verse kommen also als metrische quellen weder für das alte gedicht noch für den bearbeiter in betracht.

[In v. 947 meiner neuen ausgabe lis *gewerliche*.]

Halle a. d. S. 1925. **Georg Baesecke.**

Seite

die anfänge der germanischen philologie, von Wolff; Säterstrand, Die sprache Zesens in der Adriatischen Rosemund, von Ries; Levison, Konstantinische schenkung und Silvesterlegende, von Schröder; Strecker, Die Tegernseer briefsammlung (Froumund), von dems.; Lasch, Aus alten niederdeutschen stadtbüchern, von dems.; Rust u. Teuchert, John Brinkmans Plattdeutsche werke I, von dems.; Koch, Die geschichte der binnenfischerei von Mitteleuropa . . . 189

MISCELLEN.

Eine ags. erinnerung an Hamđismál? von R. Henning . 201

Ein brief Jacob Grimms an John Edward Taylor, mitgeteilt von E. S. 201

Entgegnung von W. Baetke — Antwort von F. Löwenthal 203

PERSONALNOTIZEN 205

EINGEGANGENE LITTERATUR 206

REGISTER 209

Dieterichsche Universitäts-Buchdruckerei (W. Fr. Kaestner), Göttingen.



ANZEIGER
FÜR
DEUTSCHES ALTERTUM
UND
DEUTSCHE LITTERATUR

HERAUSGEGEBEN

VON

EDWARD SCHROEDER UND GUSTAV ROETHE

VIERUNDVIERZIGSTER BAND



BERLIN
WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG
1925

INHALT.

Seite

Alpers, Mittellateinisches lesebuch, von Wolff 67
Amelung u. Viëtor, Cl. Brentanos Gesammelte werke, v. Schröder 89
Avienus, s. Schulten
Baetke, Bauern und helden I. II, von Loewenthal 62
Baldinger, Der minnesänger gr. Rudolf von Fenis-Neuenburg, von Schwietering 25
Bally, Psychologische phänomene im bedeutungswandel, von Schwietering 153
Basler, Altsächsisch, von Loewenthal 63
Bell, The sister's son in the medieval germanic epic, von Ranke 193
Bernoulli, J. J. Bachofen als religionsforscher, von Schröder . 59
Bolte, Joh. Pauli 'Schimpf und Ernst' bd II, von Schröder . . 88
Brentano, s. Amelung u. Viëtor
JBrinkmans Plattdeutsche werke I: Vagel Grip (hrsg. v. Rust u. Teuchert) 199
Bundy (u. Kelso), Gir. Fracastoro 'Naugerius', von Schröder . . 83
Burdach, Die nationale aneignung der Bibel u. die anfänge der germanischen philologie, von Wolff 195
Claverie, La jeunesse d'Hoelderlin, von Viëtor 48
Daniels, Eine latein. rechtfertigungsschrift des m. Eckhart, von G. Müller 35
Dieterich, Der dichter des Nibelungenliedes, von Heusler . . . 22
Enzinger, Das deutsche schicksalsdrama, von H. Schneider . . 90
Faesi, Conrad Ferdinand Meyer, von Schröder 59
Fehr, Massenkunst im 16. jahrhundert, von Götze 194
Festskrift til A. Kjær, von Schröder 55
Festskrift til Amund B. Larsen, von Schröder 56
Fischli, Schweizer balladen, von Schröder 59
Frels (u. Mogk), Jahresberichte d. Literar. Zentralblatts 1924 nr 11 u. 16, von Schröder 142
Funke, Innere sprachform, von Hermann 185
Furtwängler, s. Ochs
Gereke, Konrad vWürzburg Legenden I, von Schröder 125
Girke, Die tracht der Germanen, von Henning 1
Götze, Proben hoch- u. niederdtscher mundarten, von Bebermeyer 66
vGreyerz, Die mundartdichtung der deutschen Schweiz, von Schröder 58
Gunz, Lehrbuch der geschichte I: Altertum, von Kahrstedt . . 92
Haller, Julie Bondeli, von Schröder 59
Hammerich, Zur deutschen akzentuation, von Frings 14
Hauffen, Johann Fischart I. II, von Bebermeyer 37
'Hávamál', s. F. Jónsson
Heitz u. Ritter, Versuch e. zusammenstellung d. deutschen volksbücher, von Schröder 78
Hentrich, Experimentalphonet. studien zum baltischen deutsch, von Pfalz 189
H. Hermannsson, Jón Guđmundsson and his natural history of Iceland, von Vogt 192
Hoffmann-Krayer, Volkskundliche bibliographie f.1920, v. Ranke 147
Houben, J. P. Eckermann, sein leben für Goethe, von Pniower 180
Illig, Das Salzburger fragment der Sächs. Weltchronik, von Schröder 74
Jacobsohn, Arier und Ugrofinnen, von Hartmann 110
F. Jónsson, Hávamál, von Niedner 147
'Judith', s. Palgen



Seite

Karsten, Fragen aus dem gebiete der germanisch-finnischen berührungen, von Hartmann 105
—, Zum anfangstermin der german.-finn. berührungen, von dems. 107
—, Svensk bygd i Österbotten I. II, von dems. 108
Kern, De met het part. praet. omschreven werkwoordsvormen in 't nederlandsch, von Frings 18
Kindermann, JMRLenz und die deutsche romantik, von Michels 134
Knowles, Tschudi 'Vom Fēgfûr', von Helm 191
Koch, Die Altmühl-fisch- und wasserverordnungen, von Schröder 144
—, Altbayrische fischerei-handschriften, von dems. 144
—, Die geschichte der binnenfischerei in Mitteleuropa, von dems. 200
EAKock, Notationes norrœnae I—IV, von Niedner 170
Köster, Klopstock in der Schweiz, von Schröder 58
Kroes, Untersuchungen über d. lied vom Hürnen Seyfried, von Baesecke 77
Lasch, Aus alten niederdeutschen stadtbüchern, von Schröder . 198
Lenschau, Grimmelshausens sprichwörter und redensarten, von Schröder 84
Levison, Konstantinische schenkung und Silvester-legende, von Schröder 197
Lindqvist, Konrad vHelmsdorf 'Spiegel des menschlichen heils', von Wolff 132
Lommatzsch, Jean Lemaire de Belges Dichtungen, von Schröder 82
Löwis of Menar, Die Brünhildsage in Russland, von Ranke . . 174
Lüers, Volkstumskunde im unterricht höh. lehranstalten, v. Ranke 146
Mogk, German. religionsgeschichte u. mythologie, 2. aufl., v. Helm 190
—, s. Frels
vMöller, HHolbein d. jüngere u. die Teutoburger schlacht, von Schröder 84
Montgomery, Fr. Hölderlin and the german neohellenic movement, von Viëtor 50
W. Müller, Das problem der seelenschönheit im mittelalter, von G. Müller 76
Naumann, Grundzüge der deutschen volkskunde, von Ranke . . 145
Niedner, Snorris Königsbuch I—III, von Naumann 60
Ninck, 'Flore und Blanscheflur' in neuem reim, von Schröder . 73
Nordal, Völuspá, von Heusler 20
Norden, Die germ. urgeschichte in Tacitus 'Germania' (Ergänzungen) von Henning 9
ANoreen, Altisländ. u. altnorweg. grammatik, 4. aufl., v. Krause 164
Ochs, 'Die uhrenmacher im Schwefeldobel' von O. Furtwängler, von Schröder 67
Palgen, 'Judith', von Schröder 31
Priebsch, The Heliand manuscript Cotton Cal. A VII, v. Schröder 143
Reis, s. Wunderlich
Rexilius, Strafsburg, von Henning 91
Richey, Gahmuret Anschevin, von Blöte 23
E. Richter, Lautbildungskunde, von Frings 65
Ries, Die briefe der Elise v. Türckheim geb. Schönemann, von Schröder 88
Riefs, s. Weber
Ritter, s. Heitz
Rudwin, A historical and bibliographical survey of the german religious drama, von Schröder 72
Rutgers, Märchen und sage, von Ranke 176
Säterstrand, Die sprache Zesens in d. 'Adriat. Rosemund', von Ries 196
Schäfer (u. Uhl), Das lied von Kriemhilds not, von Heusler . . 69
E. Schmidt, Lessing, 4. aufl. (bes. v. F. Schultz), von F. J. Schneider 86
Schröder, Klein. dichtungen Konrads v. Würzburg II, v. Schröder 74
Schulten, Avieni Ora maritima, von Henning 6



Seite
Schwarz, Zur namenforschung und siedlungsgeschichte in den Sudetenländern, von Steinhauser 10
'Die Schweiz im deutschen geistesleben' hrg. von Maync h. 22. 33—38, von Schröder 58
Schweizer-Sidler und Schwyzer, Tacitus 'Germania', 8. aufl., von Schröder 143
Selmer, Sylterfriesische studien, von Bremer 188
Snellen, Een boecxken gemaket van suster Bertken, von Schröder 81
Sperber, Einführung in die bedeutungslehre, von Hermann . . 187
—, dasselbe, von Schwietering 153
Stammler, Geschichte der niederdeutschen litteratur, von Frings 65
—, Mittelniederdeutsches lesebuch, von dems. 65
Steinhauser, Beiträge z. kunde der bairisch-österreich. mundarten II, von Teuchert 66
Strecker, Ekkehards 'Waltharius', 2. aufl., von Schröder . . . 70
—, Die Tegernseer briefsammlung (Froumund), von Schröder . 198
Strich, Klassik und romantik, von Brecht 40
Studier i modern språkvetenskap IX, von Schröder 96
Viëtor, s. Amelung
Voigt, Beiträge z geschichte d. visionenliteratur im ma., von Trier 176
Volksbücher, mittelalterliche des Holbein-Verlags I—III, von Schröder 79
Weber-Riefs, Weltgeschichte in 3 bänden, von Schröder . . . 94
Wellander, Studien zum bedeutungswandel im deutschen I. II, von Schwietering 153
Wessén, Minnen av forntida gudsdyrkan i Mellan-Sveriges ortnamn, von Vogt 192
Williams, The Finn episode in Beowulf, von Hecht 121
'Wilten', Nordtirols älteste culturstätte I, von Schröder . . . 95
Witkowski, Cornelia die schwester Goethes, von Schröder . . 87
Wolff, Der Gottfried vStrafsburg zugeschriebene Marienpreis und lobgesang auf Christus, von Hübner 75
Wunderlich-Reis, Der deutsche satzbau, 3. aufl. I, von Ries . . 113
KvWürzburg, s. Gereke, Schröder
Ziehen, Friedrich d. Gr. und die Schweiz, von Schröder . . . 60
—, Die deutsche Schweizerbegeisterung 1750—1815, von Kluckhohn 53
Zimmermann, Neues leben aus Klopstock, von Kluckhohn . . . 85
MISCELLEN:
Weitere kolonistenzeugnisse (zu Zs. s. 86 ff), von R. Henning 97
Salomo und der drache, von S Singer 97
Zu Thomas von Kandelberg, von E. Schröder 98
A. Gryphius und das volksschauspiel vom dr Faust, von L. Wolff 99
Zu Zs. 58, 159 (Archipoeta-citate), von H. Brinkmann . 148
Nochmals die abfassungszeit der Judith, von K. Helm . . 149
Zu Ulrich von Zatzikhoven, von J. L. Campion 149
Eine ags. erinnerung an Hamđismál? von R Henning . 201
Ein brief Jacob Grimms an John Edward Taylor, von E. S. 201
Richtigstellung von E. Cohn — Antwort von R. Riemann . . 100
Entgegnung von W. Baetke — Antwort von F. Loewenthal . . 203
PERSONALNOTIZEN 101. 150. 205
EINGEGANGENE LITTERATUR 102. 151. 206
REGISTER 209
Druckfehler 152

// ANZEIGER
FÜR
DEUTSCHES ALTERTUM UND DEUTSCHE LITTERATUR
XLIV, 1. 2. märz 1925

Die tracht der Germanen in der vor- und frühgeschichtlichen zeit mit einem anhange: vom heutigen landläufigen Germanenbildnisse von **Georg Girke.** I. Von den ältesten zeiten bis zum ende der vorchristlichen eisenzeit. mit einem bilde des verf.s und 150 abbildungen auf 30 tafeln. 59 ss. II. vom 1 bis zum 5 jh. n. Chr. mit 196 abbildungen auf 46 tafeln. 128 ss. [Mannusbibliothek nr 23. 24.] Leipzig, Kabitsch 1922.

Die nachgelassene schrift des verf.s, seine dissertation, von seinem bruder unter anteilnahme von Kossinna uaa. herausgegeben, will das gesamte material vereinigend es tunlichst zu einer geschichte der germanischen tracht verarbeiten, wobei er sich auf manche vorgänger und vorarbeiten stützen kann. das material ist ein dreifaches. das sprachliche umfasst meist worte von allgemeinerer bedeutung, die auch nur allgemeine rückschlüsse zulassen. die sonderung des urgermanischen und des indogermanischen sprachgutes, das wesentlich im anschluss an Ficks wb. zusammengestellt wird, bleibt in mancher hinsicht mislich, mislicher noch die projection der sprachlichen auf die archäologischen perioden, man müste denn ganz die ansichten des verf.s und Kossinnas über die ältesten wanderungen und völkerverschiebungen teilen. danach soll die indogermanische zeit wesentlich die neolithische periode umfassen, während sich in der broncezeit nach der abwanderung der 'Südindogermanen' auf dem freigewordenen boden die urgermanische cultur ausbreitete, die gegen 800 v. Chr. ihr ende fand. doch das ist alles nur hypothese. das litterarische material, das mit den antiken zeugnissen einsetzt, ist am häufigsten behandelt und kaum noch zu vermehren, während das archäologische, die alten abbildungen, wie sie etwa Schumachers Germanenkatalog darbietet, und die funde selbst, die überall den ausschlag geben, in den letzten decennien beträchtlich angewachsen ist. die nordischen museen zu studieren war dem verf. leider nicht vergönnt.

Über die ältesten perioden geben auch die funde keine auskunft, auch die schwedischen felsbilder nicht, wobei wir die langbemäntelten Kossinnaschen Alkispriester füglich auf sich beruhen lassen. einen vollen ersatz bieten erst die jütischen und schleswiger baumsärge der älteren broncezeit, in denen ein seltenes glück uns mehrere vollständige männer- und eine frauentracht

bewahrt hat. freilich erhebt sich gleich die schwierige frage, ob die bestatteten schon im arischen sinne Germanen waren. für den verf., der hier ganz in Kossinnas spuren wandelt, ist dies zwar ausgemacht, und in weiten kreisen hat man sich gewöhnt, hier nicht nur die ursitze der Germanen, sondern sogar der Indogermanen zu suchen. aber bewiesen ist dies nirgends, weder von Kossinna, so oft er dies auch behauptet, noch von Much, der seine ganze älteste stammesgeschichte, auch im Reallexikon danach orientiert. doch ist hier nicht der ort darauf einzugehn.

Eigene autopsie würde dem verf. vielleicht noch einige vervollständigende beobachtungen zu dem werke von Boye gebracht haben. so erfahren wir nur das nötigste, und noch weniger als was auch bei Müller und Montelius steht. wie der wollene leibrock, das hauptstück der männertracht, der die schultern und arme freiliefs und bis zu den knieen herabreichte, an und über den schultern befestigt wurde, wird nur teilweise klar. G. sieht darin wie Brunner bei Hoops II 561 uaa. einen nach oben und unten verlängerten schurz, aber die schulterbefestigung lässt dies nicht vermuten, und der schnitt ist derjenige eines rumpfkleides. eher ist an die felltracht zu denken, die mit den vorderen beinlingen wol ähnlich um den nacken geschlungen war. eine ähnliche form kehrt sonst nirgends wider, und nirgends ist auch eine deutliche weiterentwicklung derselben zu beobachten.

Anders die frauentracht, die aus kurzer ärmeljacke und langem um die taille befestigten frauenrock besteht. während der römischen periode und im mittelalter überhaupt kann sie nie ganz verschwunden sein, da sie in unserer modernen bürgertracht widerum vorligt, während auf dem lande der 'kittel' im gegensatz zum städtischen 'rock' sich erhielt. urgermanisch im ethnologischen sinne braucht die tracht deshalb freilich noch nicht zu sein.

In einer mir nicht zugänglichen nordischen zeitschrift hat Schnittger diese broncezeitliche tracht aus der kretisch-mykenischen herzuleiten gesucht, was von Girke-Kossinna s. 31 zurückgewiesen wird. zu einem abschliefsenden urteil ist es wol noch zu früh. an sich wär es denkbar, dass die koketten kretischen jäckchen auf eine der nordischen entsprechende grundform zurückgiengen und auf einer allgemeineren weiter verbreiteten mode beruhten. die kretische elfenbeinfrau mit den schlangen und die verwanten figuren haben überhaupt die entsprechende aus jacke und rock bestehende tracht. G.-K. suchen anknüpfungen in spanischen felszeichnungen, deren publication abzuwarten ist.

Es folgt die lange zeugnislose, nur durch unsichere combinationen auszufüllende zwischenzeit bis zu den antiken nachrichten und darstellungen; die ältesten sind, wenn Furtwängler recht hat, die Bastarnenfiguren auf dem denkmal von Adamklissi, deren während der kriegszeit genommene abgüsse jetzt das Karls-

ruher museum bewahrt. die antiken zeugnisse sind i.a. einheitlich und übereinstimmend und dürfen, soweit sie deutlich oder vollständig sind, auch als zuverlässig gelten. alles ist nunmehr von grund aus verändert. der broncezeitliche leibrock ist verschwunden, der oberkörper nackt, nur wie in der gallischen kriegstracht mit einem mantel oder mäntelchen bedeckt. auf der Marcussäule sind wider röcke vorhanden, wie bei andern barbaren, aber sie haben einen andern schnitt, sind am halse geschlossen und reichen über schulter und brust, bald kürzer, bald länger, gegürtet oder ungegürtet, etwa bis zu den knieen herab. die norddeutschen und dänischen moorfunde bieten weitere belege, so dass sie sicher bezeugt sind. es ist die form unsrer fuhrmanns- oder arbeitskittel, auch des einfachen griechischen chiton. dass dieser kittel 'die unmittelbare fortsetzung' des broncezeitlichen rockes sei, wie Girke II 32 annimmt, wird durch kein anzeichen gestützt, wenn man zwischenstufen natürlich auch supplieren kann. dagegen darf man fragen, ob nicht dieselbe mode die den semitischen *chiton* (hebr. *kithonet*) nach Griechenland brachte, ihn später auch nach dem norden gelangen liefs. lat. *tunica* hält Nöldeke für eine entstellung aus *kituna*. urverwantschaft von ion. κιθών mit germ. *hedan* 'pelzrock' nahm Torp (bei Fick III 90) an, dem G. folgt, was sprachlich möglich, sachlich schwierig ist, weil der semitisch-griechische chiton ein leichtes untergewand, *hedan* dagegen eine ausgesprochene felltracht war. beziehung zu 'kittel' (nd. md. *kidel*), die Kluge abweist, ist allerdings nur möglich, wenn die entlehnung nach der ersten verschiebung zunächst ins niederdeutsche stattfand und später als mhd. *kitel* ins hochdeutsche übernommen wurde. die suffixablösung würde derjenigen von *asinus* 'esel', *catinus* 'kessel' entsprechen.

Caesar, Sallust, Isidor uaa., Tacitus nicht, erwähnen als minderwertige bekleidung von schultern und brust die *rhenones*, immer im plural, aus fell. aus den abbildungen und funden sind sie bis jetzt nicht constatiert. wenn Isidor bei *rhenones* hinzufügt 'quos vulgo reptos vocant', so besteht kein grund, dies mit G. II s. 18 anzuzweifeln, vielmehr ist von hier aus die weitere erklärung zu suchen. auch die Hávamál 49 gebrauchen *ript* für eine notdürftige bedeckung: 'mein gewand liefs ich auf dem felde, zwei holzfiguren, — wie helden erschienen sie sich, als sie eine hülle (*ript*) hatten; zum gespött ist nackend der mann'. es bezeichnet ebenso wie *ripti*, ags. *rifte*, *rift*, ahd. *reft* allgemein ein stück zeug das in mannigfacher verwendung etwas bedeckt, wie auch in ahd. *beinreft* 'tibialia' (zu an. *repta* 'bedecken'), wol mehr zusammengefügte lappen, daher der plural, als ein formgerechtes kleid. am ehesten sind sie widerzufinden in der schon stilisierten brustbekleidung der Bastarnen von Adamklissi, die nur teilweise zum mantel gehören kann.



Neu ist auch der älteren nordischen bronceseit gegenüber das zweite hauptbekleidungsstück, die hose, und zwar herscht von vorn herein die ziemlich straff sitzende langhose, die in Adamklissi, auf den beiden säulen und kleinfunden sowie durch die moorfunde gleichmäfsig bezeugt wird. sie gehört auf den römischen denkmälern zur officiellen germanischen tracht. dass in Mittel- und Südeuropa schon früher mancherlei hosen im gebrauch waren, wird auch von G. festgestellt, aber ein deutlicher einfluss ist nicht zu erweisen. an die sackartigen hosen der Balkanstämme, die schon Aristophanes verspottet, ist keinesfalls zu denken. auch ist nicht zu bezweifeln, dass ihr bei den Germanen schon andre formen vorangegangen sind. darauf deuten schon die später auf sie übertragenen namen.

Die 'hosen' (*osae*) werden zuerst von Paulus genannt und scheinen bei den Langobarden besonders national gewesen zu sein. zunächst eine einfache umhüllung der füfse und waden, die durch zierliche bänder kreuzweise oder horizontal festgehalten wird, wie schon in den eichensärgen, wurden sie später zu gamaschen, stutzen, strümpfen ausgestaltet. bei den Goten auf der säule des Arcadius flattern sie, an schnüren befestigt, nicht eben kleidsam wie kleine mäntelchen um die waden. gewöhnlich reichen sie vom fufs bis zu den knieen, können aber beliebig zu ganzen beinlingen, eben zu unsern hosen, verlängert werden.

Früher bezeugt, aber darum gewis nicht älter ist die kurze knie- oder bruchhose (mhd. *bruoch*), deren alter name *braca* auf keltischer seite in die vorrömische zeit zurückreicht. auf den römischen darstellungen ist sie seltener, unter den norddeutschen moorfunden häufiger. hinsichtlich der herkunft des wortes schliefst sich G. denen an, welche es als eine frühe entlehnung aus dem germanischen ins keltische gelangen lassen, obwol es dem sonstigen hergang für culturentlehnungen nicht entspricht. das altertum hat wort und sache für gallisch gehalten (vgl. die 'Gallia bracata' und die zeugnisse bei Holder I 502. III 920 ff). englisch *breech* 'steifs, hose' würde sich auch so erklären, sprechen doch auch wir decenter weise öfters von 'hosen', wo der hintere gemeint ist.

Die entstehung und herkunft der langhose ist noch ungeklärt. Heyne lässt die bruchhose sich vor der emporrückenden beinhose nach oben zurückziehen und unter dem rock verschwinden. Kauffmann[1] sucht zu vermitteln, zwei verschiedene *braca* annehmend: germ. kelt. *braca* 'schamtuch' trotz germ. *k* als urverwant, daneben kelt. *bracca* germ. *brok* 'bruchhose' als keltisches lehnwort im germanischen.

Brunner bei Hoops II 561 lässt ohne jeden anhalt die kurze hose sich 'leicht' aus dem leibrock der bronceseit ent-

[1] Zs. f. deutsche phil. 40, 397 f.

wickeln, den er selber schon aus einem schurz hergeleitet hatte. auch Girke hat eine detaillierte entwicklung in bereitschaft, beginnend mit einer kleinen 'windelhose' der broncezeit, wie sie eine sonst völlig nackte, roh gearbeitete broncefigur aus Stockhult zu zeigen scheint. sie soll sich während der Hallstattzeit zur bruchhose vervollständigt und während der La Tènezeit wenigstens im osten der langhose gewichen sein. sehr realistisch ist jenes broncefigürchen nicht, ähnlich wie unser kinderspielzeug. aufserdem trifft es sich, dass die beiden eigentümlichkeiten derselben, der Stockhulter und einer analogen dänischen, von Diodor gerade für die Gallier erwähnt werden. es heifst 5, 29 von diesen, dass sie 'ganz nackt, nur um die hüften geschürzt, in den kampf gehn' (vgl. Polyb. 2, 28. Gell. noct. att. 9, 13. Livius 22, 46), und 'den kopf decken sie durch eherne helme mit hochragenden aufsätzen ... einige führen angeschmiedete hörner' usw. wie der dänische helm angeschmiedete hörner hatte auch der Stockhulter, wie die beiden randlöcher zeigen, zwei einsätze. so ist schon der ausgangspunct unsicher, wie die weitere entwicklung. dass die kniehose einst bei den westelbischen Niederdeutschen verbreitet war, wird durch die moorfunde erwiesen. sie wird hier noch von fischern und schiffern getragen, ebenso im süden von den gebirglern, wo sie das klettern und steigen ebenso erleichtert wie dort das waten; auch ist sie anderswo schon durch die darstellungen der Hallstattzeit bezeugt. es ist also möglich, dass sie einst eine allgemeine deutsche tracht war, aber zu beweisen ist dies schon für die römische zeit nicht. es können zwei selbständige, aus verschiedener richtung überkommene moden sein. für die spätere verbreitung der langhose wird besonders an geistlichen einfluss gedacht. (aber die geistlichen tragen jetzt unter der soutane wol meist die kurzhose mit langen strümpfen.)

Auch in der frauentracht besteht während der römischen zeit und im mittelalter kein zusammenhang mit den eichkistenfunden. zwar sind die römischen darstellungen nicht so zahlreich und deutlich, lassen aber doch den chitonartigen kittel und die weiten umhänge (amictus), die den ganzen leib umhüllen, erkennen. mit diesen officiellen römischen darstellungen, wie sie auf der Gemma und der Marcussäule vorliegen, wird auch Tacitus im einklang geblieben sein. um so auffallender ist die tracht der figur vom Mainzer legionslager, die mit einer der modernen 'combination' entsprechenden jacke oder hemdhose bekleidet ist. Schumacher hat gewis recht, sie in den zusammenhang der übrigen darstellungen von dort einzubeziehen, wonach sie nicht mit Kossinna-G. als eine personificierte Germania (wie auf den siegesmünzen) genommen werden kann. aber eine trauernde Germanin muss sie doch wol sein, so dass die verwanten typen sich berührten und übertragungen stattfinden konnten. an eine

arbeitstracht oder eine vertreterin des niederen volkes zu denken, verbietet die feierliche vornehme haltung mit dem grofsen schleiertuch. diese tracht war nicht nach germanischem geschmack: der geschlossene hosenbund (*setgeiri*), der hier offenbar vorligt, war im norden ein rechtskräftiger grund zur ehescheidung und wie die *brækr* nach der Laxdaelasaga 35 der männertracht vorbehalten, was gegen Schumachers auffassung als landesübliche tracht spricht. der mann der so gekleideten Auđ muste darüber höhnische bemerkungen hören.

So bietet die geschichte der germanischen tracht noch gröfsere lücken und schwierigkeiten, die nur durch weitere funde, vielleicht auch durch eine vergleichung auf breiter grundlage vermindert werden können. das zusammengestellte material wird gewis dankbar benutzt werden, wenn auch die darstellung nicht eben geschickt und übersichtlich, die interpretation nicht streng genug ist. eine wesentliche ergänzung sind die zahlreichen abbildungen und zeichnungen auf 76 tafeln, auch von der zumeist vernachlässigten Arcadiussäule, von der ein stumpf noch in Konstantinopel steht, während der rest nach älteren zeichnungen ergänzt werden muss. da sie manches merkwürdige bietet, wäre eine neue kritische ausgabe dringend erwünscht, eine skizze jetzt auch bei OWulff Altchristliche und byzantinische kunst I taf. XII, woselbst s. 168f weitere angaben.

Heidelberg. **R. Henning.**

Fontes Hispaniae antiquae auspiciis ac sumptibus universitatis Barcinonensis edd. A. Schulten et P. Bosch. I. Avieni ora maritima ed. **A. Schulten.** Barcinone, A. Bosch; Berolini apud Weidmannos 1922. 138 ss. 8° nebst karte.

Die Ora maritima des Avienus hat durch Müllenhoffs behandlung heimatsrechte auch in der deutschen philologie gewonnen. nachdem Holder einen sorgfältigen abdruck des ersten druckes der dann verschollenen handschrift gegeben, bietet nun Sch. einen kritischen text, dessen apparat Klotz zusammenstellte, nebst sachlicher einleitung (bis s. 49) und erklärenden anmerkungen (s. 78 bis 123) und den sonstigen zeugnissen vor dem j. 500 v. Chr., so dass ein jeder der an der ältesten geographie des westens anteil nimmt, unter kundiger führung das merkwürdige denkmal bequem studieren kann.

Der alte Periplus, der in der bearbeitung des Avienus aus dem 4 jh. n. Chr. erhalten ist, steht am eingang der antiken nachrichten über den europäischen westen und südwesten, ist älter als alle griechische prosa. Müllenhoff hat sogar an ein phönizisches original gedacht, worin Sch. ihm nicht folgt. welches interesse sollten auch wol die Phönizier gehabt haben an einem fahrtenbuch, dessen ziel und endpunct Massilia war? wenn hier auch später eine phönizische colonie nachweisbar ist, kann diese doch

nie eine bedeutung gehabt haben welche ein solches denkmal rechtfertigt: in einer gegend wo die Griechen das meer und die schiffahrt beherschten. auch würde dann Gades wol mehr hervorgetreten sein. aber ins 6 jh. v. Chr. (um 530) setzt auch Sch. das griechische original, das er vermutungsweise dem Massilier Euthymenes zuweist. auch hinsichtlich der zwischenbearbeitung, die M. ins 2, Sch. wegen der nahen verwantschaft mit Scymnus, die auch M. anmerkt, ins 1 jh. v. Chr. setzt, geht er sonst mit M. einig, ebenso über die tätigkeit des Avienus. die zusätze sowol des Avienus wie der griechischen bearbeitung sind durch andern druck kenntlich gemacht. dies trifft besonders diejenigen stellen, die durch zusammenhängende kriterien gekennzeichnet sind, während andere von M. beanstandete dem text verbleiben.

Der reiseweg wird an der hand des P. in 3 abschnitte zerlegt: von Massilia bis Tartessus an der Baetismündung beherschten ihn die Griechen, von da bis zur Bretagne (Oistrymnis) die Tartessier, was darüber hinausligt gilt als von den Oistrymniern erkundet. so richtig dies für den P. ist, hat es doch keine kanonische geltung. dem Periplus ligt eine lange, zweifellos schon von handelsfahrten erfüllte zeit voraus. wieweit der wagemut die ältesten seefahrer führte, wissen wir nicht. die rolle der Phönizier, die nach Strabo einst von Gades aus den handel nach den zinninseln betrieben, ist aus dem Periplus nicht zu erkennen, da dieser die feindlichen concurrenten mit stillschweigen übergeht. über die Bretagne scheinen aufser den Oistrymniern auch andere vorgedrungen zu sein.

Die beschreibung beginnt am äufsersten ende, wie noch in den mittelalterlichen segelbüchern 'stets vom entferntesten orte ausgegangen wird' (Anz. III 32), hier bei den nordlandssäulen in der nähe der Zinninseln, den columnae die 'vom rauhen nordwind rauschen', wol einem säulenpaar wie dasjenige des Hercules, das als abschluss der damaligen schiffahrt gedacht ist. Sch. wie Norden und schon Müllenhoff auf der karte suchten sie bei der insel Ouessant, eher sind es die beiden 'eckpfosten' (Daniel) eingangs der doppelbai von Brest und Douarnenez, der Bec du Raz und das 4 meilen nördlichere Cap Mathieu, v. 90 zusammenfassend als 'iugum' bezeichnet. zunächst handelt es sich offenbar um weitere fernfahrten mit wenigen zwischenstationen. der nächste genannte punct ist schon das 'iugum Veneris [marinae]' mit den beiden inselchen, das M. und Sch. im innersten winkel des busens bei Cap Higuer suchen, während mir die Isle de Ste Marina vor Santander auf diesen hafen an der spanischen küste des santonischen busens zu deuten schien. es war dann keine reine küstenfahrt, sondern eine überquerung der bai von Biscaya, die merkwürdiger weise ohne weitere angaben mit einem *magnus patescit sinus* abgefunden

wird. aber M., dem ich folgte, nahm an, dass die bei einem folgenden sinus erwähnten verschiedenen erforderlichen windrichtungen hierher gehören und nur von einem der bearbeiter von ihrem richtigen platze verdrängt seien. bei der anordnung des Avienus müste mit Sch. an die bucht von Lissabon gedacht werden, aber hier, nach überwindung der meilenlangen Tajomündung, können die winde kaum noch von so entscheidendem einfluss auf die schiffahrt gewesen sein, wie dies in der bai von Biscaya der fall ist. vom Tajo ab beginnt die dichtere reihe der stationen, die schon einen lebhafteren verkehr erweisen.

Besonderes interesse beanspruchen die völkergeschichtlichen angaben, wenn sie auch noch nicht alle rätsel lösen. die geschichte der Ligurer mit ihrem weit verbreiteten namen glaubt Sch. dem P. entnehmen zu dürfen. der 'Ligustinus lacus' in Südspanien nahe der Baetismündung soll nach ihnen zubenannt sein, eine combination die M. vermeidet, und ihre heimat Africa gewesen sein (s. 85). entsprechend der darlegung von Num. I sind auch die Iberer aus Africa gekommen (s. 91), wie schon mehrfach ohne gewähr vermutet ist. nach ihnen ist in Südspanien der kleine Iberus (Rio Tinto) zubenannt. sie haben die Ligurer an der westküste weit nach norden gedrängt bis zu dem v. 132 genannten 'caespes Ligurum' in Nordfrankreich oder Friesland. was der P. weiter daran knüpft, ihre verdrängung durch die Kelten und rückwanderung durchs gebirge zur Riviera, wird als bare münze gewertet, während M. sich sehr skeptisch darüber aussprach (s. 85). auch darin unterscheidet sich Sch. von M., dass er im P. bereits Kelten auf der iberischen halbinsel unter dem namen kleinerer stammvölker annimmt. auch M. hat diese möglichkeit sehr erwogen, sie aber wider fallen lassen. merkwürdig bleibt es jedenfalls, dass der zusammenfassende name, der für die Ligurer und Iberer doch vorhanden ist, für die Kelten fehlt, obwol er von hier ausgegangen sein soll. auf die rolle der Phönizier einzugehn, lag bei der stellung des P. kein anlass vor. die culte die Movers und seine nachfolger, auch M., den Phöniziern zuweisen (Saturnus, Venus marina) hält Sch. für einheimisch, obwol sie grade an solchen stellen sich finden wo die fremden zuerst sich niederzulassen pflegten, auf kleinen vorinseln und isolierten landspitzen.

Man wird den inhalt des buches und die fragen die es anregt mit interesse verfolgen, bei der grofsen klarheit und ordnung nicht nur der anschauungen, sondern auch der (lateinischen) darstellung, und dem verf., der die spanischen fragen schon in seinen büchern über Numantia (I 1914) und Tartessus (1922) so energisch wie kein anderer in Deutschland in angriff genommen, für seine weiteren unternehmungen alles gelingen wünschen, auch die teilnahme der spanischen universität Barcelona dankbar begrüfsen.

R. Henning.

Die germanische urgeschichte in Tacitus Germania von **Eduard Norden.** sonderabdruck der Ergänzungen zum zweiten abdruck. III und s. 498—515. Leipzig, Teubner. 1922. 8⁰.

Vielleicht hätte der verf., der hier das vorwort zum neudruck nebst den ergänzungen gesondert vorlegt, manche misverständnisse behoben, wenn er seine ansicht über die abhängigkeit des Tacitus von der älteren ethnographie schon in seinem buche ähnlich präcisiert wie vor diesem neudruck und sie an den betreffenden stellen entsprechend zur darstellung gebracht hätte. zwar glaubt er dies getan zu haben, aber seine eigenen worte, die auch sein erster verkünder im litteraturblatt der Frankfurter zeitung offenbar in gleichem sinne widerholt, zeugen gegen ihn: 'dass wir ... verhältnismäſsig so viele übertragungen nachzuweisen vermögen, ist fast entmutigend, da wir mit der wahrscheinlichkeit rechnen müssen, dass unserm bemühen, das specifisch germanische zu erfassen, viele derartige fehlerquellen hindernd in den weg treten'. anschlieſsend mahnt auch Koepp zur 'vorsicht', doch wol den schilderungen des Tacitus gegenüber. jetzt 'darf man sich darauf verlassen, dass die sprachliche einkleidung eine sachliche identität zum ausdruck bringt'. nur die form, nicht der inhalt steht im banne der tradition. aber auch so bleiben bedenken. wenn die formalen übertragungen so weitgehend sind wie N. meint, wird der zweifel nicht abzuwehren sein, ob nicht mit der einkleidung auch der inhalt beeinflusst oder einseitig gefärbt sein kann. und weiter: wenn die sachlichen ähnlichkeiten so groſs waren dass sie die gleiche darstellung vertrugen, muste sich da nicht vielfach von selbst der gleiche ausdruck ergeben, ohne dass eine besondere tradition benutzt wurde? als besonderes beweisstück dient das über die germanische gastfreundschaft von anderer seite ihm übermittelte. das für die Abioi nicht erwähnte *cum defecere* der mittel und die fortsetzung des schmausens zu dritt beim neuen gastfreund soll echt germanisch und heidnisch, das übrige der Abioi halber tradition sein, wo doch nichts zum auftrennen des satzes berechtigt. die aus dem modernen volkstum angeführten gebräuche resp. misbräuche werden dadurch noch nicht als altgermanisch erwiesen. das *pro fortuna* deutet auf ein gewisses maſs. auch waren die begüterten nicht so dicht gesät, und in unsern eigenen alten quellen lautet es schon etwas anders: nicht viel soll man geben, oft gewinnt man mit kleinem dank, 'mit einem halben brot und des bechers neige erwarb ich mir oft einen genossen' heiſst es Hav. 52. nicht nur vor dem trinken wird der gast schon aus klugheit gewarnt, ebenso vor unmäſsigem essen, das ihn unter das vieh stellt und die geisteskräfte, die er nötig hat, herabmindert. die bewirtung gieng bei aller pflege der gastfreundschaft keineswegs immer so glatt von statten, haben

doch die alten Germanen die not des lebens, die sie immer wider in scharen aus dem lande trieb, hinreichend gekostet; die ethische, nicht die materielle seite stand voran. wir werden also das 'fahrende zechen' übermütiger bauern (nach Rosegger) und die polnische wirtschaft belassen wo sie bezeugt sind, in das germanische altertum gehören sie nicht.

An den grofsen Kimbernlagern bei Tenedo-Zurzach (*utraque ripa*) wird unentwegt festgehalten, und die hoffnung, dass alles was sie beweist noch im boden ruhen kann, wird so hoch und höher eingeschätzt als die von verschiedenen seiten erhobenen einwände. wenn an den resten noch nach 200 jahren die *lata vestigia*, die *moles manusque gentis* zu sehen waren, würden sie wol auch heute nicht bis auf den letzten rest verschwunden sein. da hilft auch Ed. Meyers rückendeckung nichts. die forderung, dass die ringwälle auch sonst *castra ac spatia* heifsen müsten, ist seltsam. wo werden sie denn überhaupt erwähnt? und ist es für die geräumigen wohn- und lagerplätze nicht eine ganz passende bezeichnung, ebenso passend wie für die angeblichen lager bei Zurzach?

Sonst enthalten die 'Ergänzungen' mancherlei einzelbemerkungen, worauf hier nur hinzuweisen ist. die 'angesehenen' und 'angesehensten' gelehrten treten wider auf. wie sagte doch Lessing von Aristoteles? 'mit seinem ansehen wollte ich bald fertig werden, wenn ich es nur auch mit seinen gründen zu werden wüste'. meine gegenbemerkungen (Anz. XLI 1 ff) werden einer anderen 'gedankenwelt' zugerechnet, sicherlich das bequemste; ist aber nicht so schwer zu nehmen, denn wenn andere dasselbe, wie gleich das erste Juvenalcitat nachtragen, wird dies ruhig verzeichnet. da N. auf den Germanennamen, den er 'jetzt mit RMuch für deutschen ursprungs' hält, zurückkommen will, sei bemerkt, dass auch Müllenhoff zu dieser Wackernagelschen hypothese stellung genommen, die er DAk. II 206 'ein greuliches traumbild' nennt. vielleicht überlegt sich N. noch einmal die sache, ehe er sich den genannten zugesellt.

R. Henning.

Zur namenforschung und siedlungsgeschichte in den Sudetenländern von **Ernst Schwarz.** [Prager Deutsche studien, 30. heft.] Reichenberg, Fr. Kraus 1923. 123 ss. 8°.

Des verfassers absicht ist, die siedlungsverhältnisse in den Sudetenländern uzw. insbesondere in bezug auf den wechsel zwischen germ. und slav. volkstum mit hilfe der namenforschung zu klären, da die in der letzten zeit erschienenen siedlungsgeschichtlichen abhandlungen die beleuchtung der frage vom sprachgeschichtlichen standpunct aus vermissen lassen. es wird versucht den nachweis zu erbringen, dass die eindringenden Slaven mit den vor ihnen in den Sudetenländern wohnhaften

Markomannen, Quaden und Wandalen noch vor eintritt der hd. lautverschiebung in berührung gekommen seien, ihre spätere heimat also noch vor der 2. hälfte des 6 jh.s in besitz genommen haben, und dass sich reste der genannten germ. stämme an verschiedenen stellen des im grofsen und ganzen slavisierten gebietes bis zur deutschen widerbesiedlung im 11—14 jh. erhalten und den neuankommenden volksgenossen die alten berg-, fluss- und ortsnamen z.tl. in lautgesetzlich weiterentwickelter germ. gestalt überliefert hätten. die erste behauptung ist sicher richtig, und auch die zweite kann man unterschreiben, wenn sie auf einige wenige fälle eingeschränkt wird. aber neben einer reihe treffender und mit dem modernsten wissenschaftlichen rüstzeug erarbeiteter ansätze und schlussfolgerungen steht doch auch so manches zweifelhafte, ja unhaltbare. nur das wichtigste und wesentliche sei im folgenden herausgegriffen.

Sch. benützt zur ermittlung gewisser zeitlichen stützpuncte die lautliche und formelle gestalt entlehnter namen, wobei er auf den von PLessiak erkannten und in PBBeitr. 28, 1—227 und Carinthia I (1922) festgelegten regeln vom deutsch-slavischen lautersatz weiterbaut: dass die Slaven vor beginn der ahd. lautverschiebung in die Sudetenländer eingewandert sind und von den dort vor ihnen ansässigen Germanen berg- und flussnamen übernommen haben, ergibt sich aus folgenden belegen: 1. *Svratka* im westl. Mähren (d.i. kleine *Svratava* < vorahd. **Swartahwa*): deutsch *Schwarzach*; 2. *Říp*, der SGeorgsberg b. Raudnitz, < vorahd. **rīp* fels: im deutschen Dalimil *Reiff*; 3. *Votava* in Bö. < vorahd. **Hwatahwa* 'schnelle ache'. hingegen ist *Rokle*, berg südl. des Arber, als tschech. lehnwort nicht beweisend. anderseits entlehnten aber auch die Germanen der vorahd. zeit einige namen aus dem slav., wie *Watta*, veralteter name der Beraun, < asl. **vada* (später *voda*) wasser. *Pfreimt*, č. *Přímda* erlaubt keinen sicheren schluss. auch das weiterleben des namens der Silingen im namen Schlesiens und in dem des flusses *Sleza* südl. des Zobtenberges deutet auf frühe berührung. hingegen weist der Stampfenbach nördl. von Pressburg, č. *Stupava*, magy. *Stomfa*, nicht unbedingt auf vorahd. **Stampahwa* Stampfmühlbach; denn auch frühahd. **Stampf-* führt noch zu sl. *Stup-* (s. 1—6). wir werden daher viel eher an übernahme aus dem munde karolingischer Ostmärker zu denken haben, von denen uns ja auch die echten *ing*-namen um Wien erzählen, oder an eine slav. weiterbildung auf *-ava* vom lehnw. *stoupa*, *-u* stampfmühle. auf das fortleben germanischer reste bis zur deutschen widerbesiedlung im 11 jh. schliefst Sch. mit recht aus *Schwarzach*, *Reiff* und *Watta* (s.o.), hingegen lässt sich der name der stadt Nimptsch (1093 *oppidum Nemci*, s. 6) nicht verwerten um zu erweisen, dass sich an jener stelle ein mittelpunct der germ. Silingen befunden habe; denn die nachricht

der schlesischen chronik, dass Nimptsch schon immer ein sitz der Deutschen gewesen sei, besagt doch wol nur, dass vor dem reichlicheren zuzug neuer ansiedler im 11 jh. schon 'Deutsche' da waren. die brücke zu den Silingen ist damit noch keineswegs geschlagen. beweisend für die ununterbrochene erhaltung des deutschtums sind hingegen die *Steine* b. Glatz < **Stainahwa*: sl. *Stěnava* (s. 19), *Eger* mit primärumlaut < kelt. **Agira*: č. *Ohře* < **Ag(u)ria* (s. 20), *March* < **Marahwa*: sl. *Morawa* (s. 21), *Angel* < **Angulahwa* : č. *Uhlava*, *Amselbach* < **Amsulahwa* : č. *Uslava*, *Cham* < kelt. **Kamb-* : č. *Kuba* (s. 29), *Taus* < *Tugust* < *Tan-gvozd* tannwald (vgl. künisch *Waldhwozd*, s. 30).

Unklar geblieben ist dem verf. das verhältnis des slav. namens der Donau zum deutschen (s. 15). nicht erst nach dem übergang des urslav. *ū* > *y* wurde slav. *Dunaj* aus spätgot. **Dūnawi*, *-aujōs* übernommen; die entlehnung fällt vielmehr, wie es sich für den namen des grofsen stromes von selbst versteht, in eine frühere zeit, in der die Slaven noch nicht in ihre heutigen sitze eingedrungen waren und mit den Ostgermanen in unmittelbarer berührung standen. diese sprachen damals noch **Dōnawi*; die Slaven aber waren auf dem wege vom urbalt.-slav. *au* (= idg. *au*, *ou* und teilweise *eu*) zum späteren *ū* gerade bei einem *o*-artigen laut angelangt, besafsen also einen laut der dem ostgerm. *ō* ungefähr entsprach. so übernahmen sie denn den flussnamen als **Dōnaj*, was dann erst später zu *Dunaj* wurde.

Die ostböhm. *Mettau*, č. *Metuje*, die ihr benachbarte *Meta* usw. (s. 18) dürften kaum zur sippe von idg. **medįos* gehören, sondern zu der von idg. **metá* (germ. **međ-*, ahd. **mēt-*), das auch im illyr. in gleichem sinne verwendet worden ist, zb. *Metubaris* 'mittlerer sumpf' im Saveland, *Metulum* 'Mittelburg', der hauptort der Illyrier (Norb. Jokl, alban. übungen im wintersemester 1923/24 an der univ. Wien). man vermisst überhaupt die erwähnung der Illyrer als vorläufer der Kelten im osten des behandelten gebietes. beim namen der March (s. 21/22) zb. wäre auch die möglichkeit illyrischer namengebung in betracht zu ziehen gewesen: denn ahd. *mari* ist ebenso *i-* bzw. *įa*-stamm wie asl. *morįe*, hingegen scheint das illyr. einen stamm **mar*-gewässer gekannt zu haben, der vielleicht in den häufigen *Morava*, *-vka*, *-vice* (vgl. besonders die serb. *Morava*) und wol auch in dem früheren namen des Ottakringerbaches in Wien, *Möhring* < slav. **Mornika* (mitteilung von prof. Much), vorligt. auch die siebenbürgische *Maros* könnte hierher gehören. für das Masfeld bei Meiningen (825 *Marahesfeld*) kommt natürlich eine weibl. *Moraha* nicht in frage, wie man nach s. 21 schliefsen sollte.

Die erklärung des lautlichen verhältnisses von *Luschnitz* : *Lainsitz* (s. 31) ist ohne kenntnis der mundartl. aussprache geschehen. diese lautet *Lǫaⁿsits* mit *ǫaⁿ* < *uən* (vgl. das belegte *Lvensnitz* < älterem *Lunsenice*), und wir finden in ihr eine der

seltenen restformen für die diphthongierung des mhd. *ŭ* vor nasalen (entsprechend der von *ĭ* in *ęam* 'ihm' usw.), vgl. noch mdal. *wǫa*^{n} vertiefung < mhd. *wune* und schon mhd. *suon* neben *sun* 'sohn'. — Ebenso unhaltbar sind die lautlichen bemerkungen zur schles. Lohe (s. 6). auch wandal. **lauh* hain hätte im 8/9 jh. *lǭh* ergeben müssen; nur die im ahd. nicht monophthongierten *au* wurden im ostmd. des 14 jh.s (Michels § 148, 3, nicht 84, 3!) dann auch zu *ō*. die urk. formen *Lau* 1248, *Laa* 1311 weisen ohne zweifel auf mhd. *lâ* w. sumpfwiese, lache, an. *lâ* wasser, mittelbair. *lǭ*^{b}*m* w. pfütze. — Auch zu *Frain*, Č. *Vranov*, muss berichtigend festgestellt werden, dass altbair. *ai* nicht über *ǫa* in einigen gegenden Niederösterreichs in *ā* übergeht (s. 46). vielmehr sind sowol *a* als *ǫa* (bzw. *ǫi*, *ǫai*) jedes selbständig aus altbair. *ai* (ahd. *ei*) entwickelt, und *a* findet sich aufser im nordöstl. Südmähren und in den niederösterreichischen stadtmdaa. noch in Unterkärnten, im Stanzer-, Paznauner- und Eggental und in Deutschnofen in Tirol.

Sehr förderlich ist die übersicht über die westslav. und germ. flussnamengebung (s. 31—40) und treffend die erklärung des überwiegens der *ava*-namen in den Sudeten- gegenüber den Alpenländern aus dem umstande, dass erstere vor dem eindringen der Slaven über 500 jahre von Germanen bewohnt waren. hingegen muss der versuch, die genetivischen ortsnamen auf die Quaden (bzw. Sweben) zurückzuführen, als misglückt angesehen werden, obwol viel mühe und ein recht breiter raum (s. 76—104) darauf verwendet wurde. vom standpunct des prähistorikers ist gegen Sch.s annahme einzuwenden, dass die funde im Waldviertel ein ganz anderes gepräge zeigen als jene im nordöstl. Niederösterreich, für welches quadische besiedlung feststeht. auch beweist das vorhandensein der genetiv. ortsnamen vor dem 13 jh. nichts für ihren angeblichen zusammenhang mit den Quaden, und vereinzelte ältere entlehnungen wie *Rodvinov* : *Riedweis* < **Hrōdwines* (s. 79/80) und *Olomouc*, wenn aus **Alamundes* (s. 80/81; die deutsche form *Olmütz* wol aus dem sl. loc. **Olomouci*), erlauben keinen schluss auf das alter der zahlreichen andern namen. auch finden sich unter den tschech. entsprechungen keine die auf unverschobene formen deuten würden, was wol entscheidend ist. aus des verf.s eigenen ausführungen über die gewaltige unorganische ausbreitung dieser *es*-formen (s. 82—86) geht, glaub ich, deutlich hervor, dass wir es mit einer zu einer bestimmten zeit herschenden mode der namengebung zu tun haben, die aber, da sie auch nach dem 13 jh. noch lebendig war, nicht allzuweit hinter diesen zeitpunct zurückreichen kann. deshalb hat die annahme Vancsas, der die *es*-namen auf weltliche grofsunternehmer aus Thüringen, Hessen usw. zurückführt, immer noch am meisten für sich. natürlich darf man nicht an eine besiedlung mit fränkischen untertanen oder bauern denken. die waren

Baiern, wie die heutige mda. lehrt. nur der wortschatz enthält hie und da eine form die sich von dem benachbarten nieder- und oberösterreichischen gebiet abhebt und deshalb auf den einfluss jener grundherren zurückgehn könnte. im einzelnen sei bemerkt, dass *Hergas* < *Herigôz* (s. 77) kaum unter die genetiv. ortsnamen gehört. fehlerhaft ist der ansatz der angeblich quad. genetive auf *-is*, da das quadische als westgerm. dialekt natürlich nur *-es* kannte.

Den schluss bildet ein längerer abschnitt (s. 104—116) über die besiedlungsverhältnisse Böhmens in der völkerwanderungszeit. im letzten absatz wird dann eigentlich all das zurückgenommen was in jedem abschnitt immer und immer wider betont worden war, nämlich die behauptung, die Germanen hätten sich an sehr zahlreichen stellen der Sudetenländer dauernd gehalten. würklich erweisen lässt sich diese annahme eben nur für einige wenige orte. darüber kommen wir nicht hinaus, wenn uns auch das gegenteil lieber wäre. jene die über die zukunft des deutschen volkes zu wachen haben, mögen daraus lernen, wie rasch und gründlich germanische volkstum, mag es ein land auch 500 jahre bewohnt haben, schwindet, wenn es von seinen umwohnenden volksgenossen im kampf gegen ein fremdes siegervolk im stich gelassen wird.

Wien. **Walter Steinhauser.**

Zur deutschen akzentuation von **Louis L. Hammerich** [= Det Kgl. Danske Videnskabernes selskab, Historisk-filologiske meddelelser VII 7). København, A. F. Høst & søn 1921. 330 ss. 8°.

Der vers und die accentzeichen sind Hammerichs erste erkenntnisquellen. das untersuchungsfeld reicht vom Heliand bis Goethe. ältere vorarbeiten und ihre zusammenfassung bei Wilmanns, Behaghel, Minor, Saran will er kritisch berichtigen und ergänzen. sein capitel 'Erkenntnis der akzentuation aus dem vers' (s. 13—104) rankt um metrisch-rhythmische excurse über die alliterationspoesie, den altdeutschen reimvers, den mhd. vers, den meistersingervers, den opitzianischen vers und den vers des 18 jh.s, wozu sich eine unerbittliche ablehnung des kriteriums der sprachmelodie und der rumpfempfindungen gesellt (der Däne 28 f gegen Rutz einordnung der Dänen!). die excurse sollen den methodischen weg stark unterbauen; sie bringen nichts neues und hätten drum nicht gespart, aber wesentlich knapper gehalten werden können. Sievers sollte sich gegen den vorwurf, dass man infolge ersatzsprachbewustseins bei kritik an ahd. und mhd. texten schliefslich nichts andres findet als was auch philologische kriterien zu tage fördern könnten, verteidigen, indem er seine Reinaertkritik mit einem Westflamen (etwa Van de Kerckhove, dem Berliner lector) durchprüfte: denn das heutige westflämische

hat sich gegenüber dem des 13 jh.s nur unwesentlich geändert. *'almahtico cot* im Wessobrunner gebet vergleicht sich nach H. gelegentlichem *thúrhgéngid* im Heliand 1788 und der betonung *Die állmä'chtige Zéit* in Goethes Prometheus. es sind emphatische erhebungen druckschwacher silben gegenüber den sichern prosa-aussprachen *thurh'gengid*, *all'mächtig*. im Heliand ist druck-schwaches *un-* nur in zwei gruppen wahrscheinlich: 1. in verbal-abgeleiteten adjectiven (*unquéthandes* 5661, *unwánda* 70, *unléstid* 1427), 2. in adjectiven in denen auf *un-* eine schwachdrucksilbe folgt (*umbithárbi* 1728, *ungewittigon* 1818 neben zb. *úngilóbiga* 3006); bei Otfrid fast nur im verbalabgeleiteten adj., und zwar besonders bei einer von zwei bedingungen: entweder nach der regel für zweifache zusammensetzungen (typ *unrédihafto*; über verbaladj. hinaus *unlástarbarig*, *ummézzigaz, ummáhtige*). oder *un-* verliert den starkdruck, wenn eine noch schwächere silbe folgt (typ *ungilónot*, über verbaladj. hinaus *ungizámi*); vgl. H. s. 19. 126 f. das capitel über den mhd. vers summiert die hauptschwierig-keiten, die sich sicherer erkenntnis der dynamischen accentuation entgegenstellen. s. 35 ff steht eine sammlung von beispielen des doppelten auftactes im Parz. ich vermisse s. 37 einen klaren ausspruch, ob *ûzerhálp, anderhálp, muoterhálp*, *ebenhiuz, ebenhére, offenlíche, ordenlíche, herzenlíche*; *îserkólzen*, *klôsnærínne, herzogín, kamerære, werdekéit, riterschäft*, *magetúom, tavelrúnder*; *übersáz* unter umständen in der prosaaussprache begründet sind; vgl. Franck Mnl. gr. § 12 und den nndl. typ *konin'gin*. mir scheinen sie ein beweis dafür, dass erste und dritte silbe in all diesen fällen in gewöhnlicher pausaaussprache dynamisch gleich-wertig waren (rheinisch noch *'ritter'schaft*, nicht *'ritter,schaft*), dass aber in der rede druckstufung eintreten konnte, also *,riter-'schaft* oder *'riter,schaft,* ganz abgesehen davon dass eine dyna-mische folge *,ritter'schaft* von der musikalischen folge hochton-tiefton begleitet sein konnte, die die seltenere dynamische folge verhüllte und milderte.

Die Waltherbeispiele *Walthér, Reimâr*, *herzóge, unmâze* s. 39 sollte man aus der reihe der metrischen drückungen endgültig streichen und nur mit dem blick auf die musikalischen möglich-keiten und die bewuste durchbrechung des schemas zwecks ein-drucksvollen einsatzes betrachten. auch bei den Parzivalbeispielen *juncfróuwen*, *tischláchen*, *ruclâchen diemúot, hôchvárt, kleinǽtes, vrechéit, manhéit* glaub ich an gleiche prosabetonung, die H. für die adj. *barmhérzic*, *einmüeteclîche* usw. (s. 40) schon selbst ver-mutet. drum möcht ich auch beim ansatz von drückungen aufserhalb des auftactes zurückhaltender sein als H. (s. 41 ff). übrigens ist mir die aussprache *'altartuch*, *'altardiener* neben *al'tar* unbekannt, sie beruht jedenfalls so wenig auf regression wie *'Rubinstein* neben *ru'bin*; vgl. übrigens nhd. *'altar* neben *al'tar* und vor allem ndl. *'outaar*, *'outer*, *'altaar*, *al'taar*. überhaupt hätte

H. schon hier das niederländische, in dem er gut bescheid weifs, energisch heranziehen sollen; dessen ältere und neuere accentuationen, leider noch nicht genügend untersucht, können zu manchem prosaansatz ermutigen: vgl. Walth. 90, 9 *maneger wunne, der mîn ouge an sách* mit ndl. *aan'schouwen*. die zusammenfassung über *un-* im mhd., bes. im Parz., führt naturgemäfs zu keinen eindeutigen resultaten: wie zu erwarten erweisen die zusammenstellungen druckschwaches *un-* in adj. und verb. als regel, im subst. als ausnahmen. der Heliandtyp *umbithárbi* lässt sich auch fürs mhd. sicher nachweisen; ich vgl. mit Parz. 247, 6 *ungefüege leit im dran geschach* die schreibung *unge legen* Rother 675 (vgl. auch *vnge* || *slachte* 1369).

In den capiteln 8—11 (meistersingervers — im fahrwasser Pfannmüllers PBBeitr. 43, 47 ff geschrieben — bis Goethe) ist die methodische eroberung der Goetheschen prosaaussprache sorgfältig, gründlich und originell geführt und endet s. 103 f mit einem glatten resultat. ich hebe als abweichungen von heutiger normalaccentuierung heraus die bei H. gesperrt gedruckten *Mit'tag*, *Hof'meisterin*, *et'wa*, *et'was*, *'auf ein'mal*, *all'seitig*, *hoch'rot*, *müh'selig*, *gut'mütig*, *schwer'mütig*, *grofs'mütig*, *mut'willig*, *miss'willig*, *an'mutig*. *wohl'tätig*, *lang'weilig*, *ehr'würdig*, *zwei'deutig*, *früh'zeitig*, *zu'fällig*, *ruhm'redig*, *un'glücklich*, *un'menschlich*, *un'gläubig*, *un'selig*, *un'schuldig*, *un'würdig*. auch hier vermiss ich den stützenden hinweis auf das niederländische.

Capitel 12. 13 kritisieren P. Sievers accentarbeit und ergänzen die Otfriduntersuchungen. bei der glossenschreibung *osterwînt* wäre nicht allein auf Danziger *osten'wind*, sondern überhaupt auf die ndl. doppelbetonungen des typs *'oostenwind* und *oosten'wind* zu verweisen. Wolframs *juncfróuwen* schliefs ich mit Willirams typ *iunkfróuuon* (s. 116) an ndl. *juffróuw*, mdän. mschwed. *jonc'fru*, *junc'fru* an, Walthers *an sách*, ndl. *aanschóuwen* ergänzen die glossenbelege *anaháftêst*, *anlôfit* (s. 121). die druckschwachheit alter zweisilbiger verbalpräpositionen (*durch-*, *um-*, *über-*, *unter-*, *voll-*, *hinter-*, *wider-*, *miss-*, ndl. *aan-*, *achter-*) möcht ich nicht trennen von typ *'ritter'schaft* > *'ritter,schaft* oder *,ritter'schaft* und den zahlreichen ndl. fällen des typs *boerezóon*, *tarwemέel* neben *tárwemeel* 'weizenmehl'. ich stimme H. demnach auch in seinem ansatz *druhtin 'Krist* usw. für Otfrids prosa zu, ja selbst wenn er die viel umstrittenen typen wie *wizodspéntare*, *drutménnisgon*, *fuazfállonti*, *arabéitotun*, Muspilli *werolt'rehtwîson* nicht rhythmisch, sondern grammatisch, als echte prosaaccentuation einschätzt. hier schliefst H. die fälle selbst mit guter erklärung ans ndl. an und gelobt nähere untersuchung der wichtigen zusammenhänge, zumal das mnl. reiche ausbeute verspricht; überzeugend ist vor allem O. *wolawílligun* = nnl. *goed'willig*, *wel'willend*. *'zaak'kundig*, *'stomp'zinnig* wurden zu *,zaak'kundig*, *,stomp'zinnig*, nach *'stompzin : stomp'zinnig* wurde analogisch

auch *'wetenschap : weten'schappelijk* gebildet (s. 142ff). die adj. verwendeten part. des ndl. wie *op'lettend*, *uit'muntend*, *aan'houdend* spiegeln ältere, heute isolierte accentuation und sind demnach ohne weiteres O.s *fuasfállonti* gleichzustellen. *Reichs'kammergericht*, *Hof'gartenstrafse* (Bonn) sind beispiele der seltenen deutschen entwicklung. mit annahme von druckabstufung innerhalb der beiden typen *'ritter'schaft* und *'sach'kundig* lässt sich m.e. alles vorhergehnde umspannen, auch die *un*-fälle: das ndl. neigt seit ältester zeit zum end-, das deutsche zum anfangsdruck. enddruck des älteren deutsch ist in grofsem umfang verdrängt worden. ältestes deutsches nebeneinander dürfen wir auf grund der nndl. verhältnisse als sicher ansehen. ich habe van der Meer(-Ramondt) Nndl. gr. (Heidelberg 1923) s. 4ff gelegentlich mit van Dam durchgeprüft und festgestellt, dass der Amsterdammer 'x,x accentuiert gegenüber den ,x'x-accentuationen des Groningers in *tarwemeel*, *christenvrouw*, *jodevrouw*, *echtelieden*, *edelgesteente*, *hoogepriester*, *vrijgezel*, *ingenomenheid*, *schaamteloosheid*, *stokoud*. bei *aartsleugenaar* und *aartsbedrieger* stellte ich den gegensatz 'x'x : ,x'x fest. allgemein steht *on'nut* neben *'onklaar*. wir werden uns also daran gewöhnen müssen, in älteren texten drückung und accentverletzung nicht gleich als billige auswege zu beschwören.

Das lange capitel über die älteren grammatiker fördert manche interessante bestätigung von H.s ansätzen zu tage. der systematischen analyse s. 234f tret ich nicht bei. es hat nach H. s. 234ff nur éine germ. wortaccentuierung gegeben, die des substrats, der wurzelsilbe, die auch bei verbaler wie nominaler partikelcomposition galt (got. *at'giban*, ahd. *gi'birgi*). nominalcomposita haben germ. gruppenaccentuation (got. *'arbinumja*, auch verba denom. sowie denom. zusammenbildungen wie ahd. *'rât-frâgên*); darnach analogisch typ ahd. *'urloup*. neugebildete verbale präpositionscomposita können in älterer zeit noch unter gewissen bedingungen nach altgerm. art druckschwache partikel haben (ahd. *hintar'quëman*), aber in der mehrzahl der fälle bewahren sie die ursprüngliche gruppenaccentuation (ahd. *'ûfgân*), die sich hier als accentuation des ersten teiles der zusammensetzung immer mehr verbreitet. m.e. müssen wir bei den vorstufen unserer überlieferung, gewis noch im got., ohne rücksicht auf die mehr oder minder enge verehelichung, mit gleichdruck der componenten rechnen (got. *'at'giban*, *'ga'arbja*, *'arbi'numja*, *'af'haban*, *'ufar'gaggan*, ferner *'at,uþ,þan'gaggand*). er konnte im zusammenhang der rede, vor allem bei tempobeschleunigung, gestuft werden. anfangs- und enddruckbewegung, auch logische und psychologische momente, haben zu dem bunten, nie festen spiel geführt, das höchstens mehr oder minder lockere gruppen gleich accentuierter fälle im laufe der entwicklungsgeschichte zusammenwürfelte; der accent erhält functionelle bedeutung für

bestimmte wortgruppen. zu diesem freien ausblick bricht H. die bahn; aber er ist vor dem letzten schritt und schlag erlahmt und abgeirrt. das hindert nicht, den Dänen zu seiner gediegenen leistung zu beglückwünschen. die feinen zusammenfassenden bemerkungen über die accenterscheinungen der hd. nomina zu würdigen, gestattet der raum nicht. ich mache aufmerksam auf die bemerkungen zu *Jahr'hundert* s. 241, *Herzen'acht* s. 251, über die ortsnamen (cap. 18, typ *Maas'tricht, Rolands'eck*: alter enddruck wird functionell zur ortsnamencharakteristik), ahd. *affin*, Wolfram *herzo'gin*, *ges'tin*, *klōsnæ'rinne* = rhein. *jy'den*, ndl. *konin'gin*, wo enddruck functionell zu contrastaccent wird und franz. einflüsse (vgl. ndl. *-'es* = frz. *-esse*) zu erwägen sind.

Bonn. **Th. Frings.**

De met het participium praeteriti omschreven werkwoordsvormen in 't Nederlands door **J. H. Kern** (= Verhandelingen der Koninklijke Academie van wetenschappen te Amsterdam, afdeeling Letterkunde, nieuwe reeks, deel XII no. 2). Amsterdam, Johannes Müller 1912. XIV u. 318 ss.

Mir ist aus deutschen zeitschriften nur Behaghels besprechung Litteraturbl. 37 (1916), 10—12 bekannt geworden. die überaus gründliche abhandlung und ihre resultate verdienten ausführliche besprechung und stellungnahme, die ich an anderer stelle bringe. aus einer langen, vor ein paar jahren geschriebenen, bisher ungedruckten recension zieh ich hier das eine und andere aus.

Eine lehrreiche einleitung §§ 1—48 stellt die ndl. verhältnisse auf einen germ. sockel. 'werden' und 'sein' bei trans. und mutativ-intrans. verben (ihr part. adj. bezeichnet den vollzogenen übergang der substanz in einen neuen zustand und das verweilen darin) gehn voran. von den vier typen 1. *was ... sine verwe ... verwandelde*, 2. *die anker wert ... ghevane*, 3. *wesun gaqumanai*, 4. *wearþ ādruncen* 'ertrank' ist der 4. selten, nur im complex engl.-ndl.-ndd. (!) zu vorübergehnder blüte gelangt, und geht als perfective luxusbildung und in concurrenz mit 2 unter. der originelle, nicht nach lat.-rom. muster geformte typ *ek hef Hlórriþa hamar of folgenn* mit 'haben' bei einem trans. verb rückt die handlung statt des zuständlichen in den vordergrund, was im westgerm. zugleich unflectiertes part. nach sich zieht. 'haben' bei nichtmutativen intrans., die als imperf. von hause überhaupt kein part. adj. besafsen, entsteht in weiterwürkung des typs *der gipuazzit hapêt* (trans. mit erspartem oder verschwiegenem object), woraus die typen a) *die gotes irgezzen habent* gen., b) *die habent mir geiteuuîzzot* dat., c) *habo ih keuueinot so filo*; die entwicklung wird unterstützt durch trans-intrans. berührungen im falle d) *wi hebben drie joesten gereden : alse ghi een stucke hebt gereden* und nichtmutaiv-mutative berührungen im falle e) *habdun gegangan te them gardon : his aldres wæs ende gegongen.* das ergänzt Be-

haghel aao. durch f) *sundiota* + *habet sundia getan* = *habet gesundiot*. nach ihm kommt 'das fenster hat geschlossen' für intr. 'schliefsen' schon deshalb in frage, weil 'sein' hier dem passiv vorbehalten bleiben muss. — im neueren germ. siegt engl.-schwed. 'haben' im gebiet des mutativen, erobert 'sein' im continentalen westgerm. und dän. drum wird mhd. *ich hân gevarn* preisgegeben (Kern gegen HPaul).

Das 2. capitel §§ 49—68 handelt über die function der ndl. umschreibungen und des part. im besonderen, zb. über *heft ghevaen* = 1. 'hält gefangen', 2. 'hat gefangen', weshalb *heeft gevangen gehad* als perf. von 1, das dann ohne prägnante bedeutung wucherte (*heeft gesent gehad*, *heeft geweest gehad*), und wozu m.e. *is bemind geweest*, *besneden is geweest*, *mishandelt hadden geweest* (*niet gecomen en heeft geweest, ghesciet sijn gheweest*) passivierungs- und paralleltyp ist mit *geweest* = *geworden*, der aber auch den zustand bis zur eventuellen aufhebung ausdrückt; über mutatives *hi quam gegaen* und nichtmutatives *hi quam gaende, hi quam gaen*; über typ mhd. *si hæte im heizen machen,* wo K., mit recht, sich gegen Lachmann, Grimm, Maier, Wilmanns auf die seite von van Helten, Erdmann, Kurrelmeyer stellt und einfluss des infinitivs erkennt.

Das 3. capitel §§ 69—297 behandelt fall um fall den einbruch von 'sein' durch verschiebung im sprachgefühl, das allmählich eine gröfsere zahl von fällen als mutativ begreift; ich mache vor allem aufmerksam auf die abhandlung über 'beginnen' (§§ 73—77) und 'vergessen' (§§ 97—100); über HPauls schwierigkeit gegenüber typ *die Blume hat ausgeblüht*, dem eben bei linear perfectivem charakter die mutativbedeutung fehlt: *de planten hebben uitgebloeid* = *zij hebben gebloeid tot er een einde aan gekomen is*; über *hij is* oder *heeft niet durven komen* (§ 122), wo die würkung des folgenden inf. besonders scharf heraustritt; über typ 'er hat gewesen': 'er ist gewesen', mit der feststellung dass der opt. prät. 'sein' bevorzugt: *en waer hy ghewest, Parys waer doot* enthält mischung von *en hadde hi geweest* + *en ware hi*.

Das 4. capitel zeitigt § 298 ff ein wichtiges resultat. im irrealis zeigen die *zijn*-verben, die bedingungslosen § 302 und die bedingten § 306, deutliche neigung zu 'haben', zb. *sij souden op een cort verhongert hebben*, *mer* . . .; *hadden si twee daghe langher bleven, de grave Jan hadde*, und neben *hij is niet durven komen* steht ausschliefsliches *hij had niet durven komen*. die erscheinung, die auch ndd. und fries. ist, stirbt im ndl. seit dem 18 jh. ab. irrealisconstruction der hülfszeitwörter hat das muster gegeben: *hadden si* . . . *langher bleven* steht unter dem einfluss von *hadden si langher moghen blijven*; die bedeutungen berühren sich.

Bonn. **Th. Frings.**

V ö l u s p á getin út með skyringum af **Sigurði Nordal.** fylgir rbók háskóla Íslands 1922—23. Reykjavík, prendsmiðja Gutenberg, 1923. VI u. 142 ss. lex. 8°.

Textkritisch und auch in andern dingen stellt sich der isländische forscher am nächsten zu Müllenhoff. aber nicht mehr der eifer für die rein heidnische dichtung führt ihm die hand: er hat von Olrik gelernt und späht nach der mischung von nordischem volksglauben, persönlichem weiterbilden desselben und biblischen gedanken; wobei er mehr das zweite als das dritte einräumt.

Das eigene aber an dieser Völuspá-deutung ist: sie geht viel weiter als alle früheren darin dass sie in dem liede ein 'evangelium' sieht, worauf noch ein heutiger leben und sterben könnte; die frucht einer erkämpften weltanschauung, ein religiöses bekenntnis-, ja problemgedicht. und zwar von tief sittlicher anlage. die mythen waren dem dichter eigentlich nur hülle: das sittliche war ihm der schicksalsfaden des daseins. unbefriedigt von der güte der umwelt, wie Ibsen, folgerte er: solch eine welt müssen unvollkommene götter lenken! den dualismus von riesen und göttern setzte er ins sittliche um, so zwar dass der eine pol der stoff ist, das böse, der andre der geist, der allmächtige ungenannte Gott (der *ríki*, der zuletzt seine gottesherschaft antritt). und dazwischen treibt es götter und menschen hin und her. die riesen, als sittliche verführer, wecken in den Asen die sinnen- und goldgier. Thors losschlagen bringt die verhängnisvolle wendung: der eidbruch ist der sündenfall, der verlust der unschuld. denn eidbruch ist abfall vom eignen ich. verblendet geben Odin und Heimdall ihre natürliche sinnenschärfe für erkenntnis hin — ein weiterer schritt von der unschuld fort. mit dem sittlichen verfall der götter geht der der menschen zusammen; das drohende 'brüder werden sich schlagen ...' ist notwendige folge des vorangegangenen. die welt ist verdorben, und nur feuer kann sie reinigen. der götterfall ist das jüngste gericht der Völuspá. dann ist das ringen zwischen stoff und geist ausgekämpft. der friede in der neuen welt ist so vollkommen, dass schon das fischejagen des adlers auffällt (103). und in die welt die diese stufe der läuterung erstiegen hat, kommt der ungenannte, der weder Christus noch Odin ist, sondern das freie wunschbild des dichters.

Ein kenner wie N. ist sich klar, dass wir solche gedankengänge nirgend aus mittelalterlich nordischen quellen belegen können. zu dem unicum Völuspá glaubt er ein unicum von schöpfer stellen zu sollen. er weiſs auch, dass unser denken durchsäuert ist von griechischer und hebräischer bildung (134 [1]). man darf beifügen: und von protestantischem puritanismus. d i e s e r trägt die von N. ausgedichtete Völuspá noch mehr als

den Peer Gynt, den der verf. an entscheidender stelle als gegenstück anruft (141).

Auch dies kann sich N. nicht verhehlen, dass das allermeiste von dieser sittlichen hochspannung zwischen den zeilen des liedes gelesen ist. es ist wahr, bei einem anspielungsgedicht wie der Vsp. hat man mühe mit dem grundsatz: zu dem kunstwerk gehört nur was würklich drin steht. dennoch fragt man sich nach der wanderung mit Nordal, ob es nicht auch berechtigte deutungskunst wäre, weniger nach dem zu forschen was der dichter gedacht, gewust — und verschwiegen hat, als nach dem was er gemacht, geformt hat. welche gedanken hat er verdichtet? welche bilder zeugt er in dem hörer, der das werk ohne leitfaden und ohne biographisches wissen über den urheber aufnimmt? — wovon h a n d e l t die Völuspá: von götterschicksalen oder von dem was den einzelnen, sein hoffen und leiden und sittliches streben bestimmt? kommt es überhaupt in erwägung, dass die Vsp. das entstehn der sünde besser und neuzeitlicher erkläre als die Juden? ... w i l l die Vsp. auf die frage antworten: was erwartet uns, dich und mich, drüben? und was macht uns des glückes in Gimlé teilhaft? usw. kurz, ist sie eine glaubensurkunde, die dem leben dienen, lebensrätsel lösen will?

Meifsners gründe für kirchliche färbung der Völuspá-sprache sucht N. abzuschwächen (106 f); er spielt sie ins chronologische hinüber. auch dass in str. 45. 57. 64 nicht nur biblische gedanken, sondern biblische tonart vorbricht — so redet ein mann der bibeltexte im munde führt —, kommt bei N. zu kurz, so fein er sonst das wie, die farbe, neben dem logischen was würdigt. wem diese beiden umstände den schluss auf einen dichter geistlichen standes aufnötigen, der muss anlass und auch inhalt der Vsp. anders sehen als unser autor. N. denkt an einen Isländer kurz vor 1000, der von der predigt Thangbrands eindrücke erfuhr, aber dadurch an dem heidenglauben nur noch inniger hieng.

Zwei vollständige textdrucke und ein sehr eingehnder commentar wenden sich an das isländische volk, aber auch sie bringen dem forscher viel förderndes. wir können es hier leider nicht aufzählen. die weise, mitunter ironische selbstbeschränkung in so manchen müdegehetzten fragen tut dem leser wol. die ganze schrift ist, wie man dies von dem verf. des Snorribuches erwartet, wundervoll geschrieben. ihr quellender wortvorrat macht uns fremden vielleicht manchmal mühe, aber man ahnt doch, welchen kunstgenuss Sigurđur Nordal seinen landsleuten bereitet.

Arlesheim. **A. Heusler.**

Der dichter des Nibelungenliedes [aufsentitel: Sigehart von Lorsch, der dichter des Nl.]. ein versuch von **Julius R. Dieterich.** Darmstadt, Gesellschaft hessischer bücherfreunde, 1923. verlag von Joseph Baer & co., Frankfurt a. M. 95 ss. 12°.

Auf die Neutaufe 'Sigehart von Schauenburg' (geb. um 1125; 1167 abt von Lorsch) legt der verf. nicht das entscheidende gewicht; man weifs von diesem manne viel zu wenig, um gerade ihm 'die erste grofse selbständige dichtung in mhd. sprache' beizulegen. hauptsache sind die 3 unpersönlichen thesen: das Nl. ist um 1150 entstanden; es ist rheinfränkisch und aus vertrauter anschauung der Speyer-Wormser verhältnisse erwachsen; der dichter war ein hochgeborener geistlicher und hat aus gelehrter geschichtskenntnis die namen der sage bereichert.

Auf das uns bekannte Nl. treffen diese thesen unmöglich zu.· zu der dritten fällt einem Roethes wort ein von dem spielmännischen verfasser, dem 'armen teufel, dem köstliche gewänder ein höhepunct des daseins scheinen' (Nibelungias 650) ... die frage ist schlechterdings nur so stellbar: hatte unser Nl., die österreichische spielmannsschöpfung nach 1200, eine rheinfrk. quelle, uzw. nicht blofs ein unbuchliches Brünhildenlied (wie der ref. annahm), sondern ein den ganzen stoff umspannendes heldenbuch von ca 1150? weiter wäre zu fragen, was an dem bekannten Nl. auf diese frk. quelle frühritterlicher zeit zurückgehn muss oder auch nur kann. dabei wäre unbefangen zu scheiden zwischen den data des urtextes und denen der fortsetzer (Alzey, Otenheim, Otenwald, Lors, Santen als residenz). dann hätte man die Thidr.s. zu befragen, denn die soll ebenfalls aus dem rheinischen heldenbuch fliefsen. zu zeigen wäre, dass die betr. teile der saga éin dichtwerk spiegeln, uzw. ein rheinisches. um den schluss käme man nicht herum, dass dieses dichtwerk ein wesentlich andres, viel einfacheres sagenbild enthielt als das Nl.

Ohne sich darauf einzulassen, rückt D. seine fränkische vision dem überlieferten Nl. nah und näher; den einspruch der zeitstufe und der sprachform geschweigt er mit dem begriff 'bearbeitung'. mit der philologischen arbeit hat er nur obenhin bekanntschaft geschlossen; Braunes und Vogts schriften würken nicht ein, aus Zwierzina list er heraus was zu der eigenen vision passt, dh. ungefähr das gegenteil von dem was Zw. verfocht (s. 93 f). dazu kommt ein vorurteil: D. scherzt über das was er die stufentheorie nennt, dh. die einsicht dass in den heldenbüchern ältere und jüngere erfindungen beisammen sind, und dass genetische betrachtung das ziel hat diese schichten zu sondern (s. lf. 14. 46). den berechtigten grundsatz, die glieder des sagenstammbaums nicht überflüssig zu häufen, treibt D. bis hart an das 'quod non est in actis, non est in mundo'. sein rhein. epos soll fufsen auf dem Waltharius, dem sächs. liede

das 1131 vor Knut Lavards tode erklang, und einem baiwarischen liede von Dietrich und Rüedeger (d.i. von Dietrichs flucht); dazu auf den chroniken zum jahr 437 und auf der lex Burg. das jüng. Brünhildenlied streicht D. (s. 5); soll der Lorscher die Sigfrid-Brünhildsage erfunden haben?

Auch wo der verf. die burgundisch-hunnischen grundlagen der Gibichungensage bekämpft, diese sage für 'gotisch oder altnordisch' hält, in Gunther und Gundicarius zweierlei namen sieht und den Gunnar, *vin Borgunda*, des Atliliedes für einen Gotenkönig, erklärt, 'der durch seine besondere freundschaft zu den Burgunden merkwürdig war', auch da bedauert man, dass er sich nicht die hilfe eines germanisten geworben hat. die von D. (16 f) geleugnete ähnlichkeit der Burgundensage mit der historie tritt in ein andres licht, wenn man den zweiten eckstein, den bettod Attilas, heranzieht. dieses ereignis von 453 gab, wie wir glauben, den anstofs zu der liedschöpfung: das blutbad von 437, frei umgebildet, trat hinzu, um den (angeblichen) rachemord der Hildiko zu begründen. dann ist doch klar: diese alte sagenform war der geschichte ungleich ähnlicher als die des 12 jh.s mit dem überlebenden Etzel, der samt seinen Hunnen nur werkzeug ist in der hand der feindlichen Kriemhild! zwischen diesem sagenbild und den data Prospers und Paul Warnefrids war schwer eine berührung zu erspähen, die zum hereinziehen des Burgundennamens bewogen hätte. ist es glaubhaft, dass der belesene und geschichtskritisch gestimmte Lorscher aus den königsnamen der lex Burg. nur den einen, Gislaharius, aufgriff (Gunther war schon bekannt), Gibica und Godomaris liegen liefs und den vater der fürsten lieber nach dem Normannen des 11 jh.s taufte? (denn Dancrat, wie die anderen beigaben der Klage, spricht D. für seine quelle an.)

Als fachmann redet der gelehrte archivdirector da wo er die rhein. namen und begebenheiten um 1150 aufbietet: die eigentlichen stützen seines Lorscher Nl.s. diese teile finden hoffentlich die verdiente aufmerksamkeit und prüfung. es mag in ihnen haltbares stecken, auch wenn die litterarischen folgerungen, wie angedeutet, anders ausfallen müssen. die vorliegende anzeige glaubte den verfügbaren raum an einige bedenken wenden zu dürfen, die sich von seiten der dichtungs- und sagengeschichte erheben.

Arlesheim. **A. Heusler.**

Margaret F. Richey, Gahmuret Anschevin. a contribution to the study of Wolfram von Eschenbach. Oxford, Basil Blackwell 1923. VIII u. 96 ss.

Die feinsinnige arbeit einer frau, die ein tiefes verständnis für die eigenart Wolframs und seiner werke hat. verf. beabsichtigt nur über den inneren wert der bis jetzt, wie sie sagt,

zu sehr vernachlässigten zwei ersten bücher des Parzival klarheit zu bringen, aber muss eben dadurch wichtige fragen erörtern, die ohne gründliche kenntnis des ganzen Wo. nicht gelöst werden können. in cap. I und II bringt sie in durchweg vornehm gehaltener, hie und da leise archaistisch gefärbter sprache eine sorgfältige widergabe der genannten bücher mit zahlreichen eingestreuten, treffenden bemerkungen, die an den einzelnen zügen der dichtung die künstlerische meisterschaft Wo.s in mannigfachster beziehung darlegen; in cap. III betont sie die wichtigkeit der Gahmureterzählung an sich, inbezug auf den aufbau des ganzen, die abstufung und gruppierung der charaktere, das wesen und die bedeutung Gahmurets, um alsdann an die frage heranzutreten, ob die bücher I und II eine spätere arbeit Wo.s seien, oder ob sie nicht von anfang an da stünden wo wir sie jetzt finden. sie berührt hiemit eine frage die immer wider auftaucht, die zuletzt von Albert Schreiber in seinen 'Neuen bausteinen zu einer lebensgeschichte Wolframs von Eschenbach' mit grofsem aufwand von scharfsinn eine gehörige strecke zur auflösung gebracht schien. verf. verkennt die schwierigkeit nicht, eine endgültige lösung zu geben, sie weifs Schreibers arbeit und gründe zu würdigen, bekämpft ihn aber zugleich mit einer beweisführung, die dem resultat Schreibers, die entstehungszeit der Gahmuretbücher liege nach dem VIII. und IX. buch des Willehalm, den festen boden entzieht.

Mehrere beobachtungen führen die verfasserin zu der ansicht, dass die zwei ersten bücher des Parz. unmöglich nach dem letzten teil des Wh. gedichtet sein können, dass sie im gegenteil entstanden sein müssen vor den anderen büchern des Parz. eine beobachtung sei herausgehoben. in seiner dichterischen entwicklung zeigt Wo. vom VIII buch des Parz. an eine sich steigernde tendenz, seine persönlichen ansichten immer breiter auszuspinnen. die ersten sieben bücher bieten dramatisch bewegte, abgeschlossene handlungen, unterbrochen durch kurze bemerkungen an ein ihm zuhörendes publicum, mit dem er sich in unmittelbarer beziehung fühlte. die paar längeren betrachtenden unterbrechungen haben ihren besonderen grund. mit buch VIII tritt das dramatisch bewegte element immer mehr zurück, obgleich Wo. es noch widerholt in voller stärke zu sehen gibt. im Wh. lässt sich der dichter immer mehr in seinen subjectiven betrachtungen gehn, bis am ende betrachtung und handlung mit einander vermischt werden. verf. zeigt diese entwicklung in Wo.s dichtercharakter an mehreren beispielen. sie weist schliefslich auf die ungeheure verschiedenheit der künstlerischen darstellung, welche die letzte Willehalmpartie von dem Gahmuretepos trennt, letzteres mit seinem rasch fortschreitenden, prägnanten inhalt, seiner manchmal nicht alles zum ausdruck bringenden, sich auf das sachliche beschränkenden art

der mitteilung. Wo. hätte nach dem Wh. seinen dichtercharakter, wie dieser sich im laufe der jahre entwickelt hatte, ganz ändern müssen, wenn er wider zu der methode seiner ersten dichterzeit zurückgekehrt wäre. Jac. Grimm habe seiner zeit die richtige empfindung gehabt, dass Wo. sich nach seiner übersättigung an den kampfscenen seines Wh. vielmehr zum Titurelstoff hingezogen gefühlt habe, denn hier konnte er in besonnener hoheitsvoller darstellung leid und freude des lebens von der heiligkeit einer reinen liebe durchleuchten lassen. der Titurel sei ein echter schwanengesang für den alternden dichter gewesen. — Die gründe Alb. Schreibers widerlegt die verf., indem sie zeigt, dass der scharfsinn dieses gelehrten nicht alle umstände berücksichtigt und manchen einzelheiten zu grofse bedeutung beigemessen hat.

Diese fast überall sachlich gehaltene schrift mit ihrem aus Wo. selbst geschöpften inhalt rückt auch Gahmuret in das rechte licht. gewis keine Don Juannatur. das ritterliche ideal des rastlosen jungen helden, seine glänzende, alles überstrahlende laufbahn, sein jähes ende durch verrat reihen ihn vielmehr in die Achilles- und Siegfriednaturen ein. hatte WHertz seit 1882 immer wider drucken lassen, dass Wo. in den beiden ersten büchern seines Parz. 'ein gewühl uninteressanter nebenpersonen' gegeben hat, 'das die schwelle des gedichtes versperrt', so gewährt die darlegung der verf. uns einen einblick in ein harmonisch abgetöntes ganze, das durch feine psychologie, meisterliche motivierung, vortrefflichen dialog nur aus dem geist eines vollendeten künstlers hervorgehn konnte. —

Meine bemerkungen unterdrück ich, sie würden sich im wesentlichen nur auf unwichtiges beziehen.

Tilburg in Holland. **J. F. D. Blöte.**

Der minnesänger graf Rudolf von Fenis-Neuenburg. eine litterarhistorische untersuchung von dr **Ernst Baldinger.** [Neujahrsblätter der Litterarischen gesellschaft Bern. n. f. 1. heft.] Bern, Francke 1923. XI u. 91 ss. gr. 8°. — 7 fr.

Die schrift Baldingers will die bisherigen forschungen und ergebnisse über Rudolf von Fenis zusammenfassen. das ist in ausführlichster form geschehen, leider ohne dass wir in irgend einem punct über die bisherige erkenntnis hinausgelangen.

Fenis ist der einzige minnesänger dessen verhältnis zur kunst der trobadors greifbar vor uns ligt, so dass seine beziehungen zu Folquet vMarseille füglich im mittelpunct des historischen interesses für den dichter stehn. das Fenis-problem, das der verf. (s. 61) nur unbestimmt andeutet, gipfelt in der frage: war Fenis ein nachahmer und übersetzer oder ein freischaffender künstler, der durch die Provenzalen angeregt wurde?

Dass man in der dichtung Folquets, der auf seine zeit-

genossen vorbildlich würkte, schon früh sichere einwürkung auch auf Fenis erkannte, gründet sich auf einzelne beiden dichtern gemeinsame, charakteristische gleichnisse, zu denen sich aufser übereinstimmungen in strophen- und versform späterhin noch andere ähnliche vergleichsmomente gesellten. so wurden einzelne strophen Folquets bzw. Peire Vidals ausgesondert und in deutscher übersetzung neben die vergleichsstrophen Rudolfs gestellt, um auf diesem willkürlich eingeengten gesichtsfeld nun weiter zu operieren. losgelöste sätze und worte wurden mit einander verglichen, als könnte man dichtungen in elemente zerlegen und aus deren gleichheit oder ähnlichkeit schlüsse auf die dichtungen selbst ziehen. solchem verfahren gegenüber kann uns die selbstverständliche forderung nicht erspart bleiben, dass einzelzüge nur aus ihrem zusammenhang heraus, nur als sinnbezogene momente der ganzen dichtung neben einander gestellt werden dürfen.

Dann zeigt gleich die erste str. des ersten liedes (MFr. 80, 1), die sich innerhalb der gesamten erhaltenen dichtung Rudolfs am engsten an Folquet anlehnt, dass dem bild des baumkletterers von Fenis eine ganz andere bedeutung beigemessen wird. bei Folquet zwingt die verzweifelte situation zu mutigem aufwärtsklimmen, während es Fenis nur auf das zuständliche der peinvoll schwebenden lage ankommt, in der es geduldig auszuharren gilt. er erkennt seine verblendung, aber zu spät wie der spieler nach verlornem spiel, ein gleichnis das einem andern liede Folquets entlehnt wurde, dem auch die strophenform nachgebildet ist. aber man beachte widerum den gegensatz: während Folquet sein glück preist, Amors falschheit noch rechtzeitig erkannt zu haben, um einen andern weg einschlagen zu können, wendet sich Fenis mit erneutem duldergelöbnis an seine herrin. Jellinek' machte für diese schlussstrophe auf die anregung durch eine dritte canzone aufmerksam. und in der tat ist das nachgeahmte wortspiel von *sufrir* durch *lîden* einleuchtend, obgleich Fenis von der witzigen pointe absieht. Fenis verzichtet auch auf das compliment der unwiderstehlichen schönheit und anmut seiner herrin und gelangt durch angleichung an die correspondierende zeile 80, 14 zu der gekünstelten aber doch verständlichen wendung: 80, 22 *ir schœner gruoz scheid et mich von ir lîbe.* da die responsion wol durch gemeinsames *bel semblan* der vorlage veranlasst wurde, und Fenis denselben ausdruck auch 82, 19 in feiner nuancierung widergibt, scheint mir die überlieferung von 80, 22 gewährleistet.

Das zweite lied (80, 25) bezeugt schon durch das gemeinsame, auf Folquet (VII 12) zurückgehnde, bei Fenis als neuheit würkende leitmotiv: *nu hân ich von ir weder trôst noch gedinge,* dass es mit dem ersten lied auf engste verbunden ist. für das paradoxon *diu nôt ist diu meiste wunne mîn* (81, 27) ist an Folquets *maltraitz m'es lezers* (IV 23) oder *doussamen doler* (IV 40)

zu erinnern. und als widerhall des anfangs dieses liedes setzt das nächste (81, 30) ein. die erfahrung dass liebesleid durch gesang nur stärker wird, begründet Folquet damit dass er das bild seiner herrin oder auch sie selbst in seinem herzen trage, und fleht sie daher an, diese herzenswohnung vor feuer zu bewahren, da sie sich als bewohnerin des herzens ja sonst selbst ins verderben stürze. Fenis greift zu einer ganz allgemeinen erklärung und übernimmt (81, 38) ganz unabhängig von diesem zusammenhang das schon für seine zeit völlig abgeblasste, unbildliche *tant qu'e·l Cor vos mi fai portar* (V 12). das folgende bild *ze vröuden hûs geladen* (82, 4) ist durch *vostra maizo* (V 20) wachgerufen und in seiner unvorbereiteten plötzlichkeit eben daraus zu erklären, aber dem sinn nach hat es mit dem von Folquet breit ausgeführten gleichnis der herzenswohnung nichts zu schaffen. Folquet gelangt auf grund seines gleichnisses zur antithese von herz und körper. Fenis, der das motiv nicht einmal als wortmetapher übernimmt, geht andere wege. aber wir glauben der bahn seiner phantasie und empfindung folgen zu können.

Folquets bitte: V 13 *per merce·us prec que·l gardetz de l'ardor*, die am schluss der canzone (48 ff) variiert wird, ruft bei Fenis das lichtfalter-gleichnis aus XI 9 ff wach. das antike bild des geschürten inneren feuers wird verdrängt durch das gleichnis von der äufseren glut deren nähe verzehrt, oder vom licht das den falter in seine flammen zieht. ebenso wird auch liebessehnsucht, die aus der ferne treibt, durch der geliebten anblick nur qualvoller. lässt sich also der gefühlsverlauf des liedes, insbesondere der übergang von str. 2 zu 3 auf bindungen des provenzalischen gegenbilds zurückführen, so scheint der zusammenhang der fünfstrophigen dichtung wol endgültig gesichert.

Rudolf schliefst sein lied mit dem bekenntnis, dass ers seinem *tumben herzen* (82, 23) zu danken habe, wenn es ihm ebenso ergehe wie dem falter. Folquet, der das faltergleichnis in einer seiner *malas chansos* verwendet, schreibt dagegen (XI 20 ff) Amor allein die schuld an seinem unglück zu. durch die casuistik des scheltliedes zum gegensatz gereizt nimmt Fenis den schlusssatz des 3. liedes noch einmal auf, um seiner meinung in noch eindeutigerer form eines selbständigen liedes (83, 11) geltung zu verschaffen. denn die ursache des leides: unerreichbares erstreben und erreichbares meiden zu müssen, ist für Folquet (I 11 ff) Amor in seiner schadenfreude, für Fenis dagegen der liebende selbst. darum schliefst (83, 24) sein trutzlied wie es begann. die strophenform ist äufserlich dieselbe wie in lied III, mit dem umschlag des jambisch trochäischen in daktylischen rhythmus bricht sich die gegensätzliche stimmung bahn. so ist der zusammenhang beider lieder ein sehr enger, und wir tragen kein bedenken, lied V

(83, 11) mit lied IV (82, 26) zu vertauschen. dadurch rücken nicht nur die lieder mit natureingang zusammen und die beiden winterlieder in nächste nähe, sondern es wird damit lied IV (82, 26), das die worte *genâde* und *gewalt* des schlussliedes (84, 10) vorklingen lässt, an den beginn der zweiten gruppe gestellt. HSchneider (PBBeitr. 47, 230 und 258) hat den grund für die umstellung des sammlers wol mit recht in der vermeintlichen beziehung der strophenanfänge 83, 3 und 83, 11 gesehen. da wir aber nach Brechts und vKraus untersuchungen über Lichtenstein und Reimar wissen, dass aufeinanderfolge nach leitmotiven und stichworten •schon der autorsammlung eigentümlich und durch die entstehung der lieder bedingt sein kann, werden wir freilich annehmen, dass der sammler sein anordnungsprincip dem dichter abgesehen hat, um es dann auch selbständig in mehr oder weniger oberflächlicher form zu handhaben.

Die lieder mit natureingang fügen sich als glieder in die nunmehrige reihe, insofern sie die dominanten des schlussliedes (84, 10): *genâde—gewalt* und *langez bîten* als einzelaccorde vorausnehmen. dies letzte lied bietet für Rudolfs grundsätzliches verhalten seinem provenzalischen vorbild gegenüber das einleuchtendste beispiel, sobald wir auch hier die bereits aufgedeckten beziehungen zu einer canzone Peire Vidals ins rechte licht rücken. denn nachdem uns Stroński (s. 52*) Peire Vidals lied als entgegnung auf Folquets 13. canzone verstehn lehrte, sehen wir deutlich, dass sich auch Fenis auf die nämliche canzone Folquets bezieht und sich in seinem widerspruch auf die seite Peire Vidals stellt. die gemeinsame gegnerschaft veranlasst Fenis in denselben ton einzustimmen, auch der inhalt ist verwant, déckt sich jedoch nur in einzelheiten. es sind nur flüchtige lichter, die von der vierten zur ersten, von der dritten zur zweiten und von der sechsten zur dritten strophe herüberhuschen.

Fenis entzündet sich an Folquets *E ja Merces no vos vensa per mi, qu'ieu no la·i aten* (XIII 19) und mag durch wendungen seiner *bonas chansos* wie III 59 und VIII 11 auf grund gemeinsamer abendländischer sprichwörtlicher formeln zu der nuancierenden prägung *bî gwalte sol genâde sîn* gelangt sein (s. Wilmanns Walther [1882] s. 389). Peire Vidal rückt dagegen in anlehnung an Folquets *Quar en vostra mantenensa me mis, Amors, franchamen* (XIII 10) die freiwillige unterwerfung des liebenden in den mittelpunct, um den 'sieg des besiegten' als spitziges paradoxon hinzustellen. im wort *umilitat* berührt er sich mit Fenis nur scheinbar, denn *umilitat* hat wie mhd. *hulde* ein doppelseitiges gesicht. Fenis fasst *umilitat*, das für Peire Vidal freiwillige unterwerfung des liebenden bedeutet und von Folquet (IV 18; 62) im sinn von *merce* gebraucht wird, als *genâde* und lässt darum an die stelle von Vidals *franc* das auf die herrin bezogene *durch miltekeit* treten.

Auch zur zweiten strophe gibt Folquet den unmittelbaren anstofs. ihm gegenüber, den die sprichwörtliche 'wahrheit' *be fenis qui mal comensa* (XIII 31) so bitter enttäuschte, vertrauen Peire Vidal sowol wie Fenis trotz ihrem leide unentwegt weiter auf endlichen lohn. und wie sehr Fenis, der das motiv 'leid und freude' mit sichtlicher vorliebe variiert, dabei Folquet im auge hat, zeigt er dadurch dass er unabhängig von Peire Vidal auf Folquets (XI 6 f) zehnjährigen dienst anspielt. also zielt *Swer sô stæten dienest kunde* geradezu auf Folquet, wie der beginn der letzten strophe Folquets *trop sufrensa* (XIII 8) oder *fol atendensa* (XIII 26) entgegentritt. Peire Vidal vergewissert sich in bild und gleichnis des sicheren lohnes langen wartens, während Fenis Folquets früherer bindung *loncx sufrirs e merces* (III 59) gemäfs zum eingangsmotiv des trostes durch gnade zurückschwingt.

Demnach gerät Fenis auch hier, wo er sich Peire Vidal anschliefst, nirgends in das abhängigkeitsverhältnis eines übersetzers. will man nicht dem wort 'übersetzen' eine willkürliche neue bedeutung unterlegen, so sollte man grundsätzlich vermeiden, damit die aneignung fremdsprachiger poesie durch einen mal. dichter zu umschreiben. denn 'übersetzen' setzt eine haltung voraus, die den eignen standpunct relativiert und daher einer zeit die stil hat, deren lebensgefühl stärker ist als objectivierter geist, völlig fremd sein muss. am deutlichsten tritt das dem gebilde der vergangenheit gegenüber in erscheinung, insofern sich hier stil und historisches bewustsein geradezu als gegensätze erweisen[1]. aber auch innerhalb desselben mal. culturkreises ist dichterische aneignung nur als selbständige stellungnahme denkbar, sodass sich künstlerische phantasie eher am gegensätzlichen als gleichgerichteten geist entzündet, wie zb. der epische dichter auch dem zeitgenössischen vorbild gegenüber seine *wârheit* verteidigt.

Der deutsche minnesänger verhält sich zu Folquet nicht wesentlich anders wie ein trobador zu einem seiner genossen oder rivalen. Fenis kann ohne weiteres in ihr geplänkel eingreifen, weil auf dem grunde abendländischer culturgemeinschaft im eignen sprachschatz überall entsprechungen zur trobadorterminologie erwachsen waren. nicht einmal auf dem gebiet der metapher erfolgte angleichung erst in dichterischer sphäre. wenigstens hatten die bilder des politischen machtbereichs, der gesellschaftlichen über- und unterordnung schon im leben zu verhüllen und gegen erotische eindeutigkeit zu schützen. aber der dichter weifs die metapher neu zu beleben und er verwendet auch die personification — die nach dem vorbild von Folquets

[1] darum ist rococo der letzte europäische stil, der unter der oberschicht des historistischen empire im romantischen schein des biedermeier noch einmal aufflackert, um dann endgültig zu erlöschen.



Merce und ihren begleiterinnen auch auf *Genâde* und *Gewalt* (84, 12 ff) auszudehnen ist — um metaphorisches bewustsein zu stärken und so verhüllende bildlichkeit zu hindern, unmittelbar auf gemeintes bezogen zu werden und in die sexuelle sphäre abzugleiten.

Für Fenis ist auch die neigung zum sprichwort und sprichwörtlichen gleichnis nicht etwa als volkstümliche tendenz zu erklären, das würde doch dem sonstigen charakter seiner dichtung direct ins gesicht schlagen, sondern widerum als verhüllende bildlichkeit aristokratischer sonderung. das sprichwort, von haus aus nichts anderes als bewuste metapher, um den zu verwarnenden der gruppe gegenüber vor beschämender kränkung zu schützen, kann auch im liebeslied den zweck haben, nur dem eingeweihten offenbaren zu wollen. und im sinn dieser urtümlichen bedeutung des sprichworts greift auch der hohe minnesang einer exclusiven gesellschaft zu dessen andeutender bildlichkeit und verallgemeinerung.

Was Fenis aus Folquets reichem schatze bildlicher ausdrucksweise wählte, wurde wol kaum als neuheit empfunden, da es zum gemeinsamen besitz des abendlandes zu gehören scheint. wesentlich ist dagegen, dass die bildlichkeit seiner dichtung an der gleichnisform haftet und nicht als unmittelbarer träger des gedanken- und gefühlsverlaufs einbezogen wird. das bild wird nicht um seiner selbst willen gesucht. Rudolf verhält sich durchaus ablehnend gegen unmittelbare darstellung durch sinnliches. man möchte glauben, dass dieser minnesänger, der allem sinnen- und augenhaften so spröde gegenübersteht, nie mit einem antiken autor in berührung kam, und dass der provenzalische same eben darum bei Fenis in einen ganz andern boden fiel wie etwa bei Morungen, auf den aufser antiker schullectüre die renaissance des Thüringer hofs stark gewürkt haben muss. denn ein volkslied, dessen bedeutsamkeit für die entstehung der trobadordichtung nicht unterschätzt werden darf, existierte ja für beide nicht, weder für Fenis noch für Morungen.

Das fehlen jeglicher beziehungen zur antike in stoff und darstellung mag die bereits richtig erkannte ableitung der versform unseres dichters aus dem romanischen zehnsilber nun auch seinerseits stützen. aber erklärt ist damit die form in keiner weise, weil das formproblem ein musikalisches ist. besafs Fenis, der Folquet weit über den umfang der bisher zusammengestellten parallelen hinaus kannte, ein textbuch seiner canzonen? oder lernte er zuérst ihre melodieen, etwa durch einen 'joglar', kennen? denn persönliche übertragung der musik scheint die einzige möglichkeit ihrer verbreitung, je mehr wir den unselbständigen, skizzenhaften wert der nur dem kenner als gedächtnisstütze dienenden neumierung jener zeit zu erkennen glauben.

und wenn wir uns für des dichters kenntnis der trobador-melodieen entscheiden, was uns die eigenart jener poesie zu erfordern scheint, — sind wir dann bei gleicher strophen- und versform zu der weiteren annahme gezwungen, dass die deutschen texte den vorhandenen fremden melodieen einfach unterlegt wurden? aus Fenis selbständigem, schöpferischem verhalten zum inhalt möchte man es verneinen, zumal gerade die deutschen 'nahtegalen' in erster linie als sänger und componisten gewertet wurden. — Lied V gleicht lied III nicht nur in der strophenform, sondern vom auftakt abgesehen auch in der silbenzahl des verses. aber die rhythmische füllung ist eine andere. ich kann daraus nur schliefsen, dass beide lieder von derselben äufserlichen form eine verschiedene melodie hatten und dass also die strophen die den provenzalischen äufserlich gleichen, musikalisch sehr wol verschieden gewesen sein können.

Auch der künstlerische wert stilistischer ornamentik wie widerholung und responsion darf nur im hinblick auf die musikalische form beurteilt werden. responsionen wie 82, 9 und 16 können zu starker würkung gebracht sein, wenn sich etwa an dieser stelle des beginnenden abgesangs in diesen beiden strophen die melodie im sinne einer dacapo-arie änderte. überhaupt waren innerhalb derselben melodie dem vortragenden sänger zweifellos grofse freiheiten zu musikalischen improvisationen gestattet, um dieses oder jenes wort durch einen modulus herauszuheben. so kann auch die widerholung des schlusses einer strophe zu beginn der nächsten wie in lied II musikalisch sehr würkungsvoll sein, wenn wir uns etwa über dem letzten wort der letzten strophenzeile einen modulus denken, der über dem nämlichen wort des strophenanfangs widerholt wurde. die *cobla capfinida* ist in der Provence volkstümlich, aber bei trobadors wie Bernhard vVentadorn und Arnaut Daniel durchaus bewuste kunst, um wieviel mehr bei Fenis, der diese form über den weg der kunstdichtung entlehnte!

Leipzig. **Julius Schwietering.**

Judith, ein mitteldeutsches gedicht aus dem 13. jahrhundert, aus der Stuttgarter hs. zum ersten male herausgegeben von **Rudolf Palgen.** m. e. tafel. [Altdeutsche Textbibliothek begründet von H. Paul, herausgegeben von G. Baesecke nr 18.] Halle, Niemeyer 1924. VII u. 89 ss. — 2,80 m.

Mit aufrichtiger freude begrüfsen wir das wideraufleben der Altdeutschen Textbibliothek und das erweiterte repertoire mit dem der neue leiter der sammlung hervortritt, und das uns allerlei ersehnte und erwünschte gaben verheifst. nicht ohne bedenken freilich seh ich die abweichung von dem alten programm an, welche auch textabdrücke nach art der 'Deutschen Texte des Mittelalters' zulassen will und damit in dem vor-



liegenden bändchen einen anfang macht. ich muss hier verstärkt den einwand erheben den ich in letzter zeit widerholt gegenüber den 'Rheinischen Beiträgen und Hilfsbüchern' geltend gemacht habe. für 'übungszwecke' erscheint mir ein text wie diese 'jüngste Judith' aus gründen ungeeignet, die ich keinem collegen auseinanderzusetzen brauche der ihn gelesen hat. und hinter den redensarten von der 'zuverlässigen grundlage' und 'brauchbaren vorarbeit' versteckt sich in diesem falle die abneigung oder unfähigkeit, von dem gut überlieferten text des geringwertigen gedichtes eine verantwortliche recensio zu liefern. denn der herausgeber wird doch nicht im ernste glauben, dass ein text wie dieser noch einmal eine 'kritische ausgabe' erfahren werde?

Des weitern muss ich entschieden dem widersprechen, dass die grundsätze nach denen die Berliner Deutschen Texte herausgegeben werden, etwa kanonische geltung erlangen. diese grundsätze musten rasch fixiert werden und sind dann gleichmäfsig durchgeführt worden, weil es unmöglich schien sie für jeden einzelfall zu überprüfen und event. zu modificieren. aber sie vertragen, was der herausgeber der sammlung am wenigsten leugnen wird, sehr wol eine kritik, und bedürfen statt blinder nachahmung sorgfältiger überprüfung von seiten eines *jeden* herausgebers, der aufserhalb jener serie steht und also nicht gebunden ist. ich will für heute nur die wenig glückliche beibehaltung von zusammenschreibung (*spracher*) und worttrennung erwähnen, welche letztere sich in dem 'schmalen spatium', einer hässlichen typographischen neuerung, verschämt zur geltung bringt: *abent ezzen*, *zu versicht* usw. sind im druck unerträgliche wortbilder. den 'Deutschen Texten' nachgeahmt ist auch die beigabe einer handschriftenprobe — die hier natürlich nur unter starker verkleinerung möglich war: so gewinnt man zwar (mit hilfe der loupe!) ein bild von der schrift, aber keinen eindruck von dem stattlichen codex selbst, zumal eine angabe über das gröfsenverhältnis fehlt. die zugabe war hier um so überflüssiger als ja Hübners abdruck des 'Daniel' eine vollgenügende probe der handschrift beigefügt ist.

Diese handschrift ist der bekannte, aus Mergentheim nach Stuttgart gelangte codex H. B. XIII poet. germ. 11, aus dem Helm die 'Apokalypse' Heinrichs von Hesler und die 'Makkabäer' des hochmeisters herzog Luther von Braunschweig, Hübner den 'Daniel' ediert hat. von dem inhalt der prachthandschrift bleibt nun blofs noch der 'Esdras' übrig, den Palgen bald nachzuliefern verspricht. als entstehungszeit des ms. hatte Helm den anfang des 15 jh.s angegeben, Hübner schwankte zwischen 14 und 15 jh. — Palgen sagt also einfach 'um 1400'. aber der codex gehört unbedingt noch dem 14 jh. an, und eher noch der zeit von 1350—1370 als dem letzten jahrzehnt.

Dass unsere 'Judith' in den kreis der Deutschordenslitteratur

gehört, ist nach der art ihrer überlieferung von vorn herein wahrscheinlich und wird durch ihren litterarischen charakter vollauf bestätigt. dem steht nun aber die datierung entgegen welche der verfasser selbst v. 2767 ff gibt: *zwei hundert jar und tusunt und ein und zwenzic jar* seieh seit dem tode Christi vergangen; das ergäbe also klipp und klar das jahr 1254, und damit wäre eine beziehung zu den litterarischen bestrebungen des Deutschen ordens so gut wie ausgeschlossen. um diese aufrecht zu erhalten, hat Helm PBBeitr. 43, 167 f einen schreibfehler *zwenzic* für *sibenzic* angenommen; damit kämen wir also auf das jahr 1304 — und das scheint mir nach dem ganzen sprach- und stilcharakter des werkchens der allerfrühste termin! weder Helm noch vor ihm die Hallenser dissertation von Max Hering (1907) noch jetzt wider Palgen, der sein bekenntnis sogar auf dem titelblatt ablegt, haben an der zuweisung des gedichtes an das jahr 1254 aus i n n e r n gründen anstoſs genommen, was ich schlechterdings nicht versteh. einer so frühen zeit kann das werk unter keinen umständen angehören!

Wenn nun Helm die einzige rettung in einer correctur von 'zwanzig' in 'siebzig' in v. 2769 sah, weil er nur einen schreibfehler anerkennen will, der sich auch 'aus paläographischen [und orthographischen, denn Helm conjiciert für die vorlage **zebenzic*] einzelheiten ergeben kann', so rechne ich unbedenklich auch mit einer andern möglichkeit: der vertauschung von 'zwei' und 'drei' in v. 2768. man beachte zunächst, dass es sich um eine der ganz wenigen stellen in dem vortrefflich überlieferten gedicht handelt, wo auch das reimwort (*tusunt*) erst aufgefunden und eingerenkt werden muste: da ist es immerhin möglich dass dem schreiber auch noch eine andere entgleisung, eben *zwei* statt *drî* passierte. dass so etwas im bereich der möglichkeit ligt, zeigt der berühmte fall der vermeintlich ältesten deutschen urkunde, die klar und deutlich datiert ist: *Do derre prief geben wart, do warn ergangen von Christes geburte. Der zwelfen hondert Jar. In dem ain vnd zwanczgisten Jar an dem nechstem fritag nach sant Martis tag* — und doch wies Seemüller in den Mitteilungen d. Inst. f. österreich. geschichtsforschung 17, 310 ff unwiderleglich nach, dass diese originalurkunde (!) nur ins jahr 1321 gehören könne. und so halt ich es auch in unserm falle immer noch eher für möglich, dass wir auf 1354 hin ändern müssen, als dass wir bei 1254 bleiben. die 'Judith' gehört eher an den ausgang, als an den eingang der litterarischen tätigkeit des Deutschen ordens.

Dass der verfasser ein Thüringer war und nicht in der litteratursprache des Ostens schrieb, steht dem nicht im wege. er war offenbar geistlicher bruder in einer thüringischen ballei oder commende: noch ein junger mann (*ich bin junc* 677) schreibt er dies gedicht und sendet (690) es einem fernen 'bruder und

freund in Gott' (73. 621. 2293 f), dem er im hauptteil die heldengestalt der Judith, im anhang den versuchungsstarken Joseph in Ägypten als vorbilder hinstellt; offenbar war der adressat ein ritterlicher bruder, vielleicht im fernen ordenslande. innerhalb der alten mönchsorden oder auch der bettelorden erscheint ein derartiger litterarischer verkehr zwischen zwei 'brüdern', wo es sich doch um abfassung, abschrift und versendung eines richtigen deutschen 'buches' handelt, so gut wie undenkbar; in den Deutschen orden passt es sehr gut hinein.

Aus Thüringen nach dem Deutschordenslande gelangt fand das werkchen dann in jenen sozusagen officiellen prachtcodex aufnahme, der ua. mit dem wappen des hochmeisters Luther von Braunschweig geschmückt ist. gehört es dem jahre 1304 an, so wäre es noch immer die älteste der darin enthaltenen dichtungen, müssen wir bis 1354 heruntergehn, so wäre es vielmehr die jüngste.

Die überlieferung ist nicht fehlerfrei, kann aber unbedingt als gut bezeichnet werden: so gut wie Helm von den 'Makkabäern' und der 'Apokalypse' hätte uns Palgen einen gereinigten text vorlegen sollen. die 'anmerkungen' würden bei verständiger einrichtung auch dann nicht mehr raum in anspruch genommen haben als jetzt, wo der herausgeber, um ihnen einigermafsen ein ansehen zu geben, alles mögliche überflüssige von lesarten (jedes *vn̄* liefert eine solche!) und noten hineingesteckt hat. der handschriftliche text selbst scheint gewissenhaft widergegeben und sauber gedruckt: satzfehler wie *herre* für *herren* 269 und *vile* für *vilen* 1067 sind selten. aber sonst tritt die ungeübtheit des herausgebers auch gegenüber widerkehrenden verstöfsen des schreibers deutlich zu tage. eine form wie *bedacket* 783 (deutlicher schreibercompromiss von *bedacht* und *bedecket*) bleibt unangefochten, einen echten reim wie *bram : nam* 727 (vgl. *brimmen* 654) möchte P. (auf grund der quelle) durch einsetzung von *bran* in einen solchen verwandeln, für den sich keine einzige parallele findet; statt 488 *sagen* in *sageten* zu ändern schlägt er eine unmögliche construction vor. namentlich aber hat er die schwierigkeiten nicht erkannt, welche dem ostdeutschen schreiber der thüringische abfall des infinitiv *-n* verursacht hat: so muss 927 f *prophecie : vrie*, 1237 f *schafe : strafe* eingesetzt werden usw.

Die interpunction strebt nach verständiger sparsamkeit, geht darin aber vielfach zu weit. umgekehrt sind überflüssige kommata mehrfach eingefügt, so wenn v. 500 *Gewaldic groz* getrennt werden.

Göttingen. **Edward Schröder.**

Eine lateinische rechtfertigungsschrift des meister Eckhart, hg. v. † P. **Augustinus Daniels** O.S.B. mit einem geleitwort von Clemens Baeumker und einer tafel [Beiträge zur geschichte der philosophie des mittelalters, hg. v. Clemens Baeumker bd. XXIII h. 5]. Münster i. W., Aschendorff 1923. XIX u. 68 ss. 8⁰.

Über die vorgeschichte dieser lang ersehnten veröffentlichung unterrichten geleitwort und vorwort. da die ausbeutung der rechtfertigungsschrift (abschrift einer von E. 1326 den glaubensrichtern überreichten urkunde im ms. 33 b der Soester stadtbibliothek, s. XIV, vermutlich aus dem früheren Soester Dominicanerkloster stammend) für die germanistischen fragen durch Spamer in aussicht steht, beschränk ich mich auf einen allgemeinen hinweis. im druck ist die schreibweise der hs. beibehalten, die interpunction vorsichtig bereichert, der versuch, durch heranziehung der entsprechenden stellen in den lat. und deutschen schriften Eckharts etwas wie einen stückweise kritisch gereinigten text zu gewinnen, grundsätzlich unterlassen; eine, wie mir scheint, berechtigte zurückhaltung, denn abweichende lesarten haben in der überlieferung der mittelalterlichen mystik einen andern sinn, als in der von dichtwerken. für die predigten insbesondere gilt dass hier die ursprüngliche fassung ganz überwiegend nur in gesprochener, nicht in geschriebener form existiert hat. diese voraussetzungen bestimmen die eigenart der textkritischen aufgabe. wenn namentlich E.s predigten eine vom prediger abgelöste eigenexistenz führen, so ist zu bedenken, dass die philosophische mystik im geschichtlichen verlauf von einer unspeculativen, gefühlsbestimmten durchsetzt wurde. in diesem zusammenhang sei auf die vita des sel. bruder Heinrich († 1396) aufmerksam gemacht, durch deren veröffentlichung und commentierung Bihlmeyer (Festschr. f. Merkle 1922) unsere kenntnis der einschlägigen litteratur bereichert hat. die rechtfertigungsschrift bestätigt die skepsis gegen die authenticität der überlieferung. E. erklärt von dem sermo 'Intravit Ihesus in quoddam castellum' (Pf. nr 8, vgl. Spamer Texte s. 61 ff): *in sermone illo iam dudum mihi oblato multa inveni quae nunquam dixi. multa etiam ibidem scripta sunt absque intellectu, obscura et confusa et quasi sompnia, propter quod illa penitus reprobavi* (s. 60, 4 f). daraus geht hervor dass ein sermo bis zu einem gewissen grade unabhängig vom prediger eine 'geltende' form annehmen konnte: *sermo ille iam dudum oblatus* ist offenbar eine ganz bestimmte und bekannte schriftliche fassung, uzw. eine solche die in 'vielem' von dem gesprochenen wortlaut abweicht. die abweichungen bestehn zt. in zusätzen — *quae nunquam dixi* —, zt. in verfälschungen des gesagten. trotz der mafsgeblichen stellungnahme E.s hat aber die entstellte form noch im 15 jh. als ausgangspunct der weiteren verarbeitung gedient. leider sagt die recht-

fertigungsschrift nicht, mit welchen mitteln E. die abweichungen der beanstandeten fassung feststellte, aber seine ausdrucksweise macht es unwahrscheinlich, dass eine eigene aufzeichnung zum vergleich vorlag. zu berücksichtigen bleibt aber auch, dass die ganze schrift darauf ausgeht, das verfahren gegen E. in parallele zu stellen mit den anklagen *contra ipsum sanctum Thomam, quod errores et haereses scripserit et docuerit* (s. 1, 29 f). dabei werden interpretationskünste angewendet, die zuweilen hart an die grenze des erlaubten führen, auch wenn wir von offenkundigen misdeutungen thomanischer stellen (vgl. s. 11 A 1 und 8) absehen. abschnitt V—VIII bringt die 49 beanstandeten sätze aus dem Liber benedictus, aus einer früheren verteidigung dieser sätze, aus dem Genesis-commentar und aus predigten, I—IV deren verteidigung, richtigstellung oder zurücknahme, IX die 59 in einer neuen schrift beanstandeten sätze und deren verteidigung. endgültig verurteilt wurden bekanntlich 28 sätze. der germanistik sind durch die lat. paralleltexte und durch ausdrückliche nennung bestimmter schriften wichtige handhaben für die textkritik, die wortgeschichte und die echtheitsfrage geboten. einiges bietet bereits Baeumker (s. X A z. 9 steht XLVI für richtiges XCVI). dass 'echtheit' hier nicht ohne weiteres echtheit des wortlauts besagen kann, deut ich oben an. über diese fragen hinaus haben wir nunmehr eine festlegung der E.schen mystik in mehreren entscheidenden puncten. besonders sei verwiesen auf die drei grundsätzlichen abschnitte s. 2, 28 ff: *ex his manifeste concludo veritatem omnium illorum, quae ex libris meis et dictis obiciuntur* sagt E. von ihnen. für die erforschung der beziehungen zur scholastik hat D. in den anmerkungen material bereitgestellt, und seine und B.s einleitung enthalten fingerzeige für das erfassen der E.schen centralfragen. die abstriche die Baeumker in übereinstimmung mit Strauch und Bihlmeyer an Denifles Eckhart-auffassung vornimmt, finden durch die neue publication bestätigung. E.s denken ist, wie neuerdings Heimsoeth ausführte, in der tat wesentlich anders geartet als das des hochscholastischen aristotelismus. (Heimsoeths weitergehnde behauptung, dass E.s mystik 'den ersten schritt zur vollen wendung in das weltbejahende des schöpfungsgedankens' bringe [Die sechs grofsen themen ... s. 83] trübt diese einsicht wider. es handelt sich nicht um einen gradunterschied, sondern um einen artunterschied. über die 'neuplatonische welle', von der E. getragen ist, vgl. jetzt Grabmann (Die kulturwerte der deutschen mystik ... s. 11). die deutschen schriften E.s, die auch formal weniger thomistisch bestimmt sind als die lateinischen, sind unter diesem gesichtspunct für uns von besonderem werte. ehe aber die geistesgeschichtliche frage abschliefsend entschieden werden kann, muss eine philologische frage gelöst sein. ich möchte sie dahin umschreiben, dass es gilt das eigenleben der texte in der über-

lieferung einerseits, und die echt E.schen elemente die in ihr enthalten und erhalten sind anderseits zu scheiden.

Göttingen. **Günther Müller.**

Johann Fischart: ein litteraturbild aus der zeit der gegenreformation dargestellt von **Adolf Hauffen.** bd. I 1921 (X u. 290 ss.). bd. II 1922 (429 ss.). Berlin u. Leipzig, Vereinigg wissensch. verl. Walter de Gruyter & co. [= Schriften des Wissensch. instituts der Elsass-Lothringer im reich].

In den letzten jahrzehnten wurde unser wissen von der deutschen litteratur des 16 jh.s durch zahlreiche einzeluntersuchungen bereichert und vertieft. aber die auswertung der so gewonnenen erkenntnisse durch zusammenfassende darstellungen ligt noch im argen. deshalb sollte man jetzt versuchen, zunächst von den hauptträgern des litterarischen lebens durch eindringende monographieen fester und klarer umrissene bilder zu zeichnen. halten wir philologen uns hier weiterhin zurück, so werden andere diese aufgabe in angriff nehmen. das ergebnis dürfte dann wie zb. bei der Murnerbiographie vLiebenaus nicht immer so ausfallen, dass der germanist damit zufrieden sein könnte. schon aus solchen erwägungen heraus ist es daher zu begrüfsen, dass ein führender schriftsteller des 16 jh.s in AHauffen einen monographen gefunden hat, der zu einem so breit angelegten unternehmen wie kein zweiter gerüstet und berufen war. denn seit mehr als dreifsig jahren hat H. all die voruntersuchungen geleistet, die zum aufbau seines zweibändigen litteraturbildes unerlässlich waren.

Fischart ist ein aufserordentlich vielseitiger mann: seine litterarische betätigung greift hinein in die verschiedensten gebiete von wissenschaft und kunst. so muss auch eine monographie die nicht an der oberfläche bleiben will, den tiefen und weit verzweigten wurzeln nachgraben, die zu dem mächtigen baum von F.s schriftstellerischer leistung zusammen gewachsen sind. dieser verpflichtung ist H. vollauf gerecht geworden. nur ist die darstellung im ganzen wie in einzelnen teilen zu ausführlich ausgefallen und bedarf der entlastung. verf. begründet die breite anlage ua. mit dem hinweis, dass sein werk aufser für germanisten auch für angehörige verwanter disciplinen und selbst für weitere gebildete kreise berechnet sei. ich glaube aber, dass auch dem nichtfachmann, sofern er einen tieferen einblick in Fischarts art und kunst gewinnen will, mit noch so eingehnden inhaltsangaben und textproben wie zb. bei der würdigung des Gargantua (I 208—256) nicht gedient ist: wer eine persönlichkeit wie F. würklich kennen und beurteilen will, muss sich schon der mühe unterziehen und die originale lesen.

Aber auch bei dieser grundeinstellung hätte H. das ganze

kürzer und damit übersichtlicher gestalten können, wenn er in anlage und aufbau anders verfahren wäre.

Bd I behandelt im 1. buch heimat, leben und bildungsgang Fischarts, wobei auch schon die entwicklung seiner litterarischen tätigkeit umrissen wird. im 2.—5. buch werden dann eingehend eine reihe von dichtungen F.s gewürdigt, von den confessionell-polemischen und humoristisch-satirischen jugendwerken an bis zum Ehezuchtbüchlein: im mittelpunct das 4. buch mit der Geschichtklitterung.

Bd II befolgt ein andres, mehr synthetisches verfahren: aus bezeichnenden zügen wird ein anschauliches gemälde des vielgewanten litteraten entworfen. die einzelnen denkmäler werden dabei in die entsprechenden abschnitte eingeordnet. so charakterisiert das 6. buch F. als politischen dichter und journalisten; das 7. zeigt ihn im dienste des protestantischen bekenntnisses, während das 8. ihn als liebhaber der künste und als polyhistor schildert. von den zwei letzten büchern setzt sich das 9. mit versbau und sprache, das 10. mit stil und persönlichkeit F.s auseinander. die abschliefsenden anmerkungen endlich bringen im wesentlichen litteraturnachweise zu beiden textbänden.

Die zwei bände sind also in anlage und aufbau nicht aus gleichem guss. buch 2—5 von bd. I wären besser in das wenn nötig erweiterte einteilungsschema des II. bandes eingepasst worden. so hätten zb. die abschnitte I 2 (Confessionell-polem. jugenddichtungen) und II 7 (Im dienste d. protest. bekenntnisses) vereinigt werden können. auch das capitel II 6, 2 (Zeitungen, flugschriften u. gedichte von polit.-confessionellen ereignissen) gehört hieher. ebenso hätten zweckmäfsig II 8, 4 (Fischart als wortforscher), II 9, 2 (Sprache) und II 10, 1 (Wortschatz, satzbau u. stil) zusammengefasst werden sollen. dann wäre das ganze einheitlicher und übersichtlicher ausgefallen, und der umfang hätte beschnitten werden können.

Sachlich wäre manches zu bemerken. hier nur dieser und jener hinweis. in dem einführenden biographischen abschnitt hat sich H. bemüht, das tiefe dunkel wenigstens streckenweise durch lichtstrahlen zu erhellen. das war nicht leicht: so reichhaltig der handschriftliche nachlass von F.s werken, so mager ist das vorhandene urkundliche material öffentlichen wie privaten charakters über ihn. H. sah sich also vor die undankbare aufgabe gestellt, durch vermutungen und combinationen die vielen lücken der überlieferung auszufüllen. dass er dabei meist behutsam und kritisch vorgegangen ist, sei gern anerkannt. doch dürfen wir nicht übersehen, dass dieser teil der darstellung sich nicht auf so festen grundpfeilern streng wissenschaftlicher ergebnisse aufbaut wie die übrigen abschnitte. — In der übersicht über die ehe-litteratur des 15 und 16 jh.s (I 275 ff) vermiss ich ua. den gereimten tractat von Joh. Murner (s. a. e. l.):

das bisher wenig bekannte gedicht von 1200 versen ist in mehr als einer hinsicht bemerkenswert. die ehe-litteratur wurde im 15 jh. namentlich durch die humanisten, im 16 jh. besonders durch die protestanten gefördert. Joh. Murner ist katholik und hat als solcher das thema vor der reformation aufgegriffen. aber er hält sich nicht innerhalb der confessionellen schranken, sondern gibt seine lehren und betrachtungen von allgemein menschlichem standpunct: der segen einer rechten ehe wird mit wärme gepriesen, ohne den bitteren hohn, mit dem sein bruder Thomas die fehler des zarten geschlechts und die schrecken eines zerrütteten familienlebens geifselt. die in tendenz, aufbau und stil gleich gefällige schrift verdiente schon längst ans licht gezogen zu werden. — In II 6 (F. als polit. dichter u. journalist) wird ein bündel von flugschriften an denen F. als autor, übersetzer oder redactor beteiligt ist, in die richtigen historischen und litterarischen zusammenhänge gebracht. aber hier bedarf noch manche feststellung und vermutung präciserer klärung, bevor die geplante kritische gesamtausgabe auch dies zt. entlegene und bisher wenig beachtete material aufnehmen kann. und angesichts der vielseitigen litterarischen betriebsamkeit F.s ist die wahrscheinlichkeit grofs, dass er auch noch bei anderen als den bisher ermittelten flugschriften und zeitungen mehr oder weniger entscheidend mitgewürkt hat. — Im capitel über F.s papstfeindliche bildergedichte (II 98 ff) das übrigens besser im 8. buch platz gefunden hätte, kommt H. ua. auch auf das mühlenmotiv zu sprechen, das in der dicht- und bildkunst namentlich des ausgehnden ma.s eine gewisse bedeutung hat. die vielfach verschlungenen pfade die das motiv in seiner langen geschichte durchwandelt hat, deutet H. (II 101 f) nur an. ich habe in der einführung zu meiner ausgabe von Murners Mühle von Schwindelsheim einiges aus der geschichte des mühlenmotivs zusammengestellt und werde noch weiteres darüber berichten. dass H. solchen beziehungen F.s zur bildenden kunst und zur musik eifrig (besonders im 8. buch) nachgespürt hat, ist erfreulich. denn bei der bedeutung die in jener zeit der volkstümlichen bildkunst zukommt, darf die litteraturgeschichte an diesen zusammenhängen nicht mehr vorbeigehn: sonst kann sie die geschichte solcher motive nach herkunft und verbreitung so wenig wie ihren ausdrucks- und formwillen begreifen. dieser abschnitt ist mit der bestgelungene der ganzen monographie. das gilt auch für die art wie der verf. den gelehrten und halbgelehrten neigungen und betätigungen F.s gerecht wird. dadurch erhält das gesamtbild seine markantesten züge. wie manche schwierige stelle in der litteratur jener übergangszeit würde verständlicher, wenn in die dunklen seitengänge die von der astrologie und alchemie herüberführen, energisch hineingeleuchtet würde. die übersicht die H. über die geschichte der alchemie (II 189 ff) gibt, könnte

man noch durch manche beobachtung ergänzen. dem verf. scheint die neuere darstellung von EvLippmann Entstehung u. ausbreitung der alchemie, Berlin 1919, entgangen zu sein: auch das litteraturverzeichnis (II 412) citiert nur das ältere werk von HKopp.

Weniger befriedigen die letzten abschnitte über F.s metrik und sprache. H.s aufstellung über die metrik des 16 jh.s im allgemeinen und F.s im besondern sind im ganzen zutreffend, bedürfen aber noch der vertiefung. das gilt auch für die untersuchung der reimtechnik. hier muss vor allem das verhältnis zwischen mundartlicher und schriftsprachlicher färbung noch schärfer herausgearbeitet und mit zureichendem material begründet werden. auch über F.s reimkunst im engeren sinne erführe man gern mehr, um die linien der entwicklung deutlicher zu sehen. unsere kenntnis von der metrik, reimtechnik und sprache F.s ist durch die arbeiten von Englert, Moser, Stamm, Krell und Hauffen tüchtig gefördert worden. aber manches bedarf noch weiterer klärung, zb. die beziehung zwischen Rihels und Fischart-Jobins reformorthographie; und besonders das was F. auf dem gebiet der wortbildung und wortschöpfung geleistet hat, ist noch immer nicht genügend ausgewertet. aber das sind dinge die sich im rahmen eines litteraturbildes wie H. es geben wollte, nicht erschöpfend darstellen lassen.

Der mensch und dichter Fischart hat seit alters eine nicht immer sachliche und gerechte würdigung gefunden: bei den katholiken erscheint er meist in einem zu trüben, bei den protestanten in einem zu hellen lichte. um so erfreulicher dass H. sich überall redlich und mit erfolg bemüht hat, sonne und schatten unparteiisch zu verteilen. den alten satz, dass nur ein protestant F.s persönlichkeit voll gerecht werden könne, hat er endgültig widerlegt. und so wird niemand, in welchem lager er auch stehn mag, die beiden stattlichen bände ohne reichen gewinn aus der hand legen. mit ihnen die vorbereitete kritische gesamtausgabe von Fischarts werken einzuleiten, war von der leitung des Wissenschaftlichen instituts der Elsass-Lothringer im Reich ein glücklicher gedanke.

Tübingen. **G. Bebermeyer.**

Fritz Strich, Deutsche Klassik und Romantik oder vollendung und unendlichkeit. ein vergleich. München, Meyer & Jessen 1922. 255 ss. — 8 m.

Um bei einem so bekannt gewordenen buche gleich in medias res zu gehn: der verf. hat mit seiner grundthese völlig recht. dies rückhaltlos auszusprechen, ist pflicht und recht besonders derjenigen denen diese — im nebentitel mit epigrammatischer schärfe angedeutete — grundthese als solche keine überraschung gewesen ist. gerade wenn man, wie rec. (und gewis mancher andere), den grundgedanken von der klassisch-

romantischen polarität bei vorlesungen und übungen (besonders zur lyrik) seit jahren in ähnlicher fassung vorgetragen hat, offenbar von ähnlichen zeitgedanken, wenn auch nicht gerade in Wölfflins formung, bewegt, ist man doppelt gerüstet und verpflichtet, die conception dieses buches, und fast mehr noch die geistreiche art und weise wie sie ausgeführt wurde, zu würdigen und unumwunden anzuerkennen. die tiefe der auffassung, die grundsätzlichkeit des vorgehens, die weite des gesichtskreises, der grad der verständnisvollen einfühlung und vor allem die nur aus solcher, ins eigene leben verwachsener einfühlung zu erklärende combinationsfähigkeit, die immer neue beobachtungen der verschiedensten art mit dem ganzen verknüpft, sind aufsergewöhnlich.

Die hauptsächlichen der lautgewordenen bedenken sind methodischer art. sie richten sich gegen den versuch, bisher in solchem umfang nur historisch betrachtetes einer 'systematischen' betrachtung zu unterwerfen, gewissermafsen successives auf die ebene des simultanen zu projicieren. aber, selbst zugegeben dass aus dieser unvermeidlichen antinomie manche misstände im einzelnen sich ergeben, warum sollte solche 'systematische' darstellung, hier in form eines fortgesetzten (aber nicht ermüdenden) vergleichs, nicht erlaubt sein, wenn sie methodisch geschieht, wenn sie auf historischer auffassung begründet ist, und sich zudem auf zwei geistesströmungen richtet, die grofsenteils in dieselbe epoche fallen, in hohem mafse also schon gleichzeitige sind? der verf. könnte sich auf manches bei Ranke (etwa in den dem könig Max II gehaltenen vorträgen über die epochen der neueren geschichte), vieles bei JBurckhardt, auf das buch HvEickens, ja sogar auf des strengen Heinzel berühmte 'beschreibungen' berufen, die ja durchaus nicht nur naturwissenschaftlich aufzufassen sind, sondern ebensosehr aus dem ästhetischen bedürfnis der simultanen überschaubarkeit und durchsichtigkeit eines in der zeit gewordenen vielästigen organismus erwachsen, als nötige vorarbeit zur allseitigen geistigen durchdringung bis zum kerne hin. eine solche betrachtungsweise wie sie Strich bietet, und die ich nur ungern, dem üblichen gegensatz zuliebe, systematisch nenne, weil diese bezeichnung als zu ausschliefsend und besonders als zu begrifflich klingend auf dieses im grunde garnicht so 'begriffliche', sondern sehr erlebte und anschaulich-farbige buch nicht passt, wird, unter der voraussetzung, dass dies künftig nicht die einzige betrachtungsweise sein soll — und das gegenteil ist hier nicht zu befürchten — stets gröste vorteile bieten, ja sie wird zur vollen erfassung des kernes namentlich der ästhetischen und dichterpsychologischen erscheinungen neben der historischen betrachtungsweise unerlässlich sein. ist doch auch jede gute interpretation eines gedichtes sowol geschichtlich als in gewissem sinne zeitlos.

Beide betrachtungsweisen haben, und namentlich wenn sie darstellend werden, ihre fehlerquellen und bleiben approximativ gegenüber der würklichkeit. es ist mit ihnen, um in dem vorhin berührten bilde zu bleiben, wie mit den meisten geographischen projectionsarten: die eine ist winkel-, dafür nicht flächentreu, die andere umgekehrt. die Mercatorsche projection etwa ist winkeltreu, ihre flächentreue aber nimmt vom äquator zu den polen hin beständig ab; trotzdem wollten die wenigsten geographen bisher auf sie verzichten, weil in kaum eine andere projection so viel, nämlich die ganze erdkugel, so zusammenhängend und so übersichtlich hineingeht, und vor allem, weil in ihr der loxodrome (schiefläufige, der krümmung der erdoberfläche entsprechende) kurs der seefahrer sich in eine gerade linie verwandelt. kann man das nicht in gewissem sinn auf unser gebiet übertragen? jede derartige darstellung geistesgeschichtlicher vorgänge muss cum grano salis genommen werden wie die Mercatorkarte; und vielleicht gelingt auch in der geistesgeschichte einmal etwas wie die modificierten kegelprojectionen, in denen vorzug und fehler möglichst ausgeglichen sind.

Gewis, es findet sich in St.s darstellung, und wol auch aufserhalb ihrer, wenn man der sache für sich weiter nachdenkt, eine reihe von puncten, an denen, grob ausgedrückt, die schematische typik: klassik = vollendung, romantik = unendlichkeit, nicht zutrifft, so ua. mehrfach bei Schiller, der manche affinitäten mit der romantik bietet, ausnahmen wenn man will (der verf. scheint dies wort zu meiden, mit recht, denn es kann sich ja auch nicht um 'regeln' handeln). manches in der klassik erscheint 'unendlich', manches in der romantik, wie ich hinzufügen möchte, 'vollendet': dieser, von der these in ihrer nacktheit abweichende sachverhalt erscheint mir in der grofsen mehrzahl der überwiegend ja vom verf. selbst constatierten und, meist einleuchtend, anderswie erklärten fälle gerade beweisend dafür, dass hier in der grundlage doch historisch gedacht und die geschichtliche würklichkeit nicht einer vorgefassten systematik zuliebe vergewaltigt ist. gerade das gegenteil müste verdacht erwecken: wenn alles regelrecht klappte. über das ausmafs der gültigkeit kann man im einzelnen gelegentlich streiten, zumal jede derartige darstellung, die geschichtliches mit sinnvoller monumentalität deuten will, mit einer gewissen notwendigkeit das stärkere unterstreichen, gruppenbilden, verallgemeinern, i. gr. vereinfachen mit sich bringt (das 'loxodrome' wird 'orthodrom') — gerade der letzten gefahr hat verf. durch unermüdliches aufdröseln zusammengesetztester phänomene (gedankencomplexe), die er notwendig antraf, nicht unnütz erst schuf, entgegenzuarbeiten gesucht —; die grundzüge, und nicht nur diese, sind überraschend richtig gesehen. eines freilich bleibt zu bedenken. die 'grundbegriffe' der betrachtung sind aus Wölfflins kunstwissen-

schaft, also zwar einer engverwanten, aber schon in ihren voraussetzungen auch wider heterogenen disciplin herübergenommen. St. betont dieses verhältnis so stark und dankbar, dass an der stattgehabten anregung nicht zu zweifeln ist; ich möchte ihn fast gegen sich selbst verteidigen, indem ich ihr maſs einschränke; in seinem buche steht auch sehr viel, auch grundlegendes, was nicht mit Wölfflin zusammenhängt. ich halte es auch nicht für eine absolute notwendigkeit, grundbegriffliche kategorieen wie linear und malerisch, offen und geschlossen, und ähnliche, soweit sie für unser gebiet in betracht kommen, von der kunstwissenschaft zu borgen; mir haben sich diese und andere formkategorieen (die ich freilich mehr als bezeichnungen sinnlich-geistiger merkmale der formstructur denn als grund b e g r i f f e ansehe), mindestens für lyrik und erzählung seit 1908 — als ich das erste mal vergleichende lectüre inhaltsähnlicher ausgewählter gedichte von Opitz bis Mörike mit den studenten trieb — immer wider aus dem wesen der sache selbst, durch interpretation, ergeben. unter den vielen positiven erfahrungen die ich hierbei, ganz unabhängig, gemacht habe, befindet sich auch eine mehr negative, die ich bei St. wider mache, und zwar in verstärktem maſse, da er unmittelbar aus der kunstwissenschaft übernimmt und zudem gröſseren wert auf die begrifflichen formulierungen legt: jene 'grundbegriffe', mögen sie mehr aus dem lebhaften gefühl des analogen in andern künsten und etwa durchgehender gemeinsamkeiten in allen entsprungen, oder mehr direct aus der gegenwärtigen kunstwissenschaft herübergeleitet sein: sie sind, auf unsere zwecke angewant, nicht nur vielfach längst nicht so eindeutig, sie unterliegen zum teil sogar notwendig einer unwillkürlichen umdeutung. denn bei Wölfflin handelt es sich um ein würkliches sehen, bei uns um ein übertragenes. der unterschied des materials, das in der bildkunst tot, in der sprachkunst von vornherein geistig ist, bedingt vielfach eine geistigere sinngebung jener einfachen sinnlichen kategorieen, lässt ihnen manchmal fast nur metaphorischen charakter — was zb. bei einem begriffspaar wie fläche und tiefe leicht in erscheinung tritt. darin ligt eine gewisse gefahr der unsicherheit, die mir selbst wolbekannt und wol nur durch eine festere methodik, die vom einzelnsten in der gedichtinterpretation ausgeht, zu bannen ist. anderseits gibt es auf dem gebiete der formensprache die allergewissesten beobachtungen, und zwar in fülle, nur kommt man auch hier um die vorhergehnde untersuchung des einzelnsten nicht herum, darf nur sehr vorsichtig verallgemeinern und kann die fertigen begriffe der kunstwissenschaft n i c h t i m m e r gebrauchen. mit den vielfach sehr förderndem der musik steht es ähnlich.

Im allgemeinen zusammenhange hiermit greife ich einen punct heraus. St. schreibt am ende einer an tiefdringenden

beobachtungen reichen auseinandersetzung (in dem vielleicht besten capitel: 'Innere form') s. 189 dem klassischen gedicht geschlossenheit, dem romantischen offenheit zu. die feststellung wird, auch nach meinen eigenen beobachtungen, im allgemeinen richtig sein — obwol streng genommen noch längst nicht genügend viele untersuchungen über den bau klassischer und romantischer gedichte im druck vorliegen. auch der innere grund ist gewis richtig gesehen: die geisteshaltung der 'vollendung' treibt zur geschlossenen, die der 'unendlichkeit', allerdings nicht mit derselben sicherheit, zur offenen form. aber es geht nicht an, die glieder beider gegensatzpaare mit notwendigkeit einander zuzuordnen, sodass der 'vollendung' allemal die geschlossenheit, der 'unendlichkeit' die offenheit zugehöre. sehr wahrscheinlich wird die eine darstellungsart mehr von der einen, die andere von der andern geisteshaltung bevorzugt werden, aber die frage des offenen oder geschlossenen vortrages (dies wäre wol die allgemeinere fassung) führt aufserdem ein eigenleben für sich, als ein form-, ja technisches problem als solches, als eine ganz neutrale, überall in der dichtung gestellte aufgabe für den dichter selbst, deren lösung in ihrer art nicht blofs dadurch bestimmt wird, ob der dichter dem vollendungs- oder dem unendlichkeitstypus angehört, sondern auch durch formforderungen objectiven charakters, etwa aus der natur des stoffes oder themas entspringende (und man wird nicht sagen können, dass der dichter immer seinem vermeintlichen typus entsprechende ergreife, viele themata sind von diesem gesichtspunct aus unbestimmbar). ein romantischer dichter kann sich der geschlossenen form bedienen (wie oft Eichendorff), ein klassischer auch einmal der offenen. denkbar ist auch der fall, dass offener und geschlossener vortrag in derselben dichtung sinnvoll wechseln, wie lockerer und dichter vortrag oder legato und staccato. manche romantischen gedichte sind auch einfach offen insofern sie schlecht, schlecht insofern sie offen sind: ohne eine gewisse formgeschlossenheit ist bau, auch musikalischer, überhaupt nicht möglich. kurz, es handelt sich hier um forderungen, die grofsenteils auch schon im wesen der kunst als solcher liegen.

St. stellt s. 193f zwei inhaltsähnliche gedichte Goethes zusammen, eines aus ganz unklassischer zeit und ein spätes, das 'Mailied' und 'Frühling übers Jahr': 'dort maigefühl und liebe in chaotischer verwirrung. hier zwischen maigefühl und liebe: symmetrie'. das letztere stimmt, die symmetrie ist sogar (allerliebst-) pedantisch; aber 'chaotische verwirrung' im 'Mailied'? im gegenteil, es ist überaus ordentlich aufgebaut, im schema 3 + 3 + 3 : 3 strophen : natur, 3 strophen liebe, in deren letzter sein persönlicher fall (*O Mädchen, Mädchen* usw.), also übergang, 3 strophen natur und seine liebe (zusammenschliefsung, fast identificierender vergleich); die stichworte der teile dazu noch

emphatisch an ihre anfänge gerückt: str. 1 *Natur,* str. 4 *Liebe,* str. 7 *So liebt die Lerche* ... (str. 8 *Wie ich* ...).

Wir haben hier also die geschlossenste form, die logisch in sich zusammenhängendste composition. 'chaotisch' ist am kunstwerke nichts, chaotisch ist höchstens, ich würde sagen: stürmisch, nur die zu grunde liegende empfindung, die aus dem vordichterischen zustand in den dichterischen hineinragend metrum, tempo, diction, versmelodie nach sich gebildet, aber auf die gesamtaufbauform, die composition nicht formbestimmend gewürkt hat. man sieht mithin, eine äufserst stürmische, regellose, man darf wol sagen 'unendliche' empfindung kann sich in einer sehr geordneten, festgeschlossenen, logisch beherschten composition aussprechen; offenste empfindungsart verträgt sich mit geschlossenster form.

Hier ist daher nicht 'chaotische verwirrung' das bezeichnende im sinne St.s, vielmehr ist eher diese frühe architektonik bei Goethe erstaunlich, und St. könnte, wenn derartige beobachtungen sich häufen lassen, den fall eher als frühere verwürklichung jener theoretischen einsichten schon des jungen Goethe ansehen, von denen er kurz vorher (s. 191) mit recht sagt: 'Es ist sehr eigentümlich, wie früh schon Goethe — mitten in der zeit des sturms und drangs — die notwendigkeit geschlossener form empfand, ja, wie das allerlebnis jener jungen zeit es war, das ihm die forderung nach ihr eingab, wenn er auch damals noch ihre 'unwahrheit' schmerzlich empfand'.

Insofern läge der fall, auch wenn er anders einzureihen ist als St. es tut, für ihn in gewissem sinne günstig. er könnte ja sagen: hier scheint eben der klassiker G. durch den stürmer und dränger mit seiner innersten natur schon durch. in diesem speciellen fall würde es vielleicht sogar stimmen, aber allgemein betrachtet, brauchte man würklich für einen so einfach-klaren aufbau schon ein 'klassiker' zu sein? wolgemerkt im sinne des vollendungstypus, nicht des ranges! und das jedenfalls bleibt bestehn: der verf. hat das nur angeblich 'chaotische', in wahrheit geordnete und geschlossene Mailied des jungen G. als für die 'unarchitektonische', 'unsymmetrisch gebaute', 'malerische' (nach Klopstocks ausdrücken für seine eigene lyrik, zu denen manche fragezeichen zu machen wären) lyrik jener tage charakteristisch hingestellt: ein vorkommnis das zur vorsicht mahnt.

Für die romantische lyrik (und grofse teile der gesamten nachromantischen) hab ich, genau wie Strich es tut, in vorlesungen von jeher die 'unendliche melodie' als charakteristikum in anspruch genommen, bei dem erzromantiker Brentano als häufige specielle erscheinungsform dieser unendlichen melodie die beständigen, sich auseinander entwickelnden, in den strophenringen aneinander hängenden, ineinander verschränkten und doch das ganze weiterschaukelnden variationen, eine ausgesprochen

musikalische form, betont (auch gelegentlich in meinem Meyerbuch, s. 170 anm.). wie steht es nun mit einem seiner die persönlichkeit bezeichnendsten gedichte: *Schweig, Herz! kein Schrei!*?

Es ist variierend, in sich schaukelnd, im wechsel immer um die gleichen für den antithetisch gefassten (*Doch* oder *Nur* immer im 2., nur bei str. 1 erst im 3. vers) thematischen complex bezeichnenden stichwörter herumkreisend (die meist in durchgehnden reim gesetzt sind: *auferstand*, *Wunderland*, *Güte Pfand*, *liebe Hand* usw., *umrunde*, *Grunde*, *frommen Munde*, *Wunde* usw.), auf diese art formsymbolisch parallel dem inhaltlichen, thematisch so wichtigen *Und wie ein Irrstern ewig sie umrunde* in str. 1 — und trotzdem oder vielmehr gerade deswegen von geschlossenster form, des einzelnen wie des ganzen: jede strophe mit demselben einsatz beginnend, jede strophe mit demselben schluss fest zugebunden (*das* oder *die hat Bestand*), hierbei noch symmetrische anordnung im ganzen, insofern die einzige ausnahme hiervon, *Reicht mir die Hand*, die vierte von sieben strophen, in der gedichtmitte, schliefst; und schon dies würde die möglichkeit der anfügung weiterer strophen, das eigentlichste kennzeichen offener form, als symmetriesprengend ausschliefsen, das gedichtganze mit einem inhaltlichen schlussaccent versehen, insofern hier erst die seelische haupttatsache der situation, der furchtbare seelische zwiespalt in der brust des durch Luise Hensel in derselben stunde zugleich abgewiesenen und religiös geretteten ausgesprochen wird (*dieser heifse Brand*, *die bittre süfse Wunde*, *die linde Hand verband*), der in der ersten gedichtzeile *Schweig Herz! kein Schrei!* wie mit zusammengebissenen zähnen nur angedeutet war: also ringförmige composition, zur formalen symmetrie passend, mit verstärktem schluss, sodass man sich ein fortgesetztes weiterkugeln nach dieser, wol mit erhobener stimme zu sprechenden strophe doch nicht vorstellen könnte — dabei gewis doch ein, an sich betrachtet, 'unendliches' gefühl zugrunde liegend, tief aufgewühlte brust, erst im begriff sich zu befrieden, und zwar durch fast krampfartig angespannten willensvorsatz; und das ist der tiefste grund, warum dies gedicht geschlossen ist und als geschlossen anzusehen: unendliches gefühl bändigt sich mühsam gerade durch die geschlossene form, will sich bändigen: *Schwéig Hérz! kéin Schréi!* — die form schliefst sich, weil das gefühl sich schliefsen will.

Unendlichkeit des gefühls und geschlossenheit der form verlangen also offenbar, brauchen einander geradezu in solchen fällen. nur dass es eine romantische geschlossenheit ist, die es offenbar auch gibt. (sie scheint sich durch gröfsere künstlichkeit zu charakterisieren; und das würde ja zur geistesstructur der meisten romantiker passen.)

Meiner ansicht nach ist dies gedicht des romantikers Brentano geschlossener als das in vielen hinsichten damit zu ver-

gleichende des klassikers Goethe 'An Mignon'. ähnlich ist die gefühls-, wie auch die gedichtstructur: jede strophe in sich antithetisch, und kein eigentlicher fortgang[1], sondern variationen, ebenfalls mit beabsichtigter schlusserhebung; zt. gleichfalls mit denselben reim- und stichworten, doch viel einfacher (nur *Herzen : Schmerzen*). der aufbau im einzelnen ist folgendermaſsen. parallele zwischen äuſserem vorgang und innerem vorgang durchs ganze gedicht: auf strophenhälften annähernd oder ganz genau aufgeteilt, und zwar in strr. 1 und 2 noch ohne betonung der, gefühlten, antithese, in strr. 3 und 4 mit stärkster betonung der antithese je in den genauen strophenhälften, und zum schluss in str. 5 die antithese gleich in die beiden ersten verszeilen genommen, verlassen der aufteilung der antithese auf beide strophenhälften, steigendes ende, das aber mehr enderhebung oder -anschwellung ist, kein eigentlicher abschluss. (*Wären tödlich diese Schmerzen* usw.). aber das ist auch alles. an festhaltenden verklammerungen[2] ist in dem gedicht viel weniger als in dem Brentanoschen, und das gefühl, eine im grunde unendliche melodie zu hören, hier etwa ein leises fortweinen, haben wir hier zweifellos auch. das gedicht Goethes erscheint daher sehr offen, viel offener als das Brentanos.

Genug der beispiele. ich will damit nur zeigen, dass die formkategorieen 'offen : geschlossen' sich nicht glatt auf die geisteshaltungs-kategorieen 'unendlich (romantisch)' und 'vollendet (klassisch)' aufteilen lassen, sondern dass hier complicierte, unter umständen sehr complicierte combinationen auftreten können, da die formkategorieen 'offen : geschlossen' ganz allgemeine unterschiede der form und formbehandlung betreffen, den gegensatz 'klassik : romantik' weit übergreifen. die gröſsere oder geringere affinität einer dieser geisteshaltungen nach dieser oder jener seite zugegeben. ich will sagen, dass es sich hier um einen problemcomplex für sich handelt, dessen erhellung noch vieler einzeluntersuchungen an gedichten bedarf, die (mindestens zunächst) nicht gleich nur im hinblick auf historische (St. meint freilich, sie seien überzeitlich, ewig — eine weitere, bedenkliche frage) geisteshaltungen zu führen wären. man läuft sonst gefahr, die gegensätze historischer geisteshaltungen über das bei der 'systematischen' betrachtungsweise methodisch wol unvermeidliche maſs hinaus zu überschärfen.

Nach dieser seite hin lägen also gewisse einwendungen von mir (kreisförmige composition zb. ist auch auſserhalb der romantik sehr häufig, widerum allgemeineren formgesetzen an sich

[1] die disponierung in den strr. 1—5: 1. *Tags* 2. *Nachts* 3. *seit Jahren* 4 u. 5 *Heut am Festtag (und immer)* wird man nicht als gedankenfortgang, sondern als entfaltung ansehen.

[2] wozu bei Br. auch die vielen durchgehnden assonanzen und sonstigen klangwürkungen zu rechnen sind.

zufolge, u. ähnl. m.). richtig ist ja auch, wie schon von anderer seite hervorgehoben, dass die geistesgeschichtliche stellung des Sturms und Drangs zur Klassik und zur Romantik bei St. etwas unklar bleibt. (wem wäre sie übrigens ganz klar? und kann dergleichen 'ganz klar' werden? mir scheint es manchmal, als verlangte die neueste forschung in diesen dingen etwas zu viel von sich — vielleicht mehr als sie methodischerweise leisten kann.) auch gegen die in vielen hinsichten glänzende 'synthese' wäre einiges zu sagen. Grillparzer als eine art von seitenspross eines neuen Griechentums, nämlich des jungen Deutschland, das geht mir doch nicht ein.

Aber was wollen solche einzelheiten dem ganzen gegenüber besagen? von wenigen büchern wird man so aufserordentlich belehrt und im tieferen verständnis bereichert. in aufbau und darstellung ist es das was vielleicht jedes buch über kunstwerke sein sollte: ein kunstwerk. ich schliefse mit einem nicht ganz scherzhaft gemeinten scherz: nach gehalt und form ist es zugleich 'unendlich' und 'vollendet'.

Wien. **Walther Brecht.**

Joseph Claverie [†], La jeunesse d'Hoelderlin jusqu'au roman d'Hyperion. Paris, Alcan 1921. XII u. 232 ss. 8°.

Marshall Montgomery, Fr. Hölderlin and the german neo-hellenic movement. part I: From the renaissance to the Thalia-fragment of Hölderlins 'Hyperion' (1794). London, Humphrey Milford, Oxford university press 1923. VII u. 232 ss. 8°.

Die beiden vorliegenden werke sind die ersten gröfseren beiträge des auslands zur Hölderlin-forschung. das buch des Franzosen Claverie ist allerdings schon älter: der verfasser ist im september 1914 gefallen; ein freund gibt aus seinem nachlass die nicht ganz vollendete untersuchung heraus. die grade seit 1914 reicher fliefsende forschung stand also Cl. nicht zur verfügung, und so beschränkt sich die darstellung von Hölderlins lebensgang auf sorgfältiges aneinanderreihen des alten biographischen materials. kann man also in dieser hinsicht von Cl.s buch keine förderung erwarten, so ist doch die sehr genaue arbeitsmethode und der sachliche, klare vortrag zu rühmen, obgleich es immer nur aneinander gereihte materialien sind die in den ersten capiteln geboten werden. alle kenntnisse die der verfasser sich erst hat erwerben müssen, trägt er auch wider vor, ohne dass er sich jemals zu eigentlicher darstellung zu steigern vermöchte. alle vorbilder der ja stark epigonalen jugendlyrik H.s sind genau aufgezählt, aber — wie das bei einem ausländer wol natürlich ist — es wird auch immer wider als nachbildung bestimmter sprachlicher formen genommen, was nichts weiter als formeln aus dem allgemeinen schatz poetischer fügungen der zeit sind. dass H. den schwäbischen landsmann Miller genau

kannte, ist sicher; aber wenn es in einem gedicht Millers heifst: ... *zu geniefsen in der Ruhe Schoofs*, und bei H.: *Ruht sie in der Freude Schoofs*, so ist das natürlich keineswegs, wie Cl. meint, ein zeichen unmittelbarer einwürkung, sondern ein gemeinsamer gebrauch damals durchaus gängiger, formelhafter bilder der dichtungssprache. mit solchen fehlerhaften nachweisen von angeblichen einflüssen verschwendet Cl. manche seite. irgendwelche neuen ergebnisse von bedeutung bringt die untersuchung der jugendlyrik im übrigen nicht. der eigentlich wertvolle teil beginnt erst mit der betrachtung des Hyperion. Cl. gelangt hier zuweilen über Zinkernagels untersuchung, die ja nur das werden des romans nach seinen einzelnen stufen im zusammenhang mit H.s bildungsgang klarlegen wollte, insofern hinaus als er den einzelnen beziehungen zur litteratur und philosophie der zeit breiter nachspürt. so versucht er zunächst den verlorenen Ur-Hyperion nach dem hinweis näher zu beleuchten, den H.s freund Magenau in einem brief durch den vergleich mit Bouterweks 'Donamar' gibt. Cl. nennt den helden dieses damals sehr beliebten buches gut einen 'romantischen Karl Moor' und erinnert mit recht an verwante intentionen H.s, wie zb. die briefliche versicherung, er liebe die grofse schöne anlage auch im verdorbenen menschen. bei der einzelnen vergleichung zwischen Bouterwek und H. gerät Cl. aber wider auf den abweg der parallelenjagd. was meinte Magenau, als er 1792 an Neuffer schrieb, H. arbeite an einem 'zweiten Donamar', der ein freiheitsliebender held und echter Grieche, voll kräftiger grundsätze sein werde? offenbar nicht mehr als das was diese worte sagen, die sich nur auf die gestalt des helden beziehen lassen. wenn man diese einzige nachricht über die frühste fassung des Hyperion mit den ältesten erhaltenen fragmenten vergleicht, erkennt man aber doch unschwer, worin von anfang an nach der meinung des dichters und seiner freunde das besondere des Hyperion lag, das ihn mit dem Donamar verband. es war das unternehmen, 'eine liebes- und heldengeschichte im geist des 18 jh. zu entwerfen', wie Bouterwek es in der vorrede zum 2. bande formuliert. nicht eine bildungsgeschichte mit moralischer läuterung nach dem muster der aufklärungslitteratur sollte der Hyperion werden. sondern eine heldengeschichte, eine gestaltung erhabener tatenlust und heroischen untergangs, in deren mittelpunct, wie im Donamar, ein enthusiastisches freundespaar steht, das sich auf den ersten blick verbunden fühlt und das schicksal teilt. damit verknüpft eine liebesgeschichte, die aber (wol schon im Ur-Hyperion) zum unterschied vom Donamar nicht durchkreuzt werden sollte von einer liebesintrige. die verbundenheit des liebesschicksals mit dem durch das politische handeln heraufbeschworenen geschick findet sich auch schon im Donamar, wie ferner die sittlich-revolutionäre tendenz dieses handelns und der

feindliche widerstand der umwelt. dass der Donamar ebenfalls ein briefroman ist hat geringe bedeutung bei der traditionellen beliebtheit dieser spielart im 18 jh. auf eine weitere, wesentliche beziehung hat endlich schon Zinkernagel hingewiesen: dass die dem Donamar eigentümliche innere form auch die der späteren Hyperion-fassungen ist. erst der ausgang lässt die weltanschauliche position des autors klar erkennen, die composition tendiert auf das zu gewinnende endergebnis hin. über diese bezüge hinaus, die Cl. nicht umfassend und klar genug sieht, lässt sich die reconstruction des ältesten Hyperion-entwurfs vom Donamar aus wol kaum bringen.

Die von Zinkernagel unterschiedenen fassungen des romans bestätigt Cl. im ganzen. die behauptung dass die begegnung Hyperions mit dem Alten in der metr. fassung reproduction eines erlebnisses des dichters, des zusammenseins mit Schiller im Grisebachschen garten in Jena sei, ist schon von Seebass (Propyläen-ausgabe II 502) zurückgewiesen worden. diese beziehung ist überflüssig und künstlich hergestellt, wenn man auch in der gestalt des Alten züge Schillers widerfinden mag. Seebass trat auch mit recht gegen Claveries trennung der Diotimapartie von der rahmenerzählung auf. Zinkernagels version trifft hier sicherlich das richtige. am interessantesten ist die auseinandersetzung mit der von Zinkernagel angesetzten Lovellfassung. unter dieser bezeichnung hat Z. fünf grösstenteils von ihm aufgefundene bruchstücke aus der Frankfurter zeit als zu einer bestimmten, letzten umarbeitung des ganzen gehörig zusammengestellt. diese benennung wurde gewählt, weil Z. darin den einfluss von Tiecks Lovell (1795/96) zu spüren glaubte. er sah ihn in der gestalt des dieners Stephan (= pendant zum diener Willy im Lovell), vor allem aber in der abschiedsscene zwischen Hyperion und Adamas, deren für H. neues motiv einer plötzlich in hass umschlagenden liebe zwei scenen zwischen Lovell und Eduard Burton entstammen soll. als weitere beziehung kommt aus der schlussredaction der geheimbund hinzu, zu dem Alabanda gehört, und sein führer, der grofse unbekannte (im Lovell: Andrea). dies motiv braucht aber keineswegs aus dem Lovell zu stammen. man muss nicht einmal an Schillers Geisterseher denken (auf den schon Z. hinweist); denn diese geheimbünde mit einem bundesleiter sind ja im zeitalter der geheimen gesellschaften (deren beziehungen zur freimaurerei Ferd. Jos. Schneider aufschlussreich nachgewiesen hat) ein aufserordentlich beliebtes requisit des unterhaltungsromans. das hat erst neuerdings das reiche material in Marianne Thalmanns buch über den trivialroman gezeigt, bliebe also aufser der ziemlich gleichgültigen ähnlichkeit zwischen den beiden dienern als wichtigster Lovell-zug in dieser fassung die abschiedsscene. über ihre beweiskraft kann man auch anders denken als Zinkernagel es tut;

Cl. sagt sehr richtig, das gewaltsame ende einer empfindsamen freundschaft sei ein der epoche geläufiges motiv, und eine wörtliche übereinstimmung zwischen Lovell und Hyperion nicht nachweisbar. ferner lässt sich (was schon von Reuss 1906 geschah) eine ähnliche scene auch im Ardinghello nachweisen. nun wäre der verzicht auf die bezeichnung 'Lovell-fassung' (die sich ja, wie Zinkernagel erst kürzlich wider betonte (Euphorion 25, 284), nur auf die angebliche verwertung einiger äufserer, unwesentlicher züge aus Tiecks roman stützt und keine tiefere einwürkung behaupten will) für ihren autor wol auch nicht schwer, wenn er auf diese beziehung nicht seine datierung der fassung gründête (1796). der process um diese fassung muss noch einmal aufgenommen werden, obgleich die Zinkernagelsche anordnung der fragmentenfolge bisher durchaus bestehn kann, trotz der vagen einwände von Seebass. discutierbar ist der hinweis von Claverie: fragm. E. müsse um seiner immer noch unerlebten liebesempfindung willen vor der begegnung mit Susette Gontard geschrieben sein (vgl. aber darüber meinen aufsatz 'H. und Diotima', Preufs. jahrb. 182, 314f); während J auf die Frankfurter erlebnisse hindeute. — Zur schlussredaction bringt Cl. noch allerhand anklänge an den Don Carlos (dessen aufserordentlichen eindruck H. selbst in seinem brief an Schiller vom herbst 1799 bezeugt) und den Geisterseher bei. die nicht ausgeführte schlusspartie des buches hätte zeigen sollen, dass das thema des griechischen aufstandes aus dem Ardinghello stamme. —

Wir haben in Deutschland bisher kein werk, das sich der intention nach Eggers 'L'hellénisme en France' an die seite stellen könnte, soviel auch Justis Winckelmann leistet, und müssen es daher dankbar begrüfsen, dass Montgomerys buch damit einmal einen anfang macht. dies sehr gelehrte werk, das alle vorarbeiten aufs sorgfältigste benutzt und sich keinen seitenweg erspart, zeugt sicherlich von ausgesprochenem forschertalent. aber eine übersichtliche darstellung der grofsen zusammenhänge ist M. nicht gelungen. so wie er jetzt seine vor 6 jahren abgeschlossene arbeit veröffentlicht, krankt sie an unproportioniertheit der anlage. eine geschichte des neuhellenismus in Deutschland kann man nur so schreiben, dass die klassik in den mittelpunct gestellt wird. Hölderlin hätte dabei nur éine figur zu sein. aber mit der widerbelebung der griechischen studien in der renaissance beginnen und das ganze reiche material auf das Thalia-fragment von Hölderlins Hyperion hin aufschichten — das ist eine schiefe construction. gewis ist H.s dichtung der gefühlteste, enthusiastischste ausdruck der deutschen Griechenbegeisterung. aber sie hat diesen ton nicht allein, und wenn man die ganze entwicklung überblickt, liegen die historisch stärksten accente doch bei Winckelmann, Goethe und Schiller. diese wichtigen schattierungen kann man nur zeigen, wenn die

klassik wenigstens ebenso wesentlich behandelt wird, wie H.s dichtung. sollte aber nur eine (allerdings sehr notwendige) vorarbeit für die richtige geschichtliche einordnung von H.s Griechenliebe gegeben werden, so ist es wider eine überflüssige vergeudung, die ganze entwicklung der griechischen studien und des Griechenbildes vom humanismus an zu untersuchen. denn um H.s philhellenismus geschichtlich richtig zu sehen, genügt die kenntnis der durch Klopstock, Lessing, Winckelmann neu begonnenen reception der griechischen antike im 18 jh.; kenntnis also der neuhumanistischen bildungsmächte und des Griechenbildes in Hölderlins epoche. damit wäre dem monographischen interesse von H. aus völlig genuggetan, während bei M. stets die beiden intentionen durcheinanderlaufen: das monographische interesse als das primäre; ferner aber die tendenz, eine geschichte der deutschen neuhellenistischen bewegung überhaupt zu geben. das ergebnis ist, nimmt man die leistung als ganzes, ein formloser compromiss, der mehr und auch weniger bietet als der titel erwarten lässt. nimmt man aber die fünf capitel als einzelne abhandlungen, so stellen sie sich als sehr gründliche und gelehrte vorarbeiten in der einen wie in der andern hinsicht dar.

M. gibt zunächst die einzelnen etappen an, in denen das griechische zum gegenstand der schulstudien wird (renaissance und humanismus waren ja vorwiegend vom latein und der röm. cultur bestimmt). er nennt Winckelmanns vorläufer (Damm und JMGesner) und betont die grofse bedeutung der Hamburgischen Dramaturgie für die neue reception der griechischen dichtung und poetik. dann beschreibt er ihr aufserordentliches anwachsen von Winckelmann bis zum klassizistischen Goethe und stellt H. zum erstenmal in diesen grofsen zusammenhang. daneben wird die schwierige frage besonnen erörtert, was H.s 'neigung zu den mittleren zeiten', von der Goethe nach der unterredung in Frankfurt (august 1797) an Schiller berichtet, zu bedeuten habe. aufschlussreich und wichtig für H.s jugendgeschichte ist weiterhin eine untersuchung, wie damals auf württembergischen klosterschulen und im stift die humanistische bildung aussah, was H. dort an griechischer sprache und litteratur kennen lernte, und wieweit er nach authentischen zeugnissen sich selbst weiterbildete. neben Homer erscheint in H.s correspondenz als erster griechischer autor Longin. dass die idee des erhabenen für den jungen H. im zusammenhang mit seiner Schiller-jüngerschaft lange zeit ein wichtiger bestandteil der kunstanschauung war, ist sicher. aber das interesse der stiftschüler für die schrift des Pseudo-Longin ist an sich nicht so auffallend wie M. glaubt. die entdeckung des erhabenen wurde zwar vollzogen durch Boileaus übersetzung; aber die debatte, die mit der einsetzung einer gleichwertigen kategorie des erhabenen neben der des schönen endete, war in Deutschland im laufe des 18 jh.s aufserordentlich

lebhaft und allgemein geworden. sie beginnt etwa bei den Schweizern, A. J. Baumgarten und Georg Fr. Meier, wird von Mendelssohn und Kant ('Beobachtungen über d. Gefühl d. Schönen u. Erhabenen' 1761, im anschluss an Burke) zuerst breit entwickelt. eine übersetzung des Longin war schon 1737 erschienen (von KFrHeineken), die meistgelesene wurde später die von JGSchlosser (1781). mindere einzelabhandlungen, wie die von Chn. Nic. Naumann (1751), MCCurtius (1760), Melchior (1781), Karl Grosse (1790), Heydenreich (1789), vor allem auch die capitel in allen zeitgenössischen systematiken der schönen wissenschaften (zb. auch in dem H. sicherlich bekannten lehrbuch von Schubart, 1781, auf das M. dankenswert aufmerksam macht) bezeugen das allgemeine lebhafte interesse. Kant, Schiller und Herder vollenden diese entwicklung. die bedeutung des Longin für H. als einer der ersten griechischen autoren die er studierte, ist von M. richtig erkannt, ohne dass hier aber der zusammenhang mit seiner späteren kunstanschauung schon näher untersucht würde.

In das allgemeine thema des deutschen neuhellenismus schweift eine gründliche betrachtung der Homer-reception von Caspar Barth bis H. ab, die sich natürlich vor allem auf Finsler und Schroeter stützt. wertvoll sind die bemerkungen über das Achill-bild Hölderlins, das Pigenots andeutungen (Homers Iliade, Berl. 1922, 52 ff) schon umschrieben; und wichtig ist vor allem auch der hinweis, dass die vor einigen jahren veröffentlichten jugendarbeiten schon eine hinneigung zu Pindar zeigen. in die zeit der arbeit am Hyperion fällt schliefslich die nähere bekanntschaft mit Plato.

So zwiespältig die anlage des buches im ganzen ist, es enthält eine fülle exacter forschungsergebnisse und ist sicherlich eine wichtige vorarbeit für die noch immer fehlende Hölderlinmonographie, die uns hoffentlich W. Böhm bald schenken wird.

Frankfurt a. M. **Karl Viëtor.**

Die deutsche Schweizerbegeisterung in den jahren 1750 bis 1815 von **Eduard Ziehen** [Deutsche Forschungen hg. von Friedrich Panzer und Julius Petersen heft 8]. Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg 1922. 214 ss. 8°.

Die deutsche Schweizerbegeisterung — das wort ist eine glückliche formulierung des verfassers —, tiefer würkend und anhaltender als die Griechen- und Polenbegeisterung, wird hier zum ersten male im zusammenhange dargestellt. mit höchst anerkennenswertem fleifse ist für das 18 und das beginnende 19 jahrhundert ein erstaunlich grofses material aus den verschiedenen zweigen der litteratur zusammengetragen; viel bekanntes und viel entlegenes; besonders die zeitschriftendurchmusterung erwies sich als fruchtbar; und wir erkennen, wie

männer verschiedenster art und richtung an der Schweizerbegeisterung ihrer zeit anteil hatten, bis sie in Schillers Tell ihre krönung fand. einleitende capitel behandeln kurz die vorgeschichte der Schweizerbegeisterung vom mittelalter an und die persönlichen und sachlichen beziehungen zwischen Deutschland und der Schweiz als die 'voraussetzung' der Schweizerbegeisterung. ausführlicher wird danach 'wesen und würkung der Schweizerbegeisterung' dargestellt, die im wesentlichen nach zwei richtungen verläuft, verursacht einmal durch das naturgefühl und den reichtum landschaftlicher werte in der Schweiz, zum anderen durch die politischen und socialen verhältnisse der Schweiz und sehnsüchte in Deutschland. letztere sahen das ideal der 'freiheit' in der Schweiz lebendig und in ihrer vergangenheit würksam. die zweite hälfte des buches geht dann dem zusammenhang des deutschen nationalbewustseins mit der Schweizerbegeisterung nach, richtiger, wie es ein andermal heifst, dem 'politischen denken über die Schweiz' — das wort begeisterung passt dafür nur zum teil noch — und der bedeutung des vorbildes das die geschichte der Schweiz, besonders in Johannes von Müllers darstellung, für das deutsche nationalbewustsein der befreiungskriege gab und für die zielsetzung des inneren ausbaus des reiches. zur erleichterung des verständnisses der sehr interessanten politischen discussionen zu beginn des 19 jahrhunderts, besonders über den etwaigen anschluss der Schweiz an Deutschland, wäre ein kurzer überblick über die politische geschichte der Schweiz in der behandelten zeit erwünscht, zumal sich das buch, schon nach seiner erscheinungsstelle, in erster linie an litterarhistoriker wendet.

Verdient die solide und umfassende grundlegung der arbeit, von der besonders auch die angehängten 'Quellen und daten zur geschichte der Schweizerbegeisterung in chronologischer anordnung (bibliographie)' zeugnis ablegen, uneingeschränktes lob, so kommt die durchführung doch nicht wesentlich über das aneinanderreihen von quellenstellen hinaus. die erstrebte geistesgeschichtliche vertiefung ist nur unvollkommen erreicht. nur die äufseren voraussetzungen der Schweizerbegeisterung werden behandelt, nicht die inneren, die seelische wandlung um die jahrhundertmitte, das neue naturgefühl, das erst die augen öffnete für die eigenheiten der Schweizer landschaft, im zusammenhang mit der empfindsamkeit, das neue frauenideal, wie es bei den stürmern und drängern, aber bei ihnen nicht allein, zum ausdruck kam, das in dem naturnahen Schweizermädchen verkörperung fand — das legt etwa die frage nahe, ob das Mädeli in Kleists Schweizerbriefen reales erlebnis oder litterarische idylle sei. — Die aufserordentliche bedeutung Rousseaus für diese ideale und für die neuen socialen bestrebungen ist nicht genug herausgearbeitet, wie überhaupt nicht genug unterschiede zwischen den

einzelnen äufserungen nach dem gewicht der persönlichkeiten gemacht sind. dies buch hätte sonst ein wertvoller beitrag zu dem grofsen thema 'Rousseau und das deutsche geistesleben' werden können. solch geistesgeschichtliche vertiefung hätte auch dazu geführt die beschränkung auf die deutsche litteratur fallen zu lassen und die Schweizerbegeisterung anderer völker, besonders der Engländer und Franzosen, mit heranzuziehen. sehr lehrreich wäre die frage nach dem unterschied dieser begeisterung in den verschiedenen ländern, nach dem was gemeineuropäisch ist — manches in der deutschen Schweizerbegeisterung ist vom ausland angeregt — und was den einzelnen völkern eigentümlich, und wie weit die Schweiz mit den geistigen strömungen der anderen länder zusammengeht — eine wesentliche voraussetzung dieser begeisterung. sehr charakteristische äufserungen, die die verschiedenheit der einzelnen völker und die besonderheiten der Schweizer erhellen, finden sich doch gerade bei ausländern, etwa, um nur ein beispiel zu nennen, in N. M. Karamsins 'Briefen eines reisenden Russen', die in Joh. Richters übersetzung 1799—1802 und jetzt in neuer ausgabe 1922 im Rikola-verlag erschienen sind und in Ziehens bibliographischem anhang fehlen. der von Karamsin betonten 'ehrlichkeit' der Schweizer wäre neben ihrer 'freiheit' auch nachzugehn gewesen und der bedeutung dieser eigenschaft für die ideale des ausgehnden jahrhunderts. — Auch die niederschläge der Schweizerbegeisterung in der malerei gehörten noch zum thema des buches.

So lässt dieses trotz seiner aufserordentlichen quellenbeherschung noch viele wünsche offen. auch in seiner darstellung. der stil ist an manchen stellen zu wenig durchgearbeitet. nur ein beispiel von seite 42: 'die grofse zeit als zufluchtsort und neue heimat politisch verfolgter sollte erst das nächste jahrhundert bringen'.

Münster i. W. **Paul Kluckhohn.**

LITTERATURNOTIZEN.

Festskrift tilegnet førstebibliothekar A. Kjær av venner 26. september 1924. Christiania, Cammermeyer, Dybwad, Grøndahl 1924. 126 ss. 8⁰. — Der vor zwei jahren zurückgetretene oberbibliothekar von Christiania, dessen gütiges greisenantlitz uns hier begrüfst, hat sich in mehr als vierzigjährigem würken viele freunde unter den professoren der universität erworben und anderseits als treufleifsiger fortsetzer von O. Ryghs 'Norske Gaardnavne' (bd IV 2. VI. VII. IX. XII sind sein werk) zu den sprachforschern besonders enge beziehungen unterhalten. die festschrift, welche den 72 jährigen im ruhestand aufsucht, ist ein bunter straufs von 21 gaben, zu dem auch mediciner und juristen, mathematiker und historiker beigesteuert

haben. ich hebe nur heraus was uns näher angeht. die ortsnamenkunde ist durch Halvdan Koht (s. 20 f), M Olsen (s. 61 ff), G Indrebø (s. 80 ff) vertreten, mit volkslied und volksmelodie beschäftigen sich die beiträge von O M Sandvik (s. 22 ff), K Liestøl (s. 65 ff), L Amundsen 117 ff, mit mythologischen fragen H Falk (s. 1 ff) und St Konow (s. 53 ff); der sprachvergleichung gehört der kleine aufsatz von A Sommerfelt (s. 48 ff) an, der altnordischen grammatik der von Didrik Arup Seip (s. 70 ff). weit ausholende gelehrte beiträge zum commentar des Vǫlsa-þátt liefert S Eitrem (s. 85 ff); den 'zöllnergestus' erklärt und verfolgt A Friedrichsen (s. 73 ff). das frühe interesse der romantik an der volkssprache (1813) bezeugt eine mitteilung von R Iversen (s. 110 ff). — Den schluss bildet eine bibliographie der druckschriften Kjaers. E. S.

Festskrift til Amund B. Larsen på hans 75-års fødselsdag 15. desember 1924. Kristiania, Aschehoug & co. 1924. 246 ss. 8⁰. 20 kr. — Auch Amund Bredesen Larsen gehört unter die mitarbeiter der 'Norske Gaardnavne', zu denen er 1905 den VIII bd (Nedenes amt) beigesteuert hat; aber seine lebensarbeit ist doch, mit dem jahr 1882 einsetzend, den norwegischen dialekten gewidmet gewesen, die er jahr für jahr auf längern reisen an ort und stelle studiert hat: mit der historisch gestützten lautlehre seiner heimatsmundart, der von Solør, hat er 1895 eine leistung geschaffen, die, wie die vorliegende festschrift bezeugt, einer ganzen generation von forschern ansporn und vorbild geworden und geblieben ist. dem entspricht denn auch die zusammensetzung dieser festschrift, in der die dialektkunde überwiegt, aber nicht die rein beschreibende, sondern eine die immer aus der geschichte der sprache schöpft und zugleich ihr dient.

Der ortsnamenkunde allein gehören nur die hübschen miscellen von A. Kjær 'Tre navne' (s. 233—38) an. schon der aufsatz von Eilert Mo 'Dativ og genitiv av gardnamn i Rindalen og Surndalen' (156—67) leitet zur mundartenforschung über. zwei arbeiten gelten der ältern geschichte dieser studien: Ragnvald Iversen, 'En ordsamling mellem Gunnerus' papirer' (190—200) führt uns ins jahr 1743 zurück; dem ganzen zeitraum von ca 1625 bis ca 1850, dh. bis zu dem vater der neunorwegischen sprachforschung, gilt der aufsatz von Torleiv Hannaas, 'Norske bygdemåls-arbeid fyrr Ivar Aasen' (87—105), der vorwiegend auf hss. der Kopenhagener Kgl. bibliothek beruht. aus dem unerschöpften nachlass Johan Storms holt Olai Skulerud in dem umfangreichsten beitrag studien und materialien über 'Sør-austlandske målføre' hervor (1—72). fünf weitere aufsätze nenn ich nur kurz, da sie unsern interessen und meinem urteil zu fern liegen: Magnus Olsen, 'Om grammatisk og logisk kjøn i østlandske og sørlandske bymaal' (73—81);

M. Berntsen, 'Levninger av *u*-omlyd og *w*-omlyd i Stavanger bymål usw.' (150—55); Trygve Knudsen, 'Om Tønsbergs bymål' (130—142); Jørg. Reitan, 'Vokalavrunding i nytrøndsk' (201—12); Vilhjelm Riksheim, 'Noko um tonelag i Vefsnmålet' (213—23). man darf bei dem hohen stand der norwegischen dialektforschung hier überall auch auf principiell wichtige erörterungen und aufschlüsse gefasst sein.

Stärkeres interesse nach der sprachgeschichtlichen seite befriedigt demnächst die abhandlung von Didrik Arup Seip, 'Et gammelt sjømalsfenomen' (s. 168—185): er behandelt den übergang von *kn* > *ŋn* und *tn* > *nn*, der sich im 14 jh. in der küstensprache östlich und westlich von Oslo (Kristiania) und zu beiden seiten der grenze zwischen ostnordisch und westnordisch vollzieht, ohne dass an einen dänischen einfluss gedacht werden kann. dann Gustav Indrebø, 'Litt um burtfallet av fleirtal i verbalbøygjingi i norsk' (106—114): die für das norwegische hervorragend charakteristische erscheinung setzt schon in altnorweg. zeit ein, entwickelt und verbreitet sich dann aber im mittelnorwegischen 1360—1530. schliefslich Marius Kristensen, 'Om nogle dialektegendommligheder i Vesterøernes sprog' (143—149): behandelt einzelne fälle der übereinstimmung wie des unterschieds in der nordischen sprache Islands und der Færøer sowie den ausgegangenen nord. dialekten der nordenglischen inselgruppen und liefert zwei wertvolle beiträge zu einem commentar des shetländischen Hildinakvad.

Wortgeschichtliche studien haben beigesteuert: Bengt Hesselman, 'Juglon' (115—29), der diesen namen der 'rosa rubiginosa' als eine umdeutung aus französ. *aiglantier* resp. *aiglan* erklärt und damit betrachtungen über französisch-skandinavische culturbeziehungen verbindet, und Carl Marstrander, 'Skjæks øl' (186—189), der, einer anregung Alf Torps folgend, das altnord. *skjaðak* 'lolium temulentum' (das der bierbereitung oft unbequem wurde) auf irisch *scethach* uä. ('vomifica') zurückführt; aus den sich anschliefsenden bemerkungen über lautsubstitution heb ich den protest gegen eine auswertung von **Walhôz* < *Volcoi* für das alter des germ. lautverschiebung hervor.

Über die nordische grammatik hinaus greifen die bemerkungen von Alf Somerfelt, 'Til brytningen' (82—86) und von Jakob Sverdrup, 'Om idg. **bh, *dh, *gh* i det eldste germansk' (224—33): nach Franck und Meillet ein weiterer einspruch gegen die seit HPaul herschende auffassung, mit einer beherzigenswerten warnung vor dem dogma der urgermanischen einheitssprache.

Auch diese festschrift wird eröffnet durch ein bild des jubilars und geschlossen durch eine übersicht seiner schriften — und reisen: von Sigurd Kolsrud (s. 239—46). E. S.

D i e S c h w e i z i m d e u t s c h e n g e i s t e s l e b e n. eine sammlung von darstellungen und texten, herausgegeben von H a r r y M a y n c. Leipzig, Haessel 1923 (h. 22). 1924 (h. 33 bis 38). kl. 8⁰. je 2 m. — Mit erstaunlicher raschheit schreitet das offenbar sehr gut vorbereitete unternehmen (vgl. Anz. XLIII 141) vorwärts, und man muss wünschen, dass dem fruchtbaren eifer von herausgeber und verleger der erfolg, hüben und drüben, entsprechen möge. — h. 22. **Albert Köster,** K l o p s t o c k i n d e r S c h w e i z (67 ss.) vereinigt in sauberster widergabe alle auf des dichters Schweizer reise und aufenthalt bezüglichen documente; die einleitung erhebt sich eindrucksvoll zu einer würdigung der ode auf die Zürchersee-fahrt, die deren poetischem wert ebenso gerecht wird wie ihrer biographischen bedeutung. das beigegebene gleichzeitige bild des dichters (ohne kunstwert) hätte wol ein paar erläuternde worte verdient. — h. 33. **Otto von Greyerz,** D i e m u n d a r t d i c h t u n g d e r d e u t s c h e n S c h w e i z (117 ss.) gibt ein geschichtliches bild der deutschschweizerischen dialektpoesie von den ersten litterarischen regungen der mundart im historischen volkslied und drama an: über die anfänge einer sangbaren lyrik im anschluss an das volkslied, die hier, unabhängig von Hebel, auf zwei katholische geistliche der Innerschweiz zurückgehn, zur idylle der Usteri und Corrodi, und weiter zur lyrischen dichtung im zeichen Hebels, wo denn besonders die Basler Jakob Burckhardt und Theodor Meyer-Merian hervortreten. die 'dramatischen anfänge' machen uns ua. in dem socialen drama von Jakob Stutz 'Der brand von Uster' (1836) mit einem merkwürdig frühen vorläufer von GHauptmanns 'Webern' bekannt. dann ziehen kinderpoesie, verserzählung, schwank- und gelegenheitsdichtung an uns vorüber; es folgen anfänge der dorfgeschichte im dialekt, die seit den 1860er jahren, nicht ohne starken einfluss von Jeremias Gotthelf her, zunächst vor allem von Solothurnern gepflegt wird. um die wende des jahrhunderts wagt sich die mundartliche erzählungskunst auch an die historische novelle. den künstlerischen höhepunct erreicht die epik in den dialektdichtungen des Solothurners Josef Reinhart und des Emmentalers Simon Gfeller. von den neuen lyrikern leitet der rücksichtslose naturalist Paul Haller aus dem Aargau wider zum drama über, wo wir das gleiche streben wie bei der epik von der idylle und dem schwank hinweg treffen: seit der mitte des vorigen jahrzehnts bewältigen die dialektdichter auch ernste und erschütternde stoffe aus dem volksleben und beginnen das historische schauspiel zu meistern. diese mit vielen eindrucksvollen (für mich natürlich uncontrolierbaren) einzelcharakteristiken ausgestattete litterarhistorische linienführung ist ungemein lehrreich; kein stammesgebiet, keine deutsche landschaft vermag bisher eine darstellung aufzuweisen, die mit warmer heimatsliebe so viel

unbestechliches urteil verbindet. — h. 34. **Lilli Haller,** Julie Bondeli (69 ss.) bietet einen mit briefauszügen (in übersetzung) belebten temperamentvollen essai über die durch geist und charakter bedeutsamste frauengestalt, welche das Schweizer geistesleben uns aufzuweisen hat. eigenwert hat das bändchen durch die wolbegründete einschränkung des legendarischen 'freundschaftsverhältnisses' zu Rousseau, den Julie zwar enthusiastisch verehrt und leidenschaftlich verteidigt hat, zu dem sie aber nur flüchtige persönliche beziehungen gewann; und dann durch die beigabe eines bildes, das endlich unsere neugier nach der körperlichen erscheinung der einstigen verlobten Wielands befriedigt. mit geschichtlichen daten und eigennamen nimmt es die verfasserin nicht eben genau: sie beschenkt ihre vaterstadt Bern im 18 jh. mit einer 'universität' (s. 8) und erblickt in einem grafen Sinzendorf (!), der Julie 1764 besucht und dann ein paar tage mit Rousseau zubringt (! Bodemann s. 293), den stifter von Herrnhut (s. 26) — der obendrein längst das zeitliche gesegnet hatte. auch ihr im übrigen gewandtes deutsch hätte gelegentlich einer grammatischen feile bedurft: vgl. s. 37 z. 2 v.u. 'ihn deuche' für 'ihn dünke'. — NB. wäre es nicht eine schöne aufgabe für einen unserer Berner collegen, eine möglichst vollständige sammlung der einzigartigen briefe der Bondeli zu schaffen? ich meine Julie könnte getrost neben Caroline treten. — h. 35. **Albert Fischli,** Schweizer balladen, ausgewählt und eingeleitet (107 ss.): in sorgsamster auswahl, die von Lavater und Usteri über die grofsen Schweizer GKeller, CFMeyer und Spitteler bis zu einigen talentvollen schülern Liliencrons und Münchhausens leitet, werden uns 40 der besten und charakteristischsten stücke geboten, wobei freilich auf die in der sammlung bereits enthaltenen bändchen (CFMeyer, Leuthold, Dranmor) rücksicht genommen werden muste. die einleitung belehrt uns darüber, welcher wust von gereimten sagen und balladenzyklen aus der verhängnisvollen saat von Uhland und Schwab unberücksichtigt blieb, und verweilt dann besonders bei der würdigung von CFMeyer, Spitteler und Adolf Frey, der als dichter bei seinen landsleuten mehr und mehr zur geltung zu kommen scheint. — h. 36. **Robert Faesi,** Conrad Ferdinand Meyer (146 ss.) ist eine neuauflage der der 'dünndruckausgabe' der werke des dichters vorangestellten einleitung, die auch neben dem vielen guten was in den letzten jahren über Meyer geschrieben worden ist, ihren eigenwert hat und in ehren besteht. — h. 37. **Carl Albrecht Bernoulli,** Johann Jakob Bachofen als religionsforscher (120 ss.) mag von uns, die wir keine zeit finden, des verfassers 700 seiten starkes werk über 'Bachofen und das natursymbol' zu lesen, immerhin dankbar begrüfst werden, denn so energisch es Bernoulli selbst, als seines helden unwürdig, ablehnt: 'Bachofen beginnt in mode zu kommen'! — das heft 30

der vorliegenden sammlung zeigt uns ja einen seiner neuen adepten. aber eben darum wird sich doch mancher gern von einem so gründlichen kenner seiner werke wie CABernoulli über die person und die forschungsweise des zweifellos bedeutenden mannes und die grundzüge seiner auf dem boden der romantik völlig eigenwüchsig erstandenen natursymbolik unterrichten lassen. einem neuen triumphzuge des 'Mutterrechts' von 1861, den einige schon anbrechen sahen, ist übrigens zur rechten zeit, ohne absicht und polemik, der Schwede Sven Lönborg mit einer höchst lesenswerten, scharfblickenden und nüchtern klaren schrift Der klan (Jena 1921) entgegengetreten. — h. 38. **Eduard Ziehen,** Friedrich der Grofse und die Schweiz (107 ss.) ist direct aus dem schönen buch des gleichen verfassers über die 'Deutsche Schweizerbegeisterung 1750—1815' (1922) erwachsen (vgl. das register dazu unter Friedrich II) und bringt im II teil einige mit gutem tact ausgewählte belegstücke. E. S.

Snorris Königsbuch, bd 1—3, übertragen von **Felix Niedner** (Thule, Altnord. dichtung u. prosa, 2. reihe, bd 14—16). Jena, Diederichs. 328. 412. 494 ss. 8⁰. — Diese erste deutsche übertragung von Snorris grofsartigem geschichtswerk, wie überhaupt die ganze sammlung Thule, stellt eine so starke bereicherung des deutschen schrifttums dar, dass wir für ihr entstehn und erscheinen, zumal in so schwieriger zeit, aufrichtig dankbar sein müssen. wir dürfen uns von ihr weitreichende würkungen versprechen. die altnordische philologie, so klar und neu sie das verhältnis des nordgermanischen zum südgermanischen altertum in den letzten jahren zu erkennen begonnen hat, leidet ein wenig daran, dass der kreis ihrer forscher zu eng gezogen ist. es fehlen heut männer wie Konrad Maurer. es ist zu hoffen, dass die sammlung Thule überhaupt und nun auch Snorris Königsbuch historiker, culturhistoriker, staatsrechtler, religionswissenschaftler usw. wider in stärkerem mafse zur mitarbeit anlockt.

Niedners übersetzung, auf den ersten blick zuweilen noch nicht wortkarg genug — aber der recensent hat für seine person längst eingesehen, dass die kristallne geschliffenheit der altnord. sagaprosa im deutschen leider unnachahmlich ist —, trifft doch immer, nicht nur den sinn, sondern auch ton, stil, gefühl der vorlage ohne verfälschung; sie erreicht den höhepunct ihrer kunst in den Skaldenstrophen. auf diesem schwierigsten gebiete hat sich N. eine meisterschaft erworben, die bereits früheren Thulebänden zugute gekommen ist und die auch hier einmal öffentlich anerkannt werden muss. natürlich hat man über den sinn dieser oder jener wendung zuweilen eine andere ansicht, manches wird sich durch Meifsners skaldenforschungen (und auch durch EAKocks einsprache) modificieren, das meiste indessen wol bestätigt werden. N.s widerholt geäufserte ansicht,

die Eigla sei Snorris jugendwerk, bedarf noch letzter erörterung. für das verständnis des textes, der persönlichkeit Snorris, seiner litterarischen tätigkeit, der anlage des werkes ist in den hübschen einleitungen und in den anmerkungen viel getan; N.s vorstellung von Snorris verhältnis zu seinen schreibern wird man teilen. die von Mogk (FF Communications nr 51, 1923) aufgeworfene frage nach dem novellendichter Snorri muss nun auf das gesamte Königsbuch, nicht nur auf das Ynglingenvorspiel, ausgedehnt werden. um nur ein beispiel zu bringen, so scheint man bisher noch nicht bemerkt zu haben, dass das gespräch der könige cap. 101 im Olaf Tryggvasonteil (Niedner I 304) dasselbe erzählungsmotiv enthält wie das vom Monachus SGalli II 17 überlieferte gespräch des Langobardenkönigs Desiderius mit dem Franken Otker: der eiserne Karl ists immer noch nicht; noch immer ists nicht Olaf Tryggvason mit seinem kriegsschiff Langorm. dies erzählungsmotiv ist hier so schöpferisch in die scenerie einer seelandschaft gekleidet, wie gelegentlich auch sonst isländische quellen sagen- und märchenmotive in die insellandschaft umkleiden (s. recensent Isländ. märchen s. II). die frage, was ist geschichte, was ist novelle, was ist alter sagastil, was ist Snorris persönliche leistung?, muss neu erhoben werden. der ganze von Snorri dargestellte 300jährige zeitraum selbst muss sinnvoll in eine grofse perspective gerückt werden, wozu er selber uns die handhaben bietet: es ist, unter widerstand der breiten volksstimmung, aber geführt von den königen, der übergang des frühgermanischen altertums in die daseinsformen des romanisierten mittelalters nun auch im norden, der gleiche vorgang der ein paar jahrhunderte früher sich im Frankenreiche abgespielt hat, welches das muster bot. grofskönigtum, einheitsstaat, imperialismus, feudalwesen, verbesserung des heerbanns, königsvögte, die romanische form des christentums, städtegründung, bürgertum, gildehäuser, königsburgen, hofceremoniell, mafsnahmen für recht und handel, architektur sind nur ein paar stichworte. wenn der skalde Sigvat dem söhnchen Olafs des Heiligen symbolhaft in der nottaufe ausdrücklich nach kaiser Karl den namen Magnus gibt, so sind ihm in diesem augenblick die königlichen intentionen bewuster als dem könig selbst. auf jenen Olaf übertrug man die Karlsgeschichte, dieses Olafs sohn bekommt den namen kaiser Karls. und die ganze erscheinung Snorris, vielseitiger als Alkuin und wie dieser ein staatsmann, dichter, diplomat, gelehrter, königsfreund zugleich, erklärt sich aus dieser perspective. das rätsel seines humanistenhaft klugen und bewusten vorwortes gehört in einen so sich eröffnenden gröfseren zusammenhang hinein, wie etwa auch der sogen. euhemerismus der götter des Ynglingenteils. es ist ein symptom jener beklagenswerten unbekanntheit der altnord. litteratur, wenn Fr. v. Bezold, in seiner schrift über 'Das fortleben der antiken götter' (1922) ausführlich über den

abendländischen euhemerismus handelnd, Snorris mit keiner silbe gedenkt. aber Martin von Bracaras predigt de correctione rusticorum, derzufolge Jupiter ein berüchtigter zauberer und verführer war, und Isidors 8. buch, nach dem die götter menschen der alten zeit, verehrt nach ihrem tode wegen ihrer taten, gewesen sind, waren bis nach England, Norwegen, Island bekannt und haben zweifellos die bei Snorri zutage tretende auffassung Odins und der andern Asen beeinflusst.

Frankfurt a. M. . **Hans Naumann.**

Bauern und helden. geschichten aus Alt-Island. hrsg. von dr **Walter Baetke.** Hamburg, Hanseatische verlagsanstalt. 8°. bd 1. Glum der Totschläger. übertragen u. m. e. einführung hrsg. von **W. B.** 1923. 125 ss. — bd 2. Die Schwurbrüder. (ebenso.) 1924. 144 ss. je 2 gm. — Eine neue reihe von übertragungen altisländischer prosalitteratur? so wird mancher angesichts des vorliegenden unternehmens fragen — und hinzufügen: cui bono? man sollte meinen, dass die sammlung Thule in immer vollkommenerer weise ihren zweck erfüllt, durch stilgerechte verdeutschungen weiteren kreisen die kostbarkeiten altnordischen schrifttums und damit neue kraftquellen zu erschliefsen. es muss daher offen ausgesprochen werden, dass der hrsg. in jedem falle überflüssige arbeit geleistet hat. besonders gilt das für die Glúmss., die seit 1921 in Ranischs feinfühliger, von B. auch nicht entfernt erreichter nachbildung vorligt (Thule bd 11). etwas anders verhält es sich mit der Fóstbrs., deren übertragung durch EvMendelssohn man als gänzlich mislungen bezeichnen kann (vgl. auch Schneider Anz. XXXVI 219 f). — Ganz allgemein ist zu sagen, dass B. den text mit einer — auch durch den populären zweck der sammlung nicht gerechtfertigten — freiheit behandelt, die gegenüber dieser einzigartigen prosa an rücksichtslosigkeit grenzt und einen bedenklichen mangel an stilgefühl offenbart, wo sorgsamstes feilen erste pflicht gewesen wäre. beide übersetzungen machen den eindruck überstürzter arbeit und halten sich nicht frei von ungenauigkeiten, papiernen wendungen, zugeständnissen an den modernen geschmack und gröbern fehlern. hier einige belege: Glúmss. c. 3: die spottbezeichnung des Eyjolf-Ingjaldsson als *töttrabassi* ist mit 'ungeheuer' (s. 41) nicht adäquat widergegeben: es muss 'rauhbär' oder 'zottelbär' heifsen. c. 6 heifst es von Glum: *þá er aðrir menn drukku eða höfðu aðra gleði, þá lá hann og hafði feld á höfði sér.* B. setzt hinzu (s. 50): 'und war niemals vergnügt'. — ebenda: *skip búa* heifst stets 'ein schiff ausrüsten', nicht 'bauen' (s. 53). — *vísa* wird in beiden sagas fast durchweg mit 'vers' widergegeben, ebenso *húskarl* mit 'hauskerl'. — Thorkels gebet zu Frey (Glúmss. c. 9), eine glanzstelle der saga, hat B. (s. 64 f) durch rücksichtslose umformung der construction um seine altertümlich-feierliche würkung gebracht, und

ganz versagt seine übersetzergabe vor Glums zweideutigem tempeleid c. 25 (Baetke s. 107). — im process mit den leuten vom espenhügel (cap. 14) sagt Glum: *nú mun ek bjóða sætt, meir eftir því sem maðr var verðr, enn eftir ofsa yðrum Esphælinga.* B. verdeutscht das: 'ich will nun einen vergleich anbieten, mehr in ansehung dessen, was der mann (sc. Kalf aus Blockscheune) wert war, als des übermutes von euch Espihölern' (! s. 77). — wenn B. den virtuos erzählten mordanschlag des Skuta (cap. 16) übergieng (wol weil er auch in der Reykd. widerkehrt, hätte er die episode von Ingolf und Scheunenkalb (cap. 13—15) ebenso behandeln müssen. denn beides sind einschübe (vgl. FJónsson Lit. hist. 2 aufl. s. 223 f u. 232 ff; über die Ingolf-episode und das motiv der freundesprobe hoff ich an andrer stelle kurz zu handeln). — cap. 18: *ráða um matargerð* heifst doch nicht 'über die speisebereitung r e d e n' (*røða*!), sondern 'sich darum kümmern'! (s. 83). cap. 22: zum beinamen *Allrasystir*, den Thorvards mutter Yngvild führt, ist HKoht Arkiv 37, 349 zu vergleichen. er hat keine ironische bedeutung und ist daher mit 'Allerwelts-schwester' (s. 94) falsch widergegeben.

Die übertragung der Fóstbrs. ist kritischer und lesbarer als die EvMendelssohns, der gesamteindruck aber auch hier kein durchweg günstiger. cap. 4 (ausg. v. Vald. Ásmundarson) übersetzt B. Thorgeirs worte an Thorbrand: *ok mun Hel, húsfreyja þín, leggja þik sér i faðm* so: 'und Hel, dein w e i b, w i r d s i c h d i r i n d e n s c h o f s l e g e n' (! s. 50). vgl. übrigens zur zweifellos interpolierten stelle RMeifsner Strengleikar s. 62. — am schwersten aber wiegt der schnitzer s. 92, wo B. ohne rücksicht auf wortlaut und situation *ein(n) góðan v e ð r d a g* (Hauksbók ed. FJónsson s. 381, 17) so widergibt: 'an einem schönen w i n t e r t a g (!). doch — sapienti sat.

Kiel. **Fritz Loewenthal.**

A l t s ä c h s i s c h, Heliand, Genesis und kleinere denkmäler in erläuterten textproben mit sprachlich-sachlicher einführung von **Otto Basler.** Freiburg i. B., Wagner 1923. VIII u. 228 ss. 8⁰. 6,80 m. — Die vorliegende schrift will den anfänger an hand von ausgewählten textproben — namentlich aus Hel. und Gen. — in sprache und litteratur der altsächsischen denkmäler einführen, ihn im besondern mit den fragen der Heliandforschung bekannt machen und ihm ausgesprochenermafsen 'die erwerbung eines vollständigen Heliandtextes' ersparen. so verständlich mir diese erwägungen aus den erfahrungen der unseligen inflationszeit sind, so ist doch m.e. für den tiefer dringenden besitz und kenntnis des ganzen Hel. nach wie vor unabweisbare pflicht, und heuer sind ja auch die mittel nicht mehr so schwer zu erlangen, durch die man zu den quellen steigt.

Im übrigen ist die einführung mit grofsem fleifse gearbeitet, die litteratur, soweit erreichbar, sorgfältig verwertet und die an

Hel. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] behandelt. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] die von den text-[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] gewünscht.

Im einzelnen [illegible] ich zu bemerken: s. 7: [illegible] [illegible] mit den verwanten [illegible] s. [illegible] Zs. 37 (1893), 341 ff., [illegible] 362 f. vgl. Zs. [illegible] — s. 42: [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], wie sie B. für Hel. und Gen. annehmen möchte, [illegible] mir als grober [illegible] — s. 42: das Hildebrandsl. [illegible] [illegible] [illegible] mittelfränkische herkunft für die B. mit Kluge eintritt, [illegible] [illegible] und auch von Wadstein unter hinweis auf den stabreim [illegible] [illegible] v. 43 widerlegt, s. [illegible] [illegible] [illegible] 36 (1920) 167. — s. 127: dass ragnarök in der Völuspa als 'götterdämmerung' fälschlich aufgefasst [illegible], ist ein [illegible] [illegible]. nur Lokasenna und Snorra Edda haben *ragna røkr* 'verfinsterung der götter', s. Mogk bei Hoops RL. III 436.

Zum schlusse noch ein paar worte zur überlieferung der Praefatio. B. spricht s. 77 und 156 von der Hel.-hs., die sich nach Melanchthons mitteilung in Luthers besitz befunden und die Praefatio samt Versus enthalten habe. vgl. Clemen Zbl. f. bw. 36 (1919), 256 f. meint aber nicht diese hs. könne Flacius — oder seinem gewährsmann — vorgelegen haben, sonst hätte er in seinem Catalogus eine textprobe ausgehoben. ich halte diesen schluss, den — bei andrer sachlage — schon Jellinek Anz. XX 222 gezogen hatte, keineswegs für zwingend. betrachten wir einmal Flacius verfahren bei der erwähnung Otfrieds (ich citiere den Cat. nach der Lyoner ausg. von 1597). F. sagt über O.s werk: *ndi autem eos libros et linguas adeo a praesenti variat, ut a nemine Germano nunc quidem intellegi queant, imo vix pauca verba possunt percipi.* t. 2, 29. eben diese unverständlichkeit des idioms hat den Südslaven F., der nicht einmal das deutsch seiner zeit ordentlich verstand (s. Kelle Otfr. I 103), offenbar davon zurückgehalten, auszüge aus dem text zu veröffentlichen. er bringt daher nur die zuschrift an Liutbert. genau ebenso verfährt er beim Heliand. da ihm das as. noch ferner liegen muste als das ahd., druckt er nur die Praefatio nebst den Versus ab und begnügt sich mit der — von andrer seite (vielleicht von Gassar?) — erhaltenen mitteilung, das gedicht sei in *lingua Saxonica* abgefasst. über den *vates non ignobilis* und sein werk, dessen metrische gestalt ihm — anders als bei Otfrid! — ein buch mit sieben siegeln sein muste, konnte er ja unmöglich mehr aussagen, und über die sprache der dichtung mochte ihn Luther belehrt haben, dem wir ohne weiteres soviel intuition zutrauen dürfen, dass er den nd. charakter des Hel. sofort erkannte, s. dazu auch Clemen aao. s. 257 f. jedenfalls gelangt so doch Scherers ansicht wider zu ehren, dass man schon vor Flacius das gedicht zu dem alten Sachsen in beziehung gesetzt habe.

Kiel. **Fritz Loewenthal.**

Lautbildungskunde, einführung in die phonetik von **E. Richter** [Teubners philologische studienbücher]. Leipzig u. Berlin, Teubner 1922. VIII u. 144 ss. 8⁰. — Dies sauber gearbeitete, gut geschriebene und klar formulierende büchlein möcht ich, gleich Sütterlins Lautbildung, in der hand unserer studierenden sehen. es wird um so heilsamer würken, als die verf. sich 'der geringen ausdehnung des rein naturwissenschaftlichen gebietes innerhalb der sprachwissenschaft' bewust ist, anderseits die bedeutung der naturwissenschaftlichen beobachtung als grundlage der geschichtlichen sprachbetrachtung scharf betont. die aufzählung der 110 laute (§ 23) aus dem deutschen, englischen, französischen, italienischen, spanischen und portugiesischen, die eine nächste auflage um die fehlenden germ. cultursprachen bereichern möchte, wird auch dem forscher ein willkommenes arbeitsinstrument sein. ERichter beweist dass man selbst auf einem so internationalen forschungsgebiet ohne fremdwörter auskommen kann. ob das der internationalen lesbarkeit förderlich ist, bezweifle ich.

Bonn. **Th. Frings.**

Geschichte der niederdeutschen literatur von **W. Stammler** (Aus Natur und Geisteswelt 815). Leipzig u. Berlin, Teubner 1920. 126 ss. 8⁰. — Mittelniederdeutsches lesebuch von **W. Stammler**, Hamburg, P. Hartung 1921. 148 ss. 8⁰. — Bekannt geworden sind mir drei besprechungen von Stammlers Literaturgeschichte: WSeelmann Ndd. jahrbuch 46 (1920), 79f; GStruck Zs. f. d. mdaa. 16 (1921), 185—188; CBorchling Quickborn 14 (1921), 71 f. jeder hat das seinige auszusetzen, und aller urteile streiten in wichtigen puncten gegeneinander; bei der beurteilung von Klaus Groth hat Teuchert in einer redactionellen anmerkung wider gegen Strucks kritik stellung genommen. keiner bestreitet die originalität und die kühnheit der Stammlerschen leistung, und wir randbewohner wollen uns freuen, dass der verf. selbstgefühl und wagemut besessen hat, den überblick vor der klärung aller einzelheiten hinausgehn zu lassen; die einzelforschungen des verf.s sind uns bürgschaft genug für seine zuverlässigkeit. ich habe naturgemäfs vor allem nach den fäden gesucht die das ndd. gefärbte nördliche Rheinland mit dem osten verbinden; und gleich Borchling vermiss ich da neben einer behandlung des hd.-ndd. problems eine auseinandersetzung über die ndl.-ndrhein.-ndd. verknüpfungen; das sind nicht allein litterarische, sondern sprachliche und allgemein culturelle bindungen und strömungen, die wir aufdecken müssen. es wird mir immer deutlicher, wie eng sich im ausgehnden mittelalter und in der frühen neuzeit im Kölner und Klever land die fäden verschlungen haben, die bald in Köln, bald in Holland, bald im Westfälisch-niederdeutschen angesponnen sind. das thema sprach- und litte-

raturlandschaft drängt sich hier besonders deutlich vor: die litterarischen und geistigen strömungen laufen die gleichen wege, die die rückwärtsbauende moderne dialektgeographie für die laut-, formen- und wortgeschichte der gleichen zeit aufgezeigt hat. drum freu ich mich auch ganz besonders an Stammlers Lesebuch, das uns instand setzt, die wichtigsten sprachlichen und litterarischen wege in dem rahmen Amsterdam-Flandern-Köln-Königsberg abzulaufen.

Bonn. **Th. Frings.**

Beiträge zur kunde der bairisch-österreichischen mundarten von **W. Steinhauser**, 2. heft: 1. Textproben, 2. Wortkundliches (Sitz.-ber. d. Akad. d. wiss. Wien, phil.-hist. kl. 195. bd, 4. abh.). Wien, Hölder 1922. 92 ss. 8⁰. — 18 aufnahmen meist mittelbairischer mundarten, jede die 40 sätze Wenkers und einen freien text bietend. das hauptgewicht ist auf die lautwidergabe gelegt, wofür eine reich ausgestattete lautschrift angewandt wird. der verf. verfolgt damit den zweck, den geschichtlichen lautwandel geographisch zu belegen. für eine anzahl lautvorgänge (di- und monophthongierung, l-schwund nach vocal, rundung ua.) erweist sich dieses verfahren immerhin soweit brauchbar, dass es staffeln der geschichte sehen lässt; der wunsch nach umfassender dialektgeographie freilich wird angesichts solches ergebnisses nur noch dringlicher. im schlussteil bietet St. eine probe des kommenden grofsen bair.-österr. wörterbuchs, dem man danach mit gröstem interesse entgegensehen darf. die Lessiaksche anordnung des stoffes besteht hier ihre probe. dass der verf. allen nachdruck auf die etymologie legt, mag bei dem jetzigen stande der sammlung erklärlich sein, späterhin werden die schwierigkeiten sich so steigern, dass deutungsversuche — vor laut- und wortgeographischen untersuchungen ein heikles ding! — zurücktreten müssen. hoffentlich wird uns nicht das bair.-österr. wb., wie es nach der probe den anschein hat, sein sprachgeschichtliches material vorenthalten.

Rostock. **H. Teuchert.**

Proben hoch- und niederdeutscher mundarten von **Alfred Götze** [= Kleine texte für vorlesungen und übungen nr 146]. Bonn, Marcus & Weber 1922. 110 ss. — Diese sammlung soll den gleichen zwecken wie des verf.s Frühnhd. lesebuch, aber nicht nur dem akademischen, sondern dem deutschen unterricht schlechthin dienen. beim ausmafs der einzelnen proben hat G., wie mir scheint, durchweg das rechte getroffen: der umfang ist knapp, doch ausreichend um die eigentümlichkeiten der betr. mda. aus dem lautstande zu bestimmen. inhaltlich sind die texte so ausgewählt, dass vor allem des volkes art, sitte und humor gut zur geltung kommen und die lectüre reizvoll beleben. das ganze ist auf drei gruppen verteilt: ober-, mittel- und niederdeutsch. das obd. dominiert; das md. ist

schwächer, aber gleichmäfsig vertreten, nicht so das nd.: hier spricht das westfälische aus vollen sieben proben, während eine ganze reihe andrer gebiete, wie Südhannover, Anhalt, Altmark, Hamburg, Schleswig-Holstein, Mecklenburg ausfallen. im ganzen sind 62 dialekte aufgenommen: nicht nur aus Deutschland, Österreich und der Schweiz, sondern auch aus den vielen deutschbesiedelten, heute unter fremdherschaft stehnden gebieten. nicht zugänglich waren im westen Elsass-Lothringen, Saargebiet, Rheinpfalz, Luxemburg und Belgien, im osten Danzig, Memelland und Balticum. so zeugt auch dieses buch von der deutschen not.

G. Bebermeyer.

Die uhrenmacher vom Schwefeldobel. ein hausbuch des hohen Schwarzwalds von Oskar Furtwängler †, herausgegeben von **Ernst Ochs.** Freiburg i. Br. 1924, selbstverlag des herausgebers (Zähringerstr. 5) und von diesem direct zu beziehen. VI u. 112 ss. 8⁰ m. e. karte. 3,50 m. — Der 1850 geborene, 1908 gestorbene uhrmacher und spätere fabrikant Oskar Furtwängler, einer familie angehörig aus der eine ganze reihe tüchtiger männer hervorgegangen ist, hat gegen ende seines lebens jugenderinnerungen niedergeschrieben, die bis z. j. 1869 reichen und eine wertvolle fundgrube für die sprache und das volkstum seiner engsten heimat, der gemeinde Gütenbach zwischen Waldkirch und Furtwangen, nahe der passhöhe des Schwarzwalds, darstellen, zugleich aber eine herzerquickende lectüre bilden: für jeden der sich in die nicht ganz leichte sprache hineingelesen hat. denn F. hat sein hausbuch in der reinen, urwüchsigen volkssprache geschrieben, die bei ihm besonders in syntax und wortschatz überaus echt anmutet und lexikalisch einen verblüffenden reichtum bei hoher altertümlichkeit aufweist. der herausgeber prof. Ochs hat die von F. selbst gewählte orthographie vorsichtig von störendem ungeschick gesäubert und bietet so auch dem sprachforscher eine zuverlässige quelle des dialekts dar, der, in der mundartlichen litteratur auch anderweit nicht ohne vertretung, hier doch ganz besonders frisch sprudelt: 'westliches mittelalemannisch mit ganz leichtem schwäbischem einfluss'. für den referenten aber, obwol er der mundartenforschung fern steht, ist das büchlein eine ganz besondere freude: er hat im sommer und herbst 1879 als student in Gütenbach ein paar monate zur erholung zugebracht, ist in lebendigem gedächtnis mit allen örtlichkeiten und nicht wenigen persönlichkeiten dieses heimatsbuches vertraut und spürt beim klange der mundart und zahlreichen halbvergessenen dialektwörtern liebe erinnerungen wider aufwachen. **E. S.**

Mittellateinisches lesebuch. eine auswahl aus der mittellateinischen litteratur in Deutschland von dr **Paul Alpers.** Gotha/Stuttgart, F. A. Perthes 1924. XVI u. 95 ss. 8⁰. gebd. 2,40 m. — Wilhelm Meyer hätte seine freude gehabt, hätte er

dies buch noch erlebt. es war sein tiefer wunsch den es erfüllen will: aus einer zeit in der das lateinische unser schrifttum beherschte, dem wertvollsten woraus deutscher geist in lateinischem gewande zu uns spricht, auf unsern schulen eingang zu verschaffen. Alpers hat sich die aufgabe gut gestellt und so gelöst, dass sein buch geeignet ist, für das neue ziel zu werben. es ist nur wertvolles was die auswahl bietet. für eine zeit geistlichen schrifttums kommt gerade das weltliche zu erfreulich reichem ausdruck. vielleicht wäre es sogar gut bei künftigem ausbau dem geistlichen leben noch etwas mehr raum zu geben. ich denke hier an die Casus sancti Galli, ich denke an das Tegernseer spiel vom Antichrist, in dem mit dichterisch wertvoller formung christliche gedankenwelt und nationales deutschtum staufischer tage einen bund geschlossen haben. fände eine neuauflage hierfür raum und etwa noch für den tropus *Quem quaeritis in sepulchro, o christicolae,* so käme auch das drama zu seinem recht, das die lateinische sprache so lange festhält. von der Winterfeld-Reichschen vorstellung, dass Hrotswith (das *th* wollen wir ihr doch lassen) an aufführungen habe denken können, sollte der vf. sich freimachen. — Die geschichtschreiber hofft er später stärker berücksichtigen zu können, das geistes- und culturgeschichtliche muss dabei mafsgebend bleiben (die heldensage, Iring, bei Widukind!). die berechtigung der Historia Langobardorum in diesem kreise seh ich nicht ein, vermisse aber eine dichtung aus dem kreise Karls des Grofsen. — Für die geschichten des anhangs mach ich auf Hilkas sammlung mittellateinischer texte aufmerksam.

Das sind, recht unbescheiden, einige von den vom vf. vorausgesehenen wünschen. die widergabe der texte ist, so weit ich sie nachprüfte, gut. bei nr 15 (De Heinrico) stehn jedoch bei den ahd. formen einige falsche und für diese zeit nicht mehr zulässige accente, 2, 1 und 2, 3 haben veraltete fassung, und 8, 4 ist falsch verdeutscht. übrigens würden Hrotswiths verse über das gleiche ereignis uns mehr bringen als dies in mehrfacher beziehung interessante, aber doch allzu tendenziöse, verwitterte und künstlerisch nicht hochwertige stück. bös verunglückt ist (durch schwierigkeiten beim satz?) bei nr 20 *Rôdlieb* für *Rŏdlieb*, das doch einfach wie im deutschen text als *Ruodlieb* widerzugeben war. — die einleitung bringt knapp und klar in flüssigem überblick dasjenige über mittellateinische litteratur und sprache, was für den schüler zu wissen wichtig ist. um einzelheiten rechten, die ich anders fassen würde, wäre kleinlich. anmerkungen, namentlich zur erklärung des klassisch lateinisch nicht gebräuchlichen, erhöhen die brauchbarkeit des hübschen buches. eine augenblickliche entgleisung ist die erklärung s. 89 für *christicola* 'verächtliches deminutivum' (und *coelicola, agricola?*).

Hoffentlich hat der vf. bald gelegenheit, bei einer neuauflage das eine oder andre von all den wunschzetteln zu erfüllen, die jetzt bei ihm einlaufen werden.

Göttingen. **Ludwig Wolff.**

Das lied von Kriemhilds not nach den angaben von **R. Uhl,** erneut durch **Wilhelm Schäfer** (s. 1—148 Schäfers vorrede und übersetzung; s. 149—204 nebst 31 ss. in fol. beilage: Das Nibelungenlied, eine untersuchung von studienrat R. Uhl). München, Georg Müller 1924. 4°. — Ein gelehrter und ein dichter haben sich zusammengetan, um aus den 2400 strophen der Nibelungen den geniefsbaren kern herauszuschälen und in neudeutschen versen vorzulegen. aus bekannten gründen lässt sich das Nl. durch einfaches kürzen dem heutigen geschmack näher bringen. allein, als künstlerisches spiel ist es bei Uhl und Schäfer nicht gemeint. Uhl glaubt beweisen zu können, dass diese 582 strophen, das 'Lied von Kriemhilds not', würklich einmal für sich bestanden, dass dann zwei erweiterer, ein geistlicher G und ein höfischer H, darüber gerieten, und dass deren gleichlaufende texte endlich 'von verschiedenen händen zu unseren ausgaben des Nl. vereinigt' wurden, wobei sich ausgabe A mehr an H, ausgabe C mehr an G anschloss. ein hergang der an hypothesen zum Beowulf und zur Thidrekssaga erinnert.

Von Uhls auswahl fühlte sich Schäfer überzeugt, und ihre richtigkeit bekräftigten ihm die glücksgefühle bei seinem nachdichten. darüber wollen wir mit dem poeten nicht rechten. gegen den gelehrten muss sich notgedrungen 'der drohende scharfsinn der widersacher' erheben. es kann einem leid tun, dass Uhl so viel sorgfalt und entschiedene beobachtergabe, dass der verlag so viel druckbildnerischen aufwand gesetzt haben an eine vom ersten schritt ab aussichtslose sache. wäre doch Braunes handschriftenuntersuchung vom jahr 1900 nach Dramburg in Pommern gedrungen! dann hätte ja Uhl gesehen, dass es so nicht geht; dass A und C und alle übrigen zunächst einmal zurückführen auf ein x, ein geschlossenes dichtwerk von etlichen 2300 strophen, das uns so ziemlich auf den wortlaut erschliefsbar ist. wer, wie Uhl, zu einem ältern kern der 2300 strophen zurück will, der hat die gesamte lesartenvergleichung hinter sich; dessen sprungbrett ist nicht mehr eine vielheit von 'ausgaben', sondern der einheitliche text x. hauptführer über das x zurück ist die Thidrekssaga. die scheint Uhl nicht zu kennen. die folge davon: seine auswahl verwirft fortwährend stücke die auf den vorstufen des Nl. gestanden haben; sogar züge die bis auf die urstufe zurückreichen. zugleich bringt sie strophen in menge deren inhalt neudichtung von x ist; es fehlt sogar nicht an C-zutaten (str. 16 Bartsch). ein beispiel wie U. junges und altes mischt: Sigfrid wächst in Xanten (stufe C!)

bei seinen eltern auf, kehrt aber nach der heirat nicht in sein reich zurück: der frauenzank und das weitere folgt dicht auf Brünhildens bändigung (str. 814 auf 677). selbst die urstufe setzte da einen längern zeitraum an.

Die hier getroffene auswahl von 582 strophen hat vor Uhl nie bestanden. auch als frei künstlerische kürzung beurteilt, weckt sie viele bedenken: so manches kernige alte hat sie über bord geworfen; die meisterscene von Kriemhild über dem toten helden (1003 ff) hat beim einschrumpfen auf 4 strophen ihre besten zierden verloren, ohne der vorstufe irgend näher zu kommen: die alten verse 1012 sind verschwunden! usw.

Schäfers übertragung wechselt zwischen genauem anschluss, halb-altdeutsch, und freier umdichtung:

35 es war eine königin gesessen über see.
ihresgleichen war keine. die burg stand in eis und schnee ...

'wunderlichst in diesem falle!' würde Goethe sagen. wie sich eigentlich Schäfer die versform gedacht hat, ist dem ref. dunkel geblieben; schon das drucken der langzeile in einem stück vermehrt die unsicherheit. manchmal regt sich der verdacht, der übersetzer habe fortlaufende sechsheber, im strophenschluss siebenheber im ohre gehabt:

weil ich Rüdiger von herzen gewogen bin; —
was also die Burgunden taten, ein grausiges schlachtwerk war.

Aus Schäfers vorrede muss uns sagenforschern zu denken geben, dass auch dieser dichter noch ganz im geiste Vilmars vom mythos, vom mythischen grundgehalt, von der dämonie des untergrundes schwärmt — und hat doch die Eddalieder bei Genzmer gelesen und konnte mit augen sehen, dass die eddischen gegenbilder von Nl. I und II mythenfrei sind! was allzuviele tun, dazu hat wol der dichter ein höheres recht: sich an dem zu entflammen was er zwischen die zeilen hineinlist.

Arlesheim. **A. Heusler.**

Ekkehards Waltharius herausgegeben von **Karl Strecker.** 2 aufl. Berlin, Weidmann 1924. XXIV u. 95 ss. 8°. 3 m. — Die neue auflage des St.schen Waltharius, der 1907 die ausgabe von Peiper (1873) ersetzte, ist in einleitung, text und anmerkungen (die sich auf die angabe der parallelen u. citate resp. quellen beschränken) gründlich revidiert worden; die beigaben (ags. und mhd. fragmente) sind jetzt fortgelassen. — Sorgfältig überprüft ist die einleitung, in der zunächst die vorangestellte kunde des vierten Ekkehard über den ersten einen kleinen commentar erhalten hat, und dann die nachrichten über 'verlorene' hss. mehrfach ergänzt werden. dazu hier einige notizen: nrr 4 u. 5/6: auf die engen beziehungen der bibliotheken von Muri und Pfävers (PLehmann Mal. bibliothekskataloge I nr 42 u. nr 46) hab ich anderwärts hingewiesen, danach ist

der Waltharius von Pfävers wol die abgegebene doublette von Muri; bei nr 8 muss es kloster Egmont (nicht 'Edmund') heifsen; nr 12: niemand der sich ein wenig mit dem wesen und unwesen der mittelalterlichen 'buchtitel' beschäftigt hat, kann im zweifel sein, dass der 'Attila versifice' der Passauer bischofsbibliothek von ca 1250 ein Waltharius war. abgelehnt wird jetzt (s. X nr 14 und stillschweigend s. XVIII) die früher aufgenommene ansicht vWinterfelds, wonach Hrotsvith einen Waltharius-text gekannt habe. — Das verhältnis der erhaltenen hss. und bruchstücke, deren zahl (12) diesmal keine vermehrung erfahren konnte, für die aber teilweise neue vergleichungen oder doch mitteilungen vorlagen, wird im wesentlichen in der alten weise dargelegt, doch mit dem entschiedener formulierten endergebnis, dass unsere gesamte überlieferung auf das exemplar das Gerald an Erchambold sante zurückgeht; die 'Geraldusclasse' scheidet also aus, die eingebürgerte gruppensigle γ (für BPT + H) ist aber beibehalten. die principien für die auswahl des apparats sind die gleichen geblieben, einzelnes ist deutlicher gefasst. dass St. die neusten verfechter der französischen herkunft keiner namensnennung würdigt, billige ich ebenso wie dass er den urheber des unglücklichen einfalls verschweigt, der die schlussverse 1453—56 Ekkehard IV zuweisen wollte. die möglichkeit aber dass die eigentliche verbreitung des werkes von Lothringen ausgieng, halt ich immerhin nicht für ausgeschlossen: die drei exemplare von Toul v. j. 1084 sehen doch fast wie nach einer fabrica libri aus.

Bei einem text wie dem des Waltharius — und in ähnlicher weise bei der vagantenlyrik — bringt es die natur der überlieferung und der zahlreichen schreibern vertraute stilcharakter mit sich, dass in einer grofsen anzahl von fällen die entscheidung unsicher bleibt, und so wird es auch die neue auflage Streckers so wenig wie irgend eine frühere ausgabe allen recht machen. immerhin hat der herausgeber (schon früher) auf zweierlei weise dafür gesorgt, dass dem kritischen leser die controlle erleichtert wird: einmal durch sperrdruck möglichst aller 'concurrierenden' lesarten, und dann durch die unter dem variantenapparat gebotene reichliche sammlung der parallelen, besonders aus Vergil und Prudentius. von neuen entscheidungen begrüfs ich 299 die einstellung von *auram* B für *aurum*, obwol es eine conjectur ist, und ganz besonders 718 *caput orantis* st. *caput attollens*. eine böse crux bleibt noch immer der v. 20 des überhaupt schwer verdaulichen Geraldus-prologs. die interpunction erscheint nicht immer glücklich, am meisten anstofs erregt mir 813, wo ich (wie Althof im commentar!) lesen würde *Dextera! ne rapiat tibi propugnacula muri.* ein mangel des apparates scheint es mir, dass die durch conjectur gewonnenen besserungen des textes (und ihre urheber) nicht als solche kenntlich sind.

Revidiert und vermehrt ist auch das verzeichnis der eigennamen (s. 79—81), in das jetzt alle varianten der hss. aufgenommen sind. man wird dadurch auf eine so interessante form wie *Walandia* T 965 hingewiesen (vgl. Zs. 52, 97) und überzeugt sich, dass ein so einfacher und unbedingt sicherer name wie *Helmnod* an keiner stelle und in keiner hs. richtig überliefert ist.

Das sog. Glossar (s. 82—95) hingegen gibt, wie St. selbst gesteht, in würklichkeit nur eine alphabetische aufreihung von übersetzungshilfen, in welcher weder vollständigkeit auch nur des charakteristischen wortschatzes angestrebt wird noch die schwankungen der quantität und ihrer abweichungen vom klassischen latein irgendwie berücksichtigt sind. ich kann die dankbarkeit mit der die studenten dies hilfsmittel benutzen, aus eigener erfahrung bestätigen, aber auch gleich ein paar fälle anführen wo es sie im stich liefs: so fehlt das doppelt bemerkenswerte *recăvus*, mit dem E. 208 das *recurvus* der entspr. Vergilstelle ersetzt; der artikel '*chorus (corus, caurus)* der wind' lässt nicht erkennen, dass hier tatsächlich *chŏrus* mit *cōrus* verwechselt wird (nicht etwa eine schreibvariante vorligt!); für *vulnus* hätte die bedeutung 'hieb' angegeben werden sollen usw. wenn St. s. VI verspricht 'ein verzeichnis mlat. wörter und ihres bedeutungswandels' in einer zeitschrift nachzuholen, so gesteh ich offen, dass ich einen solchen wunsch (den andere geäufsert haben sollen) nicht teile. Ekkehard hat allen anlass, die Hrotsvith um die vorbildliche sorgfalt zu beneiden, die ihr vWinterfeld mit einem index verborum und einem index metricus zugewendet hat. nicht das gleiche, aber etwas ähnliches benötigt die wissenschaft für den Waltharius, denn Althof (I 129—176) genügt auch in dieser beziehung nicht. hoffentlich wird der herausgeber durch die dem anschein nach wachsende neigung zum studium des mittellateins und einen raschern absatz dieser zweiten auflage ermutigt und in den stand gesetzt, uns diesen wunsch noch einmal zu erfüllen.

E. S.

A historical and bibliographical survey of the german religious drama by **Maximilian J. Rudwin** [Univ. of Pittsburgh Studies in language and literature]. Pittsburgh, Univ. of P. 1924. XXIII u. 286 ss. 8⁰. — Unsere amerikanischen collegen hegen eine besondere vorliebe für das mittelalterliche drama, und einige wie Karl Young und Neils C. Brooks haben sich hier durch forschungen und funde würkliche verdienste erworben, insbesondere auch nach der liturgischen und archäologischen seite. als ein fleifsiger sammler und ordner ist auch prof. Rudwin schon mehrfach hervorgetreten, der uns jetzt eine umfangreiche bibliographie des mittelalterlichen deutschen dramas, seiner liturgischen vorstufen und seiner fortsetzung im geistlichen volksschauspiel bis zur gegenwart beschert. denn nur

eben um eine bibliographie handelt es sich, die vorangestellte einleitung umfasst nur wenige seiten (XIII—XVIII). die eigentliche bibliographie wider nimmt nur genau die hälfte des buches ein (s. 1—143), die andere hälfte bringt indices verschiedener art als bequemen schlüssel zu ihrer benutzung, und gerade hier verfährt der verfasser mit dem raume sehr freigebig: auf s. 197 bis 199 beansprucht das verzeichnis der über die schriften des hrn Rudwin erschienenen (grofsenteils gewis völlig nichtssagenden) anzeigen nahezu zwei seiten, dem Oberammergauer passionsspiel der gegenwart sind die ss. 118—143 gewidmet! irgend ein versuch das wichtige und wertvolle vom wertlosen zu unterscheiden ist nicht gemacht, und dieser mangel wird nicht durch vollständigkeit aufgewogen. obwol das vorwort vom 1 juni 1924 datiert ist, fehlt zunächst allerlei aus den jahren 1922/23: zb. Sarauws krit. ausgabe des 'Theophilus' (Køb. 1922) und JPeterseens hochbedeutsame behandlung der Frankfurter passion (Zs. 59); weiter zurück etwa beim Tegernseer Antichriftspiel die arbeiten von EMichaelis und FWilhelm usw.

Die anordnung innerhalb der beiden hauptabteilungen (I. Mittelalter, II. Von der reformation bis zur gegenwart) ist im allgem. verständig und übersichtlich, etwas merkwürdig nur im geographischen, wo etwa Böhmen (s. 99) durch Siebenbürgen, Ungarn, Bukowina von Mähren (s. 97) getrennt ist und, von Schlesien (s. 100 f) geschieden, aufeinanderfolgen: Riesengebirge, Eulengebirge, Harzgebirge, Erzgebirge. in der widergabe der autorennamen stören hartnäckig falsche schreibungen wie 'Goedecke' und 'Zezschwytz'. auch an schlimmern fehlgriffen fehlt es nicht, ich hebe als einen besonders übeln fall heraus s. 50: 'D. Heresburger Josefspiel', weil die aufklärung hier vielleicht auch für andere als den verfasser nötig ist: '*Sacra comoedia de Josepho vendito et exalto* [l. *exaltato*]. hs. v. j. 1264 [!]. K. Goedecke: Grundriss I (1884) s. 202 (erwähnung)'. das wort 'erwähnung' soll offenbar an der stelle von 'hs.' stehn: es handelt sich nämlich um eine notiz in den von Paullini untergeschobenen Annales Corbeienses, welche den stempel der fälschung an der stirne trägt; Creizenachs hinweis darauf dass diese annalen unecht seien (I 75) ist auch anderweit unbeachtet geblieben.

E. S.

F l o r e u n d B l a n s c h e f l u r, altdeutscher versroman von Konrad Fleck, in neuem reime und mit erläuterungen dargeboten von **Johannes Ninck.** Frauenfeld u. Leipzig, Huber & co. 1924. VIII u. 240 ss. 8⁰. 6,60 m. — In der anmutigen dichtung Konrad Flecks erblicken die Schweizer ihren wertvollsten anteil an der epik der mhd. blütezeit, und ich glaube dass der anspruch der Basler zu recht besteht, obwol es ein (auch hier s. 169 widerholter) irrtum ist, dass der name anderweit nur noch in der gegend des Bodensees vorkomme: vielmehr ist Flec, Flecco

ein beiname der seit ca 1200 in den verschiedensten deutschen landschaften, von Tirol bis Köln, bezeugt ist, sich als familienname für städtische geschlechter und solche des landadels festigt und auch heute (als *Fleck*) nur in wenigen der gröfseren adressbücher fehlt. er bedeutet wahrscheinlich dasselbe wie römisch *Naevius*: 'der mit dem muttermal'. N. hat sich WHertz (bes. im Parzival) zum vorbild genommen, das ganze auf etwa die hälfte des umfangs reduciert und eine nachdichtung geschaffen die man mit vergnügen list. sie gehört unbedingt zu dem besten was wir in dieser art aufzuweisen haben. die angefügten capitel (s. 167—240) unterrichten ohne gelehrten anspruch, aber auch ohne ernsthaften anstofs, gut über die ursprünge der dichtung, ihre zeitverhältnisse und zusammenhänge, und geben erläuterungen zu einzelnen stellen. der verfasser zeigt sich überall wol orientiert und beweist ein verständiges urteil. der verlag hat dem werkchen eine zierliche ausstattung gegeben. E. S.

Das Salzburger fragment der Sächsischen Weltchronik untersucht und herausgegeben von **Udo Illig.** [Veröffentlichungen d. Hist. seminars d. univ. Graz II]. Graz, Leuschner & Lubensky 1924. 3 bll. u. 53 ss. 8⁰. 2 m. — Das umfangreiche fragment einer obd. papier-hs. der Sächs. Weltchronik aus d. 15 jh. gelangt s. 28—53 zu sorgfältigem abdruck, unter beigabe eines verkleinerten facsimiles. in der einleitung wird seine stellung innerhalb der originalen recension A, als nächstverwant mit den zuletzt von Seemüller (MG. Dtsche chron. VI 2 s. LII f. CXCI ff) besprochenen hss. 12 u. 12a festgelegt (s. 3—15) und darauf ein auch litterargeschichtlich interessanter überblick über die frühe, reiche und anhaltende verbreitung der Weltchronik, besonders auch in Oberdeutschland, nebst einigen zeugnissen späten nachwürkens geboten. störend würkt es dass der verf. den ausdruck 'oberdeutsch' in dem doppelsinn 'oberdeutsch' und 'hochdeutsch' verwendet, sodass er beispielsweise dem Eike vRepgow (s. 19) zumutet, er habe die verbreitung seines werkes 'durch eine oberdeutsche fassung fördern' wollen. E. S.

Kleinere dichtungen Konrads von Würzburg, herausgegeben von **Edward Schröder.** II: Der Schwanritter. Das Turnier von Nantes. Berlin, Weidmann 1925. XII u. 76 ss. 8⁰. 2 m. — Bei diesem zweiten bändchen hatt ich es mit einer einfachen überlieferung zu tun und fand in Franz Roths ausgaben treffliche vorarbeiten. dafür blieb der conjecturalkritik ein weiteres feld, und ich muss die möglichkeit zugeben, dass ich hier und da, besonders durch wortersatz zur herstellung der variation, nicht den schreiber sondern den dichter verbessert habe: aber dann doch stets, wie ich hoffe, gemäfs seinem stil und in der richtung seiner intention; und das risico der überbesserung trag ich für meine person leichter als den nagenden verdacht, dass

der schreiber dem autor unrecht getan habe. jedesfalls lehn ich das sündenregister das Gereke PBBeitr. 38, 518 dem alten dichter aufbürden möchte, in diesem umfang ab. zugleich aber bedauer ich lebhaft, dass mir Gerekes beisteuer zur textkritik aao. 514 ff nicht gegenwärtig gewesen ist, als ich die ausgabe des Schwanritters abschloss: ich hätte ihr einige vortreffliche besserungen entnehmen können, so vor allem 1126 *waz im won ungemüetes bî.* an nicht wenigen stellen berühren sich unsere änderungen, oder ich habe das gleiche erwogen und fallen gelassen. in andern fällen wider muss ich G.s vorschläge unbedingt verwerfen, namentlich da wo sie dem dichter eine unmögliche vernachlässigung der flexion zumuten, wie 521 *dem ⟨herzog⟩ ûzer Sahsenlant* oder auch 640 *ûz ir strengem ungemach.* der bequemen versuchung den auftact möglichst durchzuführen (vgl. Gereke aao. 37, 465 ff. 38, 510 ff) hab ich bewust und absichtlich widerstanden, wo mir bei widerholtem lesen der vers ohne auftact besser ins ohr fiel. — Mit meiner normalisierten orthographie bin ich in einem puncte schon jetzt nicht mehr zufrieden. indem ich das tactfüllende *künic* von dem 'verschleiften' *künec* schied (das K. wol *künc* gesprochen aber sicher nicht so geschrieben hat), fühlt ich mich auch zu der schreibung *minniclich, flîziclich* gedrängt: die aber widerspricht dem brauch des dichters unbedingt, wie der reim *sinne : minneclichen* im refrain des liedes 7 (18 f. 35 f. 53 f, vgl. vKraus Zs. 56, 50) beweist. — Ich corrigiere noch zum Schwr. 551 *herzog*, schalte ein die la zu 35: *herre] fürste* hs. R und verspare mir weiteres für einen späteren nachtrag, wenn mir eine zweite auflage nicht mehr beschert sein sollte.

E. S.

Der Gottfried von Strafsburg zugeschriebene Marienpreis und lobgesang auf Christus von **Ludwig Wolff** [= Jenaer Germanistische forschungen. herausgegeben von A. Leitzmann. heft 4]. Jena, Frommann 1924. 136 ss. 8°. — Man muss dem verf. zugeben: angesichts des zustandes der überlieferung hätte man den pseudogottfriedischen lobgesang nicht mit solcher selbstverständlichkeit als ein einheitliches werk hinnehmen sollen, wie es bis jetzt gewöhnlich geschehen ist. W. sucht den nachweis zu führen, dass die in der Karlsruher hs. überlieferten 11 strophen den kern der dichtung darstellen; dieser kern habe zwei erweiterungen erfahren, von denen die erste durch die hs. B, die zweite durch C repräsentiert werde. von diesen thesen erscheint zum mindesten der grundgedanke des verf.s stichhaltig, dass die 11 K-strophen von dem übrigen abzusondern sind. zwar sind seine gründe nicht alle gleich beweiskräftig. gewis glaubt man zwischen str. 27 und 28, dh. zwischen dem schluss der K-strophen und dem folgenden einen wechsel des vortrags wahrzunehmen; aber wenn man sieht, welchen schwung und welche fülle die strophen 84 ff erreichen, jene wie die K-

strophen in reinen appellationen gehaltenen teile des Christuslobes, dann fragt man sich, ob dem bloſsen gefühl für den unterschied dichterischer temperamente soviel vertrauen geschenkt werden darf, wie der verf. ihm beimisst. auch gegenüber der versmelodischen andeutung, wonach im gegensatz zu den K-strophen alle andern teile der dichtung durchweg hochschluss in verbindung mit einer höheren tonlage haben, heg ich zweifel. aber neben solchen subjectiven kriterien bringt W. höchst concrete gründe metrischer, reimtechnischer und stilistischer art bei, denen man sich nicht entziehen kann. sprachliche unterschiede vermag er nicht aufzuweisen; das führt ihn dazu, die drei schichten der dichtung örtlich und zeitlich nahe aneinander zu rücken; die drei verfasser sollen um 1300 in demselben niederalemannischen, vom Rheinknie eingeschlossenen landstrich, vielleicht in demselben kloster gedichtet haben. so scharf die besonderen züge der K-strophen herausgearbeitet sind, die annahme zweier verschiedener zudichter ist weniger breit und gut begründet. der verf. begnügt sich im allgemeinen damit, die K-strophen der gesamtmasse der übrigen überlieferung gegenüberzustellen; bei diesem verfahren hat, was er nachträglich an stilistischen unterschieden zwischen den beiden schichten der zudichtung anführt, nicht die rechte plastische beweiskraft. so würkt denn die scheidung der beiden zudichter vorläufig mehr als ein postulat auf grund des handschriftlichen befundes. der text, der den untersuchungen beigegeben ist, fuſst auf der Hauptschen ausgabe. die reihenfolge der strophen ist nur an einer stelle (wol mit recht) geändert, der wortlaut öfter. aber warum geht W. von dem guten brauche ab und macht die textbesserungen des ersten kritischen herausgebers nicht als solche kenntlich?

Münster i. W. **A. Hübner.**

Das problem der seelenschönheit im mittelalter. eine begriffsgeschichtliche untersuchung von **Walter Müller.** Bern, Haupt 1923. 80 ss. 8⁰. 2,50 m. — Der untertitel lässt eine arbeit etwa im sinn der Ehrismannschen aufsätze über Wolframs ethik und über das ritterliche tugendsystem erhoffen. eine solche würden wir gewis begrüſsen, denn wenn die allgemeine erkenntnis von der scholastischen bestimmtheit der ma.lichen begriffswelt nicht mit mancher anderen zum unfruchtbaren schlagwort erstarren soll, tun uns derartige einzeluntersuchungen not, und der begriff der *pulchritudo animae* verheiſst ausbeute für die erkenntnis von art und werden einer typisch ma.lichen denkform. im einleitenden cap. spricht M. davon dass der philologe 'dem leben und den schicksalen eines wortes nachgehn' will, 'um zu erfahren, welch letzter sinn diesem wort innewohnt, wobei erkenntnistheoretische erörterungen nur zum verständnis des worts und nicht zu einer stellungnahme herangezogen werden dürfen'.

die untersuchung selbst geht aber nicht diesen weg. wir erhalten vielmehr eine reihe von belegen für die 'seit Plato ununterbrochene continuität des ausdrucks und begriffs der seelenschönheit', wobei die älteren zeiten ausführlicher, der Areopagite, Eriugena und die 'scholastik (mystische und rationalistische)' auf 1 seite behandelt werden (cap. II). es folgen erörterungen über die seelenlehre, die natürliche und die gnaden-ethik, die hierarchie, durchsetzt von apologetischen äufserungen über das ma. und betrachtungen über das fehlen des ästhetischen elements im protestantismus. die 'definition' des begriffs wird durch die feststellung eingeleitet, dass man sich 'bei jedem definitionsversuch vom tatsächlichen entfernt'. tatsächlich war die aufgabe ja auch nicht definition, sondern philologisch-historische interpretation, wobei die definitionen der scholastik hätten herangezogen werden müssen. der ertrag der gebotenen definition ist unzulänglich. auf das eigentliche problem, nämlich den sinn des wortes 'pulchritudo', seine beziehung zur ästhetischen, ethischen, ontologischen sphäre, geht sie nicht ein. von dem entscheidenden begriff der *proportio* (vgl. Gredt Elementa philosophiae aristotelico-thomisticae, 1922, II 26 ff) erfahren wir nichts (cap. III). ein letztes cap. skizziert die geschichte des begriffs in 'nachmystik, renaissance, idealismus, romantik'. zur anmerkung einzelner bedenken ist der raum zu kostbar. der ganzen arbeit drückt die vermischung wissenschaftlicher und weltanschaulich-praktischer ziele den stempel einer zerfahrenheit auf, die durch feinsinnige einzelbeobachtungen doch nicht wettgemacht wird. nur dass der begriff der seelenschönheit im ma. eine ethisch-religiös begründete stellung hat, wird vom verf. dargetan, nicht aber, welches nun diese stellung ist.

Göttingen. **Günther Müller.**

Untersuchungen über das lied vom Hürnen Seyfrid, mit berücksichtigung der verwanten überlieferungen door **H. W. J. Kroes,** Gouda, van Goor zonen 1924. 8 + 131 ss. 8°. — Zweierlei hat mich veranlasst, hier auf diese arbeit hinzuweisen: die heranziehung erstens der 'Genoechlijcken History van den schricklijcken ende onvervaerden Reus Gilias' (< Ilias?) von 1641 (ed. Boekenoogen, Leiden 1903) und zweitens des 'Seifrid de Ardemont' zu den überlieferungen der erlösungssage. den SdeA. hatt ich zwar schon Anz. XXXVII 135 f dafür in anspruch genommen, aber K. verfolgt den stoff noch weiter in dem epos, und es wird nur noch wahrscheinlicher, dass die heldin des hS. und Sigrdrifa, somit auch die Brunihilda des lectulus eine person sind. den versuchen, die verschiedenen sagen (albenhort, drachenkampf, erlösung, vaterrache) aus dem hS. zu scheiden, der nicht aus liedern, sondern liedcomplexen bestehn soll, steh ich ablehnend gegenüber, nicht nur weil man sehr oft auch anders kann und muss und weil der vf. die Siegfriedsagen viel zu sehr

isoliert (als könnten sie sich nur unter einander vermischen), sondern weil er die philologische zerlegung des textes (Anz. XXXVII 127 ff) kurzerhand beiseite schiebt: wenn er nicht an interpolationen glaubte, muste er ihren erweis widerlegen, und das geschieht nicht durch vertrösten auf eine sagenuntersuchung, der durch die philologische der boden entzogen war (verwunderlich zumal wenn das gedicht ein ineinander von sagen und obendrein umgearbeitet sein soll). dass trotzdem manche einzelheiten einleuchtend sind, soll damit nicht geleugnet sein. zb. macht mich der vf. (s. 10 f) in der annahme schwankend, dass der hS. aus dem Rosengarten A entlehnt habe.

Halle. **Georg Baesecke.**

Versuch einer zusammenstellung der Deutschen Volksbücher des 15. und 16. jahrhunderts nebst deren späteren ausgaben und literatur herausgegeben von **Paul Heitz** und **Fr. Ritter.** Strafsburg, Heitz 1924. 219 ss. 8⁰. 8 m. — Herr verlagsbuchhändler Paul Heitz, durch familientradition mit dem alten Strafsburger buchdruck eng verbunden, als besitzer einer einzig dastehnden sammlung von holzstöcken persönlich seit langen jahren an der geschichte des volksbuchs interessiert und um ihre aufhellung vielfach verdient, hat sich entschlossen, die ergebnisse seines sammlerfleifses für weitere kreise der gelehrten und bücherfreunde nutzbar zu machen, indem er den bibliothekar dr Ritter bat, das vorliegende repertorium zu gestalten, das wir mit herzlichem dank aus einer der fruchtbarsten pflegestätten dieser litteraturgattung entgegennehmen: sind doch aus Strafsburg allein über 170 ausgaben von volksbüchern verzeichnet.

Die verfasser nehmen das wort 'volksbuch' im engern sinne, indem sie darunter in erster linie die 'historien' (romane und novellen) verstehn und ihnen 'die gröfsern schwänke und schwanksammlungen' anreihen. auf dem titelblatt hätte getrost das 17 jahrhundert mit einbezogen werden sollen, denn ihm gehört doch der 'Ewige Jude' (s. 75—85) bereits an, und der 'Gehörnte Siegfried' (s. 169—173), den man ein und für allemal von dem 'Hürnen Seifrid' (s. 168 f) auch im titel scharf scheiden sollte, ist gar ein werk das womöglich erst im 18 jh. zum druck gelangt ist. dann wär es freilich auch angebracht gewesen, noch den 'Herzog von Luxemburg' einzubeziehen, über den wir die vortreffliche monographie von Kippenberg (1901) besitzen.

Über die richtige abgrenzung des stoffes kann man auch sonst mehrfach anderer meinung sein. der 'Lucidarius' ist doch wol nur aufgenommen weil eben die vortreffliche bibliographie von Schorbach vorlag, und wenn einmal der 'Ritter Beringer' (s. 12; vgl. Zs. 39, 426 ff. Anz. XXI 145 ff) aufnahme fand, durfte zum mindesten der gedruckte 'Amis' (Zs. 30, 376 ff) nicht fehlen, zumal es sich auch hier um ein Strafsburger erzeugnis handelt:

die Münchener fragmente weisen, wie ich mich durch vergleichung mit dem ersten druck des 'Staufenbergers' überzeugt habe, auf die officin des Joh. Prüss ca 1483 hin.

Es ligt in der natur eines solchen werkes, dass mancher der auf diesem gebiete specialstudien getrieben hat, in der lage sein wird dazu nachträge zu liefern. ich möchte es bedauern, dass man nicht daran gedacht hat, die correcturbogen dem stets hilfsbereiten Johannes Bolte vorzulegen, dessen überreiche wissensfülle auch da nicht immer ausgenützt ist, wo sie in gedruckten werken zugänglich war: die drei mächtigen bände der anmerkungen zu den KHM. scheint man ganz übersehen zu haben. auf bd II s. 23 anm. stütz ich mich für die folgende ergänzung der lückenhaften bibliographie des 'Brissonetus' (so! nicht Brissoneto) s. 12f: ed. pr. von 1559 (vielleicht Strafsburg, Paul Messerschmidt?), nach wie vor unbekannt; — Frankfurt a. M., Martin Lechler 1568 (Bremen), die ausgabe auf welche sich das messmemorial des MHarder 1569 bezieht; — o. o. 1645 (expl. Weigel), unauffindbar; — Nürnberg, Endter 1656 (Kirchenbibl. Nürnberg); — Nürnberg, Endter 1682 (Staatsbibl. Berlin, aus dem nachlass Karajans). da das Göttinger exemplar von 1656 verschollen ist, gründet sich meine kenntnis des werkes vorläufig nur auf die ausgabe von 1682. über die familie des autors Georg Messerschmidt verdank ich herrn Heitz einige briefliche auskunft, die vielleicht von anderer seite verwertung findet; vorläufig ist das verhältnis zu dem buchdrucker Paul M. und dem jüngern schriftsteller G. Fr. Messerschmidt (Goedeke II² 585f) noch nicht ganz geklärt. E. S.

Mittelalterliche Volksbücher. im Holbein-verlag zu München. breit 8⁰.

Bd I: Die erneuerten Aesopischen Fabeln nebst den hierzu geeigneten lehren zusammengetragen zum wahren nutzen und unterhaltenden vergnügen. mit 20 handcolorierten holzschnitten aus der ausgabe des Joh. Zainer, Augsburg 1475. 64 ss. — 6 m.

Bd II: Geschichte von der wunderlichen geduld der gräfin Griseldis. nach Boccaccios novelle wiedererzählt von Gustav Schwab. mit den handcolorierten holzschnitten der ausgabe von Joh. Zainer, Ulm 1473. 36 ss. — 5 m.

Bd III: Des Giovanni Boccaccio buch: Von den berühmten Frawen. verteutscht von Hainrich Steinhöwel. mit den holzschnitten der ausgabe von Joh. Zainer, Ulm 1473. 88 ss. — 15 m.[1]

Dies neue unternehmen will in erster linie die wertvollen holzschnitte der frühzeit, in den vorliegenden bänden zunächst

[1] dieser preis dürfte sich auf colorierte exemplare beziehen: das übersandte recensionsexemplar dieses bandes hat keine farben — auf die übrigens auch der titel nicht hinweist.

die des illustrators von HSteinhöwel aus der Zainerschen officin erneuern und wird darum von den heute recht zahlreichen freunden der kunst des 15 jh.s dankbar begrüfst werden; denn die widergabe scheint den anforderungen der modernen reproductionstechnik wol zu entsprechen. den bänden II u. III ist ein orientierendes 'nachwort' von dr S. Hoepfl beigegeben, das keine wissenschaftlichen ansprüche erhebt und keine gelehrte kritik herausfordert. in bd III erhalten wir nur die (77) holzschnitte mit den unterschriften, also keinerlei text; in bd II ist die fassung der novelle aus GSchwabs Volksbüchern eingefügt, die aber im nachwort richtiger als auf dem titelblatt charakterisiert wird; in bd I wird eine im allgemeinen correcte erneuerung des Steinhöwelschen textes der vier bücher (also ohne die extravaganten) geboten. der druck der texte hätte wol etwas sorgfältiger überwacht werden sollen: so steht Griseldis s. 6 z. 25 '*jugendlichen*' st. *tugendlichen* und ist s. 24 z. 15 '*ganzen*' fehlerhaft widerholt resp. vorausgenommen.

Es scheint den germanisten gegenüber nicht überflüssig zu betonen, dass die gedruckte deutsche litteratur des 15 und z.tl. noch des 16 jh.s in so engem zusammenhang mit der von den autoren gewünschten und gelegentlich wie anscheinend hier überwachten holzschnittillustration steht, dass publicationen wie die vorliegenden auch für uns eine wesentliche ergänzung der neuern ausgaben von Steinhöwels werken darstellen. E. S.

Johannes Pauli Schimpf und Ernst herausgegeben von **Johannes Bolte.** II teil: Paulis fortsetzer und übersetzer. Erläuterungen. Berlin, Herb. Stubenrauch 1924. *45 + 512 ss. breit 8°. — Der zweite band dieser wahrhaft monumentalen ausgabe ist dem ersten (Anz. XLIII 99 f) fast auf dem fufse gefolgt und schüttet eine erstaunliche fülle von gelehrsamkeit und belehrung vor uns aus. nachdem wir die einfachen nachdrucke aus Strafsburg, Augsburg und Basel (s. *7 steht verdruckt 'Berner') passiert haben, sehen wir das im alemannischen südwesten an der schwelle einer neuen zeit entstandene und von Strafsburg in die welt hinausgegangene werk des katholischen autors in den bereich des jungen Frankfurter buchhandels und buchdrucks übersiedeln und von den wellen der reformation und des humanismus ergriffen werden. die persönlichkeiten der bearbeiter treten 'aus dem dunkel hervor in das sie bisher gehüllt waren': vor allem die Frankfurter buchdrucker Christian Egenolff, Hermann Gülfferich, Sigmund Feyerabend und ein paar kleinere, wie der liederliche drucker und übersetzer von Melanders 'Joci et Seria' (s. 24 z. 11 v.u. muss es Niederhone st. 'Oberhone' und Franziskaner- st. 'Dominikaner'- heifsen) Wolfgang Ketzel von Lich (Marburg, Schmalkalden, Hersfeld). wir lernen die verwertung Paulischer geschichten in der lateinischen sammlung des Joh. Hülsbusch 'Sylva sermonum jucun-

dissimorum' (1568) kennen, weiter ihren niederschlag in dem Antwerpener 'Cluchtboeck' (1554), das von zwei andern verlegern (1570. 1576) übernommen wurde und bei dem letzten ein französisches seitenstück erhielt (1578). den beschluss macht der dänische übersetzer Niels M. Aalborg (1625) und eine skizze der sporadischen nachwürkung Paulis bis herab zu den aufklärern des 18 und 19 jh.s.

Nach dieser gedrängten einleitung erhalten wir s. 1—130 den abdruck der 'Zusätze der spätern ausgaben', womit unter hinzunahme einiger predigtmärlein Paulis die zahl der geschichten von 693 auf 857 anwächst; ein knappes Lesartenverzeichnis (s. 131—138), die Bibliographie samt den überaus nützlichen, aber gewis auch recht mühsamen Inhaltsübersichten (s. 139—239) — und nun die Anmerkungen (s. 241—446)! zu ihrem überwältigenden reichtum hier ergänzungen bieten zu wollen, würde mir einfach lächerlich erscheinen. mag sich im stillen freuen wem es gelingt sein exemplar mit nachträgen von parallelgeschichten zu schmücken. zum schluss zwei sehr erwünschte beigaben: ein 'Wörterverzeichnis' (s. 449—478) und ein 'Sachregister' (s. 479—501); mit hilfe dieser beiden ist es, wie ich mehrfach erprobt habe, in jedem falle möglich, die stücke die man sucht aufzufinden, und zumeist auch parallelen aus Pauli festzustellen.

Ich habe für diese leistung einen respect der an ehrfurcht grenzt und empfinde persönlich den allerherzlichsten dank — hunderte werden mit mir und nach mir so empfinden. und ich habe nur einen einzigen leisen tadel, den ich aber umsoweniger unterdrücken mag als er neben Bolte auch andere trifft, aber bei ihm besonders angebracht scheint. B. hält es für seine pflicht jeden gelehrten und jede stelle zu citieren wo einmal irgend etwas einschlägiges bemerkt ist. das mag bei einem jugendlichen autor als gewissenhaftigkeit oder unsicherheit hingehn, ein mann wie Bolte hat das nicht nötig. wir andern aber werden dadurch in vielen fällen bei der arbeit gehemmt, wo wir nicht ruhen mögen bis 'die litteratur' nachgeschlagen ist. ich könnte für diese klage viele belege vorbringen, will mich aber auf einen beschränken: s. *43 n. 27 führt B. (neben anderem überflüssigen) den artikel über OMelander aus der ADB. auf — er selbst weifs am besten dass er nichts, gar nichts taugt, da der verf. nicht einmal ein werk des autors gelesen hat. warum also?! E. S.

Een boecxken gemaket van suster Bertken die LVII jaren besloten heeft gheseten tot Utrecht in dye Buerkercke. naar den Leidschen druk van Jan Seversen opnieuw uitgegeven met aanteekeningen en een inleiding door dr Joha. Snellen. [Herdrukken van de Maatschappij der nederlandsche letterkunde no. 3] Utrecht, A. Oosthoek 1924. XXVIII u. 80 ss. breit 8⁰. Wie die Lütticher

cistercienserin schwester Hedwig am eingang, so steht 250 jahre später die klausnerin schwester Bertha von Utrecht am ausgang der niederländischen mystik und ihres litterarischen ausdrucks in vers und prosa. 'suster Bertken', eine regulierte canonisse, hat sich mit 30 jahren im chor der 'Buurkerk' einschliefsen lassen und durch 57 jahre das strengste leben einer inclusa geführt, bis der tod die 87 jährige frei machte, die nun in ihrer klause begraben ward. die einleitung der herausgeberin, welche die spärlichen quellen und daten für die geschichte Bertkens mit gewissenhafter kritik vorführt, schildert eindrucksvoll, welches reiche und bewegte politische, wirtschaftliche, kirchliche, künstlerische und geistige leben in jenen zwei menschenaltern an der Utrechter inclusa vorüberrauschte, ja zum teil die kirche selbst, eine Marienkirche die von den 'buurspraken' der gilden ihren volkstümlichen namen erhielt, zum schauplatz hatte, ohne dass auch nur die leiseste spur eines eindrucks in ihren schriftlichen aufzeichnungen zu tage tritt. dieser 'litterarische nachlass' besteht in zwei zierlichen büchlein, von denen das eine 1518, das andere, undatierte, wol nicht lange vorher bei dem Leidener drucker Jan Seversen herauskamen und nun hier zum ersten male vollständig ediert werden: nach verständigen grundsätzen und mit anmerkungen welche auch dem laien das verständnis ermöglichen sollen. es sind betrachtungen, gebete, visionen und schliefslich acht geistliche lieder, von denen eines auch in einer Berliner hs. aus dem besitz Hoffmanns von Fallersleben erhalten ist und danach im anhang abgedruckt ist. höchst anmutig ist das 3. lied: *Ic was in mijn hoofkijn om cruyt gegaen*, das durchaus den charakter eines geistlichen volkslieds hat. eine warmherzige charakteristik der dichterin gibt Kalff in s. Geschiedenis der nederlandsche letterkunde II 259—265 (vgl. auch dessen Gesch. d. ned. letterk. in de 16de eeuw I 325. 403 ff). E. S.

Jean Lemaire de Belges (um 1473 bis um 1515) Dichtungen [Romanische Texte hrsg. v. E. Lommatzsch u. M. L. Wagner h. 7]. Berlin, Weidmann 1924. XVI u. 159 ss. 8°. 2,40 m. — Jean Lemaire aus Bavai im Hennegau, der aus burgundischen in französische dienste übertrat, steht bedeutsam auf der schwelle der zeiten: PhABecker hat ihm als 'erstem humanistischen dichter Frankreichs' eine ausführliche monographie gewidmet (1893), während HMorf ihn vielmehr als 'den hervorragendsten poeten der rhétoriqueurs' bezeichnete. so konnten ihn diese, zu denen auch sein oheim und lehrer Jean Molinet gehörte, ebenso zu den ihrigen rechnen, wie ihn anderseits die dichter der Plejade für preiswürdig erklärten. Lemaires werke liegen in der hauptsache in alten, seltenen drucken vor, die z.tl bei seinen lebzeiten z.tl posthum erschienen sind. wer zu diesen nicht vordringt und für die lectüre der obendrein kritisch wertlosen 4 bändigen ausgabe der 'Oeuvres de Jean Lemaire de

Belges' von Strecker (Louvain 1882—91) keine zeit und lust hat, wird den poetisch nicht unbegabten und stilgeschichtlich recht interessanten autor gern aus der kleinen auswahl kennen lernen, die **E. Lommatzsch** in deutlichem anschluss an die werturteile Morfs getroffen hat. ihm stand dabei in erster linie ein sammelband der Preufs. Staatsbibliothek (für die stücke 1—3) zur verfügung, für nr 4 'Les deux contes de Cupido et d'Atropos' (I in terzinen, II in alexandrinern) die editio princeps (1525) in dem Münchener exemplar. in jenem fand er einen druck von 1510 (Lyon, E. Baland) mit dem prosawerk 'Illustrations de Gaule et Singularitez de Troye', aus dem er die capitel I 24—27: die geschichte von 'Paris und Oenone' zum abdruck wählte (nr 1) und die angefügten 'Epistres de l'Amant vert' an die königin Margarete in versen (nr 2); ferner einen Pariser nachdruck von 1516 für die 'Concorde des deux langaiges' (nr 3, gemischt prosa und verse, ed. pr. 1513). für diese drei stücke hat er dann noch zwei jüngere drucke (1528. 1549) herangezogen.

Da L. für den spätdruck von 1549 das Göttinger exemplar benutzt zu haben scheint, ist es merkwürdig, dass er nicht auch auf unsern druck des I teils der 'Illustrations' v. j. 1510 aufmerksam geworden ist (H. Gall. un. II 91 4⁰), der an textkritischem wert das exemplar des Berliner sammelbandes vom gleichen jahre entschieden übertrifft und, soviel ich sehe, in wahrheit als die editio princeps dieses prosaischen hauptwerks von Lemaire anzusehen ist. es handelt sich ebenwol um ein erzeugnis von Estienne Baland in Lyon, dessen impressum (auf dem schlussblatt r) von dem bei L. s. VI oben angegebenen folgendermafsen abweicht: ... / *Et chez maistre Jehan Richier de Paris / Rhetoricijen En la grād Rue de saint Jehan / Pres de Porte Froc deuant le Faulcon. Et / en Rue Merciere pres du maillet Dargent.* dieser druck weist von den durch L. im text markierten und gebesserten fehlern nur ganz wenige auf und bietet zb. zu L. s. 4 oben folgende abweichungen: z. 1 *resveil* — z. 2 *torchant* — z. 5 *gentiles* — z. 6 *grant* — *aperceurent.* die wesentlichste differenz aber ist die völlige abwesenheit der inhaltsangaben vor den einzelnen capiteln, die ganz sicherlich nicht von dem verfasser herrühren und doch dem herausgeber L. so wichtig erschienen sind, dass er sie aufser im text noch einmal im inhalt s. II abgedruckt hat.

Im übrigen verdient die 'Bibliographische notiz' bes. von s. X ab und das 'Glossar' (s. 131—159) das lob grofser sauberkeit und gewissenhaftigkeit. E. S.

Girolamo Fracastoro *Naugerius, sive de Poetica dialogus* with an english translation of **Ruth Kelso** and an introduction by **Murray W. Bundy** [Univ. of Illinois Studies in language and literature vol. IX no. 4]. Urbana, Univ. of Illinois

press 1924. 88 ss. 8⁰. 1 doll. — Fracastoro (1483—1553), der arzt des concils von Trient und besonders bekannt als verfasser eines umfangreichen latein. gedichtes über die syphilis, gehört mit seinem dialog über die dichtkunst in das breite gefolge des Giovanni Pontano: wie dieser in dem dialog 'Actius' seinen freund Sannazaro, so hat F. im 'Naugerius' seinen studiengenossen Andrea Navagero, den 'neuen Catull', zum hauptträger seiner anschauungen über wesen und zweck der dichtkunst gemacht. das interesse an diesen wenig originellen und recht langweiligen producten, die immerhin für die englische renaissance etwas mehr bedeuten als für die deutsche, ist in America hauptsächlich durch Saintsburys History of Criticism (London 1902) geweckt worden. in dem vorliegenden heft erhalten wir einen facsimileabdruck des dialogs aus den 'Opera' F.s vom j. 1555 nebst einer etwas schulmäſsigen, aber von zwei seiten überwachten und corrigierten übersetzung von miss Kelso und einer gut orientierenden einleitung von M. W. Bundy; ein auszug aus dem 'Actius', gleichfalls mit übersetzung, ist angefügt. E. S.

Hans Holbein der jüngere und die Teutoburger schlacht von **Ernst von Möller**. Berlin, selbstverlag 1923. 54 ss. 8⁰. — Auf einer uns vornehmlich durch die schildhaltenden landsknechte eindrucksvollen zeichnung des Berliner kupferstichcabinetts, welche der junge Holbein in seiner letzten Basler zeit (um 1524) für ein glasgemälde angefertigt hat, entdeckt vM. 'eine halb-symbolische darstellung des siegestriumphs mit benutzung der motive der Teutoburger schlacht'. die beweisführung ist nicht unbedingt überzeugend und in manchen einzelheiten anfechtbar, aber sie ist mit reicher und sicherer gelehrsamkeit geführt und temperamentvoll eindringlich, ohne aufdringlich zu sein und ohne irgend eine schwäche oder einen einwand zu vertuschen. so ist das ganze auf jeden fall eine anregende lectüre. E. S.

Grimmelshausens sprichwörter und redensarten von **Martha Lenschau** [Deutsche Forschungen hrsg. von Panzer u. Petersen h. 10]. Frankfurt a. M., Diesterweg 1924. 155 ss. 8⁰. 6,60 m. — Zehn bogen über ein solches thema? — in einer zeit wo, wie wir alle wissen und immer wider erfahren, so viele weit wichtigere arbeiten nicht zum drucke gelangen können! ich gesteh dass ich mit einigem unbehagen das buch in die hand nahm, dessen vorgänger, ähnliche arbeiten über HSachs und ThMurner, ich nicht in dankbarer erinnerung hatte. aber die lectüre hat mich doch friedlicher gestimmt: nicht dass das knappe cap. I, welches die bedeutung der sprichwörter und redensarten für Grimmelshausen klar und verständig erörtert (s. 1—18), irgend welche resultate ergäbe die nicht von vorn herein zu erwarten sind, aber dafür fehlt auch jede wichtigtuerische pose; und in den beiden capiteln des hauptteils er-

halten wir dann eine sehr gewissenhafte und solide aufarbeitung des materials, das in wolerwogener ordnung und in schlichter darstellung vorgeführt wird: hier kann man würklich im einzelnen allerlei lernen, ja hin und wider stofsen wir auf artikel die sich wie eine kleine monographie oder doch wie ein guter wörterbuchartikel lesen. die verfasserin hat sich mit auswertung der zahlreichen alten sprichwörtersammlungen und der modernen idiotiken ehrlich mühe gegeben, und sie wird bei allen die sich mit diesen dingen näher beschäftigen aufrichtigen dank ernten. merkwürdig ist dass ihr nicht nur die ganze litteratur sondern geradezu der begriff der priamel fremd geblieben zu sein scheint; so hat sie offenbar verkannt, in welche litterarische familie der von ihr in drei fassungen vorgeführte vierzeiler s. 37 (nr 33) gehört. — Dass der begriff der 'redensart' nicht bestimmt zu fassen ist, muss jeder zugeben, und man wird die verfasserin nicht schelten, dass sie unter dieser rubrik eher zu viel als zu wenig geboten hat. in vielen fällen handelt es sich einfach um metaphorische oder metonyme abwandlung des wortwerts, in einzelnen gar nur um eine schlichte bedeutungsnüance. — Wenn ich der leistung als ganzem auch das prädicat sauber nicht vorenthalten will, darf ich doch nicht verschweigen, dass in den eigennamen und citaten recht viele satz- und schreibfehler stecken: dass zb. der herausgeber Grimmelshausens abwechselnd 'Borchardt' und 'Borchert' heifst, ist würklich nicht schön. E. S.

Neues leben aus Klopstock von **Felix Zimmermann.** Dresden, Sibyllen-verlag 1923. 58 ss. 8°. — Ein aufruf, ein panegyrikus, werbendes zeugnis des neuerwachten verständnisses für Klopstocks kunst. lang eingewurzelte vorurteile gegen den Messias werden mit treffend charakterisierenden bemerkungen über Klopstocks wesen und über seine grofse dichtung zurückgewiesen. wer wollte mit dem begeisterten rechten, dass einige worte anderen zu hoch gegriffen scheinen? mit recht wird auch die anschaulichkeit und lebendigkeit mancher partieen des epos betont und wird Klopstocks stil mit Bachs fugenstil verglichen: 'Zwei ebenbürtige meister des deutschen barocks reichen sich die hände'. 'So ist der Messias die widergeburt des epischen stils aus dem geiste der musik und kennzeichnet sich damit als ein erzeugnis der blütezeit des protestantischen deutschen barocks'.

Ziel der schrift ist zu lebendigem vortrage des Messias anzuregen und der Erhardschen vortragskunst den weg zu bahnen und ihre würkung zu ergänzen. daher wird die lyrik Klopstocks, die noch in Ermatingers in vieler hinsicht trefflichem buche 'Die deutsche lyrik von Herder (!) bis zur gegenwart' gar stiefmütterlich behandelt wird, leider nicht mit herangezogen. auch aus ihr, wie auch aus den köstlichen briefen Klopstocks und seiner frau, kann unserer zeit neues leben spriefsen.

Die litteraturgeschichte hat an Klopstock schwere unter-

lassungssünden wider gut zu machen. Zimmermanns vorwürfe gegen sie bestehn zu recht. um so aufrichtiger muss man dieser auch in ihrem äufseren gewande schönen und würdigen werbeschrift weite verbreitung wünschen. **Paul Kluckhohn.**

Lessing, geschichte seines lebens und seiner schriften von **Erich Schmidt.** vierte durchgesehene aufl. Berlin, Weidmann 1923. VIII u. 691. VIII u. 620 ss. 8°. — Der Weidmannsche verlag hat die 4. auflage von Erich Schmidts grofsem Lessingwerk nicht als blofsen neudruck, sondern in zeitgemäfser bearbeitung hinausgehn lassen wollen. FSchultz hat sich dieser mühevollen, aber im grunde doch recht undankbaren aufgabe unterzogen. denn er weifs sehr wol, dass er mit tieferen eingriffen in den text dieses monumentalwerkes die feste einheit von inhalt und form sprengte, die in Schmidts ganzer persönlichkeit verankert ist. daher beschränken sich Sch.s änderungen nach dem vorwort auch nur auf die verwertung ganz unumstöfslich feststehnder neuer forschungsergebnisse, auf eine zeitgemäfse ergänzung der anmerkungen und bibliographischen nachweise, auf die ausmerzung offenkundiger sachlicher und formaler versehen und heut überholter anspielungen, sowie auf die lockerung von etwa drei dutzend allzustraff gebundenen satzconstructionen. die neue auflage hat sonach die frühere textgestaltung im wesentlichen unberührt gelassen. dass die wissenschaftliche forschung über Lessing und seine freunde in den letzten 15 jahren gerade nichts umstürzlerisches hervorgebracht hat, muss dem herausgeber ohne weiteres eingeräumt werden. immerhin hätten doch vielleicht werke wie das Anersche und Sommerfeldsche über Nicolai und Korffs buch über Voltaire in Deutschland die textgestaltung der neuen auflage irgendwie beeinflussen müssen. freilich wäre da Sch. zu tiefern eingriffen in Schmidts darstellungskunst gezwungen gewesen, was er gerade vermeiden wollte. unbedingt aber hätte Schmidts mutmafsliche angabe über das verhältnis der drei gedruckten bogen von Lessings kritik über Jöcher zu ihrer fassung am schluss der 'Briefe' (Lessing[4] I 219) nach HvMüllers fund und Munckers sorgfältiger vergleichung (22. bd.[2], s. VII ff) revidiert werden müssen. die beseitigung sachlicher und formaler versehen in jeder neuen auflage ist eigentlich eine selbstverständlichkeit. umso peinlicher berührt es, wenn nun doch unrichtigkeiten stehn bleiben. es hat zwar weniger zu sagen, wenn man Lessing[4] I 266 noch immer list, dass die 'vierte' (statt 'dritte') 'Abhandlung über die Fabel' höchst subtil unfruchtbare scheidungen vollzieht, aber sehr störend ist es, wenn auch in der neuen auflage (I 266) wider als entstehungsjahr der 'Miss Sara Sampson' 1752 statt 1755 angegeben wird! ich weifs sehr wol, wie schwer der druckfehlerteufel der schriftstellernden menschheit zusetzt, besonders seit alle gröfsern verlagsanstalten den maschinensatz an stelle des handsatzes treten liefsen. Erich Schmidt selbst hat, ohne es zu

wollen, den professor Klotz zu einem hallischen 'gemeinderat' (statt 'geheimderat') gemacht (Lessing[3] I 646). Schultz hat den vielberufenen classischen philologen nun freilich seiner stadtväterwürde wider entkleidet (Lessing[4] I 605), dafür aber hat sich in seine bearbeitung des werkes eine unmenge von neuen druckfehlern und versehen eingeschlichen. es ligt mir fern, meinen Frankfurter collegen für all das verantwortlich zu machen und ihm etwa anzukreiden, dass, um nur einige beispiele hier aufzugreifen, der name Diderots mehr als einmal als 'Diederot' erscheint, dass es I 165, z. 18 v.u. 'lehre' st. 'lehrer', I 293, z. 2 v.u. 'mit dem' st. 'mit der', I 300, z. 11 v.u. 'vertrug' st. 'vortrug', I 301, z. 10 v.u. 'spitze' st. 'spitz', I 511, z. 1 v.o. 'bildhauerwerkstatt' st. 'bilhauerwerkstatt' heifsen muss; auch über die mehr oder minder hässlichen wortentstellungen I 219. 232. 325f. 481. 494 kommt schliefslich der leser leicht hinweg. es wäre eben sache eines grofsen verlags, durch einen sorgfältigen corrector einen wissenschaftlichen herausgeber in der rein mechanischen arbeit des correcturlesens zu unterstützen. leider sind aber auch ganze worte verstellt worden oder gar ausgefallen, wodurch gegenüber der dritten auflage eine textverschlechterung eingetreten ist. so fehlt zb. I 232, z. 15 v.u. 'er', 296 z. 4 v.o. 'ja', 297 z. 6 v.u. 'macht der', und I 300 v.o. ist 'auch er' st. 'er auch' zu lesen. aber trotz diesen mängeln wollen wir dem herausgeber dafür dank wissen, dass er Schmidts unvergängliches monumentalwerk dem wissenschaftlichen bedarf durch seine revidierte neuausgabe wider zugänglich gemacht hat.

Halle. **Ferdinand Josef Schneider.**

Cornelia die schwester Goethes von **Georg Witkowski.** m. 8 abbildungen. Frankfurt a. M., Rütten & Löning 1924. 210 ss. 8°. gebd. 6 m. — Seit 1902 besafsen wir von Witkowski eine biographie der Cornelia Goethe, die in der soliden weise des verfassers gearbeitet und mit einem starken anhang von briefen und tagebuchblättern ausgestattet, gleichwol eine gewisse innere ergriffenheit verriet und in deren bann schliefslich auch den leser zog, der vielleicht mit einem leichten widerstreben an das sich recht vornehm präsentierende buch herangetreten war. die zweite auflage die wir hier erhalten, ist zwar reichlich mit bildern geschmückt, trägt aber im übrigen ein anspruchsloses gewand. sie verzichtet auf den apparat der documente, soweit sie nicht in die darstellung verarbeitet wurden, und liefert den beweis dass W., mag ihn auch erstmals der schriftliche nachlass Corneliens auf der Leipziger bibliothek zum studium des so schwer fassbaren wesens hingeführt haben, seiner heldin die treue gehalten hat und aus gütigem herzen heraus auch um die verstehnde anteilnahme weiterer kreise wirbt.

E. S.

Die briefe der Elise von Türckheim geb. Schönemann (Goethes Lili). im auftrage des Wissenschaftl. instituts der Elsass-Lothringer im Reich zu Frankfurt a. M. unter mitarbeit von Ernst Marckwald herausgegeben von **John Ries.** Frankfurt a. M., Englert & Schlosser 1924. 3 bl. u. 328 ss. gr. 8⁰. 9,50 m. (hlbldr 12 m.). — So hat denn diese uns lange versprochene publication, die auch zu den schmachvoll aus dem Elsass vertriebenen gehört, nach vielfachen fährlichkeiten ein gastliches unterkommen in Frankfurt gefunden! man hat sie (als bd VII) den von der dortigen Historischen commission herausgegebenen 'Frankfurter Lebensbildern' eingereiht, und damit erlitt freilich der charakter der geplanten urkundlichen ausgabe in letzter stunde eine veränderung, die den herausgebern schmerzen bereitet hat und gewis manchem leser ebenso unverständlich erscheinen wird wie dem recensenten. den französisch geschriebenen briefen (103 von 141) wurde nämlich eine deutsche übersetzung (von R. Dohse) beigegeben, und um ihretwillen musten sich einleitung, anmerkungen — und text allerlei kürzungen gefallen lassen. ich vertraue dem tacte der herausgeber, dass uns damit nichts irgendwie wesentliches vorenthalten worden ist, denke aber von dem deutschen publicum das allein zu briefbänden wie dem vorliegenden greifen und sich in sie versenken wird, doch viel zu gut, als dass ich glauben möchte, irgend jemand könnte sich mit der übertragung zufrieden geben oder sie auch nur bei der lectüre heranziehen. und nun gar in Frankfurt, wo man sich, wie jedermann weiſs, immer etwas auf ein engeres verhältnis zu Paris und zur französischen cultur zu gute getan hat?

Dass die briefe der Lili, ausschlieſslich familienbriefe der frau vTürckheim (1785—1816), von denen ja recht viele bereits aus Jügels 'Puppenhaus' und des grafen Dürckheim büchlein 'Lilis bild' bekannt waren, auch in der erreichbar vollständigsten publication und der urkundentreuen fassung die uns hier geboten wird, absolut nichts für die deutsche litteraturgeschichte ergeben würden, das wusten wir längst, und das wird also hoffentlich niemandem mehr eine enttäuschung bereiten. dafür erscheint aber das bild der briefschreiberin in allen ihren verwandtschaftlichen und freundschaftlichen beziehungen, ganz besonders als gattin und mutter, in einer wundervollen, durch keinen widerspruch getrübten reinheit und klarheit, und bei aller zugegebenen enge doch in einem reichtum und einer fülle, dass jeder leser aus der erneuerten und vertieften bekanntschaft einen gewinn ziehen wird. immer und immer wider klingt uns das wort des schmerzvoll liebenden dichters im ohr: *Wo du Engel bist, ist Lieb und Güte, Wo du bist, Natur!* dass diesem bilde, in der äuſseren erscheinung wie in der lebensbetätigung, auch ein zug von gröſse nicht fehlt, wusten wir und erfahren es aufs neue. es ist ein merkwürdiger, aber gewis nicht be-

deutungsloser zufall, wenn die 37 jährige Elise vTürckheim im j. 1795 bei zwei so grundverschiedenen frauen wie Henriette von Egloffstein und Bäbe Schulthess die erinnerung an Iphigenie weckt.

Der (von Ernst Marckwald unterstützte) herausgeber John Ries hat dem text der briefe und ihrer erläuterung strenge philologische sorgfalt zugewendet, und in einer ausführlichen und tiefdringenden einleitung die ihm ans herz gewachsene briefschreiberin feinfühlig, beredt und ritterlich als das hingestellt, als was sie die urkunden und die zeugnisse der mitlebenden, und bei richtiger deutung vor allem auch die selbstzeugnisse Goethes ergeben: als eine frau die, wenn eine, durchaus würdig gewesen wäre, an der seite des grofsen dichters durchs leben zu schreiten. der verlag hat für eine wahrhaft vornehme ausstattung des werkes und reiche beigabe von bildern usw. gesorgt. insbesondere hab ich mich gefreut, dem durch 'Lilis bild' zuerst bekannt gewordenen pastellporträt von 1782 (dessen original ich im april 1910 auf einer ausstellung elsässischer bildnisse im palais Rohan zu Strafsburg freudig begrüfste) hier in einer wesentlich bessern widergabe zu begegnen. E. S.

Clemens Brentano Gesammelte Werke herausgegeben von **Heinz Amelung** und **Karl Viëtor.** I bd: Gedichte und Erzählungen. Kleine Schriften. LIV u. 530 ss.; II bd: Godwi. XIII u. 589 ss.; III bd: Rheinmärchen. Gockel und Hinkel. XII u. 488 ss. IV bd: Italienische Märchen. Dramen. VIII u. 510 ss. 8°. Frankfurt a. M., Frankfurter verlagsanstalt 1923. — Die von CSchüddekopf breit angelegte und mit einem grofsen — allzugrofsen — stab von mitarbeitern in scene gesetzte ausgabe der Sämtlichen Werke Clemens Brentanos (München, G. Müller 1909 ff) ist mit dem krieg ins stocken gekommen, nachdem sie es bis 1914 auf 8 bände (darunter ein doppelband und zwei halbbände) gebracht hatte; und da ihre weiterführung durch Heinz Amelung auf schwierigkeiten zu stofsen scheint, begrüfsen wir um so freudiger die auswahl in vier vornehm schlichten bänden, die uns zwei bewährte kenner des dichters bescheren, und die in ausrüstung und ausstattung allen ansprüchen eines weitern kreises von litteraturfreunden entsprechen dürfte. ihre äufsere erscheinung lässt die frühern auswahl-editionen (von JBDiel, MKoch, JDohmke, MMorris) ebenso zurücktreten wie der umfang und wert der gebotenen texte. dass uns keine anpreisung einer kritischen leistung und kein apparat von anmerkungen stört, möcht ich rühmend hervorheben. die dem ersten band vorangestellte biographie Amelungs list man leicht und mit genuss.

Der oben angegebene inhalt lässt von den litterarisch bedeutsamen werken des dichters nur die Romanzen vom Rosenkranz vermissen; gerade diese aber sind jetzt aufser in der grofsen ausgabe auch bei Morris bequem zugänglich. dafür

nehmen wir mit besonderm danke den Godwi und eine auswahl der gedichte auf, die uns freilich das fehlen gerade dieses teils der gesamtausgabe doppelt schmerzlich empfinden lässt — und wol noch auf lange hinaus? es ist übrigens interessant diese auswahl Viëtors mit derjenigen zu vergleichen welche der recht gescheite Julius Eckardt genau vor 50 jahren getroffen hat (Berlin, Grote 1874): ohne dafür, wie es scheint, ein publicum zu finden, obwol das büchlein mit illustrationen in einer weise ausgestattet war, die über die durchschnittsleistungen jener tage weit hinausgieng — freilich auch über den durchschnittsgeschmack: denn die zeit welche von Julius Wolff in der illustration Paul Thumanns entzückt war, konnte unmöglich den dichter Brentano mit dem teilweise congenialen bilderschmuck Wilhelm Steinhausens schätzen.

Der text ist wo immer ich ihn schärfer geprüft habe, wie beim Ponce de Leon, zuverlässig und sauber (was man übrigens auch Morris nachsagen muss). hier und da versteh ich freilich die änderung der orthographie nicht: warum wird zb. IV 341 beidemal *Gukuk* st. *Guckuck* geschrieben? warum s. 481. 82 *Kommandant* st. *Commendant*, wo doch *Adjudant* beibehalten wird? rechenschaft über die vorlagen wird nur von Viëtor, nicht von Amelung gegeben, dessen einleitungen überhaupt von einer knappheit und sprödigkeit sind die entschieden zu weit geht: beim Godwi ist sogar jede angabe über das erscheinungsjahr unterblieben — man muss doch wol sagen: vergessen worden?

In den 19 bildlichen beigaben konnte diesmal kaum neues geboten werden, nachdem vor kurzem sowol die zeichnung WSchadows, welche von Clemens i. j. 1805 ein gewis zuverlässigeres bild gibt als die stark stilisierte büste FTiecks von 1803, als auch das ölporträt der Minna Reichenbach von Joh. Friedrich August Tischbein (nicht Wilhelm!) in der publication von WLimburger bekannt gegeben waren. dass die bilder zum Godwi von HRamberg herrühren, hätte (IV 508) um so mehr gesagt werden müssen, als auf ihrer — übrigens wenig schönen — widergabe die signaturen sowol des malers als der (für beide bände verschiedenen) kupferstecher fortgefallen sind.

E. S.

Das deutsche schicksalsdrama. eine akademische antrittsvorlesung von **Moriz Enzinger**, Innsbruck, verlagsanstalt Tirolia o. j. 48 ss. 8⁰. — Das deutsche schicksalsdrama und im allgemeinen die deutsche schicksalsidee entwachsen nicht dem zur zeit der klassiker stark gewordenen einfluss der antike, erscheinen nicht im gefolge allgemein geistesgeschichtlicher (romantik) oder wirtschaftlicher (not der napoleonischen zeit) zeitströmungen. am wenigsten sind sie das künstliche product litterarischer nachahmung.

Dieser negative anfangsteil von E.s darlegungen stellt die

schwäche der bisherigen betrachtweise einsichtig und einleuchtend heraus. er handelt dann auch fesselnd über die theatertradition, die der 'bayrische barock' im jesuitenstück geschaffen hat: die äufserlich fatalistischen momente, die aus dem bayrischen ritterstück, aus dem Wiener volksstück bis zu Grillparzer bekannt sind, lassen sich aus dieser litterarischen, und doch eben nicht nur litterarischen, weil im katholizismus wurzelnden, überlieferungsreihe ableiten.

Da ändert sich mit einem male das bild; von dem augenblick an wo JNadler und sein 'epochemachendes buch' über die Berliner Romantik als schutzgeist angerufen wird (s. 23). die wichtigsten schicksalsdramatiker, Moritz, Tieck, Werner, sind jenseits der Elbe zuhause, sind 'neustämmlinge'. was wunder wenn schicksalsidee und damit schicksalsdrama als typisches und notwendiges geistes- oder vielmehr seelenproduct jener stämme angesprochen werden? und unvermerkt, unter dem vorwand dass die bisher zu vereinzelt betrachteten litterarischen erscheinungen auf eine breitere basis gestellt werden müssen, ändern sich thema und sinn der untersuchung: es war nach der genesis des deutschen schicksalsdramas gefragt worden, einer fest umrissenen litterarischen gattung. jetzt lautet auf einmal die these: den neustämmlingen ist diese art fatalismus angeboren. die neustämmlinge sind die geborenen schicksalsdramatiker — verhängnisvoll in der umkehrung: die geborenen schicksalsdramatiker sind alle neustämmlinge. der beweis dafür wird mit einer genügsamkeit erbracht die ja auch Nadler nicht ganz fremd ist: Müllner ist wenigstens auf dem rechten Saaleufer geboren (das muss bemerkt werden, trotzdem E. s. 42 durchaus die einsicht besitzt, ihn als verstandesmäfsigen nachempfinder einer fertigen litterarischen gattung zu werten), und Fouqués grofsvater ist wenigstens in die Mark eingewandert. mit noch gröfserer energie werden nun aber umgekehrt die neustämmischen dramatiker zu schicksalsdichtern gestempelt. Kleist und Werner sind die gipfelpuncte. so wird die darstellung der fatalistischen litteratur zu einem glaubensbekenntnis des litterarischen fatalismus; ostwärts der Elbe geboren sein heifst in schicksalsglaube und erlösungsbedürfnis aufgehn und, ist man dramatiker, schicksalsdramatiker werden.

Es scheint noch eine weile dauern zu sollen, bis der gesunde und brauchbare kern solcher gedankengänge aus der dichten hülle willkürlicher übertreibung und construiertheit sich herausschält.

Tübingen. **Hermann Schneider.**

Strafsburg, die burg an der durch keltisch-römisch-christliche tempel geweihten, von militärischer macht verteidigten strafse nach Gallien. Argentoratum an seinem fluss Argenza. das gold Siegfrieds und die kaiserinnen des Elsasses. Attila

und Odovakar. von **Luise Rexilius.** Leipzig, Mayer & Müller in comm. 1920. 273 ss. 8⁰. — Den nimbus in den die verf. die Etichonen und ihr land hüllen möchte, zeigen auch der stille bogentitel 'culmen mundi' nebst dem motto der 'carmina non prius audita ...', übertreibungen deren man sich jetzt richtiger wol enthielte. ohne illusionen geht es dabei nicht ab. sogar das Nibelungengold, Siegfrieds schatz, wird das ganze eröffnend herbeigezogen, da er nicht versenkt, sondern trotz Hagens letztem wort *den schatz weis nu nieman* ... ins Hunnenland gekommen und besonders durch den als Elsässer gefeierten grafen Erich von Friaul in der Avarenschlacht erobert zurückkehrte, nachdem schon Walthari seine reisekisten damit gefüllt hatte, sodass könig Ludwig wider sein besitzer wurde und noch Napoleon mit den daher stammenden merowingischen goldplättchen seinen mantel schmücken liefs. dass der Alamannenherzog Nebi (Hnabi, Hnäf), dem Ludwig mütterlicherseits entstammt, mit den Nibelungen nichts zu tun hat, muste R. wissen. von dem mystischen bezirk an der Argenz ist mir in würklichkeit nichts bekannt geworden, der tempel auf dem Donon ist bekanntlich modern, ebenso wenig von den römischen forts auf dem kamm der Vogesen, von denen das erste noch gefunden werden soll. die heidenmauern gehören nicht hierher. in den mittelalterlichen urkunden und quellen wird geschwelgt und alles was der verf. in den wurf kommt, lateinisch und deutsch, seiten-, ja bogenlang ausgeschrieben. als bequemer ersatz für die quellen kann es nicht dienen. dafür ist die anordnung und erzählung nicht systematisch und kritisch genug. auch die beiden elsässischen kaiserinnen Irmingard und Richardis werden noch bedacht, ebenso mit künstlicher verknüpfung die kaiserin Augusta verherrlicht (s. 247—269). die etymologischen spielereien (*Wolfram* = *wol fromm* usw.) und sonstigen gedankensprünge sind oft genug erschreckend. **R. Henning.**

Karl Gunz, Lehrbuch d. geschichte, I. Altertum. Wien u. Leipzig, Deuticke 1923. 134 ss. 8⁰. 4 m. — Eine geschichte des altertums auf 134 seiten soll kein wissenschaftliches werk sein, zumal wenn in diesen noch eine geschichtsphilosophische einleitung, die ganze prähistorie und der alte Orient einschl. Indien eingeschlossen sind. man wird gewaltsame zusammenziehungen und starke streichungen hinnehmen. aber was hier geboten wird, ist doch selbst dafür noch schlecht. viel ligt an der einteilung: erst die politische geschichte der Griechen, dann ihre cultur, dann die Römer. es muss gerade für die als benutzer gedachten schüler verwirrend würken, wenn so Homer hinter Alexander d. Gr. und, da das culturcapitel rein sachlich gegliedert ist, auch hinter die attische tragödie gerät. das muste sich vermeiden lassen. schlimmer ist dass durch die zerreifsung von Griechen und Römern das kernstück des altertums, die zeit des hellenistischen gleichgewichts der mächte, garnicht zur geltung kommt.

niemand kann aus dem buch ersehen, welche katastrophe die römische weltherrschaft über die weifse menschheit gebracht hat. — Die ausführlichkeit der behandlung einzelner fragen ist ganz willkürlich, über die griechischen göttersagen lesen wir seitenlang, dagegen über die grofse religiöse revolution des 6 jh.s kein wort, und über die grofse politische geschichte seit Alexander ein paar nichtssagende sätze. ein vergleich mag klarmachen, was das heifst: man denke sich eine deutsche geschichte, in der über Wodan und Dietrich vBern mehr als doppelt so viel gesagt wird wie über die politische geschichte von Karl V. bis zum heutigen tage, und in der Luther nicht vorkommt. so ist das buch von Gunz. soll man es für möglich halten, dass in einer geschichte des altertums der entscheidungskampf zwischen ost und west, der Antiochoskrieg, überhaupt nicht berührt wird? die römische republik ist an den spanischen colonialkriegen verblutet, sie haben die italische bauernschaft ruiniert und sie sind die eigentliche ursache der römischen revolution: von ihnen ist mit keinem wort die rede. wol aber seitenlang über die italischen götter, deren religion nie eine geschichtliche rolle gespielt hat. und derlei gibt es allenthalben.

Und die stärkste kürzung verpflichtet nicht, einfachen unsinn zu schreiben. eine kleine blütenlese: die phoinikische schrift ist eine silbenschrift, die spartanischen ephoren wurden aus den vornehmsten familien gewählt, die Seleukiden sind bald verweichlicht (es wird schwer halten, in der ganzen weltgeschichte eine dynastie zu finden, die bis zuletzt so zäh und fähig blieb wie sie), die griechische malerei ist hinter der plastik zurückgeblieben, die plebejer sind von hause aus die kleinbauern, die ritter waren die reichsten patricier, die plebejer waren von der nutzung des ager publicus ausgeschlossen (wo bekanntlich auch jeder nichtbürger frei occupieren durfte!). und derlei dinge, wo man sich nur fragt, wie solche misverständnisse überhaupt möglich sind, jagen sich auf jeder seite. — Ganz selten merkt man einmal die spuren neuerer forschung, wie in der behandlung der zeit Philipps II, meist leben längst versunkene legenden weiter. C. Gracchus ist der ideale volksfreund, seine gegner sind bestochene hetzer. dabei betont G. selbst, dass die ritter eine plage für die provinzen waren, er weifs einfach nicht, dass Gracchus der begründer der allmacht der ritter war. Lucullus, der die europäische civilisation gerettet hat, in letzter stunde, ehe sie von dem erwachenden Morgenland, der römischen aussaugung und dem bolschewismus zerrieben wurde, wird nur als freund guten essens erwähnt. über Caius (G. schreibt Caligula) und Nero erfahren wir nur ihren cäsarenwahnsinn. und der kaisercult erscheint als etwas römisches!! natürlich, denn das griechische gottkönigtum wird überhaupt nicht erwähnt, und Alexanders zug zum Ammonion, einem in der griechischen welt

hochangesehenen und im Orient in weitesten kreisen unbekannten tempel erscheint, genau wie vor hundert jahren, als ein versuch Alexanders die Orientalen zu gewinnen. und die schlacht von Issos richtig zu datieren erfordert nicht mehr raum als sie falsch zu datieren. aber genug, man könnte seitenweise ähnliches aufführen.

Es ist lobenswert, wenn auch die technische cultur berührt wird, erfindungen, verkehr, handel uä. aber warum kein wort über die revolutionären fortschritte der heiz- und bewässerungstechnik in der frühen kaiserzeit, warum statt Neros 'cäsarenwahnsinn' nicht lieber die tatsache, dass seine regierung die indische baumwolle gebracht hat, warum nichts von der epochemachenden erfindung der künstlichen düngung im 3 jh. v. Chr.?

Man hat bei dem buche das gefühl, als ob irgend ein nichtfachmann sich ein paar gerade in seiner schulbibliothek vorhandene bücher hergenommen und danach compiliert habe. wirr stehn die ansichten der zeit von Curtius, Droysen und der heutigen nebeneinander, und oft genug ist man geradezu neugierig, wie die betr. behauptung überhaupt zusfande gekommen ist: denn weder die quellen noch die modernen darstellungen können sie begründen. die für ähnliche zwecke geschaffenen geschichtlichen handbücher der spätantike haben ähnlichen charakter wie das vorliegende buch. aber sicher sind Eutrop und Victor noch besser.

Göttingen. **U. Kahrstedt.**

Weber-Riess, Weltgeschichte in drei bänden. 2. aufl. Leipzig, Engelmann 1924. XXVI u. 1119 ss.; XVI u. 683 ss.; XVII u. 601 ss. 8°. gebd. 33 m. — Das zweibändige 'Lehrbuch der weltgeschichte' von Georg Weber, das seit 1846 in 20 auflagen erschienen war und vielen von uns ein vertrauter nothelfer gewesen ist, hat prof. Ludwig Riess nicht umgearbeitet, sondern ersetzt durch die völlig neue Weltgeschichte, die jetzt in 2. auflage vorligt. wir nehmen nicht ohne wehmut abschied von dem alten Weber und erinnern uns namentlich auch der höchst eindrucksvollen autobiographie, die er in spätern jahren dem werke vorangestellt hatte. aber wir dürfen uns und dem verlag glück wünschen zu dem werke das an seine stelle getreten ist, und dessen verfasser, mit reichem wissen und einem ungewöhnlich weiten überblick über die culturen auch der entlegensten völker und zeiten ausgestattet, seiner neuschöpfung ohne ruhmredigkeit nachsagen darf, dass sie aus dem geiste Rankes erwachsen sei und mit der durchführung der synchronistischen übersicht der welthistorischen ereignisse dem ideal einer 'weltgeschichte' weit näher komme als der vorgänger. obwol der umfang des ganzen das alte werk nicht mehr überragt als das anwachsen des stoffes es nnbedingt erforderte, ist die verteilung auf drei bände notwendig geworden, und später-

hin werden verleger und publicum sich auch mit einer vierzahl abfinden müssen, zumal ja dies werk zugleich die grofse zwölfbändige Weltgeschichte Webers und andere vergleichbare werke ersetzen muss, die eine ähnliche, auch nur annähernd so tiefgreifende erneuerung nicht gefunden haben. die abgrenzung hat sich teilweise verschoben: der I band (Altertum und Mittelalter) schliefst wider mit der entdeckung Amerikas (1492), und der III band (Neuste Zeit) beginnt nicht mit der französischen revolution, sondern mit der restauration (1815). er umfasst auch eine von hoher warte gesehene und geschriebene geschichte des weltkriegs, führt die ereignisse bis zur unmittelbaren, trostlosen gegenwart und stellt im schlusswort fest, dass im vergleich mit den ununterbrochenen fehlschlägen aller diplomatischen verhandlungen nach dem dictat von Versailles 'das vielgescholtene werk des Wiener congresses im hellsten lichte erscheint'.

Dass es für keinen specialisten schwer hält, einer so umfassenden leistung gegenüber ausstellungen zu machen, ist selbstverständlich: so ist der verf. mit den neusten arbeiten und ansichten über die verschiebungen der germanischen stämme und insbes. über die besiedelung Englands offenbar nicht vertraut. ich möchte mich aber an dieser stelle auf einen einzigen wunsch beschränken. so unbestritten die brüder (nicht 'gebrüder'!) Grimm auch in der vorstellung und im herzen des deutschen volkes vereint bleiben sollen, in einem werke wie diesem müste sich doch ein platz finden, um der überragenden gröfse Jacobs und seiner schöpfung zu gedenken — wie denn überhaupt weder die mächtige einwürkung Herders noch die offensichtliche bedeutung der deutschen, slavischen, keltischen philologie und altertumskunde für das erwachen der nationalen bestrebungen im 19 jahrhundert in irgend einer mir bekannten geschichtlichen darstellung zu ihrem rechte kommen.

Ein vorzug des alten Weber war auch das sorgfältige und reichhaltige register — dieser vorzug ist dem neuen werke gleichfalls nachzurühmen. E. S.

Tiroler Heimatsbücher hrsg. v. d. landesgruppe Tirol des Vereins f. christl. erziehungswissenschaft bd I: Wilten, Nordtirols älteste culturstätte I teil. 9 abbildungen auf kunstdruckpapier. Stift Wilten, selbstverlag d. jugend-schutzvereins 'St. Bartlmä' [1924]. 232 ss. kl. 8°. — Ein neues unternehmen von heimatsbüchern, deren wert die einleitung von H Wopfner mit nachdruck würdigt, scheint hier aufs glücklickste eingeführt: in einer weise der auch die wissenschaft ihren beifall nicht versagen kann. in zwei bändchen soll die reiche cultur- und ortsgeschichte des seit 1904 — leider! — in Innsbruck eingemeindeten alten römischen 'Veltidena' vorgeführt werden. die eigentliche lokalchronik des dorfes und des prämonstratenserstiftes bleibt dem II teil vorbehalten; im I teil

empfangen wir zunächst das gesamtbild der culturgeschichte. der herr abt Heinrich Schuler selbst hat die prähistorie und die Römerzeit behandelt, wofür ihm eigene sammlungen und mit liebe gepflegte studien zur verfügung standen (s. 23—48); die 'Geschichte der hofmark Wilten' (s. 59—230) versichert OStolz ohne längere vorbereitung niedergeschrieben zu haben: um so mehr müssen wir ihm für das lehrreiche und höchst vielseitige gesamtbild dankbar sein. dazwischen eingeschoben ist ein artikel von HGamper, 'Wilten in der sage'. es handelt sich um die gründungssage von dem herkulesartigen Haymo, in der hauptsache gewis eine gelehrte bildung, instructiv besonders durch die rolle welche die denkmäler dabei spielen; volkstümlich aber dürfte der türse sein, der sich doch offenbar in dem von Haymo erschlagenen 'Thyrsus' birgt. — Das bändchen ist auch äufserlich hübsch ausgestattet, insbesondere durch die widergabe von ältern ansichten: aus der zeit von ca. 1600—1830.

E. S.

Studier i modern språkvetenskap utg. av Nyfilologiska sällskapet i Stockholm IX. Uppsala, Almqvist & Wiksells bogtrykkeri a.-b. 323 ss. 8°. 7 kr. — Der neue band (vgl. Anz. XLI 80) enthält aufser einer bibliographie der einschlägigen schwedischen litteratur für die jahre 1920—1923 11 beiträge, von denen 7 der romanischen philologie zufallen. auf der grenze steht der ausführliche aufsatz von ANordfelt über französische lehnwörter im schwedischen (s. 1—55). — KKärre erörtert (s. 67—78) die schicksale und die bedeutung des engl. pflanzennamens *groundsel* (senecio) < ags. *gundæsuelgiæ* Ep., jünger *grundeswelige* Aelfr. — REZachrisson gibt neue beiträge zur etymologie englischer ortsnamen (s. 113—146), nach grafschaften geordnet und durch ein register alphabetisch übersichtlich: solide arbeit, wie wir es bei ihm gewöhnt sind, aber doch hier und da zu bedenken anlass gebend. wenn zb. heut. *Toxteth* im Domesday Book (11 jh.) als *Stockestede* (vgl. Stockstadt bei Gr. Gerau, *Stochestat* Cod. Laur.) erscheint, so ligt doch gewis anlautsdissimilation vor, und eine etymologie die es zum pn. *Tóki* stellt ist nicht berechtigt. — NOHeinertz behandelt in seinen 'Wortstudien' (s. 243—257) zunächst die ahd. gruppe *-luomi, kilômo* (ags. *gelôme*), zu der er einleuchtend schwed. *lummig* stellt; mit H. lehn ich das ablautsverhältnis zu *lam* ab, verweise aber für die etymologie auf ahd. *seltkaluaffo* 'raro' (Zs. 42, 62). ein zweiter artikel stellt der von OSchrader angenommenen bedeutungsentwickelung 'selbst' > 'herr' die umgekehrte folge 'herr' > 'selbst' gegenüber und findet dafür eine bestätigung in ahd. *selppaum,* ohne freilich für got. *silba* ahd. *selbo* eine neue etymologie zu bieten.

E. S.

MISCELLEN.

WEITERE KOLONISTENZEUGNISSE (ZU ZS. S. 86 ff). Der hohe norden muss von der ligurischen küste aus auch von anderen als Pytheas aufgesucht und teilweise zubenannt sein. die gröste der Orkneyinseln, *Pomona*, verdankt diesen namen nicht den nordischen verhältnissen, er muss aus glücklichern gegenden importiert sein. die *civitas Pomona* beim Geogr. Rav. 243, 9 etc. gilt als der 'portus Monoeci Herculis' (Monaco) an der ligurischen küste. der hauptort, zugleich bischofssitz, der Orkneyinsel hiefs nach Adam vBremen IV 35 *Blascona*. eine kleine insel *Blascon* (Strabo, Ptolem., *Blasco* bei Avienus) mit gut ligurischem lautcharakter (DAk. III 178) lag westlich der Rhonemündung (DAk. I 188). beide namen, *Pomona* und *Blascona*, auch von gleicher bildung, stützen sich gegenseitig. Pytheas hätte wol mehr an das griechische anklingende namen gewählt.

An der englischen südküste werden schon vor den Kelten Ligurer festen fufs gefasst haben, was für den norden durch die fremden namen noch nicht erwiesen ist. darauf mag das flüsschen *Dert (Dert ea)* mit seinem alten hafen Dartmouth (*Dertmudis* Zs. 59, 151 anm.) und Dartmoor verglichen mit dem ligurischen *Dertona* in Oberitalien und *Dertosa* in der Tarraconensis (Holder) deuten.

Dagegen finden fluss und hafen *Sassandra* an der Elfenbeinküste bei den Tartessiern im südlichen Spanien eine natürliche anknüpfung. brachten doch auch die Tarsisschiffe für könig Salomo aufser silber ua. elfenbein und affen mit. so könnten *Malandar-Malandra* (oben s. 86 anm.) und *Sassandra* zeugnisse für die ägäische herkunft der Tartessier werden (Schulten Tart. S. 80). semitisches haftet dem suffixe nicht an, das auch auf der iberischen halbinsel sonst nur an der biscayischen küste, auf dem wege zur Bretagne, widerkehrt (Zs. 59, 149), während es ebenso wie *-essos* in Kleinasien seinen alten heimbezirk hat. in Germanien aber treffen, wenn wir uns an die gleichen namen (*Malandra-Colandra*) halten dürfen, beide einflüsse, vom Baetis und der Rhone, am Niederrhein zusammen. **R. Henning.**

SALOMO UND DER DRACHE. *Temporibus regis Salemonis fuerunt in medio ciuitatis Hierusalem tres putei, quos una uice adueniens draco omnes absorbuit una nocte. Ynde ciues contristati propter penuriam aque uenerunt ad regem et nunciauerunt ei. Tunc rex sapienter cogitauit et iussit ipsos puteos inpleri uino et medone. Et iterum ueniens draco absorbuit sicut prius fecit, et ita iacuit tres dies temulentus, et iussit eum ligare. Cumque euigilasset locutus est humana uoce dicens: 'Soluite me et indicabo uobis rem mirabilem'. Qui consenserunt. Et ait: 'ite in montem et tollite bestiam illam et occidite et tollite uenas eius et facite neruinos funiculos, et cum tenueritis, appendite siue in montem* [1] *in adamantem*

[1] streiche *in montem* (oder nur das zweite *in*).

siue in durissimam petram. Et cum appensum fuerit regulari manu[1] *cum omni celeritate pertransit ac si diligenter limatum fuisset. Ideo dictum est in historia regum, quod malleus et securis et dolata*[2] *et ascia non audiebantur'. Postea dimissus est draco, et amplius de puteis illis non gustauit. Hoc sumtum de grecis exemplaribus.*

Die abschrift obigen textes verdank ich meinem freunde CvKraus. er findet sich fo. 183 b des Clm. 14 399. ich wurde auf das stück aufmerksam durch die beschreibung der hs. bei Alb. Boeckler Die Regensburg-Prüfeninger buchmalerei des XII. und XIII. jh.s (München 1924). es ist klar, dass es mit dem in unserem Lob Salomos eingeschobenen stück auf die gleiche quelle zurückgeht. doch sind sie jedes auf seine art von der quelle abgewichen. diese quelle beruht natürlich auf der jüdischen tradition die zuerst Scherer verglichen hat. doch hat wol die erzählung von der gefangennahme des Picus und Faunus durch Numa bei Ovid Fasten III 289 ff einfluss geübt. mit unserer geschichte hat diese Ovidstelle nebst modernen volkstümlichen traditionen bereits Rochholz bei AKuhn Herabkunft des feuers s. 33 verglichen. **S. Singer.**

Zu Thomas von Kandelberg (zs. 61, 233). Die fälschung welche ein gereimtes Marienwunder nachträglich als ein erlebnis des Thomas Becket hinstellte, hat glück gehabt und noch ein spätes litterarisches nachleben gefunden. herrn dr Jost Trier in Marburg verdank ich den hinweis auf den winterteil des grofsen Lebens der Heiligen, das FWilhelm als ein deutschböhmisches erzeugnis festgestellt und 'Wenzel-Passional' getauft hat. dort ist unser geschichtchen in einer umformung welche gewis auf mündliche überlieferung zurückgeht, gleich in die eingangspartie der jugendgeschichte von 'Sant Thoman von Candelberg' eingeschaltet — der überaus sittsame lebenswandel des jugendlichen Thomas fordert den spott seiner kameraden heraus. im nachstehnden geb ich den text nach dem ältesten druck: Augsburg, Günther Zainer von Reutlingen 1471, bl. CXLI. die Freiburger Universitätsbibliothek, aus der ich die wertvolle incunabel entleihen durfte, besitzt noch eine ganze reihe von frühdrucken des Heiligenlebens, die mir Alfred Götze verzeichnet hat. in der niederdeutschen ausgabe des Adam Petri von Basel 1517 (der ältesten die wir hier in Göttingen haben) ist die geschichte fortgelassen.

Culturgeschichtliches interesse scheint mir unsere fassung durch das frühste vorkommen eines 'wunderknäuels' zu haben — stammt es am ende gar aus unserem Passional?

[1] *regulari manu* ist wol vor *diligenter* einzusetzen.

[2] über dem *t* von *dolata* ein kleines *a*; vielleicht ist *dolabra* zu lesen, vgl. III Reg. 16, 7: *Domus autem cum aedificaretur, de lapidibus dolatis atque perfectis aedificata est: et malleus et securis et omne ferramentum non sunt audita in domo cum aedificaretur.*

Darumb spotten sein die gesellen offt, vnd legten eines tags mit einander an, welcher das schônes[t] cleynat von seiner gesponsen bracht, dem solten die andern vil pfenning veruallen sein. Da gieng sant Thoman tzů vnser frowen bild vnd bat sy mit grossem ernst vnd mit andacht, das sy im ein cleinat geb. Da recket im vnser frowen bild die hand vnd gab im ein klúlin, das bracht er seinen gesellen. Da sy daz sahen, da spotten sy sein vnd sprachen, sy hetten besser gesponczen dann er, wann sye hetten in besser kleynat geben denn er hett. Da sprach sant Thoman das seyn wer das best, da zoch er des ersten eynen faden von dem klúlin, vnd dar nach ein Vmberal vnd ein Alben vnd ein gancz messzgewand nach einander, das was alles gar von edlem gestein. Da erschracken seyn gesellen gar ser vnd baten in gůttlich das er in es vergeb. Da kund er das messzgewand nymmer ze sammen legen als vor, da gieng er wider zů vnser frowen vnd erwarb von ir das sye ims wider tzů einem klúlin macht vnd ze sammen leget. Dar nach tet im vnser frow kundt, das er bischof solt werden, vnd ſein erste messz in dem messzgewand solt singen, vnd sprach zů im, wer nach seinem tod in dem meſſzgewand singe, der stürb eines gehen todes. Da kam ein bischoff nach seinem tod der sprach, er wer als edel vnd als wol gelert als sant Thoman, vnd ubernam sich des als ser das er das meſſzgewand och anleget. Da starb er ze hand, da erschracken sein nachkommen als ser das es keiner mer anleget. E. S.

A. Gryphius und das volksschauspiel vom Doctor Faust. Bekanntlich gewahrt man, wenn man die geschichte der Faustspiele verfolgt, dass diese mit der entwicklung der deutschen litteratur schritt zu halten suchen und auch in ihnen die wechselnden litterarischen richtungen und bestrebungen zum ausdruck kommen. sie bieten eins der lehrreichsten beispiele dafür, dass volkstümliches aus gesunkener kunstdichtung hervorgeht. so wurde nach dem groſsen aufschwung, den die deutsche dichtung im 17 jh. in ihrer formalen durchbildung erfuhr, auch das Faustspiel neu aufgeputzt und mit alexandrinern ausgeschmückt. das Ulmer puppenspiel schlieſst mit den versen:

brecht, Himmel, Sterne, kracht! Spritzt schwefelblaue flammen,
ihr Lichter jener Welt, ihr Berge fallt zusammen,
und werft den ganzen Grund der harten Erde ein!
O weh! ich sinke schon und fühl der Hölle Pein!

(Scheibles Kloster V 804). schon Creizenach (Versuch e. gesch. d. volksschauspiels v. dr Faust s. 64) hat bemerkt, dass diese verse nach schwung und rhetorik das gepräge von AGryphius tragen. er verglich ähnliche verse aus dem Leo Armenius, die unmittelbare vorlage hat er jedoch nicht gefunden. die verse sind wörtlich (nur unter stärkerer durchführung der cäsuren und verflachung einer ungewöhnlichen wendung) aus dem Sterbenden Papinian übernommen, sie lauten bei Andreas Gryphius:

brecht Himmel! Sternen kracht! Sprützt schwefelblaue Flammen!
ihr Lichter jener Welt fallt! Klippen stürtzt zusammen
und werfft den Grund der hart befleckten Erden ein!

(2. abhandlung v. 295 ff, ausg. Palm s. 541).

Nachdem wir das Faustspiel auf einer so ungescheuten ent-

lehnung haben ertappen können, werden wir ohne bedenken der vermutung Creizenachs zustimmen, dass auch von den andern versen einige ursprünglich an anderm ort gestanden haben. anderseits können wir diese entlehnung aber auch buchen als ein weiteres zeugnis für den bedeutenden erfolg, den Gryphius mit dem Papinian errungen hat.

Göttingen. **Ludwig Wolff.**

Richtigstellung. Im Anz. xliii s. 101 ist unter den Litteraturnotizen meine arbeit 'Gesellschaftsideale und gesellschaftsroman des 17. jahrhunderts' von Robert Riemann besprochen worden. aus seiner anzeige muss sich für den unbefangenen leser der eindruck ergeben, dass Grimmelshausen im mittelpunct meines buches stehe, dass nur Grimmelshausens wegen die ganze untersuchung angestellt sei. diese darstellung ist aber falsch.

Von den 240 seiten meines buches befassen sich insgesamt dreizehn seiten mit Grimmelshausen. an ihm vorüberzugehn in einer arbeit die die gesellschaftsideale und den gesellschaftsroman des 17 jh.s behandelt, war unmöglich; aber niemals war er ihr mittelpunct, niemals ihr ziel. dies nämlich war meine absicht, in etwas den nachweis zu erbringen, dass die aufklärung sich im 17 jahrhundert anbahnt und vorbereitet. auch auf dem gebiet des romans. zu diesem zweck ist die linie von Weise zu Loen geführt. Loen ist ein von Riemann nicht erwähnter anhang gewidmet, s. 212—224. es kam mir weiter darauf an, soweit ich es in dem rahmen dieser arbeit vermochte, die wechselnden tendenzen aufzuzeigen. deshalb ligt der hauptnachdruck einerseits bei Thomasius, zum anderen bei den religiösen schriftstellern. deshalb wird auch den ausländischen einflüssen nachgegangen, deshalb werden die fremden muster für den roman untersucht, deshalb wird in einem von Riemann gleichfalls nicht angeführten anhang 'Gracians bedeutung für die deutsche litteratur' behandelt, s. 199—211.

Nach der ganzen anlage der untersuchung war bei dem thema Grimmelshausen für mich die entscheidende frage: warum fand Grimmelshausen in seiner zeit nicht die schätzung die das 20 jh. ihm billig zuerkennt? nicht von mir aus, sondern aus meiner (vielleicht lückenhaften) kenntnis der zeit heraus, hab ich eine antwort zu geben versucht. denn dass Grimmelshausen von seinen litterarischen zeitgenossen nicht geschätzt wurde, ist — trotz Riemann — eine historisch belegte tatsache. sie zu deuten, sollte einem historiker immerhin erlaubt sein.

Wie Riemann meine arbeit bewertet, ist seine sache. aber der verfasser darf verlangen, dass nicht eine nebenfrage das kriterium abgibt. er darf weiter verlangen, dass seine absichten nicht entstellt widergegeben und dass nicht nach belieben tatsachen fortgelassen werden, um einen falschen schluss oder ein einseitiges urteil als richtig erscheinen zu lassen.

Egon Cohn.

Antwort. Vom allgemeinen inhalt der arbeit E. Cohns handelt der erste absatz meiner kritik, von Grimmelshausen und ihm der zweite. ob ich auf die dinge eingehe die mir wichtig erscheinen, oder auf die 'anhänge', die der verfasser für wichtiger hält, ist durchaus meine sache. die länge der besprechung war von der schriftleitung vorgeschrieben: ich wurde aufgefordert, mich kurz zu fassen. da übrigens heute jeder autor jede besprechung mit einem entrüsteten schreiben an den schriftleiter oder an den kritiker zu beantworten pflegt, fang ich allmählich an, die abneigung meiner fachcollegen gegen das recensieren zu begreifen.

Leipzig. **Robert Riemann.**

PERSONALNOTIZEN.

Im laufe des jahres 1924 hat der tod unserer wissenschaft die nachstehnden gelehrten entrissen: am 10. februar Jón Þorkelsson in Reykjavik (65 j.), den ebenso hilfreichen wie litterarisch tätigen archivar Islands; am 1. april Erik Brate in Stockholm (66 j.), der sich besonders um nordische wort- und runenforschung verdient gemacht hat; am 17. april Paul Piper in Altona, den 80jährigen, dessen beste arbeiten Otfrid zu gute gekommen sind; am 30. mai Knut Fredrik Söderwall in Lund, dem es vergönnt war, den altschwedischen wortschatz in einem grundlegenden wörterbuch zusammenzufassen.

Am 3. februar 1925 starb in Kiel 78jährig Hugo Gering, der auch im ruhestand noch unermüdlich an seinem grofsen Edda-commentar arbeitete.

Auf den ord. lehrstuhl der deutschen sprache und litteratur zu Würzburg wurde prof. Franz Rolf Schröder von Heidelberg berufen.

Prof. Josef Nadler in Freiburg i. Ü. leistet einem rufe nach Königsberg als nachfolger Rudolf Ungers folge. an seine stelle in Freiburg tritt als ao. professor der privatdocent dr Günther Müller von Göttingen. — prof. Paul Kluckhohn von Münster ist als ord. professor der deutschen litteraturgeschichte an die technische hochschule zu Danzig berufen. — den lehrstuhl Alb. Kösters übernimmt der von Giefsen nach Leipzig berufene professor H. A. Korff.

Die ord. professoren der englischen philologie Gustav Hübener in Königsberg und Herbert Schöffler in Bern haben berufungen angenommen: jener nach Basel, dieser nach Bonn.

Prof. dr Gustav Binz ist als director der universitätsbibliothek von Bern nach Basel übergesiedelt: als ord. professor der philos. facultät mit einem lehrauftrag für englische philologie.

Zu ao. professoren wurden ernannt die privatdocenten dr Gustav Bebermeyer in Tübingen, dr Helmut de Boor in Greifs-

wald, dr WILLI FLEMMING in Rostock, dr AGATHE LASCH und dr HEINRICH MEYER-BENFEY in Hamburg, dr CARL WESLE in Jena, dr JOSEF WIHAN in Prag.

An der univ. Wien hat sich dr HEINZ KINDERMANN für neuere deutsche sprache und litteratur habilitiert.

EINGEGANGENE LITTERATUR.

Wir verzeichnen an dieser stelle (wo möglich mit preisangabe) alle der redaction (resp. der Weidmannschen buchhandlung für uns) zugesandten schriften, mit ausnahme derjenigen welche verlegern oder autoren inzwischen zurückgegeben worden sind. eine besprechung zu liefern oder andernfalls das buch zurückzusenden verpflichten wir uns nur in dem falle wo wir das recensionsexemplar angefordert haben.

Vom 16 october 1924 bis zum 15 märz 1925 sind eingegangen:

Amalthea-Almanach 1925. m. 8 abbildungen. Zürich-Wien-Leipzig, Amalthea-verlag. 160 ss. 8°.

Annema, Die sog. absoluten partizipialkonstruktionen im neuhochdeutschen. Groningen, de Waal 1924. 180 ss. 8°.

F. Behn, Hausurnen. m. 39 tafeln [Vorgeschichtl. Forschungen h. 1]. Berlin, W. de Gruyter & co. 1924. 132 ss. gr. 8°. — 16 m.

C. Borchling, De Politsche Kannengehter. die niederdeutsche übersetzung von Holbergs Politischem Kannegiefser [Drucke des Vereins f. niederdeutsche sprachforschg VI]. Norden u. Leipzig, Soltau 1924. XVII u. 79 ss. 8°. — Ein sorgfältig von satzfehlern gesäuberter neudruck, mit einer einleitung, welche diesem unbeholfenen spätling des niederdeutschen schrifttums seinen platz innerhalb der deutschen Holberg-litteratur anweist und den verfasser und seine leistung charakterisiert, ohne freilich seine person feststellen zu können.

E. Boucke, Goethes Epen kritisch durchgesehen, eingeleitet und erläutert. Leipzig, Bibliograph. institut [1925]. 308 ss. 8°. gzlwd. 3,60 m. — In einem eleganten einbande findet man 'Reineke Fuchs', 'Hermann und Dorothea', 'Achilleis' vereinigt, mit anmerkungen die ebenso viel geschmack wie sachkunde zeigen, und einer höchst lesenswerten einleitung, aus der das schlusscapitel 'Goethe als episches temperament' besonders hervorgehoben sei. dieser sonderabdruck aus der neuen Meyerschen Goethe-ausgabe bezeugt neben dem ausgezeichneten Faust-band R. Petschs, dass wir hier eine ganz neue und hochwertige leistung zu erwarten haben.

K. Burdach, Die nationale aneignung der Bibel und die anfänge der germanischen philologie. Halle, Niemeyer 1925. 131 ss. 8°.

E. Caemmerer, Die Altenburg bei Arnstadt [Mannus-bibliothek nr 37]. Leipzig, Kabitzsch 1924. 38 ss. 8°.

E. Cassirer, Philosophie der symbolischen form I: Die sprache. Berlin, Bruno Cassirer 1923. XII u. 293 ss. 8°.

W. Classen, Das werden des deutschen volkes, 15. heft. Das zeitalter Bismarcks. Hamburg, Hanseat. verlagsanstalt 1924. s. 391—580.

K. A. Eckhardt, Der Deutschenspiegel, seine entstehungsgeschichte u. s. verhältnis zum Schwabenspiegel. Weimar, Böhlau 1924. 88 ss. 8°.

H. Fehr, Massenkunst im 16. jahrhundert. flugblätter aus der sammlung Wickiana. Berlin, Stubenrauch 1924. 121 ss. 86 tafeln. gr. 8°.

S. Feist, Indogermanen und Germanen. Halle, Niemeyer 1924. VIII u. 156 ss. 8°.

G. Frenken, Wunder und leben der heiligen [Bücher des Mittelalters hrsg. v. FvdLeyen bd 1]. München, FBruckmann a.-g. 1925. XXXI u. 234 ss. 8° m. 16 tafeln. — lwd. 9 m.
O. Funke, Innere sprachform. eine einführung in die sprachphilosophie. Reichenberg i. B., Kraus 1924. XII u. 135 ss. 8°.
A. Gruhn, Der schlüssel zur mythologie I: Das Paradies 1. tl. Schöneiche b. Berlin-Friedrichshagen, selbstverlag 1924. 38 ss. 8°. — 1 m.
R. Hartl, Versuch einer psychologischen grundlegung der dichtungsarten [Deutsche Kultur, litt.-hist. reihe hrsg. v. W. Brecht II]. Wien, Österreich. schulbücherverlag 1924. V u. 140 ss. 8°.
Herder-Almanach. Freiburg i. Br., Herder. 96 ss. 8°. — 1 m.
H. H. Houben, J. P. Eckermann. sein leben für Goethe. Leipzig, Haessel 1924. XXI u. 635 ss. 8°.
Jahrbuch der Sammlung Kippenberg. IV band 1924. m. 3 bildtafeln u. 1 facsimile. Leipzig, Insel-verlag. 326 ss. 8°.
Neue Jahrbücher für wissenschaft u. jugendbildung hrsg. v. Joh. Ilberg, I jahrg. heft 1. Leipzig-Berlin, Teubner 1925. 160 ss. gr. 8°.
H. Jellinghaus, Nachrichten über dörfer und bauernhöfe um Osnabrück. Osnabrück, Kisling 1924. 169 ss. kl. 8°. — Die mit fleifs und liebe gesammelten daten sind mehr noch als für die ortsnamen für die familiennamen der bäuerlichen geschlechter wertvoll. der deutung von *Tecklenburg* als *Tekenburg* 'Pferdeburg' widerspricht der doppelte nasal in *Tekenenburg*, aus dem allein die dissimilation *Teklenburg* entstammen konnte.
W. Jesse, Quellenbuch zur münz- und geldgeschichte des mittelalters. mit 16 tafeln. Halle, Riechmann & co. 1924. XVI u. 320 ss. gr. 8°.
E. A. Kock, Notationes norroenae. anteckningar till Edda och skaldsdiktning. 4. delen. Lund, Gleerup 1924. 59 ss. 8°.
M. Kommerell, Jean Pauls verhältnis zu Rousseau nach den hauptromanen dargestellt [Beiträge z. deutschen literaturwissenschaft nr 23]. Marburg, Elwert 1925. XI u. 179 ss. 8°. — 7,50 m.
H. A. Korff, Humanismus und romantik. die lebensauffassung der neuzeit und ihre entwicklung im zeitalter Goethes. Leipzig, J. J. Weber 1925. 141 ss. 8°.
Krebs, Die vorrömische metallzeit im östlichen Westfalen [Mannusbibliothek nr 38]. Leipzig, Kabitzsch 1925. 59 ss. 8°.
A. Lasch, Aus niederdeutschen Stadtbüchern. ein mittelniederdeutsches lesebuch [Hamburgische texte u. untersuchungen z. dtschen philologie. reihe I: Texte nr 2). Dortmund, Ruhfus. 1925. IX u. 165 ss. 8°.
F. Lüers, Volkstumskunde im unterricht der höhern lehranstalten. Frankfurt a. M., Diesterweg 1924. XII u. 154 ss. gr. 8°.
O. Mensing, Schleswig-Holsteinisches wörterbuch (volksausgabe). I bd, 1 liefg, *A* bis *ankamen*. Neumünster, Wachholtz 1925. 4 bll. u. 128 sp. gr. 8°.
C. Misch, Varnhagen von Ense in beruf und politik. Stuttgart, F. A. Perthes 1925. 178 ss. 8°.
Neophilologus X jaar. 1. 2 afl. Groningen, Wolters 1924. 160 ss. 8°.
E. Öhmann, Der *s*-plural im deutschen [Ann. acad. scient. Fennicae ser. B. tom. XVIIII no. 1]. Helsinki 1924. 128 ss. 8°.
Erna Patzelt, Entstehung und charakter der weistümer in Österreich. Budapest, Eligius-verlag 1924. 124 ss. 8°.
O. Pniower, Goethe in Berlin und Potsdam. Berlin, Mittler & Sohn 1925. 102 ss. gr. 8°. — hlwd 8 m.
R. Priebsch, The Heliand manuscript Cotton Caligula A VII in the British museum. Oxford, Clarendon press 1925. 49 ss. gr. 8°.
Johs. E. Rabe, Kasper Putschenelle. Historisches über die handpuppen und hamburgische Kasperspiele. m. handcoloriertem titel-

[illegible]

[illegible] für G. Haber[illegible]
[illegible] 1925. [illegible]

[illegible] herausg. u. erläut. [illegible] Berlin, Weidm[illegible]

[illegible] Uppsala, Appelberg [illegible]

[illegible] Niederschlesien. mit 32 tafeln [illegible] Berlin, W. de Gruyter & [illegible]

[illegible] unteren Eisacktal III. Wien, Hölder [illegible] 8°.

[illegible] visionenliteratur im mittelalter [illegible] 1924. VIII u. 245 ss. [illegible]

[illegible] 5 aufl. München, Possenbacher [illegible] Das vortreffliche vademecum (vgl. [illegible] ist abermals verbessert und erweitert worden [illegible] das papier nichts taugt. zu den erklärungen [illegible] einiges beigesteuert, dessen urteil über [illegible] ebenso günstig ist wie das meine.

[illegible] episode in Beowulf. Cambridge, University [illegible]

[illegible] Goethe-kritik. Oldenburg, Schulze [illegible]

[illegible] die im vorliegenden hefte bereits besprochenen werke: [illegible] werke (s. 89), **Bundy u. Kelso** (s. 83), [illegible] **Lenschau** (s. 54), **Lommatzsch** (s. 52), **v. Möller** (s. 64), [illegible] **Ries** (s. 55), **Schröder** (s. 74), **Schulten** (s. 6), Die [illegible] geistesleben (s. 57), **Snellen** (s. 81), [illegible] (s. 96), **Weber-Riess** (s. 94), Wilten [illegible] **[illegible]kowski** (s. [illegible]).

ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM UND DEUTSCHE LITTERATUR

XLIV, 3. august 1925

1. **T. E. Karsten,** Fragen aus dem gebiete der germanisch-finnischen berührungen [Översikt af Finska vetenskaps-societeters förhandlingar bd LXIV. 1921—1922. avd. B nr 3]. Helsingfors 1922. (IIII) 130 ss. 8°.
2. —, Zum anfangsterminus der germanisch-finnischen berührungen [ergänzungen zu 1.]. Societas scientiarum fennica, Commentationes humanarum litterarum I 2]. Helsingfors 1922. 10 ss. 8° u. eine Karte.
3. —, Svensk bygd i Österbotten nu och fordom. en namnundersökning [Skrifter utgivna av Svenska litteratursällskapet i Finland CLV und CLXXI]. I, XII 691 ss. Helsingfors 1921. II, XI 400 ss. mit fünf karten. ebda 1923.

. **Hermann Jacobsohn,** Arier und Ugrofinnen. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht 1922. VIII u. 262 ss. 8°.

Die im Anz. XXXIX 6 ff besprochenen Germanisch-finnischen Lehnwortstudien haben mehrere, zt. recht eingehnde besprechungen hervorgerufen, zu denen der vf. hier stellung nimmt. während aber in dem ersten werk die sprach- und sachforschung nebeneinander hergiengen, so dass bald die eine, bald die andere stärker hervortrat, dreht sich in der neueren veröffentlichung alles um die sprachliche grundlage, auf die auch die kritik es zumeist abgesehen hatte, und dadurch werden die ausführungen, sehr zu Karstens vorteil, klarer und übersichtlicher. K. beschäftigt sich hauptsächlich mit den von Wiklund, Thomsen und Jacobsohn erhobenen einwänden; einige wenige aufstellungen, die er von anfang an als zweifelhaft und unsicher bezeichnet hatte, gibt er preis, bei weitem das meiste aber von dem was Wiklund und Thomsen bestritten hatten, verteidigt er und sucht es durch neue argumente zu stützen. man kann zusammenfassend vorausschicken, dass es K. gelingt, seinen standpunct ganz erheblich zu festigen. seine ausführungen beruhen nicht nur auf gründlicher sachkenntnis, sondern verraten auch bemerkenswertes geschick, scharfsinn und umsicht, und eine liebe zur sache die auch das unscheinbarste zu verwerten versteht. während man bis zum anfang unseres jahrhunderts noch ziemlich allgemein auf dem von Thomsen in seinem grundlegenden werk Den gotiske sprogklasses indflydelse på den finske (Kopenhagen 1869) eingenommenen standpunct verblieb, dass die ältesten germanischen lehnwörter aus dem urnordischen stammten, mehrten sich seit

dieser zeit die versuche, auch solche germanische lehnwörter nachzuweisen, die urgermanisch, ja sogar vorgermanisch sind, dh. die die ältesten charakteristischen unterschiede des nordischen vom urgermanischen, und die unterschiede des urgermanischen vom indogermanischen noch nicht aufweisen. so kühn, ja fast unglaublich ein solches wagnis dem fernerstehnden auf den ersten blick erscheinen muste, das finnische bot hierzu nicht nur die geeigneten handhaben, sondern es forderte durch seine geschichte dazu geradezu heraus. Thomsen selbst hatte in seinem ersten werk schon darauf hingewiesen und nur aus vorsicht eine ältere datierung der lehnwörter abweisen zu müssen geglaubt; aber er selbst hatte zwei jahrzehnte später in seinem buch Beröringer mellem de finske og de baltiske sprog (Kopenhagen 1890) eine grofse anzahl finnischer lehnwörter aus dem litauischen und lettischen behandelt, deren eindringen ins finnische nach Thomsen älter sein muss als das der germanischen lehnwörter und uns also in sehr viel frühere zeiten zurückzugehn nötigt als diese; später ist man auf eine erhebliche anzahl finnischer entlehnungen aus skythischen und arischen sprachen' gestofsen, und man steht hier vor der frage, ob nicht gewisse lehnwörter sogar dazu nötigen auf die indogermanische urzeit zurückzugehn, ja vielleicht sogar noch ältere berührungen anzunehmen. wenn nun die beziehungen der finnisch-ugrischen völker zu den Iraniern uns tief in das zweite jahrtausend vor Christo zurückführen, so hat es natürlich kein bedenken, auch schon alte beziehungen zu den Germanen aus der mitte des ersten jahrtausends anzunehmen, vorausgesetzt nur dass wir dies mit den sich aus den entlehnungen ergebenden wanderungen der finnischen völker aus Centralasien nach Nordeuropa und speciell an die küste des Finnischen meerbusens in einklang bringen können, vorausgesetzt auch dass es mit unsern sonstigen anschauungen über die siedelung der ältesten uns bekannten nordgermanischen völker an dem gleichen meerbusen in übereinstimmung zu bringen ist. so geht denn in diesen fragen die forschung auf dem gebiet der sprachgeschichte und der siedelungsgeschichte hand in hand, und es erklärt sich so auch, dass bei K. selbst und mehreren seiner mitforscher die ortsnamenforschung den ausgangspunct bildet und dass die zt. höchst auffälligen und geschichtlich äufserst wichtigen ergebnisse dieser ortsnamenforschung erst den antrieb zu immer weiterer vordatierung der ältesten germanisch-finnischen berührungen gegeben haben und ihnen als wichtigste stütze dienen.

K. bespricht zuerst die entlehnungen, die er in die zeit vor der lautverschiebung zurückverlegt, die also vorgermanisch sein müssen. hier führt er fünfzehn wörter mit unverschobener media, vier mit unverschobener tenuis an, bei zweien glaubt er daran festhalten zu müssen, dass sie noch vor der würkung des Vernerschen gesetzes entlehnt seien. danach behandelt er lehnwörter

die den urgermanischen übergang von *o* in *a*, von *ā* in *ō* und von *ei* in *ī* noch nicht aufweisen, und eine anzahl orts- und götternamen, die Wiklunds kritik herausgefordert hatten. sehr fördernd ist besonders der abschnitt über die ethnische provenienz der ältesten lehnwörter, die zt. nicht in Skandinavien, sondern nur bei Ost- oder Westgermanen zu belegen sind und die ansicht stützen, dass die ältesten berührungen im Ostbaltikum stattgefunden haben zwischen Finnen und 'Nordostgermanen', wie K. mit Hirt die dort um 500 v. Chr. wohnenden Germanen nennen möchte. ich möchte darauf hinweisen, dass diese localisierung der ältesten lehnwörter auch die möglichkeit bietet, gleichzeitige beziehungen zu Germanen und zu Balten anzunehmen, was besonders von Thomsen bisher abgelehnt worden war.

Auf einzelheiten einzugehn ist bei der fülle des verarbeiteten stoffs schwer möglich. im ganzen verdienen K.s darlegungen um so mehr zustimmung, als Wiklunds und Thomsens einwände sich von anfang an hauptsächlich aus dem bestreben erklären, in der wichtigen frage der finnisch-germanischen lehnbeziehungen mit äufserster vorsicht zu werke zu gehn. aber da Thomsen gleich zuerst den richtigen grundsatz aufstellte, dass auch ältere beziehungen als urnordische nicht ausgeschlossen seien, da Wiklund besonders aus den lappischen dialekten eine nicht unbeträchtliche anzahl lehnwörter ohne lautverschiebung nachgewiesen hat, so ist K. vollkommen berechtigt, die von ihm gesammelten erscheinungen so zu deuten wie er getan hat, und er übertritt die forderung vorsichtiger forschung ganz gewis nicht, wenn es ihm gelingt auffällige erscheinungen uralter lehnwörter mit den bekannten sprachgesetzen in einklang zu bringen. dass die forschung auf diesem gebiete noch nicht abgeschlossen ist, dass es auch bei den einzelnen erklärungen K.s nicht immer sein bewenden haben wird, versteht sich; aber anzuerkennen ist die offenheit und genauigkeit, mit der er die zt. sehr verwickelten dinge zu klären sucht; ich verweise besonders auf die untersuchung über die zusammenhänge von lit. *Perkūnas* mit an. *Fjǫrgynn* und fi. *perkele* 'teufel' s. 72 ff, bei der auch die einwürkung des germanischen wortes auf das baltische und slavische (nach RMuch) erwogen wird.

2. Seine frühe datierung der finnisch-germanischen beziehungen durch eine naturwissenschaftliche untersuchung zu bestätigen ist nun K. in einer höchst überraschenden und jeden zweifel ausschliefsenden weise durch niveauforschungen gelungen, die auf seine veranlassung in dem hauptgebiet seiner ortsnamenforschung, Österbotten, angestellt worden sind. er berichtet darüber an drei stellen, in aller kürze in der unter 2. angeführten schrift, etwas eingehnder in einem vortrag 'Naturforskning och bebyggelses historia' (Finsk tidskrift sept. 1922) und am eingehndsten im zweiten teile des unter 3. besprochenen werkes,

bei dem ich die frage berühren werde. zum schluss behandelt K. im anschluss an W. Wiget Altgermanische lautuntersuchungen (Acta et comm. univ. Dorpatensis, B. Humaniora II, Dorpat 1922) die frage, wie das finnische und estnische dazu kommen, urgermanisches *ē* teils mit *ie*, estn. *ee*, teils mit *aa*, estn. *õõ* widerzugeben. er nimmt an, dass sich urgerm. geschlossenes *ē* allmählich erweiterte und schliefslich reines *ā* wurde; daraus schliefst er, dass die finnischen lehnwörter mit urgerm. *ē* weder als speciell gotisch noch als speciell skandinavisch angesehen werden können, sondern auf die oben erwähnten Nordostgermanen hinweisen, und er erinnert daran, dass Tacitus in den in frage kommenden gegenden die Ästier und Sitonen wohnen lässt.

3. Auf dem gebiet der ortsnamenforschung, die ja nirgend so eifrig und gründlich wie in den nordischen ländern betrieben wird, hat sich Karsten schon mehrfach hervorgetan; hier fasst er zum ersten mal die gesamten von ihm für ein eng abgegrenztes gebiet verzeichneten ortsnamen zusammen und führt sie getrennt, die naturnamen im ersten, die culturnamen in viel gedrängterer darstellung im zweiten teile vor. es zeigt sich an dieser arbeit, wie die sprachlichen untersuchungen, von denen in 1 und 2 die rede war, aus der sammlung des namenmaterials hervorgewachsen sind, wie diese studien die sprachlichen befruchtet und von ihnen förderung erfahren haben. K. betont, wie nahe namenforschung und dialektforschung zusammenhängen, und bemüht sich nicht nur aus den urkunden die erreichbaren früheren bezeichnungen der aufgeführten namen anzuführen, sondern verzeichnet auch die jetzige, zt. von der orthographie stark abweichende aussprache. natürlich verwendet er die hierbei hervortretende lautentwicklung auch vielfach bei der namendeutung. aber während der sehr umfassende stoff, der übrigens nach K.s widerholter versicherung noch keineswegs die gesamte menge der ortsnamen erschöpft, für den namenforscher übersichtlich geordnet ist, vermisst man leider ein register, das auf die zahllosen besprochenen germanischen und finnischen wörter hinwiese. so findet sich bei *Kauhavan joki* I 141 eine auseinandersetzung über germ. flussnamen auf *-aha*, got. *ahva* und solche auf *-awa*, entsprechend idg. **aquá*, russ. *Oká*; von grofser wichtigkeit für K.s ansicht über die besiedelungsgeschichte eines grofsen teils von Österbotten sind seine ausführungen über den namen *Vörå* I 119 ff, den er mit altdeutschen namen wie *Weritaha,* jetzt *Wertach* zusammenstellt, während er bisher als finnischen ursprungs angesehen, aber nicht recht erklärt worden war. die über *Tjock å*, finn. *Teuva* schon früher geäufserten anschauungen verteidigt er aufs neue I 62 ff usw. da die benutzung des buches durch diesen mangel ungemein erschwert wird, so ist zu befürchten, dass der wertvolle sprachliche teil der untersuchungen nicht bei den germanisten die beachtung findet die er des aufgewendeten fleifses wegen

verdient. auf die bedeutung für die namensforschung als solche hinzuweisen, überlass ich kundigeren; ersichtlich ist dass sich K. die ergebnisse der norwegischen und schwedischen forschung überall zu nutze gemacht hat und zb. auch Schröders behandlung der namen in Hoops Reallexikon und andere speciell deutsche namensforschungen nach kräften heranzieht.

Aber das hauptergebnis das der vf. im ersten teil s. 635 ff, im zweiten viel ausführlicher s. 271 ff stark hervorhebt, ligt auf dem gebiet der siedlungsgeschichte und betrifft das alter der germanisch-finnischen beziehungen in Finnland. während frühere forscher auf diesem gebiete, so noch Saxén 1906, annahmen, dass die besiedlung Finnlands durch Schweden erst nach der Wikingerzeit einsetze und auf eine im ganzen Finnland verbreitete finnische bevölkerung gestofsen sei, höchstens zugab, dass der südwestliche teil des gebietes schon etwa zu beginn unserer zeiten einmal von Schweden bewohnt gewesen sein könne, die dann aber in der finnischen bevölkerung aufgegangen seien, verficht Karsten, wie vor ihm schon Wiklund und Montelius, die these, dass die Schweden schon in viel älterer zeit, wenigstens aber seit etwa 200 v. Chr. in Österbotten fufs gefasst haben — ihr eindringen in die südlichen und südwestlichen teile des landes hält er für älter — und dort von anfang an ohne unterbrechung mit Finnen untermischt gewohnt haben. diese im ersten teil aus den naturnamen gewonnene überzeugung bestätigt er nun im zweiten teile durch die oben unter 2. erwähnten untersuchungen über die allmähliche hebung Finnlands über das meeresniveau.

K. hatte schon im ersten teil an vielen stellen darauf hingewiesen, dass namen wie *Vik* 'meeresarm', *Minne* 'mündung' teils allein, teils in zusammensetzungen orte und ortschaften bezeichnen, die jetzt mitten im lande liegen, oft viele kilometer vom meere entfernt. ganz deutlich weisen namen wie *Stranden, Norrsund, Fjäderholmen, Björknäs* auf eine zeit in der sie inseln und die dazugehörigen meeresteile bezeichneten, wie sich auf den zahllosen vor der küste liegenden schären ganz gleichartige auch heute noch widerholen. das erlaubte den sicheren schluss, dass schon in recht alter zeit zwischen der finnischen bevölkerung eine starke schwedische siedlung stattgefunden hat, die K. s. 649 in die erste hälfte des ersten jahrtausends nach Christus verlegt. die finnischen benennungen, die vielfach ebenfalls germanisches sprachgut, zt. sehr altertümliches, aufweisen, bestätigen das, und das auftreten zahlreicher namen germanischen ursprungs in jetzt rein finnischen districten weist zwar auf vielfache verschiebungen in der bevölkerung hin, bestätigt aber die schon längst von K. vertretene ansicht, dass eine ununterbrochene schwedische besiedlung von anfang an bestanden hat. das bestätigen nun im zweiten teil nicht nur die culturnamen, die auf die zweisprachigkeit mit noch gröfserer deutlichkeit hinweisen und in gleicher

weise oft auf sehr alte ansiedlungen schliefsen lassen, sondern vor allem die feststellung, dass der boden Finnlands sich in sehr gleichmäfsiger weise hebt und dass für Österbotten diese hebung auf das jahrhundert zwischen 80 und 100 cm ausmacht. wenn also zb. eine *Kaparkullen* genannte anhöhe, auf der übrigens reiche altertumsfunde aus dem 6 und 7 jh. gemacht sind, jetzt 22,2 m höhe aufweist, so ergibt sich, dass diese stelle schon über 2000 jahre über das meer hinausragt. entsprechend wird im zweiten teil s. 319 ff eine anzahl von ortschaften zusammengestellt, für die aus der feststellung der höhenlage das alter, dh. das emporwachsen über den meeresspiegel, annähernd berechnet wird [1]. da sich auf diese weise erschliefsen lässt, wann die mitten im lande belegenen ortschaften, deren namen auf den früheren zusammenhang mit dem meere hindeuten, diese namen etwa spätestens erhalten haben können, so ergibt sich eine sehr überzeugende bestätigung für die annahme, dass die ältesten berührungen der Germanen mit den Finnen in Österbotten schon bis in den ausgang des ersten vorchristlichen jahrtausends zurückreichen müssen. und damit erhalten die sprachlichen untersuchungen Karstens natürlich eine starke stütze. es verdient anerkennung, dass er trotzdem bemüht ist, die zeit der angenommenen entlehnungen möglichst herabzurücken, indem er die — meist ungenau urgermanisch genannten — gemeingermanischen lautveränderungen sich nicht auf dem ganzen gebiet gleichzeitig vollziehen lässt, sondern annimmt, dass manche erst zwei bis drei jahrhundert später als im westen in dem weitabgelegenen Finnland eingetreten sind.

Erwähnt sei zum schluss, dass der zweite teil noch auf mancherlei interessante culturerscheinungen eingeht, so auf alte verbindungen Finnlands mit Westeuropa, auf die ausdehnung der bebauung von bestimmten centralpuncten aus, auf die herkunft der germanischen besiedler und die art ihrer einwanderung, endlich auf die spuren germanischen götterglaubens, womit wider vielfach an die erörterungen in den Lehnwörterstudien angeknüpft wird.

4. Die besprechung dieses buches ligt eigentlich aufserhalb des rahmens der Zeitschrift; indessen rechtfertigt doch die wichtigkeit des gegenstandes und die stellung des vf.s zu den in der vorstehnden beurteilung behandelten fragen auch an dieser stelle ein kurzes eingehn. J. ist zu seiner umfassenden untersuchung, wie das vorwort sagt, durch seinen verkehr mit Ugrofinnen in den deutschen gefangenenlagern angeregt worden. er hat sich mit hilfe finnischer gelehrter die umfassende litteratur über die beziehungen der Ugrofinnen zu Indogermanen verschafft und be-

[1] die beigegebenen karten mit ihren erläuterungen machen das für einen kleinen abschnitt, die umgegend von Vasa, besonders einleuchtend.

handelt nun in seinem buche vor allem eine anzahl lautlicher fragen; die capitelüberschriften lauten: Über den vocalismus der ältesten arischen, litauischen und germanischen lehnwörter, Die gutturale in den lehnwörtern der ugrofinnischen sprachen, Die übrigen uriranischen charakteristika in den lehnwörtern, Über jüngere lehnwörter. es ligt aber in der natur aller dieser lehnwortuntersuchungen begründet, dass sie sich von den fragen der cultur, der geschichte, der wanderungen der gebenden und der nehmenden völker gar nicht loslösen lassen, und so ist denn J., so sehr er es im allgemeinen zu vermeiden sucht, genötigt, hin und wider auf die folgerungen einzugehn die sich für die beziehungen der Finnen zu den einzelnen indogermanischen völkern ergeben. der vorzug des buches ligt nun besonders darin dass der vf., trotz des recht beträchtlichen stoffes den er verarbeitet und trotz der zahlreichen entsprechungen ugrofinnischer und indogermanischer wörter, doch in seinen schlussfolgerungen äuſserst vorsichtig vorgeht und sich von der entdeckerfreude nicht ins ungemessene fortreiſsen lässt. J. macht widerholt darauf aufmerksam, dass gewisse lautentsprechungen die seinen schlüssen günstig zu sein schienen, doch auch andere deutungen und auffassungen nicht ausschlieſsen. das wichtigste ergebnis der untersuchungen ist einerseits in der annähernden fixierung eines zeitabschnittes für die berührung der ugrofinnischen völker mit den Iraniern zu sehen: J. verlegt diese berührung in sehr alte zeit, vor die ausbildung der uns aus dem Avesta und den persischen keilinschriften bekannten lautform der iranischen sprachen, aber hinter die trennung der Arier von den Iraniern; er bezweifelt — mit einer ausnahme — das vorhandensein von lehnwörtern die unmittelbar auf das arische oder auf das ungeteilte indogermanische zurückgehn, obwol er es nicht nur nicht bestreitet, sondern den nachweis solcher lehnwörter äuſserst erwünscht nennt. die fixierung dieses zeitabschnittes gibt ihm anderseits die möglichkeit, zu den forschungen von Andreas und Wackernagel über die würkliche lautform des altbaktrischen in den uns erhaltenen resten stellung zu nehmen und für ihre vermutungen über die älteste gestaltung des vocalismus aus den lehnwörtern wichtige bestätigungen abzuleiten. nebenbei werden auf grund der schicksale der idg. palatale in den lehnwörtern manche fragen der indisch-iranischen philologie erörtert; so spricht J. über die etymologie von ai. *sahasra*, dessen erste silbe in den entlehnungen und auch in dem neu gefundenen sakischen dialekt des iranischen fehlt, über die entstehung von ai. *kṣ̌* aus palatal + *s*, über die verschiedenartige behandlung der ai. palatale im auslaut, über die aussprache *ur* für die *ərə* geschriebene vertretung des *r*-vocals, über bewahrtes auslautendes *s*. was die zeit der beziehungen der ugrofinnischen völker zu den Indogermanen betrifft, so betont J. erstens, dass das mit dem ugrofinnischen verwante samojedische

sich früher abgesondert hat, als dass es noch den einfluss der uralten berührungen mit den Iraniern erkennen lasse, und diese berührungen ist er geneigt in das zweite jahrtausend vor unserer zeitrechnung und noch weiter hinaufzuschieben. die nächstälteste gruppe ugrofinnischer lehnwörter sind sodann die aus den baltischen sprachen stammenden. auch für die älteste aussprache des baltischen glaubt J. aus den lehnwörtern wichtige folgerungen ableiten zu können. erst nach dem aufhören der beziehungen zum litauischen setzen nach seiner ansicht die berührungen mit den Germanen ein; dabei vermutet er, dass manche der ältesten germanischen lehnwörter aus der zeit stammen können in der die Goten ihre herschaft bis ans Schwarze meer erstreckten. die beziehungen zu den Balten sollen nach J. bis etwa zum anfange unserer zeitrechnung gedauert haben. daraus ergibt sich dass er der ansicht Karstens ablehnend gegenübersteht, der die ältesten germanischen lehnwörter in der zeit vor der lautverschiebung entlehnt sein lässt. J. beruft sich dabei auf die übereinstimmung seiner beurteilung dieser frage mit der VThomsens, aber obwol er nicht bestreitet, dass es Karsten gelungen ist germanische lehnwörter sehr altertümlichen gepräges im finnischen nachzuweisen, geht er doch in seiner ablehnung über Wiklund hinaus. der hauptanlass zu seiner stellungnahme ligt — abgesehen von der absicht sich auf die iranischen lehnwörter zu beschränken — auch bei ihm, grade wie bei Wiklund und Thomsen, in einer wol zu weit getriebenen vorsicht, und einige directe einwände gegen Karstens ansätze haben ihm denn auch ziemlich scharfe erwiderungen seitens dieses gelehrten eingetragen. die schwierigkeit einer endgültigen entscheidung ist grofs. unsere beurteilung der wanderungen der finnisch-ugrischen völker und ihrer berührungen mit Ariern, Iraniern, Balten und Germanen beruht ganz überwiegend auf der lehnwortforschung; diese selbst aber erhält durch die schlüsse auf die wanderungen widerum ihre bestätigung und ihre förderung, oder auch ihre einschränkung und hemmung. beurteilen wir die gruppierung der germanischen und baltischen völker um den Finnischen meerbusen vor der ankunft der Finnen unrichtig, so kommen wir auch zu falschen schlüssen über die zeit der aufnahme der ersten lehnwörter aus dem germanischen. hier scheint mir nun Jacobsohn insofern nicht richtig zu schliefsen, als er der gotischen ausdehnung von Ostsee bis Krim eine zu wichtige rolle zuweist, denn die aufnahme speciell gotischer entlehnungen ins finnische wird jetzt wol allgemein bestritten. ferner scheint mir Karsten auch darin recht zu haben, dass er ein sehr altes germanisches lehnwort durch vermittelung der Balten zu den Finnen und sogar zu den Mordvinen gelangen lässt, was die frage, ob Balten und Germanen nur nacheinander auf die Finnen eingewürkt haben, sozusagen durchbricht. nach Wiklund müssen übrigens die be-

ziehungen der Balten zu den Finnen viel früher aufgehört haben als J. annimmt.

Endlich will ich nicht verhehlen, dass ich den zum teil sehr frühen datierungen der beziehungen zwischen Ariern und Ugrofinnen auch darum noch skeptisch gegenübersteh, weil unsere datierungen der ältesten indischen und iranischen geschichte noch immer auf recht schwachen füſsen stehn und vielleicht bald eine starke verschiebung in jüngere zeit erfahren müssen. vielleicht helfen uns die hettitischen keilinschriften hier zu gröſserer sicherheit. vor allem aber muss die lehnwortforschung selbst noch bessere ergebnisse abwerfen, und hierfür ist es ganz besonders zu begrüſsen, dass nachdem lange zeit diese untersuchungen vorwiegend von finnischen und ungarischen forschern betrieben wurden, nun auch ein auf dem indogermanischen gebiet so vorzüglich geschulter gelehrter wie Jacobsohn sich ihnen zuwendet.

Berlin-Schöneberg. **Felix Hartmann.**

Der deutsche satzbau. dargestellt von **Hermann Wunderlich** und **Hans Reis.** dritte, vollständig umgearbeitete auflage. I. Stuttgart und Berlin, Cotta 1924. XIII u. 469 ss. gr. 8°. — 8 m.

Aus den von Wunderlich hinterlassenen vorarbeiten war zwar zu ersehen, dass 'eine vollständige umarbeitung geplant war', doch scheint diese mehr nur nach verbesserungen im einzelnen gestrebt, das system und die gesamtgliederung aber unangetastet gelassen zu haben. jedenfalls hat sich der bearbeiter meist auf 'ändern, streichen und hinzufügen' beschränkt und 'in der anordnung ...' mit 'einigen kleinen, aber wichtigen änderungen' (unten s. 118) begnügt. doch erschien ihm seine umarbeitung und was er an eignem beigesteuert hat, so belangreich, dass er glaubte, 'dem müste auch in der fassung des titelblatts rechnung getragen werden'; ist doch der 1. 'stark vermehrte' hauptteil 'zu $^3/_4$ von ihm verfasst' und den 2. hat er 'ganz neu gestaltet', auch in den folgenden teilen sind 'die einleitenden ausführungen neu hinzugefügt worden'. da der umfang nur um 9 seiten gewachsen ist, muss auch viel gestrichen sein, zumal in der neuauflage eine noch gröſsere wortfülle und redseligkeit und dieselbe raumverschwendung und wertlose zeilenfüllung herscht, die ich an der 2. beanstandet hatte (Anz. XXIX s. 10).

Ich wende mich hier nur den teilen zu für die hauptsächlich der bearbeiter verantwortlich ist. diese haben mir einen wenig günstigen eindruck gemacht. die erheblichen mängel, die der frühern form des buchs, aber doch in erträglichem maſse anhafteten, treten jetzt noch stärker hervor, und neue kommen dazu. es herscht hier vielfach eine verschwommenheit der auffassung wie der darstellung, die den gegenständen ihre scharfen

umrisse nimmt, ein versagen im erfassen des springenden punctes, eine unklarheit des denkens, ein mangel an logik und daher eine fülle von widersprüchen, wie sie in einem werk dieser art ungewöhnlich sind. dazu ein breiter[1], selbstgefälliger vortrag, reich an abschweifungen (sogar aufs politische gebiet), an hochtönenden wendungen und schönen citaten in versen und prosa. widerholungen sind häufig, und der vf. scheut sich nicht vor argen trivialitäten und der abgegriffensten münze. die begeisterung für die muttersprache, wie überhaupt das warme vaterländische empfinden des vf.s in allen ehren, aber ergüsse wie s. 73 oder s. 54, 56 mit dem citat aus 'unserm Schiller' gehören doch wol nicht in ein wissenschaftliches werk über den satzbau. R.s stellung zu den fremdwörtern ist im ganzen auch die meine; trotzdem empfinde ich die ausführungen s. 1 f als störende abschweifung, das citat als unpassenden zierrat und die laute patriotische (mehr schon nationalistische) note am eingang eines grammatischen werkes dünkt mich geschmacklos, desgl. die seichte verherrlichung des deutschen gegenüber den romanischen sprachen im festrednerton s. 112 und 466 ff.

Der 1. teil 'Grundbegriffe' erregt unter allen die stärksten bedenken. hier plätschert der vf. mit behaglicher selbstgenügsamkeit auf der oberfläche von problemen herum, deren schwierige und gefährliche tiefen er nicht zu ahnen scheint. mit erstaunlicher entschiedenheit, mit der unbefangenheit und dem mut des dilettanten urteilt er über fragen der urgeschichte, wo sich die wissenschaft mit vorsichtigen hypothesen bescheidet. an die stelle von annahmen setzt er die behauptung angeblicher tatsachen, und die bestimmtheit und die widerholung seiner behauptungen ersetzt ihm ihren beweis. und diese behauptungen werden oft dadurch schielend, dass sie gern eine (möglicherweise) mitwirkende ursache zur (sicher erkannten) alleinigen umwerten. betonung und wortfolge werden zb. auf 'gefühlsunterschiede' als ihre einzige wurzel zurückgeführt. bisweilen mutet er dabei unsrer gläubigkeit etwas viel zu. so erklärt er die entstehung des satzgefüges nach einem 17 zeilen langen citat aus Lessing aus dem bedürfnis des 'tonvermählten dichters, der als erster nach einer gewissen kunstform der sprache streben muste' und 'also genötigt war, die kurzen einfachen sätze der umgangssprache zu erweitern ..., um sie für die musikalische

[1] Die lehrer des deutschen an höhern schulen, an die der vf. als benutzer des buches besonders gedacht hat, werden ihm für seine einschätzung ihrer sprachwissenschaftlichen kenntnisse schwerlich verbunden sein. er glaubt sie darüber belehren zu müssen, dass 'auch unser deutsch zu den flectierenden sprachen gehört', 'dass das deutsche eine indogermanische sprache ist', und er beweist ihnen aus Fichte (!) 'dass das französische ... eine tote und abgeleitete sprache ist ...' dazu eine lange anmerkung mit ebenso teils elementarer teils zweifelhafter weisheit.

begleitung brauchbar zu machen' usw. — Zwei weitere quellen mancher fehlschlüsse liegen in des vf.s neigung, eigenschaften eines teils aufs ganze zu übertragen, was von einigen gilt von allen zu behaupten, und dann in der überspannung der psychologischen betrachtungsweise, die ihm als unwesentlich erscheinen lässt was nicht immer und überall auftritt, also nicht 'psychologisch notwendig' ist. weil zb. die hinweisenden fürwörter 'ein bindeglied ... der sätze ... geworden sind', ist ihm 'das (!) fürwort ein mittel der satzverbindung und soll auch in dem abschnitt über die satzverbindung behandelt werden'. so muss nun alles was die andern fürwörter und was die demonstrativa in nicht satzverbindender verwendung angeht, entweder bei der satzverbindung mitbehandelt werden, wo es nicht hingehört, oder kann nirgends eine stätte finden. der vermutete ursprung der flexionen und die entstehung einiger worte aus gruppen genügt dem vf., um solchen ursprung für das wort überhaupt zu behaupten (s. 23. 25), und schliefslich erfahren wir s. 34: 'das wort ist aus dem satz entstanden durch die übergänge teilsatz und wortgruppe'. also: satz > teilsatz > wortgruppe > wort, dh. das wort, ein sprachliches gebilde das es noch nicht gab (im anfang war — der satz!), ist entstanden aus gruppen, gebildet aus eben diesen noch nicht vorhandenen worten — wenn das kein kunststück war! und 'der satz ist eine vereinigung von lautmassen' ... 'zunächst nur laute, lautverbindungen und vereinigung derselben zu sätzen'. waren nun jene laute und lautmassen träger eines sinnes, was waren sie dann anders als eben selber schon 'worte'? waren sie aber sinnlos, wie gelang es dann ihrer vereinigung, einer 'verbindung von vorstellungen' zum ausdruck zu dienen? — Die bedeutung der wortstellung für die satzbildung wird bezweifelt und die wortfolge (eben noch 'eine zweifellos ursprüngliche, satzbildende kraft', 'ein wesentlicher bestandteil der satzlehre') zum blofsen 'stilistischen unterscheidungsmittel' herabgedrückt, weil 'der begriff, der in der einen zeit oder bei einem volke vorangeht, ein andermal nachfolgen kann'. die frage, ob 'innerhalb der gruppen von leitenden und abhängigen gliedern zu reden' sei, wird verneint (s. 34 hat R. selbst vom subject als leitglied gesprochen), weil das zwar 'für gewisse vorübergehnde sprachverhältnisse einer zeit berechtigt sein mag', aber 'nicht für alle zeiten' gilt. vielleicht zeigt uns der vf. gelegentlich nur an der hand eines leitfadens wie Fincks Sprachstämme oder desselben Haupttypen, welche syntaktischen erscheinungen ihn allgemeingiltig genug dünken, um beachtung zu verdienen. — S. 41 trägt der vf. seine neue 'richtige einsicht' vor, dass 'vor allem subject und zeitwort glieder einer und derselben gruppe sind' und nicht (auf s. 84 steht das gegenteil!) das verb mit seinem object usw. eine engere gruppe bildet. zu dieser erkenntnis ist er sehr einfach dadurch gelangt, dass er die syn-

taktische gruppe mit der phonetischen, dem sprechtact zusammenwirft. das ist freilich neu, aber nicht richtig, und von einer erschreckenden oberflächlichkeit. hat sich R. wol ein bild davon zu machen versucht, wie eine lehre vom satzbau aussehen möchte, der würklich nur die gliederung in sprechtacte zugrunde läge? weil 'dasselbe glied nur aus lautphysiologischen gründen in einem satz mit dem vorhergehnden, in einem andern mit dem folgenden glied zu einer gruppe zusammengefasst wird', meint der vf.: 'es ist also (!) ein irrtum zu glauben, man könne . . . sätze durch zerlegung in feste, immer widerkehrende gruppen, wie subst.-attrib., verb-obj. usw. sich verdeutlichen'. andre würden daraus schliefsen, dass die syntaktische gliederung mit der sprechtactgliederung nichts zu tun hat. nimmt man leitende und abhängige wortgruppenglieder an, so müste das zeitwort (vom subject) abhängiges und zugleich (fürs object) leitendes glied sein: 'es kann aber nicht 2 gruppen zugleich angehören'. 2 phonetischen allerdings nicht, wol aber 2 syntaktischen, was sehr häufig ist. — S. 44 wird 'die oben besprochene' (dort aber geleugnete!) 'abhängigkeit des zeitworts vom subject[1] und des objects vom zeitwort' als ein mittel hingestellt 'diese 3 glieder in eine engere verbindung' zu bringen. um als mittel zu dienen, muss diese abhängigkeit doch wol vorhanden sein; eben hiefs es noch, dass selbst 'der begriff der abhängigkeit in der satzlehre keine stätte haben könne'. — Um zu erkennen, ob die ahd. übersetzer ihre widergabe lateinischer nebensätze als haupt- oder als nebensätze empfunden haben, hat R. ein untrügliches mittel entdeckt: 'dass diese . . . sätze hauptsätze sind, erhellt ohne weiteres, wenn wir sie ins nhd. übersetzen; das entsprechende wörtchen für *hwanda* ist natürlich (!) nicht *weil*, sondern *denn*'. — Das knäul von falschen behauptungen und fehlschlüssen s. 40 ist kaum entwirrbar: 1. Sütterlin und Waag behaupten aao. das gegenteil von dem was R. sie sagen lässt. 2. die ansetzung von subject und prädicat als den hauptbestandteilen des satzes 'stützt sich' heute längst nicht mehr 'auf die alte logisch-grammatische einteilung des satzes'. ohne jede rücksicht auf die logische zergliederung des urteils führt jede unbefangene analyse der überwältigenden mehrzahl aller sätze auf jene beiden grundpfeiler des satzgebäudes. 3. die möglichkeit eine satzart in eine andre mit sachlich gleichem inhalt zu verwandeln, beweist für die form des umgewandelten satzes und für die wichtigkeit eines seiner glieder gar nichts. 4. dass in ausrufen die 'copula' oft fehlt, beweist nicht ihre unwichtigkeit; der affect unterdrückt auch das für den affectfreien satz wichtige und unentbehrliche.

[1] hier handelt es sich nicht um abhängigkeit, sondern um die art der beziehung, die in der congruenz ihren ausdruck findet. R. unterscheidet nicht die wortgruppen (im engern sinn, die nicht satzbildenden) von den sätzen.

5. von den 3 beispielen enthält das 3. überhaupt keinen satz; eine copula ist hier nicht unterdrückt, denn es ist keine ergänzbar. die beiden andern zeigen auch die unterdrückung des subjects, beweisen also zuviel. — R. will s. 26 die fragesätze mit den wunschsätzen zusammen den ausrufen zurechnen (s. 77 'stehn sie in der mitte zwischen ausruf und aussage'; s. 78 'stehn sie den aussagesätzen ziemlich nahe'), weil 'jeder fragende etwas wissen will'. so sieht er 'keinen wesentlichen unterschied' zwischen sätzen die von einem wunsch einer besonderen art, dem 'etwas wissenwollen', der im unterbewustsein bleibt und nicht zum ausdruck gelangt, veranlasst sind, und solchen die wünsche aller art selbst würklich aussprechen. — 'Die anschauung dass subject und prädicat die grundbestandteile des satzes bilden', wird s. 40f als 'irrig zurückgewiesen', schon s. 44 wider als anerkannt vorausgesetzt: hier wird nur erörtert, wie die verbindung eines subjects- und eines prädicatsbegriffs zu sprachlichem ausdruck gelangt. selbstverständlich kann der vf. auch sonst nicht ohne die verfehmten begriffe auskommen. wo er sich einmal des widerspruchs bewust wird, sucht er ihn zu verschleiern: 'wir fassen hier den begriff des subjects ... nur als einen casusbegriff ... als eine der 2 arten des nominativs' (s. 94). sein versuch aber, diesen zu definieren, läuft — was unvermeidlich ist — auf eine schwerfällige umschreibung des subjectsbegriffs hinaus.

In seinen erörterungen über den 'satz' macht auch R. die 3 folgenschweren fehler, die sich leider bei den meisten finden die über diese fragen gehandelt haben: 1. er stellt durchgängig das einen satz vertretende, ihn ersetzende sprachliche gebilde dem satze selber gleich, lässt ohne weiteres von diesem gelten was von jenem gilt, und leitet die vorstellung vom wesen des satzes und seine definition statt von diesem selbst gerade von jenen satzvertretern her. 2. er übersieht den entscheidenden unterschied zwischen gedankensatz und sprachsatz. was er ausführt zielt meist nur auf jenen. denken und sprachliche formung des gedachten folgen einander so schnell, dass sie wol eins zu sein scheinen; es sind aber doch 2 sachlich und auch zeitlich getrennte vorgänge. was von dem seelisch-geistigen vorgang, der der sprachlichen satzbildung zugrunde ligt, vermutet werden kann, darf nicht auch von seinem sprachlichen ausdruck behauptet werden. selbst wenn alle gedankensätze ausschliefslich und immer aus analyse hervorgiengen — ich bin mit dem vf. abweichender meinung —, so würden die ihnen entsprechenden sprachsätze doch immer einer neuen synthese ihre entstehung verdanken können oder vielmehr müssen. 3. 'wenn der satz die urform der sprache ist, so ist klar, dass eine begriffsbestimmung, wonach er eine verbindung von wörtern sei, falsch ist'. klar ist vielmehr, dass diese folgerung in der gewollten allgemeinheit

falsch ist: sie kann nur von dem satz gelten, von dem die prämisse spricht, dem ursatz, der 'urform der sprache'. dieser kann freilich keine verbindung von worten gewesen sein, wenn es solche noch nicht gab; wie er denn selber (im heutigen verstande) weder ein wort noch ein satz gewesen sein kann, sondern beides zugleich gewesen sein muss, ein satzwort und ein wortsatz. jener vermutete ursatz ist von den würklichen sätzen ausgebildeter sprachen aber durch eine so ungeheure kluft geschieden, dass sie einander unmöglich gleich gesetzt werden dürfen. dies ist nur ein sonderfall des weitverbreiteten methodischen fehlers, gegen den ich mich schon einmal gewandt habe (Anz. XXXIV s. 26 ff). es ist eine völlige verkennung des sachverhalts, wenn gemeinhin angenommen wird, dass man nur über die erste entstehung und die urform syntaktischer gebilde ins reine zu kommen brauche, um auch über die der geschichtlichen einzelsprachen genügend bescheid zu wissen. dass einige syntaktische gebilde auch heute noch im augenblick des sprechens in einer art generatio aequivoca entstehn, ist wol möglich; aber ganz unmöglich ist, dass in ausgebildeten sprachen mit vielhundertjährigem schrifttum alle gefüge oder auch nur ein gröfserer teil von ihnen immer erneut aus jedesmaliger urzeugung hervorgehn sollte, durch die heute dieselben gebilde entstünden wie in den urzeiten eben beginnender sprachentwicklung.

Im letzten abschnitt des 1. teils bemüht sich der vf. seine 'einteilung der satzlehre' zu rechtfertigen. hätte er sein festhalten an der alten systematischen anlage mit pietätsrücksichten oder damit begründet, dass er sich zu einem völligen neubau nach anderm grundplan nicht die kraft zugetraut habe, so hätte man das gelten lassen können. er tritt aber mit überlegener miene in erörterungen ein, welche sein system und seine stoffgliederung als die erweisen sollen, die er in selbständiger überzeugung als die allein richtigen gewählt und durch seine änderungen zur bestmöglichen ausgestaltet habe. die zwei wichtigeren änderungen die R. vorgenommen hat, sind zweifellos auch verbesserungen: er fügt die früher als 'Einleitung' vorausgeschickten 'Grundbegriffe' als 1. hauptteil dem werke selber ein; dann lässt er als 2. die 'Wort- und satzstellung' folgen, die früher unpassend dem 'verbum' angehängt war. diese änderungen lassen nun aber nur noch deutlicher den charakter des werks als einer typischen mischsyntax hervortreten, der früher etwas verschleiert war: jetzt umrahmen 3 der satzlehre gewidmete teile 3 andre die dem thema nach wort(bedeutungs)lehre enthalten sollen. trotzdem glaubt R., dass seine einteilung 'der Miklosichschen am nächsten stehe'. wie er dieses glaubens sein kann, ist schwer zu begreifen; noch schwerer, wie er dabei doch dem buch den titel 'Satzbau' lassen konnte. aus diesen widersprüchen, wie aus seinem hilflosen bemühen, die veraltete auffassung der syntax

als bedeutungslehre der wortformen zu verteidigen, gewinnt man den eindruck, dass er weder die eigenart des Miklosichschen systems, noch die einer 'satzlehre', noch das wesen meiner reformvorschläge recht erkannt hat. ihre begründung mit seinen paar dürftigen bemerkungen, die nicht éinen neuen gedanken enthalten, würklich widerlegt zu haben, wird der vf. selbst nicht glauben. er macht sich seine beweisführung auch hier zu leicht. statt darzutun dass die gesamte bedeutungslehre aller wortformen ein syntaktischer stoff sei, begnügt er sich mit dem hinweis, dass 'die formänderungen meist (!) in irgendwelcher (!) beziehung zu andern teilen des satzes oder zum satzganzen stehn'. selbstverständlich! wer wollte das leugnen? 'man hat zwar bestritten, dass die wortformen als solche etwas mit dem satze zu tun haben'. es wäre zweckdienlicher (und zugleich höflicher) gewesen, diejenigen zu nennen die sich solcher übertreibung schuldig gemacht haben sollen. ich hab es jedenfalls nie getan; ich habe vielmehr in einer jeden zweifel ausschliefsenden deutlichkeit die gegenteilige meinung vertreten (vgl. Was ist syntax? s. 84 ff. 108 ff; IdgF. Anz. 34, s. 12 ff). des vf.s haupteinwand 'woran erkennen wir denn, dass [die früheren plurale *ostern* ... *schläfe*] singulare sind? an andern worten des satzes' ist schon im voraus widerlegt aao. s. 112 ff. auch auf den nicht neueren einspruch gegen getrennte behandlung dessen 'was eng zusammengehört' gibt aao. s. 83 ff. 107 ff alle nötige antwort. hier wie im folgenden punct die bequeme petitio principii! ob die gewöhnlich verbundenen stoffe würklich so eng zusammengehören, dass sie in demselben teil der grammatik zusammen behandelt werden müssen, ob sie nicht innerlich so wenig zusammengehören, dass sie das gar nicht dürften, das ist eben die streitfrage. 'man kann mit gleich guten gründen denselben gegenstand in der wortlehre oder in der satzlehre behandeln' — es ist aber eben fraglich und strittig, ob die gründe gleich gut sind, die für dieses oder jenes sprechen. 'hier hat der forscher ein recht auf freiheit, die ihm nicht durch die veraltete logische auffassung der sprache verkümmert werden darf'. gewis! der forscher mag und soll seinen standpunct frei wählen und ihn wechseln, wie und wann er sich davon vorteile für seine forschung verspricht — nur handelt es sich hier gar nicht um rechte des forschers, nicht um die forschung und ihre wege, sondern um die frage der besten systematischen darstellung des erforschten. und 'die veraltete logische auffassung der sprache' hat mit dieser frage ganz und gar nichts zu tun. — Von einer 'besondern behandlung der betonungslehre' (soll heißen: der musikalischen mittel der wortfügung) glaubt R. absehen zu sollen, weil 'für seine geschichtliche betrachtung ... dieser teil, der lediglich (?) auf der beobachtung der gegenwärtigen sprache beruht, nicht in betracht kommen kann'. aber es sollte doch der geschichtlichen betrach-



tung die psychologische zur seite stehn, und für diese dürfte die berücksichtigung der musikalischen ausdrucksmittel von hervorragender wichtigkeit sein. und die behandlung der gegenwärtigen sprache ist hier doch nicht ausgeschlossen. R. meint freilich: 'die betonung war das ursprünglichste mittel des satzbaus ... für unsre sprache gilt dies jedoch nicht mehr, höchstens als zufällige (?) begleiterscheinung kommt die betonung noch in betracht'. zu solcher verleugnung offenbarer tatsachen hat er doch nur kommen können, weil er ganz im geist der alten schule unterlassen hat, die rolle der 'betonung' in der lebenden sprache genauer zu untersuchen, und ihm für diese versäumnis jene grundfalsche behauptung als weiterer entschuldigungsgrund herhalten muste. aber die betonungslehre 'kann mit guten gründen auch als wesentlicher teil der lautlehre gelten' — mit dieser äufserung zeigt der vf. nur, wie betrübend wenig er aus den erörterungen über die stoffverteilung auf die teile der grammatik gelernt hat. — Äufserst seltsam ist nun der satz, mit dem R. diese ausführungen abschliefsend zusammenfasst: 'mit der darstellung der grundbegriffe, der betonung, der wortstellung, der wortformen, der satzverbindung sind die wesentlichen teile der satzlehre erledigt' (s. 71). damit werden diese stoffe — also auch die betonung! — als die für eine satzlehre wesentlichen teile anerkannt und ihre behandlung in der angegebenen reihenfolge angekündigt. und er hat doch kurz vorher ausgeführt, dass und weshalb er die betonung nicht behandeln wolle. ich finde dafür keine andere erklärung, als dass er hier mit einer art taschenspielerkunststück trotzdem den eindruck erwecken möchte, als ob alles in schönster ordnung wäre und in seinem buch alles für eine satzlehre wesentliche zur darstellung käme, einschliefslich der nicht dargestellten betonung! bewuste schaumschlägerei oder was sonst?

Der 2. hauptteil (wortstellung) weist einige fortschritte auf; vor allem ist er stofflich bereichert — neu hinzugekommen sind 'stellung der attribute' und 'satzstellung' — aber auch die auffassung ist infolge einiger verwertung neuerer forschung zum teil berichtigt. freilich nur zu einem kleinen teil; denn R. hält auch jetzt noch an Wunderlichs nebeneinander unvereinbarer standpuncte fest. er sieht nicht, dass die von ihm, wenn auch offenbar widerwillig zugegebene sonderstellung des subjects der ganzen Erdmann-Brauneschen theorie die grundlage entzieht. — Von des vf.s sorgfalt bei der benutzung der fachlitteratur gibt s. 105f eine vorstellung. er führt eine stelle aus Schiepek II an und fährt fort: 'ähnliches hat auch (!) Ries (QF 41, s. 25 ff) ... beobachtet'. Schiepek ist von 1909, QF 41 von 1880! wie bei Schiepek bleiben Zs. 40, 273f und Wortstellung i. Beow. s. 149—155 unerwähnt. der wortlaut zeigt dass R. nur aus Schiepek geschöpft hat. gleichzeitig dichtet er mir den 'vor-

eiligen schluss' an 'dass in noch früheren zeiten die stellung V—S regel gewesen sei'. davon ist aao. überhaupt nicht die rede, und was ich darüber s. 9 ff gesagt habe, ist ungefähr das gegenteil von dem was R. mir zuschreibt. — An verblüffenden aussprüchen fehlt es auch hier nicht; zb. 'wenn ... die ... conjunction ... ein unbetontes wort ist, so ist sie kein selbständiges satzglied'. 'das erste glied kann niemals ganz unbetont sein'. 'ein fürwort bildet ... kaum (?) ein satzglied, so dass ein satz mit nominalsubject ein glied mehr hat als bei pronominalsubject' usw. doch dies wird genügen, mein ablehnendes urteil zu begründen.

Recht unschön sind pleonasmen wie 'sind wir nicht in der lage, ausmerzen zu können' (s. 1) 'es ist unmöglich, erfassen zu können' (s. 6) 'auch für ... können wir ebenfalls' (s. 18). — Die besprechungen der 2. aufl. hat der bearbeiter für verbesserungen im einzelnen gewissenhaft verwertet; an einigem was beanstandet war hat er allerdings auch festgehalten, was sein gutes recht ist — nur hätte er in solchen fällen versuchen sollen, seine entscheidung zu rechtfertigen. das hat er öfters unterlassen, wie er auch sonst längst widerlegte behauptungen und mit gründen bestrittene auffassungen einfach von neuem vorträgt, ohne auch nur die dagegen erhobenen einwände zu erwähnen, geschweige denn mit gegengründen zu entkräften. ich glaube nicht, dass damit der wissenschaft gedient wird.

Freiburg i. Br. **John Ries.**

R. A. Williams, The Finn episode in Beowulf. an essay in interpretation. Cambridge, Univ. press. 1924. XII u. 171 ss. — 10 sh.

Auf methodologische erörterungen des einleitenden capitels (1—9) lässt der verf. eine ausführliche interpretation der Finn-episode im Beowulf, v. 1068—1159, folgen (10—108); eine übersetzung der stelle schliefst sich als drittes cap. an (109—110), im vierten cap. unternimmt W. eine widerherstellung der Finnsage (111—128), im fünften betrachtet er die constructive einordnung und den aufbau der episode (129—128). mehrere appendices und eine knappe bibliographie bilden den abschluss (139—171). das selbständig überlieferte, der Beowulfepisode inhaltlich vorausgehnde bruchstück, die hallenverteidigung, wird nur gestreift. es ausführlich mitzubehandeln sah sich der verf. nicht veranlasst. aus der interpretation der episode, die im mittelpuncte seiner untersuchungen steht, ergibt sich für W. ein gesamtbild der Finn-Hengest-dichtung, das sich aus folgenden hauptzügen zusammensetzt: 1. Der besuch Hnäfs bei Finn entspricht einer einladung die der Friesenfürst im einverständnis mit Hildeburh an schwager und bruder erlassen hat; 2. Finns ab-

sicht ist die erlangung eines von Hnäf bewahrten hortes und die erweiterung seiner eigenen herschaft durch angliederung Hnäfs, seiner gefolgschaft und seines gebietes. — 3. Der fahrt nach Friesland widerrät Hengest als unheil verkündender warner. 4. Beim mahle in Finns burg versetzt ein sohn Finns, ein kind, dem finstern Hengest aus übermut einen schlag. Hengest haut ihn nieder. mühsam verhaltene kampfwut bricht hervor. die Dänen behaupten sich in der halle. — 5. Die saalberennung = inhalt des bruchstücks. 6. Der vertrag. die leichenverbrennung. Hnäfs hort wird Finn ausgeliefert, Hengest bleibt als geisel bei Finn zurück, seine Dänen werden von ihm getrennt und erhalten an entlegener stelle des Friesenlandes unterkunft. — 7. Der winter. Hengests seelennot. mit erwachendem frühling formen sich in seiner seele neue pläne. von einsamer wanderung am meeresgestade zurückkehrend findet er den boten mit der wolbekannten waffe, als zeichen dass auch unter den seinen der wille zu entscheidender tat lebendig ist. 8. Finn selbst kommt ihm zu hülfe. er veranlasst Hengest, Guđlaf und Oslaf als boten zu den durch Hnäfs tod ihres königs beraubten Dänen zu schicken, um sie zum heimatwechsel und übertritt unter Finns herschaft zu bewegen. den hort hat er schon, nun will er die mannen nachziehen. das vorgefallene sei durchaus bedauerlich, aber man müsse sich, in der götter namen, auf den boden der gegebenen verhältnisse stellen. — 9. Die gesandtschaft handelt scheinbar im sinne Finns, tatsächlich aber im einverständnis mit Hengest. sie kehrt mit dänischem kriegsvolk zurück, aber nicht um sich den Friesen zu unterwerfen, sondern zur vollstreckung blutiger rache. — 10. Nächtlicher weile umzingeln die Dänen die burg. Hengest lässt sie ein. das ende.

Auch die hauptsächlichsten träger der handlung erscheinen dem verfasser in der scharfen linienzeichnung ausgeprägter individualisierung: Hnäf, optimistisch-gutmütig, allzu vertrauensselig; bei ausbruch des conflictes 'tritt er in den hintergrund'. Hengest, der charakterstarke, der grimme mann der tat, des jähen entschlusses, des unbeugsamen durchhaltens, wenn auch nicht ganz frei von weltschmerzlerischen anwandlungen (vgl. seine einsamen strandspaziergänge). sein antagonist Finn, 'the man of brains', möglichst reingewaschen von schuld (RWChambers hat diese nuance geschaffen), diplomatisch-zielbewust, könig und staatsmann in einer person, erfüllt von imperialistischen ideen, die er, solange es geht, auf anständigem wege zu verwürklichen trachtet. es geht aber nicht lange. ein stück modernes Angelsachsentum im germanischen heldenzeitalter! endlich Hildeburh in passiver tragik, die zwischen beiden parteien stehend mit und durch beide zu leiden hat. verf. sieht ihre bedeutung einzig darin dass sie ein bindeglied zwischen Finn und seinem schwager darstellt; man könnte, so meint er, die sage erzählen, ohne

Hildeburh zu erwähnen und damit etwas wesentliches für die geschichte auszulassen (s. 136). und wie das ende gekommen ist, wird sie in ihr heimatland zurückgeführt, aus dem sie einst ausgezogen war, um die gemahlin eines grofsen monarchen zu werden — '*sans* husband, *sans* children, *sans* brothers, a queen no longer but a chattel which follows the king's treasure' (s. 137).

Soweit Williams. enthielte das buch nicht im einzelnen proben ernsthaften wissenschaftlichen nachdenkens über sprachliche, syntaktische und stilistische fragen der Finndichtung, deren erneute aufrollung immerhin als nützlich betrachtet werden kann, sei es auch nur um feststehndes durch eine art gegenprobe zu bestätigen, so könnten die voraussetzungen für eine kritische stellungnahme im rahmen dieser zs. nicht als erfüllt angesehen werden. umso mehr ist es zu bedauern, dass fleifs und scharfsinn den verf. nicht von dem beschreiten eines weges abgehalten haben, der aussichtslos ins unentwirrbare führen muste. es ist eigentümlich zu beobachten, wie der flache common sense des typischen Engländers ihn daran gehindert hat, sage und dichtung aus dem geiste des germanischen heldenzeitalters heraus zu begreifen und darzustellen. verhängnisvoller aber wurde ihm eine vorgefasste idee, von der er sich nicht freizumachen verstanden hat: die verquickung der Finnsage mit der sage vom Burgundenuntergang. aus parallelen des sagentypus hat er das recht abgeleitet, die lücken in der Finndichtung mit zügen und motiven aus dem Nibelungenlied auszufüllen (s. Preface s. IV und chap. IV, s. 111 ff, wo man den finger auf die stelle legen kann aus der sein trugschluss hervorgegangen ist). aus dieser gleichsetzung, auf die in den uns überlieferten teilen der Finndichtung nicht nur nichts hinweist, sondern die im hinblick auf die entscheidenden höhenpuncte beider fabeln im höchsten mafse unglaubhaft erscheint, entsteht W.s vollkommen ins blaue hinein gebaute vorgeschichte, über deren möglichkeiten zuletzt Klaeber in seiner Beowulf-ausgabe s. 276 f sorgfältig gehandelt hat; entstammt die angleichung Hengests an Hagen; die fiction der tötung eines Finn-söhnleins beim gelage und der aus dieser tat entbrennende erste hallenkampf; vor allem aber das unselige motiv des von Finn begehrten königshortes der Dänen (*wēalāfe* in v. 1084 und 1098 muss dieser vorstellung zuliebe auf eine sache, eben jenen schatz, statt auf personen, das häuflein überlebender, bezogen werden, was rundweg abzulehnen ist). Heusler sagt: ['die fabeln] blenden nicht durch mannigfaltigkeit, aber jede hat ihre eigene, einmalige schürzung. die copie erstreckt sich nie auf den springenden punct' (Altgermanische dichtung § 130). statt dessen individualisiert W. das typische und zwingt dem individuellen typische züge auf. beides offenbar zu unrecht.

Eine auseinandersetzung mit den interpretationen W.s zu einzelnen textstellen erscheint nach dem gesagten überflüssig.

wir vermögen auch hier dem verf. im allgemeinen nicht zu folgen. zugegeben dass die episode reich an inhaltlichen und sprachlichen schwierigkeiten ist, aber trotzdem sollte doch bei einer reihe wesentlicher ausdrücke und situationen der sinn keinem ernsthaften zweifel mehr unterworfen sein können. einige beispiele: v. 1072 *unsynnum* adv. in bezug auf Hildeburh heifst 'unschuldig'; es zeichnet ihre bis in die vorgeschichte der fabel zurückreichende passivität. sie war einmal eine *friðu-webbe*, ein pfand für den frieden zwischen zwei verfehdeten völkern. — v. 1074 *bearnum ond brōþrum* ist generischer plur.: éin bruder ist gefallen, ebenso éin sohn. — v. 1072. 1088. 1141. 1145: die *Ēotan* sind die leute Finns, ob identisch mit den Friesen, oder nur, wie Chambers will, als hörig und dienstpflichtig gedacht, fällt hier wenig ins gewicht. den Dänen stehn sie feindlich gegenüber. — wenn v. 1145 von dem schwerte gesagt wird: *þæs wǣron mid Ēotenum ecȝe cūðe*, so scheint durch diese worte mehr angedeutet zu werden als nur die tatsache dass es Hnäf im kampfe geführt habe. es muss eine waffe gewesen sein deren historisch-symbolische bedeutung schon in der vorfabel irgendwie zur geltung gekommen sein wird. *Hildelċoma* sollte, wie das in Holthausens Beow.-ausg. geschieht, als name des schwertes, grofs geschrieben werden (vgl. Schückings anm. zu der stelle). — die verse 1086—1087 sind m. e. durch Heusler Anz. XLI 32 endgültig erklärt worden: der zwischen den kämpfern abgeschlossene vertrag räumt jeder der beteiligten parteien eine bankbühne mit dem dazugehörigen hochsitz ein. das königsrecht Finns bleibt auf diese weise ungekränkt, und der trotz dem falle ihres herschers erfolgreichen hallenverteidigung der Dänen wird zugleich die gebührende anerkennung zugebilligt. compositorisch gewinnen wir eindrucksvollste zusammenfassung der fabel durch wahrung der einheitlichkeit des ortes. Finnsburg, wie Heorot ein ragendes symbol königlicher macht, umschliefst die entscheidenden vorgänge in ihrer gesamtheit: die heldentat der verteidigung, den tod Hnäfs, die erzwungene gemeinschaft der beiden gefolgschaften — was sich sonst an friesischem heerbann eingefunden hatte, war nach vertragsschluss und leichenverbrennnng in die heimat zurückgekehrt (1125—27) —, die aufreizung Hengests nach gram- und qualvoll durchlebtem winter, die vergeltung. auch die zeitbestimmung *æfter sǣ-sīðe* (1149) wird aus denselben erwägungen heraus nicht auf eine zweite seefahrt der Dänen Guðlaf und Oslaf[1]) zur herbeischaffung von verstärkungen bezogen werden können, sondern nur auf jene erste schicksalsvolle fahrt, die Hnäf und seine gefolgschaft an den hof des Friesenherschers geführt hat. wol konnten die beiden krieger auf tückischen überfall *(grimne gripe)* und über-

[1] zweifellos identisch mit dem Ordlaf in v. 18 des bruchstückes.

mafs des leides (*wēana dǣl*) hinweisen: ihre reizreden und Hunlafs mahnende darreichung des schwertes bringen die schwälende flamme in Hengests brust zum auflodern: *ne meahte wǣfre mōd | forhabban in hreþre.* —

Die wege die W. in seiner untersuchung eingeschlagen hat, haben ihn in die irre geführt. wir folgen ihnen nicht, denn an ihrem endpuncte stofsen wir auf ein gebilde das wir für unecht halten, und in dem wir weder im ganzen noch in seinen einzelheiten die gröfse der formen, die geschlossenheit der vorgänge und die ungebrochenheit des heldentums wiedererkennen, die wir auf grund der uns erhaltenen bruchstücke der altenglischen Finn-Hengest-dichtung zuzuteilen berechtigt sind.

Göttingen. **Hans Hecht.**

Konrad von Würzburg. Die legenden I herausgegeben von **Paul Gereke** [Altdeutsche textbibliothek nr 19]. Halle, Niemeyer 1925. X u. 156 ss. 8°.

Ich freue mich aufrichtig, dass neben meiner ausgabe der 'Kleinen gedichte' Konrads von Würzburg nun auch die neubearbeitung der 'Legenden' in fluss kommt, die wir von Paul Gereke schon lange erwartet haben und bei ihm in guter hand wusten. von diesen sind Silvester und Pantaleon in einfacher und ungewöhnlich guter überlieferung auf uns gekommen, während die aufgabe beim Alexius, wie die recensio Henczynskis (vgl. Anz. xxv 362 ff) gezeigt hat, keineswegs so einfach ligt.

Das erste heft bringt den Silvester, mit dessen überlieferung und kritik ich mich GGN. phil.-hist. cl. 1911, s. 3 ff eingehend befasst habe. aber ich bedauere doch dass G. sich mit dem begnügt hat was ich dort als collation anzuführen für gut fand, statt sich die hs. selbst aus Trier kommen zu lassen; auch mein collationsexemplar hätt ich ihm gern zur verfügung gestellt. meine damaligen mitteilungen reichen für die präcise schreibung der lesarten nicht durchweg aus. ein schaden freilich ist der ausgabe auch so nicht erwachsen: spielt doch der 'apparat' bei ihr eine so bescheidene rolle, dass auf einem dutzend seiten sich nur je eine einsame lesart präsentiert, auf zwei seiten (79. 154) fehlt auch diese, und es gibt partieen in denen auf 50 verse nur eine variante entfällt.

Die überlieferung ist so vortrefflich, dass sie nur eben vorsichtige correcturen erfordert, für die emendation wenig und zur conjecturalkritik fast gar keine veranlassung und möglichkeit bietet. freilich soll nach s. X ein stern (*) die 'conjecturen' des herausgebers bezeichnen — aber das ist nur ein ungeschickter ausdruck: ich habe keine würkliche conjectur G.s darunter gefunden, in der mehrzahl handelt es sich nur um den ersatz der handschriftlichen laute und formen, soweit sie WGrimm noch

unangetastet gelassen und ich sie übergangen hatte; in einer anzahl von fällen ligt verständiger und gesicherter wortersatz vor, in einigen wenigen ist dieser ersatz zu beanstanden.

Diese conservative haltung ist im angesicht der guten hs. gewis zu billigen. immerhin gilt es auch nach WGrimms und meinem vorgang die augen offenzuhalten, um aus dem text der niederrheinischen Trierer hs. alles auszujäten was der sprache des oberrheinischen dichters widerspricht. das unkraut gibt sich freilich nicht immer ohne weiteres zu erkennen.

Zweimal findet sich in der hs. ein gen. *vorhten*, den G. (zu 1232) als plur. fassen will: aber der plural von *vorhte* kommt nur im dativ, in den formelhaften verbindungen *mit*, *von*, *vor vorhten* vor; es handelt sich vielmehr um eine dialektische schwache form des sing., und die ist zu beseitigen indem man schreibt:

791 *sorgen unde vorht e blôz*

(hier ist *vorhten* mechanische angleichung)

1232 *l e i d e s u n d e v o r h t e vol.*

man beachte wie durch die notgedrungene umstellung 1232 die beiden verse angenähert sind. ähnlich ligt die sache bei *vaste(n)*: 1546 *ním ein vásten drí tàge* (wo Lexer einen subst. inf. annimmt); in unserem gedicht kommt sehr oft das subst. *ein vaste* vor, und dies ist regelmäfsig stark flectiert (vgl. zb. 3528. 33; 3814. 34), mithin ist auch oben zu schreiben *nim e i n e vást e drí tàge.*

Das compositum *enpflegen* für einfaches *pflegen* ist mir bei KvW. nur allein im Silv. 1344. 2235 begegnet und gehört mithin wol dem schreiber an; ebenso *erhuoben* für *huoben* 4845 (s.u.). sicher ist das auch der fall mit *iezunt* 3863 st. *iezuo*, und wenn gleich darauf zwischen den gut elsässischen *grîtekeit* (3864) und *grîtic* (3879) einmal *gîtic* (3872) erscheint, so ist dies selbstverständlich in *grîtic* (immer mit *î*!) umzuschreiben. — K.s lautform war sicher *angestlich*, wie die der hs. in der mehrzahl der fälle — die paar *engestlich* gegen ende des gedichtes (4272. 4753. 5005) sind also anzugleichen. — *b i u w e n* (: *entriuwen* 2242) und *f r e - mede* (: *hemede* Eng. 3003) sind bei K. durch den reim gesichert, also für *bûwen* ist *biuwen* (1921), *gebiuwet* (1938) und für *vrömde* überall *fremde* einzusetzen. dagegen hab ich mich überzeugt, dass K. würklich *göte(n)*, *abgöte(n)* sprach, wie unsere hs. und mit ihr G. bieten: so oft nämlich im Silvester (und relativ noch häufiger im Pantaleon) der plural vorkommt, er erscheint niemals im versschluss, die zahlreichen reimbelege betreffen ausschliefslich den dat. sing. *gote*, der nom. u. dat. plur. fehlen ganz: weil eben für *göte*, *göten* keine reimwörter existieren! — gegen die hs. war ferner zu schreiben: 2197/98 *t o u p : u r l o u p*, 983/84 *r ü e - fende : w ü e f e n d e*, 1003/4 *t u g e n : m u g e n*, 1089/90 *g r a n : a n* — und mit welchem rechte ist (gegen Haupt) 2157 *müez e n ir* beibehalten?

Da es feststeht, dass der Silvester nicht nur die älteste der legendendichtungen Konrads sondern überhaupt eines seiner frühesten werke ist (das wahrscheinlich schon in den sechziger jahren entstand), wird man auch in metricis gegenüber der zuverlässigen überlieferung doppelt vorsichtig sein, und so ist denn die zurückhaltung welche G. besonders in der einschaltung von flickwörtern (zur bequemen erzielung des iambischen rhythmus) übt, durchaus zu billigen. ich stimme ihm zunächst bei in der bewahrung von 6 fällen des zweisilbigen auftacts, insbesondere auch (gegen Haupt und Wolff) 3756 *die gebúrt entslôz uns Jêsus Krist*, und nur nicht 4845, wo *erhuoben* sicher jüngere (dialektische?) variante für *huoben* ist und man nur allenfalls zweifeln kann, ob nicht mit einem der auch bei KvW. nicht ganz seltenen (und von den schreibern gern beseitigten) *ἀπὸ κοινοῦ* zu rechnen und somit auch das *und* zu streichen sei:

dô sprungen ûf mit schalle
die leiden juden alle
huoben grôz gebrehte st. *und erhuoben.*

Wenn die bestüberlieferten werke Konrads, der Silvester und der Pantaleon, einen unterschied in der verwendung der auftactlosen verse aufweisen, den Laudan (diss. s. 111, Zs. 48, 533 ff) auf 19 % und 2,5 % berechnete, so ist unbedingt sicher, dass zwischen beiden viele jahre der entwicklung (auf den regulären iambischen vers hin) liegen. es bleibt aber zunächst doch der zweifel, ob Laudan (der seine berechnung beim Pantaleon genau begründet hat), beim Silvester sich nicht durch engen anschluss an die ausgabe WGrimms verzählt haben könnte. die vergleichung mit dem texte Gerekes ergibt indessen nur einen geringen unterschied: bei halblautem lesen bin ich auf rund 18 % gekommen, d.h. die neue ausgabe zählt etwa 50 auftactlose verse weniger. da sich nun G. der einschaltung von flickwörtern aus metrischer absicht streng enthält, handelt es sich hier so gut wie ausschliefslich um verse die G. nur anders gelesen und dem entsprechend geschrieben hat. diese lesung entspricht durchweg der wie wir sie etwa aus dem Pantaleon und dem Turnei gewöhnt sind — ob sie für den Silvester zutrifft, dem unter allen umständen noch gut 18 % auftactlose verse bleiben, in dem solche (was bei dem späten Konrad undenkbar ist) sehr oft gehäuft: zu 2, 3, 4, ja einmal (1917—1921) zu 5 hinter einander erscheinen, das ist mehr als zweifelhaft, obwol ich zugeben muss, dass die entscheidung vielfach unsicher bleibt. aber ich denke, man wird mir ohne weiteres recht geben wenn ich v. 4415 lese: (*zeim opfer alle brâhten dar kélber, óhsen únde wider*) *bócke und túrteltûben gnúoc* st. *böck únde túrteltûben* G. (ähnlich 4624); oder in der anrede 4526 *jûde, und dúnket dích daz rêht* st. *jüd, únde*; oder 666 bei der zahl *vúnf und séhzic græte* (*únd drî húndert wâren drîn*) st. *vünf únde séhzic* G. die natür-

diese declamation spricht vielfach [illegible] gegen den iambischen rhythmus, wo ihn auch der [illegible] die nachbarverse nicht haben; so kann ich z. B. 316 — ebd. 69 nicht anders lesen als durch die [illegible] [illegible] *und* [illegible] der [illegible] sint Silvester statt [illegible] *unde* [illegible] G.), oder 1192 [illegible] [illegible] — und ebensowenig kann ich den antiker zugestehn am schweren schluss eines absatzes wie etwa 1456 [illegible] *fröude und* [illegible] *unde* G.), oder einer rede wie 3503 ([illegible] *rede und sprache* gegen der *red unde sprache* G.). andererseits ist natürlich einzuräumen, dass in einem gedicht das unzweifelhaft verse bietet wie 131 [illegible] *unde* [illegible] 1533 [illegible] 1731 [illegible] *unde* [illegible] 1853 [illegible] *unde* [illegible], auch solche wie bei G 12 [illegible] *unde* [illegible] 104 [illegible] *unde* [illegible] 411 [illegible] *unde* [illegible] zugestanden werden müssen, und da berechtigt sind wo sie der vortrag rechtfertigt.

Es ist also nur eine frage der declamation und dem entsprechend der schreibung um die es sich hier handelt. der technik näher kommen wir mit ein paar andern fällen. ich habe zugestanden, dass der Silvester als eine jugenddichtung bei ausgesprochenen rhythmischen grundsätzen noch mehr überbleibsel der ältern praxis haben mag als die meisten übrigen dichtungen K.s. die pausierung der senkung erfolgt principiell im versinnern wie im versschluss nur im compositum und bei den fremdwörtern des typus *palas*. im versinnern find ich nur zwei ausnahmen: 3117 *an ander prophēta wis* wird nicht anzutasten sein. auch feste formeln wie *zît unde leben* 4955 meidet K. bis zuletzt nicht. aber für 1979 *sin kleit vil 'rich' unde wert* hab ich mit Haupt schon früher *rîlich* vorgeschlagen und bleibe bei dieser durch zahlreiche parallelfälle der überlieferung Konrads gesicherten emendation (die keine conjectur ist!): *rîlich unde* kommt bei ihm mindestens 15 × vor. speciell *rîlich unde wert* steht zb. Troj. 1473 und ist danach 1772 gegen *rich unde wert* von Roth in den text gesetzt, wogegen freilich Bartsch bedenken erhebt; *rich* für *rîlich* gehört zu den fast selbstverständlichen fehlern unserer überlieferung.

Der versschluss x́ x́ ist bei K. unbedenklich wenn es sich um ein geschlossenes wortbild handelt: *ántwúrt, ménschéit, hántgíft*; er ist aber nicht zuzugestehn bei einer zusammenrückung: *iesû, leiter* (= *leite er*), bei zwei getrennten wörtern nur wenn das erste ein zahlwort ist: *drí táge* 763. 1546, *zwei jâr* 842. eine der sichersten emendationen die G. selbst vorgenommen hat ist 3156 *der selbe der mîns brôtes az* st. '*mîn brôt âz*'. aber warum verschmäht er dann 929 die längst vorgeschlagene besserung *rîche sîn* für '*lânt sîn*'? den einwand von GWolff lohnt

es doch würklich nicht zu widerlegen. — ebenso unmöglich ist ferner 2020 *'darîn gê'*: lis *darî'n gegê*; weiter 2990 *bescheidenlichen 'sprâch èr'*: lis *⟨dâ⟩ sprach ér*; 3808 *er 'iesâ'*, wo zu ändern ist: *sich dô begúnde dér iesâ*; das *der* ist hier um so erwünschter als damit ein wechsel des subjects gegenüber dem *er* 3806. 7 eintritt. so bleibt nur der eine fall 3480 *und wás dar ûz kein dórn nìe,* und hier verliert unser bedenken aus den gründen sein gewicht die s.z. Wilmanns und nach langen jahren unabhängig von ihm vKraus entwickelt haben: wie der dichter zwischen *geborn* und *geboren* wechselt (wobei er jenes auf *dorn* reimt), konnte er immerhin gelegentlich auch ein *doren* scandieren; aber auch dies bleibt doch nur ein einzelfall.

Einen deutlichen h i a t wird man in Gerekes text vergeblich suchen, aber in zwei fällen hat der herausgeber die vermeidung eines solchen durch apokope und pausieren der senkung äufserlich erzwungen. KvW. scandiert *spâte und frúo* und *spât únde frúo,* aber nicht auch *'spât ùnde frúo'*: darum halt ich 2229 fest an der umstellung *ê r e n m ü e z e spâte und fruo.* — und ebenso bestreit ich 5156 *'hénd ùnde líder'*; ich hatte früher vorgeschlagen *hende ⟨füeze⟩ und lider,* schliefse mich jetzt aber lieber Roth zu Schwr. 774 an und schreibe *si kuste im o u g e n unde lider*: dies küssen von augen und gliedern kommt unter K.s reichen kussmodalitäten viermal vor (GWolff Anz. XIII 239), während 'hände und glieder' begreiflicherweise ausfällt: denn die hände (und füfse) sind ja eben 'glieder'!

Überflüssigerweise und sicher unkonradisch hat G. ein paarmal (nicht consequent, aber bewust) *diensthaft* für *dienesthaft,* bald mit bald gegen die hs., in seinen text gesetzt: 20. 2138. 2482. 3893. KvW. flectiert mit sicherheit *dienest, dienstes, dienste, dienest,* und da er niemals scandiert *dienstmán, diensthâft,* so hat er zweifellos auch *dienestman, dienesthaft* (3 silbig) gesprochen und geschrieben!

Noch seltsamer berührt etwas anderes was ich nicht verschweigen darf. bekanntlich hat MHaupt festgestellt, dass KvW. nach fester, wenn auch nicht ausnahmsloser regel beim adj. auf *-lîch* kurzes *i* in *-lich, -licher, -liches, -lichen, -lichem,* langes *î* in *-lîchiu, -lîche* sprach und reimte und dem entsprechend im adv. *-lichen* neben *-lîche.* diese tatsachen waren G. früher, zuletzt in seiner ausgabe des Engelhard, wolbekannt — er scheint sie aber inzwischen vergessen zu haben, und so treffen wir jetzt die falschen schreibungen *-liche* (im adj.): 97. 368. 702. 762. 1030. 1176. 1334. 1374. 1831. (3928 adv.) 3986. 4153. 4189. 4241. 4265. 4293. 4385. 4960. 4999. 5099 und *-lichiu* 36. 335. 919. 1255. 1422. 1876. 2498. 4557. 4749. 5033 [1]).

[1] Da ich dem herausgeber hier ein verdriefsliches versehen aufstechen muste, will ich mich zur bufse gleich selbst eines irrtums bezichtigen, auf den die leser meiner ausgabe der 'Kleinen gedichte K.s

[illegible]

[illegible] Wirnt [illegible] vgl. 3394 — [illegible] — v. 3488 l. [illegible]

¹) Vielleicht nicht ohne weiteres kommen. ich bin — vorübergehend — der meinung gewesen, dass Konrad einem [illegible] wie [illegible] möglichst aus dem wege gegangen sei und habe ein paarmal gegen die überlieferung und auch gegen den ungezwungenen sinn den sing. [illegible] eingesetzt für den plur. [illegible] — den gen. u. dat. sing. [illegible] [illegible] ich nicht zu rechtfertigen. man wird die stellen um die es sich handelt jetzt leicht herausfinden.

wäre bei K. völlig isoliert, vgl. Zs. 56, 49 — v. 3692 l. *wand er in ⟨ê⟩ vertôrte*, oder ⟨*dâ*⟩ im gegensatz zu *hie* 3694 — v. 3707 l. *gotheit* ⟨*dâ*⟩ *vil schône lac?* — 3931. 4025 l. *wârheit* (drf.) — 3987 l. *mite* — v. 4007 l. *die man im vür sol werfen hie* = v. 3573! — 4072 l. *strengen* — 4154 l. *einez* (drf.) — 4164 l. *sime* — 4233 l. *einander* (drf.) — 4250 l. *sol* (drf.) — 4288 die ergänzung ⟨*swære*⟩ gefällt mir nicht, ich schlage jetzt vor ⟨*kumber*⟩, vgl. 4271 — 4380 l. *nu* ⟨*daz*⟩ *dô?* — 4532 l. *ich* (drf.) — 4548 l. *zornlîche* — 4676 l. *unlobesame* — 4776 l. *wande ich* — 4787 l. *schemelichen* — 4798 l. *sint* (drf.) — 4844 l. *jüden* (drf.) — 4905 l. *goukelspil* — 4945 l. *daz* ⟨*ir*⟩ *geswachet?* — 5003 l. *lebelicher werke?* wie 5033 *lebelîchiu dinc* — 5017 l. *des willen dîn?* — 5093 l. *Stant* (drf.) — 5313/14 ist doch wol *Rœteleim : honicseim* zu lesen, denn 1) reimt K. anderseits nur *honicseim : heim* Gsm. 209. Eng. 5138, 2) erweisen die belege für den ortsnamen, die man jetzt am besten bei AKrieger Topogr. wb. d. grhzt. Baden II² 677 f findet, dass dieser (zufrühst a. 751 *Raudinlaim*) bis z. j. 1218 ausschliefslich auf *m* ausgeht, dann noch bis 1297 als *Rôtelnheim* (mit umdeutung), *Rôttileim, Rôtenleym* vorkommt und erst weiterhin sich die dialekt. schwächung zu *-lein* (*-len*, *-ln*) gefallen lässt.

Und nun noch einiges über worttrennung und wortzusammenschreibung sowie über die interpunction. G. hat sich so eng an die hs. gehalten, dass er sogar *ein ander* (durchweg) und *umbe vie* (3197) und anderseits *angesige* (1131) und *vorgeseit* (3188) schreibt, was doch keine unserer vorbildlichen ausgaben tut; und so trennt er denn auch *drî stunt, über al, ander wegen*, wo es sich zweifellos um worteinheiten des sprachgefühls handelt. — wir sollten aber (und ich tu es nicht nur bei KvW.) künftig uns auch der trennung *dar an, dar inne, dar umbe* entwöhnen, wenn die dichter daneben *dran*, *drinne, drumbe* brauchen. die gepflogenheit der trennung stammt aus einer zeit wo die herausgeber dem brauche der schreiber, der in diesem falle weder der aussprache noch dem sprachgefühl der mhd. zeit entspricht, darum so pietätvoll folgten, weil es zunächst einmal darauf ankam, das äufsere bild des mittelhochdeutschen vom neuhochdeutschen so scharf wie möglich abzurücken. es war also eine erzieherische mafsnahme, keine wissenschaftliche erkenntnis — jedenfalls keine richtige; und es wäre zeit dass wir uns davon freimachten.

In der zeichensetzung verfährt G. sparsam: nach dem guten vorbilde Lachmanns und Haupts, dem auch Pfeiffer und Bartsch gefolgt sind, während neuere herausgeber es oft nicht für der mühe wert halten, dies wolerwogene interpunctionssystem nachzuprüfen und sich einzuprägen. das hat nun freilich auch G. nicht getan: denn während er auf der einen seite oft lange versreihen mit aussage- und consecutivsätzen ohne komma lässt,

hat er anderseits für die declamation unerträgliche kommata in die relativsätze eingezwängt — blofs weil das der öden schulinterpunction von heute entspricht. aus dem gleichen grunde fehlt auch recht oft das komma wenn ein neuer satzteil mit *unde* beginnt.

Zu den vielen vorzügen der trefflichen Trierer hs. gehört auch die treue bewahrung der absätze: es unterligt keinem zweifel, dass Konrad solche nur eintreten liefs wo ein reimpaar den satz schloss — da aber auch mit absoluter consequenz. hier muste der herausgeber unbedingt der hs. folgen, also einerseits den absatz sparen selbst wenn die rede mit dem ersten reimvers schloss (einziges beispiel 1168), anderseits auch innerhalb einer langen rede die vom schreiber bezeichneten und von Konrad zweifellos gewollten abschnitte mit 'gesammeltem reim' festhalten: so 1105. 1117. 1141. 1159; 1665. war ihm das unbehaglich, so blieb ja ein ausweg: er konnte im erstern falle ohne einzurücken mit capitälchen fortfahren, in den übrigen sich mit dem einrücken begnügen und hier die capitälchen sparen. jedenfalls war er zur wahrung der überlieferten absätze in deutlicher form verpflichtet.

Gerekes einleitung ist knapp und will nichts eigenes oder neues bieten; die litteratur hat er vollständig verzeichnet — leider war ihm das bei weitem wertvollste was über die quellenfrage geschrieben worden ist noch nicht zugänglich: Wilhelm Levisons auf reichster materialkenntnis aufgebaute untersuchung über 'Konstantinische schenkung und Silvester-legende' in den 'Miscellanea Fr. Ehrle' II 159—247 (Roma 1924, vgl. die Litteraturnotizen dieses heftes).

Göttingen. **Edward Schröder.**

Konrad von Helmsdorf, Der spiegel des menschlichen heils aus der St. Gallener handschrift herausgegeben von **Axel Lindqvist**. mit einer tafel in lichtdruck. [Deutsche texte des mittelalters hrsg. von der Preuß. Akademie der wissenschaften bd. 31] Berlin, Weidmannsche buchhandlung 1924. XXVIII u. 118 ss. gr. 8°. — 9 m.

Die sammlung der deutschen texte des mittelalters wird durch dieses buch wider um eine wertvolle ausgabe bereichert. die dichtung ist freilich kein werk ersten ranges, fordert aber doch aus verschiedenen gründen unsere beachtung, nicht zum wenigsten auch als sprachdenkmal. die ausgabe von L. gibt unter besserung offenkundiger schreibversehen und mit guter zeichensetzung eine klare und genaue widergabe des handschriftlichen textes. begleitende anmerkungen bringen aufser den lesarten dankenswerte hinweise zur erklärung des textes und gute besserungsvorschläge, zu denen CvKraus und Roethe viel wert-

volles beigesteuert haben. ein sehr reichhaltiges glossar beschliefst das buch.

Die einleitung gibt ausführliche rechenschaft von der handschrift und legt besondern wert auf die kennzeichnung der drei schreiber nach schrift und orthographie. auch die sprachformen der verschiedenen schreiber werden in ihren hervorstechenden zügen sorgsam dargestellt; L. hätte hier auch das bezeichnende *üns* (beim 1. schreiber ausnahmslos) anführen können. aus sprachlichen und andern gründen schliefst er mit recht, dass die hs. im nordalemannischen gebiet der Schweiz (Thurgau) entstanden sei; manches weist auf die nachbarschaft des schwäbischen; das hochalemannische gebiet diesseits des Bodensees ist vielleicht auch nicht ausgeschlossen: auch der Wasserburger codex kennt das *e* für *ie* (Junk Willehalm v. Orlens XXIX).

Die sprache des dichters, im ganzen gleicher art, ist dem plan dieser ausgaben gemäfs nur kurz charakterisiert. seltsam berührt es wenn unter den kennzeichen des alemannischen hier an erster stelle die reime von *an : ân* genannt werden. der dichter braucht sie übrigens nur selten, 14 von 20 fällen entfallen auf das verbum *hân*, beruhen also auf den bekannten formen mit kurzem *a*. unter den bindungen von *m : n* befremdet *kon* 'kam' (*: von*): ein versehen, es ist das participium *komen*; verschliffene formen dieser art, ähnlich wie die hl. Martina sie viel verwendet, begegnen mehrfach.

Zur frage nach dem dichter weist L. mit GustScher(r)er (St. Gallische handschriften. in auszügen hrsg., St. G. 1859, s. 92) auf den im jahre 1296 urkundlich bezeugten herrn *Cunraht von Hermstorf* hin, welchen Baechtold irrtümlich zum leutpriester von Bichelsee gemacht hat (Geschichte der deutschen literatur in der Schweiz s. 139). diesem nachweis fällt deshalb keine bedeutung zu, weil der name Konrad in der familie von Helmsdorf (Hermsdorf) häufig vorkommt (schon 1213 und 1244); vgl. Kindler v. Knobloch Oberbadisches geschlechterbuch 2, 30 ff. die dortigen angaben, leider ganz ohne belege, bedürfen jedoch mehrfacher berichtigung. im jahre 1292 ist *Cůnradus de Hermstorf, filius quondam Jacobi militis de Hermstorf,* in das kloster Salem eingetreten (Fürstenberg. ub. V nrr 260. 261) und hat ihm seine besitzungen übertragen, nachdem er sie eben erst von seinem vater geerbt hatte, der am 1. III. 1291 noch als zeuge genannt wird (Cod. dipl. Salemitanus II s. 407; erstes auftreten 1276, ebenda II 152). die abwicklung dieser schenkungen hatte noch mehrere urkunden aus den jahren 1292—1295 zur folge (Wartmann Ub. d. abtei St. Gallen III 718. IV 1032; Cod. Salem. II 437. 438. 451. 480). als mönch in Salem wird *C. de Hermstorf* noch mehrfach genannt, 1303. 1327 und 1328 (Cod. Salem. III. 48. 167), offenbar auch noch am 21. IV. 1335 (ebda III 255) sowie am 25. VII. 1324, freilich in Weingarten (ebda III 342).

Lenzens schwester eine auf Novalis vordeutende erfassung des todesproblems zuerkennen zu dürfen glaubt und FSchlegels wort 'Vielleicht war das der erste Mensch in unserem Zeitalter, der Kunstsinn für den Tod hat' auf Lenz anwenden will, wenn er s. 138 den dichter des Hofmeister schon aus weiter ferne (!) an jenem fundament bauen lässt, auf dem späterhin Schleiermachers ethik einer vollendung des freien individuellen willens entstand, oder wenn er in einigen theologischen bemerkungen s. 17 einen kühnen vorstofs in der richtung auf Schleiermachers auffassung der religion sieht. ich würde weiter auch die vorwegnahme romantischer darstellungsformen rechnen, sofern sich zeigen liefse, dass sie mit bewusstsein ergriffen und mit einiger consequenz festgehalten sind. auf diese weise wäre material zu einer wirklichen synthese zu gewinnen. aber ich bin, wo K. derartige beobachtungen vorbringt, doch nur sehr selten wirklich überzeugt worden, obwohl ich gern zugestehe, dass K., indem er unermüdlich nach unterirdischen verbindungslinien zwischen Lenz und der romantik tiefer schürfend forschte, in vielen fällen schärfer gesehen und seinen helden innerlicher erfasst hat als seine vorgänger, die oft sehr an der oberfläche haften blieben.

Aber das eigentlich entscheidende, wird mir K. entgegenhalten, liege gar nicht in den einzelheiten, über die sich streiten lasse, sondern in der von ihm erkannten entwicklung unseres dichters. er baut sie in 6 capiteln auf: I. 'Pietistisches welt- und ich-erleben'; II. 'Befreiung des lebens und der kunst'; III. 'Willkür der weltgestaltung'; IV. 'Kampf als schaffenswille'; V. 'Enthusiasmus der imagination'; VI. 'Ekstase'. K. zeigt zunächst recht gut, wie L.s subjectivismus aus pietistischen wurzeln herauswächst; hier wird man sogar noch schärfer betonen müssen, wie ein gewisses sich-immerwieder-mit-der-eigenen-person-beschäftigen, von dem L. nicht loskommt, wie insbesondere eine ausgesprochene neigung zur askese durch die pietistischen jugendeinflüsse gefördert worden ist[1]. K. nimmt schon für die Königsberger zeit einfluss Hamanns an, wenn er auch einräumen muss, dass dieser zur zeit der 'Landplagen' noch nicht den einfluss eines führers gehabt habe (s. 27). die widmungsode der 'Landplagen' bringt er mit Herders 1765 gedruckten gedichten auf Katharina (Suphan 29, 16 und 24) und dessen Vaterlandsode (29, 26) zusammen. geht Lenzens uns lessingisch anmutende maxime '*Handeln und nicht geniefsen, nicht empfindeln, nicht spitzfindeln*' (üb. Götz in Lewys ausg. 4, 312),

[1] 'Die selbstanalyse ist sein eigentliches organ zur welt', bemerkt MSommerfeld Euph. 24, 35; 'man darf hiefür freilich keine parallele zur frühromantik ziehen. die Lenzsche selbstanalyse ist ganz aus dem geist des pietismus geboren — seine 'Lebensregeln' sind ein gegenstück zu Lavaters 'Geheimem Tagebuch von einem Beobachter seiner selbst' —, und sie ist demgemäfs einzig religiös und moralisch bewegt und gerichtet'.

verf. dieser monographie ist bei seiner intimen beschäftigung mit Lenz dessen 'scharf ausgeprägte schaffenscurve auf die romantik zu' aufgegangen (vorw. s. VIII), und nun erscheint ihm selbst sein werk als eine vorarbeit für die entwicklungsgeschichte der romantik, ein stück 'synthetischer' litteraturgeschichte auf 'analytischer' grundlage. ich glaube, der wert des buchs ligt doch wesentlich in der kraft der analyse.

Ich bin weit entfernt, beziehungen zwischen Lenz und der romantik zu leugnen. sollte aber Lenz im ernst als vorläufer der deutschen romantik geschildert werden, so hätte zunächst einmal scharf unterschieden werden müssen zwischen gewissen zügen persönlicher anlage, die Lenz mit einzelnen romantikern gemeinsam hat, und spezifisch romantischen einsichten und überzeugungen, die er gewann und, sei es als denker, sei es als dichter, zuerst zum ausdruck brachte. an zügen seiner anlage die man 'romantisch' nennen kann, fehlt es nicht, und die darauf beruhende verwantschaft ist auch insofern etwas mehr als reiner zufall, als wenigstens einzelne dieser eigenschaften als zeitgebunden[1]) zu bewerten sind. wenn zb. Lenz mit manchen romantikern die eigenheit teilt, 'sich in tatsächlich stattgehabte erlebnisse mit gröfserer intensität und viel höherer leidenschaft hineinzuphantasieren, als ihnen würklich entsprochen hatte, und an diese erphantasierte intensität dann unbedingt zu glauben' (s. 94), so ist ohne weiteres zuzugeben, dass es einer gewissen gunst oder ungunst der zeitverhältnisse bedarf, um solche Tassonatur zur entfaltung zu bringen; in der mittagszeit der aufklärung vermögen wir sie uns kaum vorzustellen. aber anderseits muss doch betont werden, dass es sich dabei durchaus nicht um etwas specifisch 'romantisches' handelt, sondern um eine erscheinung die sich, wenn bestimmte hemmungen, die auch zeitgeschichtlicher art sein können, fortfallen, bei phantasiebegabten menschen verschiedener zeiten und gegenden widerholen wird. oder wenn Lenz mit FSchlegel, den K. über- überhaupt am häufigsten zur vergleichung heranzieht, die neigung zu 'rhapsodischer' (fragmentarischer) darstellungsweise teilt, so ligt auch darin eine gewisse zeitbedingtheit, ja der bestimmte litterarhistorische anlass den man durch die namen Hamann, Herder bezeichnen kann; aber anderseits ist das hier wie dort so ausgesprochen individuell bedingt, dass man das zusammentreffen letzten endes doch zufall nennen wird.

Ganz anders aber ligt es wenn K. zb. s. 45 ff aus der bemerkung, das leben sei ein trüber traum, ein mittagsschlummer, der tod ein unaussprechlich glück, in dem jugendgedicht auf den tod der pastorin Szibalski und die tödliche erkrankung von

[1] vgl. Goethe über Lenz DW. XIV (Weim. ausg. 28,246): *und so litt er im Allgemeinen von der Zeitgesinnung, welche durch die Schilderung Werthers abgeschlossen sein sollte.*



[illegible] die analyse des 'Hofmeisters'. den einfluss [illegible] stellt K. in frage (s. 136); der ist ihm erst bei dem [illegible] 'Die beiden Alten' (s. 203 f) sicher.

Nach dem 'Hofmeister' sieht dann K. eine art bruch oder [illegible] einen sprung in L.s entwicklung. 'Solange Lenz in angespanntem ringen um die befreiung von leben und kunst [illegible] lag diesem freiheitsstreben stets ein [illegible] zugrunde ... an solcher positiven lebens[illegible] vermochte Lenzens schwankende natur nicht [illegible] Friederike Brion, die conflicte mit den baronen Kleist, [illegible] als verhängnisvolle erlebnisse ihm [illegible] der leidenschaft seines draufgängertums [illegible] sein schaffen weit übers ziel hinaus — und [illegible] der willkür des gestaltens'. K. spricht nun [illegible] von Lenzens 'willkürepoche', als deren äusserster [illegible] ihm das 'Tagebuch' gilt (s. 200), gelegentlich im [illegible] zu der früheren 'geniezeitsepoche' (s. 196). darauf [illegible] die gabe der selbst[illegible] auch in dieser entwicklungsphase [illegible] sie ist selbst anstoss zu solcher ge[illegible] L.s schaffen auf dieser strecke [illegible] zwei antriebursachen [illegible] leidenschaft und ironischer [illegible] besonders im 'Neuen Menoza' [illegible] eindringender gesellschaftskritik [illegible] geistsprühender romantischer [illegible] mit Tiecks 'Gestiefeltem Kater' einsetzt', gewertet [illegible] der wahl der handlung und ihren einzelnen [illegible] selbst nicht die geringste wichtigkeit beigemessen. [illegible] und Wilhelminens überschwängliche rousseauische [illegible] für ihn gewiss problematisch.

Dass das 'Tagebuch' als [illegible]werk behandelt wird, ist [illegible] waren gewiss zu sehr geneigt, es nur als [illegible] dokument zu nehmen. aber wenn es K. als 'das erste dichterische werk willkürlicher selbstbe[illegible] in dem bewusst abgezielt wird auf eine [illegible] der 'schönen situation'', wenn er es als einen [illegible] der 'Lucinde' behandelt, so werden damit doch die [illegible] die uns dies sonderbare werk aufgibt nicht gelöst, sondern mit einer geistreichen redewendung beiseite geschoben. wer die bewussten künstlerischen absichten des 'Tagebuchs' [illegible] kommt nicht um die banale frage herum, wieweit L. die seltsamen vorgänge die uns das 'Tagebuch' erzählt, in wirklichkeit erlebt, wieweit er sie für den ich-roman erfunden hat. ich für meine person weiss nicht einmal sicher zu entscheiden, ob die aufzeichnungen, wie die vorbemerkung an Goethe behauptet, wirklich noch während der erlebnisse nieder-

Handeln macht glücklicher als geniefsen (NMenoza II 6) mit auf **kants** vorlesungen zurück? vgl. den berühmten schluss (der Träume eines Geistersehers): *Ich schliefse mit demjenigen, was Voltaire seinen ehrlichen Candide nach so viel unnützen Schulstreitigkeiten zum Beschlusse sagen lässt: lasst uns unser Glück besorgen, in den Garten gehn und arbeiten.*

Den rationalistischen einschlag bei Lenz scheint K. mir zu unterschätzen. er lehnt zb. für die aufsätze der ersten Strafsburger zeit ('Entwurf eines Briefes an einen Freund, der auf Akademieen Theologie studiert', 'Versuch über das Principium der Moral') rationalistische tendenzen gegen Rosanow sehr entschieden ab (s. 83). aber anderwärts (s. 122) hebt er doch auch hervor, dass Lenz im 'Hofmeister' 'bei allem streben gegen die culturellen schäden der aufklärung dennoch bestrebt sei, das gesunde an ihren bestrebungen dadurch zu erhalten, dass er es über die einseitigkeit eines rücksichtslosen nivellierens hinausführt und es mit dem neuen menschheitsideal, dem leidenschaftlichen subjectivierungsstreben Rousseauscher herkunft vereinigt'. vgl. auch s. 170 f.

In den anfängen der Strafsburger zeit geht es dann unter Rousseaus und Herders einfluss um die befreiung des lebens und der kunst aus französelnder rococodecadenz mit den etappen: 'Amor vincit omnia'; Plautusübersetzungen; kunsttheoretische aufsätze, abhandlung über Götz, 'Anmerkungen übers Theater', diese wie keine andere schrift in Lenzens geistige structur hineinleuchtend und seinen dichterischen schaffensdrang klarmachend (s. 121). dabei erfreuen eine reihe hübscher beobachtungen, die am wege gefunden werden, so die über die umdichtung des *Plaudite* am schluss des 'Miles gloriosus' in Kalikuts *Klatscht ihr noch?* (s. 72), die zu einer betrachtung über die 'pathologische' und die 'ironische schlufsdynamik' im deutschen drama führt (s. 74), oder die über die eigenartige widergabe des *numquam sinam . . . in domo esse isthac quin ego te liberalem liberem* im 'Curculio' durch *Ich will dich so frei machen wie die Lerche, die vor Muthwillen über Wolken hinauszirkelt* (s. 80).

K.s fähigkeit zu analysieren erscheint alsbald im besten licht bei der besprechung der gedichte '*Wo bist du itzt, mein unvergesslich Mädchen?*' (s. 94 ff.) und '*Ach, bist du fort?*' (s. 99 ff.), an denen er recht anschaulich macht, wie bei aller nachwürkung anakreontischer elemente doch als ein neues 'der wahrhaftigkeitsgrad der erlebnisdarstellung' hervortritt und wie der neue gehalt auch eine neue form findet. Zu s. 101 ff ist zu bemerken, dass auch in 'Pyramus und Thisbe' 1, 3 mit fünf hebungen aus dem strophischem schema herausfällt; man muss also vorsichtig sein bei der entscheidung der frage, wo bei L. bewuste kunst, wo gleichgültigkeit gegen die form vorligt. einen höhepunct

bildet auch die analyse des 'Hofmeisters'. den einfluss Diderots stellt K. in frage (s. 136); der ist ihm erst bei dem 'familiengemälde' 'Die beiden Alten' (s. 203 f) sicher.

Nach dem 'Hofmeister' sieht dann K. eine art bruch oder richtiger einen sprung in L.s entwicklung. 'Solange Lenz in angemessnen grenzen um die befreiung von leben und kunst kämpfte', heifst es s. 157, 'lag diesem freiheitsstreben stets ein wirklichkeitserfassen zugrunde. . . an solcher positiven lebensverbundenheit aber vermochte Lenzens schwankende natur nicht festzuhalten'. Friederike Brion, die conflicte mit den baronen Kleist, Cleophe Fiebich hätten als verhängnisvolle erlebnisse ihm die kraft genommen, 'der leidenschaft seines draufgängertums einhalt zu tun': 'da schoss sein schaffen weit übers ziel hinaus — und endete in der willkür des gestaltens'. K. spricht nun mehrfach von Lenzens 'willkürepoche', als deren äufserster exponent ihm das 'Tagebuch' gilt (s. 200), gelegentlich im gegensatz zu der früheren 'gelassenheitsepoche' (s. 196). darauf folge dann wider ein rückschlag (s. 200). die gabe der selbstüberschauenden ironie sei L. auch in dieser entwicklungsphase treu geblieben; 'mehr noch: sie ist selbst anstofs zu solcher gestaltungswillkür geworden, sodass L.s schaffen auf dieser strecke seiner entwicklung im grofsen und ganzen zwei antriebursachen zugrunde liegen: undisciplinierte leidenschaft und ironischer skepticismus' (s. 157). diesen findet K. besonders im 'Neuen Menoza', den er als ein werk eindringender gesellschaftskritik und als vorläufer für die 'reihe geistsprühender romantischer spottdramen, die mit Tiecks Gestiefeltem Kater einsetzt', gewertet wissen will (s. 183). der wahl der handlung und ihren einzelnen Motiven habe L. selbst nicht die geringste wichtigkeit beigemessen. Tandis und Wilhelminens überschwängliche rousseauische gefühlsmäfsigkeit sei für ihn gewis problematisch.

Dass das 'Tagebuch' als dichtwerk behandelt wird, ist verdienstlich. frühere beurteiler waren gewis zu sehr geneigt, es nur als autobiographisches document zu nehmen. aber wenn es K. als 'das erste dichterische werk willkürlicher selbstbespiegelung' bezeichnet, 'in dem bewusst abgezielt wird auf eine realisierung der „schönsten situation"', wenn er es als einen vorläufer der 'Lucinde' behandelt, so werden damit doch die rätsel die uns dies sonderbare werk aufgibt nicht gelöst, sondern mit einer geistreichen redewendung beiseite geschoben. wer die bewusten künstlerischen absichten des 'Tagebuchs' würdigen will, kommt nicht um die banale frage herum, wieweit L. die seltsamen vorgänge die uns das 'Tagebuch' erzählt, in würklichkeit erlebt, wieweit er sie für den ich-roman erfunden hat. ich für meine person weifs nicht einmal sicher zu entscheiden, ob die aufzeichnungen, wie die vorbemerkung an Goethe behauptet, würklich noch während der erlebnisse nieder-

geschrieben, oder ob sie erst nachher entstanden sind. das erstere hat trotz der stilisierenden dekaden manches für sich; man scheint es allgemein anzunehmen, und auch K. leugnet es nicht geradezu ab. dann aber wird man auch annehmen müssen, dass sich L. täglich beim niederschreiben seines romans in ihn hineinphantasierte und seine phantasieen alsbald in würklich begangene torheiten umsetzte. von einem souveränen schweben über dem stofflichen, was ich in diesem falle als 'romantisch' empfinden würde, kann dabei aber doch nicht die rede sein.

'Misverständnis und ablehnung von seiten der zeitgenossen', so zeichnet K. s. 257, das entwicklungsbild weiter, 'trieb Lenz wider in sturm- und dranggrenzen zurück, aber dies ringen um geistige und seelische reinheit des eigenen volkes musste für seine aus der inbrust des heifsblütigen pietismus hervorgegangene begabung . . . zum mafslos fanatischen kampf werden'. das vierte capitel führt nun die überschrift 'Kampf als schaffenswille'. in ihm ist häufiger von Lenzens objectivierungswillen die rede. im mittelpunct stehn 'Die Soldaten', die polemik gegen Wieland und das 'Pandämonium germanicum'. da hier die linie von der romantik etwas abbiegt, will ich auf einzelheiten nicht eingehn. ich bemerke nur, dass es K. nicht unterlässt, etwa in 'Menalk und Mopsus' den 'romantischen sarkasmus' hervorzuheben und auf die 'stufenleiter bis zu Wilhelm Schlegels im Athenäum erschienenem Wettgesang der Dichter Voss, Matthisson und Schmidt von Werneuchen' hinzuweisen (s. 239), oder der journalistenscene des 'Pandämonium' 'eine völlig über die sturm- und drang-ausdrucksform emporragende symbolisierungskraft' zuzuschreiben, 'die in manchem zug geradezu an den romantisierenden teil des zweiten Faustteiles gemahnt' (s. 255). die aufserordentliche wandlungsfähigkeit Lenzens ist ihm 'ein vorbote der kaleidoskopartigkeit romantischer geistesentwickelung' (s. 247).

Tiefer werden wir wider im 5. capitel in die vergleiche mit der romantik hineingezogen. die überschrift 'Enthusiasmus der imagination' besagt folgendes. in seinen erst 1918 von Schmitz-Kallenberg veröffentlichen 'Briefen über die Moralität der Leiden des jungen Werthers' (jan./märz 1775) leitet Lenz Werthers verhalten ab aus seinem '*Enthusiasmus für wirkliche Vorzüge, für weiblichen Werth, . . . für ein Ideal*'; er erklärt, '*die Gleichgültigkeit gegen alles was schön und fürtrefflich ist*' für '*das einzige Laster der Welt*'. dieser 'ruf zum enthusiasmus', der schon im 'Pand. germ.' erklingt, bei dessen besprechung K. auch an FSchlegels Jenaer These '*Enthusiasmus est principium artis et scientiae*' und an Brentanos 'Philister vor, in und nach der Geschichte' erinnert (s. 255), verbinde sich hier zum erstenmal mit dem liebesproblem, und damit vollziehe sich eine neue wendung in L.s geistiger entwicklung. K. hat gut und scharf-

sichtig bemerkt, dass in den 'Moralischen Bekehrungen eines Poeten' etwas von der liebesauffassung der romantik aufblitzt, wie wir sie etwa in Schleiermachers 'Vertrauten Briefen über die Lucinde' antreffen (s. 275). 'Die Liebe auf dem Lande' (s. 289) und selbst die dramatische phantasey 'Der Engländer', die K. wol richtig in den winter 1775—6 verlegt (s. 294), schliefslich auch der trauerspielentwurf 'Zum Weinen' (s. 293; über die datierung vgl. Ballhof Euph. 22, 702 ff.) rücken dadurch in ein neues, aber doch einseitiges licht. denn es sind in wahrheit nicht würkliche einsichten, die das individuum L. über sich hinausheben und impulse einer höheren lebensführung werden, wie man es von erlebten einsichten erwartet. im gegenteil: wir sehen ihn nun immer mehr als das opfer sehr selbstischer sehnsüchte. das 'ahnen des unendlichen in den anschauungen' (vgl. s. 41) nimmt stellenweise recht irdische formen an. das hauptwerk dieser epoche 'Die Freunde machen den Philosophen' (s. 308) führt in 'ein land absoluter imagination' — in ein land wo ein Albert so ideal gesinnt ist, dass er der welt als gatte seiner Lotte gelten und einem Werther seine rechte einräumen will. wo bleibt der enthusiasmus? wenn man ihn nicht etwa in dem glauben sehen will, dass es neben sehr selbstsüchtigen freunden auch solche von phantastischem altruismus gebe. was Erich Schmidt 'schon stark pathologisch' nannte, bezeichnet K. als 'solipsistische einstellung', die nicht nur das einseitige verhältnis Strephons zu seinen mitmenschen, sondern auch seine andauernde selbstcontrolle zur folge habe; dass die vorgänge eine folge von selbstenthüllungen Strephons sind, findet er 'typisch romantisch'. mag sein dass es vergleichspuncte gibt, aber bewegt sich hier würklich L.s schaffenscurve auf die romantik zu, oder nimmt sie eine wendung, die man nur noch als ausgesprochen Lenzisch bezeichnen kann?

Als letztes stadium erscheint die 'Ekstase', oder wie deutlicher gesagt wird, die 'ekstatische dissonanz'. während in den werken jener entwicklungsstufe, die als 'enthusiasmus der imagination' charakterisiert wird, der glaube an eine mögliche erfüllung die basis für das imaginationserlebnis abgab, geht im zustand bewuster ekstase selbst diese letzte basis verloren: 'der mensch sucht seine glückseligkeit im selbstbetrug' [1]. wenn man würk-

[1] K. hätte Lenz an Lavater bei Freye-Stammler n. 176 (nach dem 24. 5. 76) citieren können: *Ich verlange nichts, fodere nichts als einen Schatten [die Silhouette Henriettens v Oberkirch] — einen Schatten, der mich allein an diese Welt binden kann, die mich in allen meinen Verhältnissen gepeinigt. Ich will nicht müssig gehen in meiner Einöde, aber ich muss etwas haben, das meine Kräfte aufrecht erhält, das mich dem grofsen Ziel entgegenspornt, um des willen ich nur lebe. Ich weiss sehr wohl, dass dies Schatten, dass es ein Traum, dass es Betrug ist, aber lass — wenn es nur seine Wirkung thut.*

lich diese letzte entwicklungsphase so scharf von der vorletzten scheiden kann, worin ligt das romantische? K. macht uns beiläufig auf die compositorische anlage des dieser epoche zugerechneten fragments 'Der Waldbruder' aufmerksam, mit seinem concentrisch verlaufenden vielerlei von briefen (s. 316). aufserdem aber, und das ist wol wichtiger, findet er in einer stelle des 'Waldbruder', wo von der andacht einer katholischen frau die rede ist, die von der ganzen lateinischen predigt in der kirche immer nur einen gewissen namen versteht, in ein paar lyrischen gedichten und in den entwürfen zur 'Katharina von Siena' den übergang zu mystischer religiosiät. die entwürfe der 'Katharina von Siena' bilden den schlusspunct bis zu dem K. die linie der Lenzischen geistesentwicklung führt. sie sind also sozusagen die probe aufs exempel. aber diese probe — versagt. K. hält das 'religiöse schauspiel', d. h. die fassung C der 'Katharina' für die späteste der drei von von Sivers und Weinhold mitgeteilten fassungen und lehnt eine auseinandersetzung mit Wesles ausführungen Zfdph. 46, 229 ff aus raummangel ab. Wesles resultat widerspräche der L.schen geistesentwicklung. ich glaube, bei den ausführlichen analysen die K. anderen L.schen dramen widmet, wäre gerade hier eine eingehnde behandlung am platze gewesen. die priorität von C hat mir Wesle hinlänglich wahrscheinlich gemacht, auch dass C mit ausnahme von C 2, 12, 8 nach Strafsburg, A und B nach Thüringen fallen [1]. ich nehme an, dass Lenz auf sein thema geführt wurde, weil er wuste dass Correggio das verlöbnis der hl. Katharina gemalt hat, vielleicht einen stich sah, und weil er damit die bekannte, allgemein dem Correggio zugeschriebene, heut ihm abgesprochne 'büfsende Magdalena' der Dresdener galerie combinierte. so kam er zu einem büfsenden höhlenleben der heiligen und zu der figur des malers Correggio, dessen namen er, wie Wesle richtig gesehen hat, später in Rosalbino umänderte, wol weil er kein historisches, sondern ein bürgerliches drama schreiben wollte. Wesle hat gewis recht wenn er annimmt, dass das bauernmädchen sehr unitalienisch zuerst Rik(e) nach Friderike Brion hiefs, dann in Nice (C 9. A 1 act II, 1), zuletzt in Aurilla umgetauft wurde und dass C 8 uns ganz deutlich verrät, woher das motiv Correggio-Rosalbino zwischen den beiden frauen Rike-Nice-Aurilla und Katharina stammt: die abhängigkeit, in der C 8 von Goethes 'Stella' steht, ist einfach schlagend. wenn nun aber Lenz aus einem tiefsinnig angelegten religiösen drama ein 'künstlerschauspiel' machte, indem er damit in ihm gewohnte gleise zurückbog, so ist das so unromantisch wie möglich. zu allem überfluss aber haben wir aus dieser periode doch auch den von K. mit stillschweigen

[1] Vgl. auch Ballhof Euph. 22, 709.

übergangenen 'Landprediger', der sicherlich erst nach dem 24. mai 1776, dem datum der ersten aufführung von 'Erwin und Elmire' entstand (vgl. brief an Lavater bei Freye-Stammler n. 176). er führt uns plötzlich in die nachbarschaft von Goldsmith, also recht weit ab von aller romantik.

Ich habe mich im wesentlichen negativ verhalten müssen und dadurch vielleicht ein zu ungünstiges gesamtbild gegeben. auf die vielen wertvollen einzelheiten, die auch in den anmerkungen stehn, kann ich nicht eingehn. gern weis ich daher zum schluss noch einmal darauf hin, dass doch jeder der sich eingehnder mit Lenz beschäftigt, das buch von K. auf schritt und tritt heranzuziehen und sich mit ihm auseinanderzusetzen hat[1].

Jena 12. 4. 25. **Victor Michels.**

[1] [Während der drucklegung geht mir von der redaction d. Anz. K.s Wiener antrittsvorlesung zu: 'Entwicklung der sturm- und drangbewegung. sonderabdr. aus Germanistische Forschungen, festschr. ... d. Wiener akad. Germanistenvereins. Wien, Österr. bundesverlag 1925. 20 ss.'. das schriftchen bietet in mancher beziehung eine ergänzung. K. fasst die sturm- und drangbewegung etwas weiter als andere; er scheidet 3 stufen: 1) 'Wegbereitung', a) aus der aufklärung: Kant—Lessing—Gerstenberg; b) aus dem pietismus: Hamann—Lavater; 2) 'Befreiung d. lebens u. der kunst' (s.o.): Herder—Rousseau—Goethe in Strafsburg (Lenz 2. periode); 3) 'Klärung': a) streben nach objectivierung des irrationalen: Goethes weg; b) subjectivierung: Lenz 3.—6. per.; weg z. romantik.]

LITTERATURNOTIZEN.

Jahresberichte des Literarischen Zentralblattes 1. jahrg. 1924. Leipzig, Börsenverein d. deutschen buchhändler 1925. 8⁰: 11. band, Germanische sprachen und literaturen (ausschliefsl. englisch) bearb. von **Wilhelm Frels.** 195 ss. 6 m.; 16. band, Volkskunde bearb. von **Eugen Mogk** und **Wilhelm Frels.** 60 ss. 2 m. — Nachdem das Literarische Centralblatt die rolle und das ansehen als kritisches organ, die es unter Friedrich Zarncke lange jahre besafs, mehr und mehr eingebüfst hatte, ist es mit seinem übergang in den besitz des Buchhändler-börsenvereins eine ausgesprochene referieranstalt geworden und hat sich damit unzweifelhaft eine neue existenzberechtigung erworben. daraus hervorgegangen sind nun auch die zusammenfassenden jahresberichte für die einzelnen wissenschaftsgebiete, deren schon im april d. j. 24 für das jahr 1924 erschienen waren: als ganzes eine höchst achtungswerte leistung, die der arbeitskraft und dem organisationstalent des herausgebers dr W. Frels (bibliothekar an der Deutschen bücherei) ein glänzendes zeugnis ausstellt. F. selbst hat das 16. heft bearbeitet und nach dem frühen rücktritt von E. Mogk grofsenteils

auch das 16te. der hauptvorzug dieser bändchen ist ihr frühes erscheinen, auf vollständigkeit können und wollen sie keinen anspruch machen. der druck ist im allgemeinen sorgfältig, fehler wie 11, 26, wo mir eine notiz über 'Schildburg' (st. Schilbung) zugeschrieben wird, sind selten. E. S.

Tacitus' Germania erläutert von **Heinrich Schweizer-Sidler,** erneuert von **Eduard Schwyzer.** 8. aufl. (3. der neubearbeitg). m. 6 abbildungen und 1 karte. Halle, Waisenhaus 1923. XIV u. 164 ss. 8⁰. 3 m. — Die altbewährte ausgabe seines grofsoheims und lehrers (sie erschien zuerst 1871) hat von der 6. auflage ab Ed. Schwyzer in seine gewissenhafte und unermüdliche obhut genommen und den sachcommentar, in dem von vornherein der hauptwert des buches lag, immer reicher ausgebaut: mit einer höchst respectabeln kenntnis der philologischen und historischen, linguistischen und archäologischen litteratur, sodass das werk nunmehr ganz als das seine erscheint. der ehrgeiz eigenes zu bieten ist Schwyzer freilich ebenso fremd als er Schweizer war: aber der kritik hat er sich selbstverständlich nicht begeben, und diese ist im allgemeinen eine gesunde, wenn auch nicht scharf genug, um so manche einfälle fernzuhalten die das verdienten. meinen beifall hat die grundsätzliche zurückhaltung in der deutung der völkernamen. einzelnes gute hätten GWilkes Archäologische erläuterungen zur Germania (Leipz. 1921) beisteuern können. von Schwyzer rührt die neugestaltung des commentars, die abtrennung der 'Litteraturnachweise und excurse' (anhang II) her und in der neusten auflage ein III anhang: 'Ausgewählte, besonders culturgeschichtliche stellen über Germanien und die Germanen aus andern antiken quellen': von Herodot und dem alten Periplus (Avien) bis auf Priscus (s. 139—164), also etwas ähnliches wie es Müllenhoff in der 'Germania antiqua' bot, aber doch mannigfaltiger. — Der nicht einfache druck verdient das lob der sauberkeit — weniger gutes ist von dem papier zu sagen, dafür aber der recht mäfsige preis anzuerkennen. E. S.

The Heliand manuscript Cotton Caligula A. VII in the British museum. a study by **R. Priebsch.** Oxford, Clarendon press 1925. 5 taf. u. 49 ss. 8⁰. — Es ist gewis merkwürdig, dass, seit den tagen Schmellers, die herausgeber des Heliand, und auch diejenigen welche den Cottonianus selbst collationiert haben wie Sievers und Piper, der frage nach der heimat dieser hochinteressanten hs. gegenüber gleichgiltig geblieben sind; und da inzwischen andere gelehrte, die nie einen blick in den codex getan hatten, sich, wie es ihnen eben passte, bald für England, bald für Deutschland entschieden, war es höchste zeit, dass die sache von einem paläographisch geschulten germanisten an ort und stelle gründlich untersucht wurde. das ist nun durch Priebsch geschehen, und wir sind ihm dafür herzlich dankbar.

die genaue prüfung des paläographischen und orthographischen charakters der handschrift wie zuletzt der initial-ornamentik ergibt das zweifellose resultat, dass die handschrift in einer schreibstube des südlichen England in der zweiten hälfte, wahrscheinlich erst im letzten viertel des 10 jahrhunderts entstanden ist, in der hauptsache als das werk éines schreibers, dessen vorlage aber mehreren correctoren zugänglich blieb. die frage, ob es sich bei der eigenartigen durchsetzung der karolingischen minuskel mit insularen gepflogenheiten um einen Engländer handelt der lange zeit auf dem festlande geweilt hat, oder um einen Niederdeutschen (Niederländer?) der in England heimisch geworden ist, bleibt zunächst unentschieden. ihr tritt P. dann des weitern, anregungen von bischof Stubbs und neuern gelehrten folgend, näher, indem er einmal die copie des Heliand C in engen und durchaus plausibeln zusammenhang mit der entstehung der Genesis-interpolation bringt, deren datierung für dieselbe zeit gesichert erscheint, dann aber den englisch-niederländischen culturbeziehungen eben des ausgehnden 10 jh.s nachspürt. so gelangt er vermutungsweise zu einer ganz bestimmten persönlichkeit, von deren namen wir wenigstens den anfangsbuchstaben B kennen: es wäre der verfasser der ersten vita des hl. Dunstan, der unter dessen unmittelbarem nachfolger Aethelgar von Canterbury schrieb, ein Engländer der seine studien an der kathedralschule von Lüttich gemacht hat und nach dem tode des bischofs Everaker (971) heimgekehrt ist. so würden sich auch die niederfränkischen sprachspuren gut erklären, die s.z. Heyne veranlassten, den Cottonianus geradezu als niederfränkisch anzusprechen. — Die ganze abhandlung ist im hohen grade lesenswert: sie unterscheidet scharf die sicheren ergebnisse vom hypothetischen und stellt unsern codex wie die Genesis-interpolation einleuchtend hinein in eine bedeutungsvolle culturströmung des englischen Benedictinertumes. E. S.

Wilhelm Koch, Die Altmühl-fisch- und wasserverordnungen vom 14. bis 18. jahrhundert. Gunzenhausen, buchdruckerei d. Altmühl-Boten. 1925. 14 ss. kl. 8⁰. — Altbayrische fischereihandschriften. sa. aus d. Allgem. Fischerei-zeitung 1924. 25. 24 ss. gr. 8⁰. — Der verfasser, badischer landesfischereiinspector, hat seit jahren den alten fischerei-verordnungen und anderer einschlägiger litteratur eifrig nachgeforscht, und was er hier bietet ist zugleich von culturgeschichtlichem und sprachlichem interesse. die von den bischöfen von Eichstätt und den markgrafen von Brandenburg-Ansbach ausgehnden verordnungen für die fischerei in der Altmühl bringen aufser den namen der fische allerlei ausdrücke für die fischpflege, den fischfang und die fanggeräte sowie für die rechtsverhältnisse. — Noch viel reichhaltiger ist das zweite heft, das z.tl umfangreiche handschriftliche texte verschiedener art aus Tegernsee,

München und Salzburg (1500—1712) ausbeutet und insbesondere für angelsport und teichwirtschaft eine fülle wertvoller daten liefert. ganz besonders interessant ist was wir über die höchst manigfaltigen arten des köders und die verwendung künstlicher fliegen der allerverschiedensten zurichtung erfahren: übrigens ein sport der bis ins römische altertum zurückreicht. nebenbei fällt auch einiges zum commentar des Ruodlieb ab (s. 3): die verwendung der 'buglossa' z.b. bezeugt auch das Tegernseer Fischereibuch von 1500. **E. S.**

Grundzüge der deutschen volkskunde von **Hans Naumann.** Leipzig, Quelle & Meyer 1922 [Wissenschaft und bildung 181]. 158 ss. 8°. — N. will zeigen, auf welche weise die volkskunde über das stadium des sammelns und vergleichenden zusammenstellens hinaus zur wissenschaft erhoben werden kann. seine methode ist die von John Meier in der volksliedforschung gewonnene, von N. schon in seiner aufsatzsammlung 'Primitive gemeinschaftscultur' (1921) erfolgreich auf weitere stoffgebiete volkskundlicher forschung übertragene fragestellung: gemeinschaftserzeugnis oder 'gesunkenes' culturgut? deren anwendung auf den gesamten complex der deutschen volkskunde er in den 10 capiteln seines buches an ausgewählten beispielen durchführt. das bedeutet in der tat einen entscheidenden schritt vorwärts, und ich kann, trotz gewisser bedenken im einzelnen, nur wünschen, dass die volkskundliche forschung sich die hier gebotenen anregungen kräftig zu nutze machen möge. — Aber wir wollen uns doch nicht verhehlen, dass wir auch mit diesem schritt über eine ihrer methode und ihres zieles zwar bewustere, aber noch immer nur vorbereitende herrichtung des materials nicht hinauskommen. ich besorge dabei weniger, dass der forscher, durch die feststellung von 'gesunkenem culturgut' allzu leicht befriedigt, die schöpferischen kräfte aufser acht lassen könnte, die in aneignung und umformung des culturguts durch die primitiveren volksschichten, wenn auch unbewust, würksam sind; N. selber jedenfalls träfe ein solcher vorwurf nicht. wol aber denk ich an einen mangel in N.s ausführungen, für den mir die überschrift des 4. capitels symptomatisch zu sein scheint. in diesem capitel mit der überschrift 'Primitiver gemeinschaftsgeist' spricht N. über die bezeichnenden psychischen züge primitiven gemeinschaftslebens, wie sie sich auch im deutschen volke noch zeigen, über das nachbarschaftswesen, die spinnstuben und die burschenschaften, die primitiven charakterzüge und die prälogische denkweise mit ihren überall ähnlich widerkehrenden vorstellungen der 'niederen mythologie'. — warum aber heifst dies centralcapitel der deutschen volkskunde nicht 'deutscher gemeinschaftsgeist'? die antwort ligt nahe: weil wir noch nicht imstande sind, die unterscheidenden, deutsches von fremdem volkstum abhebenden züge wissenschaftlich aufzuzeigen. oder

[illegible] etwa das vorhandensein solcher züge? ich habe vergeblich [illegible] irgend einer äußerung darüber gesucht. [illegible] [illegible] auch jeder hinweis darauf, dass es neben der [illegible] methode volkskundlicher forschung noch eine [illegible] notwendig geben muss: die der vergleichung [illegible] volksgruppen [illegible] usw. einer vergleichung die nicht [illegible] dem allgemein menschlichen, primitiven [illegible] auch nach dem unterscheidenden frag[illegible]. [illegible] scheint mir die doch auch von ihm [illegible] [illegible] dass die an gesunkenem culturgut genährte [illegible] volksseele [illegible] in ihren conservativsten teilen in [illegible] geschichte doch über die stufe reiner [illegible] hinausgewachsen ist, nicht zu ihrer letzten [illegible] zur forderung einer wissenschaft[illegible] [illegible] volkskunde, der gerade der begriff [illegible] auch in den nur langsam sich [illegible] unserer volksgemeinschaft [illegible]

F. Ranke.

[illegible] unterricht der höheren [illegible] von Friedrich Lüers. Frankfurt a. M. Diesterweg [illegible] — Wer etwa noch nicht davon [illegible] volks- und heimatkundliche [illegible] den unterricht in den meisten schulfächern, [illegible] geschichte und religion, aufs [illegible] zu vertiefen und zu beleben vermag, [illegible] der ausführungen dieses buches [illegible] schulmann und volkskundler seine [illegible] richtung aus praktischer [illegible] und echter liebe zur [illegible] und an instructiven beispielen [illegible] die sehr berechtigte [illegible] volkskunde und instituten für [illegible] kann seit einigen jahren be[illegible] worden ist), die [illegible] arbeitsgemein[illegible] die grundlagen zu [illegible] vermitteln. — Dass der bisherige, eine [illegible] unterrichts[illegible] dem buche für mein empfinden [illegible] verkämpfer be[illegible] wenn [illegible] sich aber erst von [illegible] mit festem erkenntnis und [illegible] schildern die zur ver[illegible] spannkraft verspricht, so [illegible] hat denn nach seiner [illegible] deutsche jugend von [illegible] wirklich so arg versagt?

F. Ranke.

Volkskundliche bibliographie für das jahr 1920. im auftrage des Verbandes deutscher vereine für volkskunde herausgeg. von **E. Hoffmann-Krayer.** Berlin u. Leipzig, W. de Gruyter & co. 1924. XVIII u. 212 ss. geh. 6 m. — Das jahr 1920 der 'volkskundlichen bibliographie' steht unter dem zeichen beginnenden wideraufbaus: starkes anschwellen der deutschen publicationen, bessere erfassung der ausländischen litteratur, finanzielle und geistige unterstützung durch eine grofse anzahl ausländischer gelehrter (deren namen die ehrentafel und die vorreden nennen) deuten auf die sich anbahnende verfestigung der verhältnisse im innern und die ersten anfänge einer widererstehnden internationalen wissenschaftsgemeinschaft. die bibliographie verzeichnet 2768 nrr.: über 1000 nrr. mehr als die des vorjahrs. die einteilung ist die altbewährte, nur die unterabteilungen 'Heldensage' und 'Museen' sind mit recht fortgelassen (durch ein versehen sind die 'sagor' der nrr. 2252—2256 unter die 'sagen' geraten anstatt unter die märchen). John Meiers dank an den unermüdlichen und entsagungsvollen herausgeber der immer unentbehrlicher werdenden bibliographie, E. Hoffmann-Krayer in Basel, ist allen auf dem gebiet der volkskunde arbeitenden aus dem herzen gesprochen. **F. Ranke.**

Hávamál, tolket af **Finnur Jónsson.** København, Gad 1924. 170 ss. 8°. — Der vorliegende commentar der Havamal ist nach der absicht des verf.s nicht nur für studierende, sondern auch für weitere wissenschaftlich orientierte kreise bestimmt. der nachdruck ligt auf der wort- und sacherklärung. doch wird anders als bei Heinzel auch auf die höhere kritik des liedes eingegangen.

Die einrichtung ist folgende: die strophen stehn fortlaufend in handschriftlicher und kritisch hergestellter gestalt neben einander. dann folgt jedesmal eine mehr oder weniger ausführliche erläuterung und eine kritische begründung von des verf.s resultat, die in einer möglichst sinngetreuen prosaischen dänischen übertragung mündet.

Wort- und sachkritik sind der anlage des buches gemäfs praktisch und zweckmäfsig gestaltet. die kritischen auseinandersetzungen sind natürlich, da die erläuterung an sich vorwiegt, im einzelnen beschränkt. doch beeinträchtigt dies den wissenschaftlichen wert des buches nicht. abweichende ansichten kommen in guter und praktischer auswahl zur geltung, und es fehlt nicht an neuen, oft recht einleuchtenden erklärungen und besserungen des verf.s. in der tat also, wie es sich die alten Havamal selber wünschen, *allþǫrf ýta sonum.*

Wird man das gleiche urteil auch über die partieen des buches fällen, die sich mit der höheren kritik beschäftigen? ich glaube es kaum. es wird ganz gewis manche geben, die angesichts der so grofsen schwierigkeit einer solchen gerade einer

leugnet N. etwa das vorhandensein solcher züge? ich habe vergeblich nach irgend einer äufserung darüber gesucht. dementsprechend fehlt auch jeder hinweis darauf, dass es neben der von N. geforderten methode volkskundlicher forschung noch eine andre gibt und notwendig geben muss: die der vergleichung über die volksgrenzen hinaus, uzw. einer vergleichung die nicht nur nach dem gleichen, dem allgemein menschlichen, primitiven, sondern daneben gerade auch nach dem unterscheidenden fragt. mit andern worten: N. scheint mir die doch auch von ihm vorgetragene erkenntnis, dass die an gesunkenem culturgut genährte deutsche volkscultur auch in ihren conservativsten teilen im langen lauf der deutschen geschichte doch über die stufe 'reiner' primitivität längst weit hinausgewachsen ist, nicht zu ihrer letzten folgerung entwickelt zu haben, zur forderung einer wissenschaft und methode der deutschen volkskunde, der gerade der begriff der deutschen sonderentwicklung auch in den nur langsam sich wandelnden bäuerlichen kreisen unserer volksgemeinschaft zum problem geworden ist. **F. Ranke.**

Volkstumskunde im unterricht der höheren lehranstalten von **Friedrich Lüers.** Frankfurt a. M., Diesterweg 1924. XII u. 154 ss. — Wer etwa noch nicht davon überzeugt war, dass eine solide volks- und heimatkundliche durchbildung des lehrers den unterricht in den meisten schulfächern, insbesondere in deutsch, geschichte und religion, aufs wertvollste zu bereichern, zu vertiefen und zu beleben vermag, der könnte es vielleicht aus den ausführungen dieses buches lernen, in dem der Münchener schulmann und volkskundler seine wünsche und forderungen nach dieser richtung aus praktischer lehrerfahrung, gründlicher sachkenntnis und echter liebe zur deutschen jugend heraus vorträgt und an instructiven beispielen erläutert. für die universitäten erhebt L. die sehr berechtigte forderung von lehrstühlen der volkskunde und instituten für heimatforschung (deren eines zb. Bonn seit einigen jahren besitzt, ein andres in Königsberg soeben begründet worden ist), die dem suchenden durch vorlesungen, sondercurse, arbeitsgemeinschaften und wissenschaftliche excursionen die grundlagen zu eigener weiterbildung vermitteln. — Dass der bisherige, eine gewisse zersplitterung der interessen begünstigende unterrichtsbetrieb an den höheren schulen in dem buche für mein empfinden unverdient schlecht wegkommt, sei dem eifrigen vorkämpfer berechtigter forderungen nachgesehen. wenn L. sich aber erst von den in seinem sinne zu 'einer tiefen und festen erkenntnis und kenntnis des eigenen volkstums' erzogenen schülern die zur verteidigung des vaterlandes erforderliche spannkraft verspricht, so fordert das doch zu der gegenfrage heraus: hat denn nach seiner ansicht die in der alten weise vorgebildete deutsche jugend von 1914 in heimatliebe und deutschheit würklich so arg versagt?

F. Ranke.

Volkskundliche bibliographie für das jahr 1920. im auftrage des Verbandes deutscher vereine für volkskunde herausgeg. von **E. Hoffmann-Krayer.** Berlin u. Leipzig, W. de Gruyter & co. 1924. XVIII u. 212 ss. geh. 6 m. — Das jahr 1920 der 'volkskundlichen bibliographie' steht unter dem zeichen beginnenden wideraufbaus: starkes anschwellen der deutschen publicationen, bessere erfassung der ausländischen litteratur, finanzielle und geistige unterstützung durch eine grofse anzahl ausländischer gelehrter (deren namen die ehrentafel und die vorreden nennen) deuten auf die sich anbahnende verfestigung der verhältnisse im innern und die ersten anfänge einer widererstehnden internationalen wissenschaftsgemeinschaft. die bibliographie verzeichnet 2768 nrr.: über 1000 nrr. mehr als die des vorjahrs. die einteilung ist die altbewährte, nur die unterabteilungen 'Heldensage' und 'Museen' sind mit recht fortgelassen (durch ein versehen sind die 'sagor' der nrr. 2252—2256 unter die 'sagen' geraten anstatt unter die märchen). John Meiers dank an den unermüdlichen und entsagungsvollen herausgeber der immer unentbehrlicher werdenden bibliographie, E. Hoffmann-Krayer in Basel, ist allen auf dem gebiet der volkskunde arbeitenden aus dem herzen gesprochen. **F. Ranke.**

Hávamál, tolket af **Finnur Jónsson.** København, Gad 1924. 170 ss. 8⁰. — Der vorliegende commentar der Havamal ist nach der absicht des verf.s nicht nur für studierende, sondern auch für weitere wissenschaftlich orientierte kreise bestimmt. der nachdruck ligt auf der wort- und sacherklärung. doch wird anders als bei Heinzel auch auf die höhere kritik des liedes eingegangen.

Die einrichtung ist folgende: die strophen stehn fortlaufend in handschriftlicher und kritisch hergestellter gestalt neben einander. dann folgt jedesmal eine mehr oder weniger ausführliche erläuterung und eine kritische begründung von des verf.s resultat, die in einer möglichst sinngetreuen prosaischen dänischen übertragung mündet.

Wort- und sachkritik sind der anlage des buches gemäfs praktisch und zweckmäfsig gestaltet. die kritischen auseinandersetzungen sind natürlich, da die erläuterung an sich vorwiegt, im einzelnen beschränkt. doch beeinträchtigt dies den wissenschaftlichen wert des buches nicht. abweichende ansichten kommen in guter und praktischer auswahl zur geltung, und es fehlt nicht an neuen, oft recht einleuchtenden erklärungen und besserungen des verf.s. in der tat also, wie es sich die alten Havamal selber wünschen, *allþorf ýta sonum.*

Wird man das gleiche urteil auch über die partieen des buches fällen, die sich mit der höheren kritik beschäftigen? ich glaube es kaum. es wird ganz gewis manche geben, die angesichts der so grofsen schwierigkeit mit einer solchen gerade einer

dichtart wie dieser gegenüber und angesichts der bisherigen zum teil fundamental einander widerstreitenden ergebnisse der forscher nachgerade überhaupt auf eine höhere kritik verzichten möchten. ihre bejahungsfreudigkeit einer solchen wird durch dieses buch kaum gestärkt werden.

Glücklich behandelt find ich die höhere kritik in diesem buche auf keinen fall. zunächst schon die äufsere anordnung. sie ist teils in dem laufenden commentar der einzelnen strophen untergebracht, teils in summarischen zusammenfassungen. übersichtlich hat der verf. dabei weder das ergebnis seiner eigenen forschung noch die der von ihm bekämpften gegner gemacht. dass letzten endes Müllenhoffs grundlegende arbeit im V bande der Deutschen Altertumskunde es ist, auf welcher und im gegensatz zu der noch heute sich mit wenigen ausnahmen die forschung aufbaut, tritt nicht mit der wünschenswerten deutlichkeit hervor.

Als besonders seltsam ist mir die behandlung von Heuslers akademischer abhandlung über die beiden gröfseren sittengedichte der Havamal aufgefallen. man mag sich zu dieser schrift stellen wie man will, unbestritten ist doch wol, dass hier eine ungewöhnlich feinsinnige und bis in alle einzelheiten tiefdurchdachte betrachtung vorligt. jedenfalls ist es die seelisch erschöpfendste behandlung die diese gedichte bisher erfahren haben. gerade für die die in diese studien eintreten, haben sie m.e. einen eminent erziehlichen wert. Finnur Jónsson streift sie mit wenigen flüchtigen bemerkungen, die gar keinen begriff von ihrem inhalt und ihrer wesenheit geben. und doch kann ich ein äquivalent in Jónssons eigenen ergebnissen beim besten willen nicht finden.

Die radicalen eingriffe Jónssons, namentlich bei den Loddfafnismal, halt ich nicht für geeignet, die wahrscheinlichkeit von Heuslers umstellungstheorie zu erschüttern. will man die hoffnung nicht ganz aufgeben, hier zu einem ursprünglichen bestand vorzudringen, fährt man immer mit seiner methode noch am besten. ich habe wenigstens nur hier der überlieferung gegenüber den eindruck eines zugleich wolgeordneten ganzen und eines trotz aller einzelschattierungen merkwürdig einheitlichen culturhintergrundes der alten dichtung empfangen. **F. Niedner.**

Die oben s. 152 angesagte notiz über **Levison** folgt in heft 4.

MISCELLEN.

Zu Zs. 58, 159. Strecker hat versucht, im Dolopathos zwei Archipoeta-citate nachzuweisen. für das erste ist der versuch geglückt; im zweiten fall freilich bin ich nicht überzeugt: hier reicht der verweis auf Luc. 16, 3 durchaus zur erklärung der übereinstimmung aus.

Ich möchte im anschluss daran auf ein zweifelloses Archipoeta-citat bei Andreas Capellanus, dem scholastiker der liebe hinweisen. es ist umso wertvoller, als es an alter dem citat des Dolopathos nur wenig nachsteht. Andreas legt einer frau die worte in den mund (De amore rec. Trojel s. 184): '*Monstruosum namque iudicatur a cunctis, si quis in igne positus non uratur*'. in der form des ausdrucks ligt schon ein hinweis darauf, dass wir es mit einem citat zu tun haben. also auch Andreas hat die beichte gekannt, von der wenig nach ihm Giraldus Cambrensis die 11. und 12. strophe citiert (Opera ed. Brewer IV s. 293 in Speculum ecclesiae c. XV dist. IV). noch viele solcher citate werden sich bei systematischer forschung finden lassen; sie sind für textgeschichte und textrecension unter umständen wichtig. einige bemerkungen zu text und verständnis des Archipoeta behalte ich einem gröfseren aufsatz vor. gegenwärtig mach ich nur noch darauf aufmerksam, dass nr 2 des Archipoeta (in der folge bei Manitius) auch in einer sammelhandschrift von SEmmeran (jetzt Staatsbibl. München) überliefert ist. die handschrift, auf 1351 datiert, ist benutzt bei Dreves-Blume Lat. hymnendichtung II (Leipzig) 1909 s. 429 ff.

Jena. **Hennig Brinkmann.**

Nochmals die abfassungszeit der Judith. Schröders besprechung von Palgens Judithausgabe oben s. 31 ff hat mich veranlasst, die frage der abfassungszeit nochmals zu erwägen. ich bin mit Sch. darüber einig dass 1254 unmöglich ist, selbstverständlich auch aus inneren gründen, wie ich PBBeitr. 43, 168 schon andeutete, wenn ich dort vom 'ganzen charakter' des werkes sprach. die erklärung der zahlenangabe 1254 als entgleisung 1354 ist an sich natürlich durchaus denkbar. trotzdem bin ich nicht überzeugt. mir scheint Wiener Oswald 49 mit der verschreibung *swenzic* für *sibenzic* eine schlagendere parallele zu dem an der Judithstelle anzunehmenden fehler zu bieten, als der fehler in der urkunde von 1321 auf den Sch. verweist. ferner ist zu beachten: mit allen anderen gereimten bibelübertragungen des ordens kommen wir zeitlich nicht weiter herab als in das ende des vierten jahrzehnts des 14 jahrhunderts, auch mit dem Esra. um die mitte des jahrhunderts hat man im orden offenbar den übergang zur prosaübertragung der bibel vollzogen (s. Zeitschr. f. d. d. unterricht 30, 368 f). die Judith stünde mit 1354 doch zu weit aufserhalb der litterarischen bewegung. ich möchte deshalb an 1304 festhalten, was ja auch noch etwas früh, aber doch auch nach dem stilcharakter des werkes nicht zu früh ist.

Marburg. **Karl Helm.**

Zu Ulrich von Zatzikhoven. Die von OHannink 1912 in Wien selbst vergeblich gesuchten und dann von WRichter (vgl. Zs. 55, 296) glücklich aufgespürten Goldhahnschen frag-

mente des Lanzelet (Hahns G, s. XIX) sind 1919 in den besitz des Wiener antiquars dr ISchwarz übergegangen und von ihm, nachdem die Berliner Staatsbibliothek sie anscheinend abgelehnt hatte, an den buchhändler RJaschke in London verkauft worden, von dem ich sie unlängst erworben habe. ich habe dem herrn herausgeber der Zeitschrift wolgelungene bromsilber-aufnahmen der vier seiten übersandt und bin gern bereit, solche auch andern die sich dafür interessieren kostenlos zu liefern.

Philadelphia. John L. Campion.

PERSONALNOTIZEN.

Am 16. mai starb 66 jährig in Münster und wurde dann in seiner heimat Glandorf beerdigt Franz Jostes, der den redacteuren der Zs. durch alte freundschaft verbunden war. seine arbeiten haben der altsächsischen und der spätern niederdeutschen litteratur sowie der sagenkunde wichtige quellen eröffnet, wertvolle aufschlüsse und anregungen gebracht.

Im anfang juni starb zu Paris 72 jährig Arthur Chuquet, ein feinsinniger kenner unserer classischen litteratur, der von seinen umfassenden arbeiten über die kriege der revolutionszeit aus auch zu selbständigen studien u.a. über Goethes 'Campagne in Frankreich' geführt wurde.

Am 13. juni verschied in Stockholm Adolf Noreen im 72 lebensjahre: neben seinen zahlreichen und umfänglichen werken über die grammatik der nordischen sprachen hat er als lehrer und organisator auf dem gesamtgebiete der schwedischen philologie und volkskunde die fruchtbarste würksamkeit entfaltet.

Am 18. juni starb zu Berlin 65 jährig der studienrat a. d. dr Herman Brandes, dem die niederdeutsche philologie einige wertvolle arbeiten verdankt.

Der Frankfurter privatdocent dr Karl Viëtor erhielt einen ruf als ordentlicher professor insbes. für neuere deutsche litteraturgeschichte nach Giefsen in nachfolge Korffs. — Als nachfolger Röttekens wurde der frühere Freiburger professor Roman Wörner zum professor für neuere deutsche litteraturgeschichte in Würzburg ernannt. — Prof. Albert Debrunner von Bern folgt einem rufe als ord. prof. d. vgl. sprachwissenschaft nach Jena. — Auf die ord. professur der englischen philologie in Bonn wurde der privatdocent dr Walter Schirmer von Freiburg i. Br. berufen, die abweichende nachricht oben s. 101 war irrtümlich.

An der universität Hamburg hat sich dr Ernst Beutler als privatdocent für deutsche philologie und neuere deutsche litteraturgeschichte habilitiert; an der universität Jena dr Hennig Brinkmann für deutsche philologie und mittellatein.

EINGEGANGENE LITTERATUR.

Wir verzeichnen an dieser stelle (wo möglich mit preisangabe) alle der redaction (resp. der Weidmannschen buchhandlung für uns) zugesandten schriften, mit ausnahme derjenigen welche verlegern oder autoren inzwischen zurückgegeben worden sind. eine besprechung zu liefern oder andernfalls das buch zurückzusenden verpflichten wir uns nur in dem falle wo wir das recensionsexemplar angefordert haben.

Vom 15 märz bis 30 juni 1925 sind eingegangen:

I. Aasen, Norsk maalbunad. Oslo, Norske samlaget 1925. XVI u. 231 ss. 8⁰.

Th. Bieder, Geschichte der Germanenforschung, 3 teile. Leipzig, Th. Weicher 1920: 114 ss., 1922: 179 ss., 1925: 248 ss. 8⁰. — zus. 9,50 m.

H. Brinkmann, Geschichte der lateinischen liebesdichtung im mittelalter. Halle, Niemeyer 1925. VII u. 110 ss. 8⁰.

John Brinkmann, Vagel Grip [J. B.s Plattdeutsche werke hrsg. v. d. arbeitsgruppe der Plattdeutschen Gilde zu Rostock I band]. Wolgast, Christiansen 1924. 238 ss. 8⁰.

V. Brøndal, Vore stednavne med særligt hensyn til Holbæks amt. [Grundrids ved folkelig universitetsundervisning nr 309.] København, Pio in comm. 1922. 16 ss. 8⁰.

W. Golther, Parzival und der Gral in der dichtung des mittelalters u. d. neuzeit. Stuttgart, Metzler 1925. VII u. 372 ss. 8⁰.

F. Gundlach, Das älteste urteilbuch d. holstein. vierstädtegerichts [Quellen u. forschungen z. gesch. Schleswig-Holsteins bd 10]. Kiel, Gesellschaft f. schleswig-holstein. geschichte 1925. LVI u. 622 ss. 8⁰.

H. Hungerland, Über spuren altgerman. götterdienstes in u. um Osnabrück. VIII u. s. 151–375. 8 m. — Die sage von der [illegible] kumer totenmette im lichte der volkskunde und die [illegible] als indogerman. allerseelenfest. s. [illegible] 4 m. — Die verschollene Osnabrücker [illegible] im lichte der vergleich. volkskundlichen forschung. s. [illegible] 4 m.; alle drei [illegible] Mitteilgn d. ver. f. gesch. u. landeskunde von [illegible] Osnabrück, Wunsch 1924.

G. Jachmann, Die geschichte des [illegible] ratsprogr. d. univ. Basel f. [illegible] Basel [illegible]

Jahrbuch der Kleistgesellschaft [illegible] gegeben von Georg Minde-Pouet und [illegible] [Schriften der Kleist-gesellschaft bd [illegible]] Berlin, [illegible] 1925. 230 ss. 8⁰.

T. E. Karsten, Germanerna, en inledning till [illegible] och kultur [Natur och Kultur [illegible]]. Helsingfors, [illegible] (1925). 205 ss. 8⁰.

M. Kleiner, Zur entwickelung der [illegible] infinitiv. Berkeley, Univ. of California press [illegible]

Language. journal of the Linguistic society of America [illegible] G. M. Bolling, A. M. [illegible] Baltimore, Waverley press 1925.

E. Lehmann, Hölderlins idylle [illegible] berg, Fz. Kraus 1925. VI u. [illegible] ss. 8⁰.

A. Leitzmann, Briefwechsel der brüder [illegible] Karl Lachmann im auftr. [illegible] d. wiss. herausgegeben. 1 liefg. Jena, [illegible] lung (W. Biedermann) 1925. [illegible]

W. Michalitschke, Hebbels tragödie [illegible] studien h. 33]. Reichenberg, [illegible] 1925. [illegible]

Dieterichsche Universitäts-Buchdruckerei W. Fr. Kaestner, in Göttingen.



Verlag der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin SW 68

Soeben erschien:

DIE LATEINISCHE REIMPROSA

von

KARL POLHEIM

gr. 8°. (XX und 539 S.) Geh. 27 Mark

Reimprosa ist eine besondere Form der lateinischen Kunstprosa mit Reimen an der Sprechpause. Von der Antike ausgehend beherrscht sie in vervollkommneter Form das gesamte lateinische Schriftum des Mittelalters. Das vorliegende Buch untersucht zum erstenmal ihre Gesetze, z. B. an den Werken der Hrotsvit (Roswitha) und ihre Verbreitung bis ins 14. und 15. Jahrhundert hinein, auf dem Gebiete der Briefliteratur, der Rechtsdenkmäler, der Annalen und Chroniken, der Biographie und Hagiographie, der Predigt und des theologischen Traktats. Diese bisher kaum beachteten Tatsachen werden in der gesamten Philologie (bei Altphilologen, Mittellateinern und Germanisten), nicht minder bei Historikern, Urkundenforschern und Theologen Aufsehen erregen.

Vor kurzem erschienen:

Die Gedichte Walters von Chatillon

Herausgegeben und erklärt von

Karl Strecker

I

Die Lieder der Handschrift 351 von St. Omer

gr. 8 (XIX und 64 S.). Geh. 2,40 Mark.

Diese Ausgabe soll dem Mangel an billigen Texten für den akademischen Unterricht abhelfen, und sie wird daher an allen Universitäten willkommen geheißen werden.

EKKEHARDS WALTHARIUS

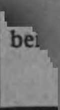
herausgegeben von

KARL STRECKER

Zweite Auflage, gr. 8° (XXIV und 95 S.). Geh. 3 Mark.

»Streckers Ausgabe des Waltharius ist eine äußerst praktische Handausgabe, die in ihrem engen Rahmen dennoch alles Wissenswerte in kritischer, sorgfältig abgewogener Darstellung beibringt und deshalb weitester Verbreitung empfohlen sei.«

Monatschrift für höhere Schulen.



Dieterichsche Universitäts-Buchdruckerei W. Fr. Kaestner, in Göttingen.

ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM UND DEUTSCHE LITTERATUR

XLIV, 4. december 1925

Erik Wellander, Studien zum bedeutungswandel im deutschen, 1. u. 2. teil [Uppsala Universitets Årsskrift 1917 u. 1923]. Uppsala. IV u. 204 ss.; VII u. 186 ss. 8°.

Hans Sperber, Einführung in die bedeutungslehre. Bonn u. Leipzig, K. Schröder 1923. IV u. 95 ss. 8°.

Gustav Bally, Psychologische phänomene im bedeutungswandel [Sprache u. Dichtung, hrsgb. von Harry Maync u. S. Singer, heft 30]. Bern, Franke 1924. 85 ss. 8°.

Es bedarf keiner besonderen begründung, die untersuchungen der beiden sprachwissenschaftler Wellander und Sperber [1] mit der des psychologen Bally gemeinsam zu nennen. denn alle drei gehn nicht nur ähnlichen oder gleichen problemen nach und stehn daher in unmittelbarer beziehung zu einander, sondern sie fufsen auch auf dem nämlichen elementarpsychologischen grunde, wie er vor allem in HPauls Principien und KOErdmanns Bedeutung des worts gelegt wurde: dass die eigentliche wortbedeutung sich auf die mit einem wort verbundene v o r s t e l l u n g gründe, dass sich zu dem bedeutungskern, der begrifflichen componente, a s s o c i a t i v verbundene nebenvorstellungen und gefühlsmäfsige factoren gesellen, die im wort miteinander verknüpft seien. die zerlegung in bedeutungs e l e m e n t e als s e l b - s t ä n d i g e gegebenheiten wird auf dem wege von Wellander zu Bally immer differenzierter, und gerade in den n e b e n - elementen erkennt man die treibenden motive des bedeutungswandels. für Wundt sind es die associativen beziehungen, für Wellander der gefühlsbetonte associationsgehalt, für Sperber der affect, für Bally ebenfalls der gefühlston, aber nicht nur dem object sondern auch der collectivität gegenüber.

Gemeinsam ist ihnen auch das streben nach g e s e t z l i c h - k e i t des wandels. aus dieser forderung wird W.s kriterium des unbewusten verständlich, wodurch er den bedeutungswandel auf den mechanisierungsprocess von occasioneller zu usueller verwendung oder auf die adäquation von wort und sache bis zu ihrer völligen identificierung einschränkt. für Sp., der auch im usuellen wandel nur das ergebnis einer anzahl individueller entschlüsse sieht und gesetzmäfsigkeit über die grenzen der

[1] dessen buch in den litteraturnotizen unten noch einmal von anderer seite besprochen wird.



bedeutungsmechanisierung ausdehnt, ist nicht die frage nach willkür oder unbewustheit entscheidend, sondern das jeweilige sprachgefühl, das gleiche lautbilder von verschiedener bedeutung als identitäten gleicher herkunft empfindet. so wenig ich Sp.s ansicht, die auch B. (s. 16) befremdet, von seinem elementarpsychologischen standpunct zu deuten vermag, zumal gerade er (s. 56) von gesundem einfluss der naturwissenschaften auf sprachgesetzlichkeit spricht, in den folgerungen seiner im einzelnen anfechtbaren theoretischen erörterungen steh ich ihm näher als W., insofern auch mir sprachliche reproduction als reactivität und der unterschied individueller neuerung von usuellem wandel nur graduell erscheint.

Aber diese von einander abweichenden theoretischen erwägungen liegen so sehr an der peripherie, dass die empirische ausführung kaum dadurch berührt wird. sind es doch die nämlichen fragen die hier wie dort im vordergrund stehn und denselben praktischen lösungen zustreben. es ist in würklichkeit gleichgültig, ob die hauptabschnitte über bedeutungsunterschiebung, bedeutungsentlehnung und namengebung durch W. vom 'eigentlichen' bedeutungswandel ausgeschlossen oder durch Sp. einbezogen werden. es bleibt nur ein terminologisches curiosum der gliederung, dass W. dem eigentlichen wandel nur fünf seiten seines buches (I 64 ff) widmet und auch hier nur an solchen beispielen exemplificiert, die wir von seinem standpunct ebensogut den andern abschnitten einfügen könnten. seine genetische betrachtungsweise, der das constante schema der mechanisierung gleichgültig ist, geht von individueller schöpfung aus und glaubt die richtung, den 'fixierenden' punct vom moment der entstehung aus deuten zu können.

Dem wortwandel, der zum s a c h w a n d e l in 'ursächliche' beziehung gebracht wird, hält W. (I 89 ff) gewichtige kritische bedenken entgegen, wie sie ihm vorurteilsfrei aus seinen sammlungen m o d e r n e n sprachguts erwuchsen. mit nachdruck betont er das hypothetische aller aus der vergangenheit auf das verhältnis von wort und sache gezogenen schlüsse, die solche ursächlichkeit erweisen sollen. es ist eine völlig unbewiesene behauptung, dass zb. die wendung *den Tisch* (*die Tafel*) *aufheben* ihre übertragene bedeutung 'vom tisch aufstehen', 'das mahl beschliefsen' erst erhalten habe, nachdem an festen, unaufhebbaren tischen gespeist wurde, oder dass sich die bedeutung von *Uhr aufziehen* erst gewandelt habe, als man auch uhren ohne gewichtstück aufzuziehen hatte. vielmehr scheint hier umgekehrt die neue wortbedeutung älter als die veränderung der sache. noch als an fortzunehmenden kleinen tischen gespeist wurde, konnte *den Tisch aufheben* metaphorischen sinn haben, da es nicht nur von den dienern die die tische tatsächlich wegräumten, sondern auch von den speisenden selbst gesagt wurde.

Die verwechslung des etymologisch erschlossenen wortsinns mit tatsächlicher urbedeutung hat über den von allem anfang an zeichenhaften charakter der sprache künstlich hinweggetäuscht. das gilt ebenso für die einheitliche redewendung als für ein compositum oder simplex. trotz etymologischer zusammengehörigkeit von *valhǫll* und *valr* ist es also methodisch nicht berechtigt, in das compositum die volle bedeutung des simplex *valr* hineinzulegen und etwa mit Neckel als tatsächliche urbedeutung von *valhǫll* unter zuhilfenahme poetischer ausdrucksweise die vorstellung eines 'stilisierten schlachtfeldes' zu erschliefsen. derjenige, der das compositum schuf, gab ihm in diesem spontanen act auch einen willkürlichen sinn, der nicht durch begriffliche zergliederung der wortelemente erschlossen werden kann. auch die urbedeutung des simplex *praetor* war nicht 'ein mann, der vorausgeht' ebensowenig wie die von *kuning* 'ein mann von (vornehmem) geschlecht'. das wort *Schneider* liegt in historischem licht vor uns, es bezeichnete nie einen mann, der irgend etwas schneidet, sondern von vornherein den gewandschneider, als es — wol nach dem muster von frz. *tailleor* — das ältere *nâtære* verdrängte (s. Edw. Schröder, Verh. d. 52. vers. deutscher philologen s. 25). es ist darum eitel spielerei, hier einen bedeutungswandel zu construieren und etwa zu sagen, durch bedeutungsverengung sei 'schneider' zum 'gewandschneider' geworden, und weil ein schneider auch nähe, sei nachträglich auf diese seite seiner tätigkeit der hauptaccent gelegt. was an diesem historisch durchsichtigen beispiel einleuchtet, sollte unsern blicken die unfruchtbaren taschenspielerkünste enthüllen, die in zahlreichen, durch keine litterarische überlieferung controllierbaren fällen tagtäglich weiter geübt werden.

Aber mir scheinen gegen erklärung des wortbedeutungswandels aus sachwandel weit grundsätzlichere und schwerwiegendere bedenken erhoben werden zu müssen. die übliche erklärung setzt stillschweigend voraus, dass bedeutung an der vorstellung äufserer merkmale hafte, dass veränderung der form ohne weiteres auf wandel der bedeutung schliefsen lasse: das wort *Wochenblock* habe seine bedeutung gewandelt, seitdem gutscheine nicht mehr in block- sondern in kartenform ausgegeben wurden, das wort *Telephon*, seitdem an stelle des wandtelephons das tischtelephon trat, das wort *Feder*, seitdem die vogelfeder von einem künstlichen schreibwerkzeug verdrängt wurde (s. Sperber s. 18 ff). alles das ist irrig, weil diese gegenstände im gewöhnlichen leben nicht als formgebilde sondern als geräte geltung erlangen, weil über ihrer function ihre äufsere erscheinung zurücktritt und daher von keinem bedeutungswandel die rede sein kann, so lange der functionelle sinn constant bleibt. ein einfacher structurversuch in biologischer sphäre zeigt eindrucksvoll, was gemeint ist: ein affe der gelernt hat eine ihm sonst un-

erreichbare frucht mit einem stock zu sich heranzuholen, greift in ermanglung eines solchen unbedenklich zu irgend einem andern zur hand liegenden gegenstand, um damit die frucht in seinen bereich zu ziehen: 'ein stück draht, die krempe eines alten strohhuts, strohhalme, kurz alles was beweglich und womöglich langgestreckt aussieht, wird in der situation zum stock in der rein functionellen bedeutung von greifwerkzeug, ein tier holt sogar einmal aus dem schlafraum seine decke, zwängt sie durch das gitter hindurch und peitscht damit die frucht heran' (s. Koffka Grundlagen der psychischen entwicklung s. 137). trotz all diesen verschiedenen äufseren erscheinungsformen hat sich die bedeutung des geräts nicht gewandelt.

Für die bedeutung von *telephonieren* (s. Sp. s. 19) ist die veränderte technik eine verbindung herzustellen, ebenso belanglos wie für *eine Fahrt nach Berlin* (s. W. I 95) die verdränguug der postkutsche durch einen D-zugwagen: mit der wendung *nach Berlin fahren* will man gemeinhin nur absicht und ziel seiner reise zum ausdruck bringen und kann dafür ebenso gut *nach Berlin gehn* sagen. — Anderseits kann wortbedeutung an gleichbleibender anschauung haften und trotz vorhandenem besserwissen unverändert fortbestehn: aller zoologischen einsicht entgegen bleibt *Walfisch* für mich ein gewaltiger fisch, der wie andere fische im meere schwimmt und sie an gröfse überragt. und wo ich das wort *Sonnenuntergang* nicht nur als zeitbestimmung verwende, da denke ich noch heute, über vier jahrhunderte nach Kopernikus, an den sonnenball, der tatsächlich am horizont untertaucht. also kein bedeutungswandel, der gewandelte weltanschauung spiegelt, sondern ein unveränderter sinn des worts, der von sich aus zu erweisen vermag, von wie geringer weltanschaulicher kraft wissenschaftliche erkenntnisse sind, wenn sie nicht in religiöse tiefen dringen!

Sach- und bedeutungswandel lässt sich nicht als ursächliche folge begreifen, da bedeutung nicht vom bezeichneten object, sondern vom benennenden subject her bestimmt wird. äufsere merkmale des objects als bedeutsam hinzunehmen, setzt eine seelische einstellung des subjects voraus die erst erwiesen werden muss, und zb. für primitive völker, deren geistesart von mystischen participationen beherscht wird, schon apriori unwahrscheinlich ist. trotzdem bleibt sachkunde von grofser sprachwissenschaftlicher bedeutung, unmittelbar für die etymologie, die auf dieser basis lautlich verwantes zusammenhält, mittelbar für die bedeutungslehre, um über die sinnqualität der jeweiligen bedeutungsdominante zu entscheiden.

Auch bedeutungsentlehnung lässt sich nicht aus äufserer einwürkung, etwa aus zweisprachigkeit oder übersetzertätigkeit verstehn. primär ist auch hier die seelische lage, die zeitweilig in ganz bestimmter richtung nach reicheren ausdrucks-

mitteln drängt und ihre ausdrucksnot durch bedeutungsübertragungen nach fremdsprachigem muster zu lindern sucht. wie W. (I 113 ff) wahrscheinlich macht, erhält das simplex die neue bedeutung des fremdworts nicht unmittelbar, sondern über den weg eines zu diesem zweck geschaffenen mehrgliedrigen ausdrucks, eines compositums oder einer ganzen redewendung, die nachträglich auf die stufe eines simplex oder einzelworts reduciert wird. die tragweite semasiologischer, aus gemeinsamer antik orientalischer wurzel oder gegenseitiger beeinflussung der völker zu erklärender analogieen für die culturgemeinschaft des abendlandes wuste Fr. Mauthner (Wb. d. philosophie, einleitung) durch hinweis auf den breiten unterstrom gemeineuropäischer sprichwörter, fabeln und erzählungen eindrucksvoll darzustellen. es gibt kein gebiet das grundsätzlich aus dieser cultureinheit auszuschliefsen wäre, so dass die vorfrage der bedeutungsentlehnung nie entbehrt werden kann, um genetischer erklärung den rechten zeitlichen und culturellen ausgangspunct zu sichern. so lässt sich nicht der bedeutungswandel des deutschen wortes *Kreuz*, wie es Sperber (s. 22 f) im anschluss an das DWb. annimmt, sondern der von griech. *σταυρός* oder lat. *crux* bis zur sicher bestimmbaren keimzelle von Marc. 8, 34 zurückführen. denn als übersetzung von lat. *crux* konnte das wort *Kreuz* auch an vielen andern puncten geistlicher litteratur und predigt die bedeutung 'unglück, leiden' übernehmen.

Parallele bedeutungsentwicklungen wie die von *legere* und *lesen*, die sich früher auf grund ihrer vermeintlichen spontaneität stützen sollten, weisen nunmehr auf bedeutungsentlehnung. es ist darum unmethodisch, wenn Sp. (s. 29 ff) eine spontane bedeutungsveränderung von mhd. *kopf* zu eruieren sucht, ohne vorher die abhängigkeit von lat. *testa* oder einem analogon als gemeinsamer grundlage zu prüfen. wie die bildlichkeit anderer körperteile, so wird auch die von roman. *testa, teste,* mhd. *kopf* auf die terminologie antiker oder arabischer mediciner zurückgehn, wohin die aus späterer zeit überlieferten ausdrücke: *testa, theca* oder *olla cerebri* und ihre übersetzungen *Hirnschädel* und *-kasten* mit sicherheit weisen. und es wäre also eine secundäre phase der entwicklung, in der sich der medicinische fachausdruck als kraftwort zunächst der kriegerischen sphäre einbürgerte.

Gleich bedeutungsentlehnung schöpft auch namengebung aus heimischem sprachgut, aber ohne sich an fremdsprachige muster zu kehren. der begriff des metaphorischen, von W. auf poetische stilfigur zu unrecht eingeengt, entscheidet über das gesamtgebiet. metapher setzt bewusstheit der übertragung voraus, lässt sich nur als willkürlicher schöpfungsact deuten und kann, weil sie bis zu unmittelbarer beziehung auf gemeintes unaufhörlich an kraft verliert, nur im entstehungspunct voll er-

kannt werden. ob synästhetische ausdrucksweise als metapher oder als unbildlicher hinweis auf einzelsymptome complexer sinnesreize zu erklären ist, darf nicht mit Bally[1] (s. 22 ff) vom standpunct einer differenzierten cultur allgemeingültig beantwortet werden. und ob setzung von körperempfindungen für seelische gefühle metaphorisch gemeint ist, lässt sich nur aus der seelischen haltung des erlebenden selbst entscheiden. dass die bedeutung von *niederschlagen* oder eines ihm vorausgehnden synonymons von vornherein nicht nur die körperliche schmerzempfindung des getroffenen und zu boden geworfenen, sondern gleichzeitig die seelische demütigung des unterliegenden als einheitlichen erlebniscomplex umspannte, wird von B. völlig verkannt und statt dessen ein unfruchtbar analysierendes räsonnement auf elementarpsychologischer grundlage vorgezogen.

Relativität metaphorischer bewustheit wird zum litterarhistorischen kernproblem für die terminologie der vasallität im minnesang oder die des gefolgschaftswesens im Heliand usw. galten diese ausdrücke dem dichter als wort-sach-identitäten oder als metaphern? und in welchem sinne wurden sie vom publicum verstanden?[2] die schwierigkeit solcher problematik steigert sich zum unlösbaren, sobald die frage nach mythischer identificierung oder metaphorischer bildlichkeit an beispielen wie *der Fluss läuft* oder *der Baum steht* ganz allgemein gestellt wird, denn ursprüngliche identificationen können von späterem sprachbewustsein metaphorisch gedeutet werden und analoge neubildungen aus einem heute noch lebendigen mythischen grundgefühl geschaffen sein.

Das wesen der hyperbel als eindimensionaler metapher scheint mir durch W. (I 174 ff) aus beispielen gefühlsbetonter umgangssprache wesentlich geklärt. auch in der hyperbolischen ausdrucksweise des mhd. volksepos seh ich nicht nur traditionell epischen stil, sondern spiegelung zeitgenössischer kriegerrodomontaden, wie sie auch für das frz. volksepos anzunehmen ist. — Steigerung durch gegensätzlichkeit spielt ebenfalls in mündlicher rede eine grofse rolle, und W. (I 183) hat sicherlich recht, in diesem zusammenhang den wandel von *sêre* aus analogen verbindungen wie *sich tot lachen, sich arg freuen* etc. zu deuten: *sêre* konnte auch in der bedeutung 'schmerzlich' ausdrücke freudiger gemütserregung verstärken und wird erst aus solcher verwendung als neutrales steigerungsadverb hervorgegangen sein.

Eine tiefere einsicht in die genesis der metapher, die W. vom modernen sprachmaterial aus verborgen blieb, würde die

[1] Ballys unsicherheit in einfachen philologischen fragen zeigt sich nicht nur in der beurteilung von *grell* als ursprünglich dem optischen gebiet angehörend (s. 23), sondern auch in der seltsamen vermengung von euphemismen und hyperbeln (s. 65).

[2] s. AHeusler Altgerm. dichtung s. 183 f.

fälschlich errichteten schranken dem euphemismus gegenüber (I 190) niedergerissen haben. denn die ursprüngliche zwiespältigkeit der euphemistischen tendenz, das zu offenbarende aus tabuistischer scheu zu verhüllen, spiegelt sich noch in der metaphorischen ausdrucksweise fortgeschrittener dichtung, die sich als standespoesie oder auch als liebes- und gemeinschaftslyrik im magischen helldunkel nur an eingeweihte wendet, um ihnen mehr und in gedrängterer fülle zu sagen, als von andern je verstanden würde. statt dessen wird euphemismus nur vom blickpunct der sprache als mitteilung, metapher nur als ausdruck behandelt, als existierten diese grundfunctionen der sprache unabhängig von einander. dass das wesen der sprache gerade darin besteht dass sich mitteilung, ausdruck und zeichen überall durchdringen und nirgends ausschliefsen, auch dort wo die eine seite auf ein maximum erhoben, die andere auf ein minimum herabgedrückt ist, wird grundsätzlich verleugnet, um sprachwandel auf ein 'einheitsmotiv' zurückführen zu können. Sperbers affecttheorie der expansion und attraction fasst sprache nur als ausdruck (s. 37), während Bally die socialen momente der sprache lediglich vom gesichtspunct der mitteilung sieht, um sogar die metapher aus beabsichtigter würkung auf den hörer abzuleiten.

Neben psychologischen motiven greift man zu satzmorphologischen, gleitet unruhig hin und her und verzichtet ausdrücklich auf systematische gliederung. ungeklärtheit der grundbegriffe und unsicherheit der fragestellung fliefsen aus jener psychologischen theorie, die wortbedeutung in selbständige elemente zerlegt und sie durch associationen äufserlich zusammenhält: mit der bedeutungsnorm des begrifflichen kerns sollen sich associative elemente verschiedenster art verbinden, um lexikalischer abstraction erst zur existenz eines wortindividuums zu verhelfen. H. Pauls classification schwankt unsicher zwischen logischem und psychologischem einteilungsprincip. die kategorieen der erweiterung und verengung bleiben psychologisch undeutbar, so lange sie auf den nämlichen mechanisierungsprocess gewöhnlicher sprechtätigkeit zurückgeführt werden. denn nur der hintergrund bewuster sprachlicher leistung kann das wechselspiel entgegengesetzten flutens verständlich machen: die unaufhörliche tendenz zur bedeutungserweiterung als fortschreitende objectivierung, deren erster schritt im übergang von der greif- zur deutegebärde vollzogen wird, der entgegengesetzte zug concretisierender verengung durch metaphorische bildlichkeit, der die sprache vor intellectualisierter erstarrung zu mathematisch eindeutiger zeichenhaftigkeit bewahrt und sie als ausdrucksmittel aller seelischen kräfte fähig erhält. Sp.s bildbeweis (s. 42f), dass verengung zunächst erweiterung sei, vermag [illegible] genetischer betrachtungsweise, die vorübergehnde erscheinung [illegible] im licht einer bewegungs-

richtung sieht, nicht einzuleuchten. dass dieser weg zur specialisierung oft über ein mehrgliedriges compositum geht, dessen reduction sich homonym neben das simplex stellt, dafür hat W.s zweite, allzu differenziert angelegte arbeit reiches material beigebracht. und in der tat scheinen *Schirm* in der bedeutung 'regenschirm' und *Feder* in der bedeutung 'schreibfeder' nicht unmittelbare verengungen der allgemeinbegriffe schirm oder feder sondern ellipsen der zweigliedrigen composita *Regenschirm* und *Schreibfeder*. aber wir müssen uns hüten, mit W. syntaktische begleiterscheinungen 'unbewuster' sprechtätigkeit als ursache semasiologischer vorgänge zu nehmen. Sp. hat recht wenn er auf das sprachgefühl, das homonyme nachträglich als identitäten setzt, als entscheidend hinweist. denn dies bewustsein metaphorischer zugehörigkeit war auch in demjenigen lebendig der zum erstenmal auf bedeutungsarme wortelemente verzichtend das compositum auf die form des simplex reducierte.

Auch hier ist also durch einen spontanen act plötzlich eine neue bedeutung neben die alte gestellt, im grunde genommen nicht anders wie bei jeder namengebung oder bedeutungsentlehnung. denn auch hier entwickelt sich nie die neue bedeutung aus der älteren, sondern wird durch einen eventuell durch äufsere factoren bedingten willküract von vornherein fertig daneben gestellt. das wörtlich genommene bild der entwicklung hat die semasiologie zu der verhängnisvollen construction eines zwischen alter und neuer bedeutung liegenden mechanisierungsprocesses verleitet.

Vom standpunct der associationstheorie ist bedeutungswandel veränderung der associativen beziehungen, der die begriffliche componente oder hauptvorstellung unterworfen wird. mündliche associationsversuche sollen durch feststellung sogenannter consociationen ersetzt werden, wo wir auf schriftliche überlieferung angewiesen sind. Sp. bebaut dies vermeintliche feld psychoanalytischer affectentladungen mit besonderer vorliebe. wie es um die consociation von *kopf* mit begriffen des zerschlagens bestellt ist, wurde schon berührt. der consociation von *kunft* mit *fröude* lässt sich, wie Sp. selbst zugibt, eine solche mit leidvoller gemütserregung gegenüberstellen. und die beziehungen von *herze* und *ouge* beruhen nicht auf associationen elementarpsychologischer färbung, sondern auf ihrem sinnzusammenhang, der im mal. glauben und wissen gründet.

In diesem gegenständlichen sinngehalt ruht die bedeutung, die sich keineswegs, wie die associationstheorie verkündet, auf den begriff der vorstellung beschränkt, sondern auch willens- und gefühlserlebnisse in gleicher weise mit umfasst. bedeutung ist sinngehalt, dessen wesen nicht durch 'rückführung' auf physische gegebenheiten ergründet, sondern nur aus actgemäfser erlebnisstructur wie ein kunstwerk aus seiner nur ihm eignen

norm verstanden werden kann. mit der sinnsphäre des erlebnisses wechselt die bedeutung des wortes, das also grundsätzlich jedem sinnbereich angehören kann. selbst ein wort wie *Tisch,* das Sp. (s. 2) zu den wenigst gefühlsbetonten von geringerer wandlungsfähigkeit rechnet, hat teil an den verschiedensten sinngebieten:

Als ökonomisches zweckgerät ist *Tisch* zunächst speisetisch, der seiner ursprünglichen function als speiseanbieter oder -träger treu bleibt, mag er lediglich speiseplatte von runder oder viereckiger form oder bereits ein mit traggestell fest verbundenes möbel sein. für den ökonomischen sinn des speiseträgers spielt die form keine dominierende rolle. bedeutsam ist dass bei fortschreitender cultur die allgemeine bezeichnung *Tisch* nicht mehr genügt, dass man sie durch das compositum *Esstisch* differenziert, weil es jetzt einen arbeitstisch, schreibtisch, wechseltisch, nähtisch, anrichtetisch, waschtisch, spieltisch etc. gibt. der esstisch wird mit speisen besetzt, er wird gedeckt oder gerichtet, man ruft, bittet, ladet zu diesem tisch, man geht und setzt sich zu tisch, hebt den tisch oder die tafel auf. dieser tisch, der metaphorisch für die mahlzeit selbst gesetzt werden kann, vereint mann und frau, die familie oder die genossen und gäste zu gemeinsamem mahl.

Mit der tischgenossenschaft verbindet sich bereits ein socialer sinn, der so sehr überwiegen kann, dass darüber der genuss von speise und trank nebensache wird. man versammelt gäste um diesen tisch, plaudert mit seinem tischnachbar und ist selbst ein glied der tischordnung. die genannten wendungen des versammelns um den tisch und der tischgenossenschaft gehören in diesen bereich, sobald in ihnen die sociale bedeutung überwiegt. der familientisch steht zur ökonomischen zweckhaftigkeit des esstisches sogar in gewissem gegensatz. und wenn dieser tisch, den ich den socialen nennen möchte, die eckige tischplatte widerum durch eine runde ersetzt, um so die menschen näher zu rücken, ligt ein dem wortbedeutungswandel paralleler sachwandel vor, der jedoch für den socialen sinngehalt des wortes selbst irrelevant ist.

Wo die form des tisches als solche interessiert, da befinden wir uns eben in einer andern sinnsphäre, in der der tisch ästhetisch erlebt wird. sobald der gesichtspunct der form als form dominiert, kann in der tat sachkunde der bedeutungslehre überaus wertvolle dienste leisten, insofern die litterarischen belege für den so und so geformten, für den aus kostbarem material gefertigten und geschmückten, möglicherweise sogar nach einem kunsttischler oder kunststil benannten tisch durch archäologisches material wesentlich ergänzt werden, vor allem auch um die historische frage zu entscheiden, wann und in welcher gesellschaftssphäre man dem tisch zum ersten mal eine künst-

lerische form, gab und welche tischart zuerst mit dieser form bedacht wurde, ob der noch undifferenzierte tisch oder eine der gesonderten specialformen.

Von sonstigen tischbedeutungen will ich noch den religiösen tisch herausgreifen, den altar- und opfertisch, den *Tisch des Herrn*, ags. *weofod* (< **wih-béod*), der im griechischen *τράπεζα* schlechthin genannt wird. dieser tisch trägt reliquien oder auch das allerheiligste, an diesem tisch wird das sacramentale gemeinschaftsmahl gefeiert, an diesem tisch wird gesegnet und geopfert. es ist wol der am meisten entmaterialisierte tisch, dessen form so sehr hinter der religiösen bedeutung zurücktritt, dass die vorstellung von ihm auch an einem in die altarplatte eingelassenen, verhältnismäfsig kleinen consecrierten stein wie zb. dem gralstein haften kann.

Wir könnten auf diesem wege weiter gliedern und schichten nach sinn- und erlebnissphären, wir könnten zb. noch von einem gemeindetisch, von einem grünen tisch des politischen bereichs usw. sprechen. aber überall würde uns das in historischer perspective angeordnete material bewust werden lassen, dass mit der jeweilig dominierenden sinnrichtung doch irgendwie auch eine andere mitschwingt, und dass erst in dieser durchkreuzung und durchdringung das volle ganze leben flutet: wie der sigmaförmige abendmahlstisch über den weg des klösterlichen refectoriumstisches auf den festtisch des bulgarischen bauern ausstrahlt, hat Murkos schöne untersuchung über das grab als tisch (Wörter u. Sachen 2, 125) gezeigt. aber weiht der religiöse tisch nicht ebenso den esstisch des täglichen lebens, wenn der bauer im kreis seiner familie und seines gesindes in patriarchalischer form das mahl durch gebet segnet und wie ein stellvertretender priester göttliche gabe spendet? — Mit solcher gliederung würden wir auch das aufkommen und absterben der benennungen, wie in unserem falle got. *biuþs* und *mês*, ahd. *tisc*, dem gesichtspunct der sinnrichtung unterstellen, um so die gröfsere oder geringere lebenskraft eines wortes aus der ihm eigentümlichen sinn- und erlebnissphäre verständlich zu machen.

Ich bin überzeugt, dass ein derartiges system, dessen heuristischer wert verglichen mit dem dürftigen systemlosen geripp unserer wörterbücher von vornherein einleuchten muss, auch für lexikalische arbeit fruchtbar zu machen ist, und ich schrecke nicht vor der gefahr zurück, dass sich einzelne wortartikel bei dieser behandlung zu förmlichen monographieen auswachsen könnten. entscheidend ist doch nur, dass geschichtliches leben weit unmittelbarer als bisher und nicht über den umweg begrifflicher zergliederung, wie es die unselige verquickung mit etymologischer fragestellung zu fordern schien, aufgefangen und verstanden wird. sind innerhalb der sinngruppen die belege chronologisch geordnet, so wird ein gleichmäfsig fliefsendes

material schon durch die art der anordnung einzelne epochen durch das vorherschen einer specifischen sinnrichtung oder doch durch den kampf um eine solche charakterisieren. auch die bedeutungscomplexe Sperbers werden in dieser richtung verwertbar, sobald wir sie aus ihren einfachen unzerlegbaren structuren zu begreifen suchen. stellen wir den 'belagerungscomplex' des 16 u. 17 jh.s in seinen weiteren kriegstechnischen oder technischen zusammenhang und fassen wir technik ihrerseits als eigentümliche durchkreuzung theoretischer und ökonomischer structuren, so dringen wir tatsächlich in die geistige structur der zeit weit tiefer, als wenn wir nur bekannte geschichtliche facten sich im sprachschatz spiegeln lassen. die von Sp. (s. 45 f) angeführten kriegstechnischen ausdrücke *moderner* zeit erweisen umgekehrt, dass expansion und attraction dieser termini auf die sondersprache des soldaten beschränkt bleiben und dass wir den weltkrieg in einen umfassenderen sinnzusammenhang rücken müssen, um auch sein specifisches erlebnis aus dem allgemeinen sprachschatz deuten zu können. — Die dynamik mystischer ausdrucksweise (Sp. s. 77 f) ist aus religiöser und die musikalischer (s. 65 f) aus ästhetischer sinnrichtung zu deuten.

'Expansion' und 'attraction' sind also aus dem *dominieren einer sinnrichtung* und nicht aus affecten oder gefühlsbetonten associationen abzuleiten. der religiösen sinnrichtung als höchster menschlicher wertbezogenheit gelingt die unterordnung anderer sinnrichtungen am vollkommensten, woraus wir die beispiellose einwürkung der in der mal. mystik zum ersten mal volkstümlich gewordenen christlichen religion auf sprachliche bedeutung zu verstehn haben.

Wo der sinngehalt des lebens eindeutig bestimmt ist, wo das leben stil hat, da siegt es im weitesten umfang über den sinngehalt objectiv geistiger form, da wandelt es allerorts die nicht mehr gemäfse bedeutung eines wortes. bleibt jedoch wesensfremder geltungsanspruch formgewordenen sinngehalts bestehn, gibt es keinen angriffspunct, ein wort in die sinnrichtung des wandelnden lebens hineinzuziehen, so mag es noch eine zeit lang von der tradition mitgeschleppt werden, bis es völlig sinnentleert eines tages über bord fällt. — Im absterben und neuerstehn der worte seh ich daher ein semasiologisches centralproblem, das die geistige strömung der zeit wie kaum ein anderes kund tut.

Aber um fragen dieser art zu beantworten, muss ein völliger bruch mit der associationspsychologie vorausgehn, auf der alle bisherigen semasiologischen untersuchungen aufgebaut sind. erst dann lässt sich bedeutungslehre auf eine würklich wissenschaftliche basis mit eigengesetzlicher im wesen der bedeutung gründender fragestellung erheben.

Leipzig. Julius Schwietering.

Altnordische grammatik I, Altisländische und altnorwegische grammatik (laut- und flexionslehre) unter berücksichtigung des urnordischen von Adolf Noreen [= Sammlung kurzer grammatiken altgermanischer dialekte hg. von W. Braune, IV]. 4. vollständ. umgearb. aufl. Halle, Niemeyer 1923. XVI u. 466 ss.

Das erscheinen der 4. auflage dieses allgemein hochgeschätzten und bewunderten werkes hat, besonders seitdem die 3. auflage (1903) vergriffen war, eine schmerzlich empfundene lücke der altnordischen philologie und sprachwissenschaft ausgefüllt. im grundsätzlichen aufbau und in der anordnung des stoffes unterscheidet sich die 4. aufl. von ihrer vorgängerin nur unwesentlich, in der flexionslehre überhaupt nicht. im einzelnen aber, sowol in der heranziehung wie in der beurteilung des materials, ist vieles verändert und bereichert. mit grofser sorgfalt ist dazu die wissenschaftliche litteratur der letzten zwanzig jahre benutzt worden. besonders der darstellung der altnorwegischen spracheigentümlichkeiten ist das zu nutze gekommen; hier sind die wichtigen und umfangreichen arbeiten von Marius Hægstad (Vestnorske maalføre fyre 1350, Krist. 1906 ff) ausgeschöpft. bei der besprechung der umlauts- und brechungserscheinungen ist — oft in gegensätzlicher meinung — A. Kocks wichtige abhandlung Umlaut und brechung im altschwedischen citiert. erhöhte aufmerksamkeit wendet die neue aufl. ferner den nordischen lehnwörtern einerseits in den finnisch-lappischen sprachen, anderseits im altirischen zu. zumal diese werden, hauptsächlich auf grund von Marstranders Bidrag til det norske sprogs historie i Irland (Krist. 1916), für die geschichte der altwestnordischen laute und zur feststellung der aussprache ergiebig herangezogen, und zwar im allgemeinen mit bestem erfolge; nur hier und da sind die verhältnisse nicht ganz richtig beurteilt worden. der norrönist der auf dem gebiete einerseits des finnisch-lappischen, anderseits des irischen nicht zu hause ist, bewegt sich bei der behandlung der lehnwörter naturgemäfs auf dem an sich schwierigen gelände mit einiger unsicherheit. mit recht gibt N. in der 4. aufl. (§ 53 anm. 1) die in der 3. noch bezweifelte tatsache zu, dass die vorstufe des nordischen *ā* (: got. *ē*) in einer reihe finnischer und lappischer wörter noch erhalten sei. er setzt — in übereinstimmung mit den meisten forschern — diese vorstufe als einen offenen *ē*-laut (*ǣ*) an. inzwischen hat Wiklund in der Streitberg-festgabe (Lpz. 1924 s. 420, vgl. Le Monde oriental 5, 226) nachgewiesen, dass der vocalismus der diesbezüglichen finnischen und lappischen wörter mit sicherheit auf ein geschlossenes *ē* hinweist: ein *ǣ* hätte im finn. zu *ää*, nicht zu *ie* führen müssen. aber selbstverständlich muss es in urnordischer zeit einmal ein *ǣ* als zwischenstufe zwischen dem älteren *ē* und dem jüngeren *ā* gegeben haben.

einen deutlichen reflex davon sieht Wiklund in enare-lapp. *meänō*, gen. *meännuđ* 'mond', dessen *-eä-* auf urlapp. *ǟ* weist. es ist m.e. auch sehr wol möglich, dass noch zur zeit der ältesten runeninschriften ein *ǟ* gesprochen wurde. N.s angabe (§ 53), dass schon zu dieser zeit in starktonigen silben *ǣ* > *ā* geworden sei, halt ich durch den hinweis auf die schreibung des betr. lautes mit der *ā*-rune (schon auf der zwinge von Vi ca. 250) nicht für unbedingt erwiesen: dies *a* kann auch der graphische ausdruck für einen laut *ǟ* sein; ich erinnere an die urn. schreibung *-a* in der endung der männlichen *n*-stämme, zb. *harja* (oder *hœrina*) auf dem kamm von Vi (ca. 250). dies *-a* entspricht, wie fast allgemein angenommen wird, einem *ä*-laut.

Auch das material das die nordischen lehnwörter im alt- und mittelirischen der nordischen grammatik liefern, muss mit gröster vorsicht geprüft werden. vor allem muss man sich auf diesem gebiete vor augen halten, dass ein und derselbe laut der gebenden sprache keineswegs immer mit ein und demselben laut in der entleihenden sprache widergegeben wird, zumal ja auch die aussprache auf der gebenden seite gewis nicht durchaus einheitlich ist, sondern dialektisch und selbst im munde der individuen schwankt. — In § 80 werden die drei perioden des *u*-umlauts behandelt. unter den beweisen dass der *u*-umlaut in kurzer stammsilbe (mit *u* in der endsilbe) vor ca. 900 im allgemeinen noch nicht deutlich ausgeprägt war, werden auch air. lehnwörter wie *lagor* ∾ an. *lǫgr* (unter den runennamen im buch von Ballymote[1]) angeführt. dagegen spricht: erstens dass auch in solchen altnord. wörtern, in denen nach N. der *u*-umlaut schon zwischen 700 und 900 eintritt, dem *ǫ* ein ir. *a* entspricht, wie in air. *halla* ∾ *hǫll, narr* ∾ *knǫrr, marg* ∾ *mǫrk, Badbarr* ∾ *Bǫđvarr*; zweitens kann die ir. schreibung *a* recht wol ein sehr offenes *o* (*ǫ*) bezeichnen, da ir. *a* unter gewissen bedingungen wie offenes *o* ausgesprochen wurde (vgl. Marstrander Bidrag 74). das *-o-* in ir. *lagor* kann als anaptyktischer vocal gut erst im ir. entwickelt sein, sodass diese ir. form sehr wol genau einem nord. *lǫgr* entspräche. das einzige sichere lehnwort in dem dem nord. *ǫ* ein ir. *o* entspricht, scheint *ol* = *ǫl* zu sein (belegt an einer interpolierten stelle von Cormacs glossar, Marstrander 75). hier ligt zweifellos anlehnung an das echt air. wort *ól* 'trinken' vor. — Mit vorbehalt bringt N. (§ 114) ir. *lifting* (11 jh.) ∾ an. *lypting* m. mnorw. assimilationserscheinungen von *y* > *i* vor *i, j* in der folgenden silbe in verbindung. neben *lifting* ist es nur noch ir. *scuird, scuirt* ∾ an. *skyrta*, in dem ein an. *y* < *u* reflectiert wird; es kann sich sehr wol nur um verschiedene widergabe éines lautes handeln.

Neu ist in der 4. aufl. der abschnitt über den urnordischen *a*-umlaut ('verschiebung durch velarisierung' §§ 59—61). er be-

[1] die handschrift hat irrtümlich *lāgor* = *langor*.

trifft den übergang von starktonigem *i* und *u* zu *e* bzw. *o*, der in der früheren auflage als urgermanisch angesehen wurde (3. aufl. § 154). so wird jetzt dem urgerm. ein *o* in starktonigen silben abgesprochen, vielleicht mit recht. wieweit man freilich den belegen in den urn. runeninschriften trauen darf, ist schwer zu entscheiden. es ist doch auffallend, dass zb. der bracteat von Tjurkö (Schweden), dessen inschrift man für den anfang des 6 jh.s ansetzt, *wurte* und *kurne* bietet, während das reichlich 100 jahre ältere horn von Gallehus (Dänemark) bereits die umgelautete form *horna* kennt. haben wir es hier mit frühen dialektunterschieden zu tun? eher möcht ich an uneinheitliche widergabe desselben lautes denken. historische orthographie ist bei der Pjurköer-inschrift wol kaum anzunehmen. leider ist hier auch das zeugnis der lehnwörter im finnischen und lappischen zweideutig: zweifellos aufserordentlich alte lehnwörter wie lapp. *soames* (< **somas* ∾ ält. dän. *som*, schw. ntr. *somt* : an. *sumr*) und lapp. *muoldda* (∾ an. *mold*) mit den altertümlichen endungen *-as* (lapp. *-es*) bzw. *-a* (= *-ā*?) scheinen auf germ. *o* zu deuten. dann wäre der sogen. *a*-umlaut bereits in vorurnordischer zeit eingetreten. daneben aber haben wir eine ganze reihe finnisch-lappischer wörter mit *u* = nord. *o*. neben lapp. *muoldda* (*uo* < *o*) haben wir finn. *multa*, eine doublette, der freilich auch im aschw. die doppelform *mold* und *muld* entspricht. dagegen steht dem *u* von finn. *hurskas* (∾ an. *horskr*) im nord. nur ein *o* gegenüber. haben wir in dem finn. *u* die vorstufe des nord. *o* zu sehen? man wird unsicher wenn man diesem finn. *u* = nord. *o* auch in zweifellos sehr jungen lehnwörtern begegnet, wie zb. finn. *pusa* ∾ an. *posi*, man muss mit der möglichkeit rechnen, dass derselbe laut im finn. und lapp. bald mit *o*, bald mit *u* widergegeben wurde. gerade das genannte lapp. *soames* gibt zu denken: die endung *-es* (< *-as*) weist auf sehr alte entlehnung; aber vor *m* scheint der *a*-umlaut erst in spät-urnord. zeit eingetreten zu sein! (Noreen § 61, 1); also würde das lapp. *oa* hier nur s c h e i n b a r auf nord. *o* deuten!

Im gegensatz zur 3. auflage wird jetzt auch der übergang von starktonigem *e* zu *i* vor *i*, *j* der folgenden silbe nicht mehr in urgermanische, sondern erst in urnordische zeit verlegt und zusammen mit den übrigen formen des *i*, *j*-umlauts behandelt[1]. die k e i m e zu diesem übergang liegen doch vielleicht schon in früherer zeit, da sich genau dieselbe erscheinung ja auch im wgerm. findet, während die übrigen fälle des *i*-umlauts auf wgerm. gebiet in gröfserer beschränktheit auftreten. schreibungen noch mit *e* in runeninschriften (*erilaʀ*), bei Jordanes (*fervir*, *bergio*) und — auf wgerm. boden — in deutschen eigennamen bei Strabo und Tacitus (*Segimerus*, *Segimundus*, aber doch auch

[1] so müste es in § 530 anm. 4 'urnordisch' statt 'urgermanisch' heifsen.

schon *Sigimerus* bei Velleius Paterculus) dürften einen laut widerspiegeln, der immerhin schon geschlossener war als das unumgelautete *e*; vgl. Karsten Germanisch-finnische lehnwortstudien (Acta soc. sc. Fennicae tom. 45) s. 138.

Wir haben bereits mehrfach das oft schwierige verhältnis von laut und buchstaben berührt. gelegentlich begeht auch die Noreensche grammatik den fehler so vieler grammatischer darstellungen, dieses verhältnis nicht genügend hervorzuheben oder es gar zu verkennen. in § 239 werden zb. die bedingungen angegeben unter denen (spirantisches) *g* zu *k* wird. unter 1 b) heifst es da: 'häufig auch vor *s*, *t*', und am ende des abschnittes: 'dass man häufiger *g* als *k* findet, beruht auf association'. in der gesprochenen sprache trat doch unter diesen bedingungen zweifellos stets *k* ein, und die von N. angenommene association ist nur eine association in der schrift. also zb. *heilakt* und *heilagt* sind nur graphisch verschieden; ein stimmhaftes *g* (*γ*) ist vor dem *t* phonetisch unmöglich. vgl. etwa dtsch. *sorge* (mit [*g*] oder [*j*]): *sorgte* (mit [*k*] oder [*χ*]).

In § 465, 1 und 2 wird das sogen. bragarmál behandelt, die enklitische suffigierung von *ek* (*-k*, *-g*) und *þú*, besonders in der älteren poesie. dieser unterschied zwischen poesie und prosa ist zum grofsen teil wol nur ein unterschied der orthographie: gesprochen hat man zb. *emk* 'bin ich' gewis auch in prosaischer rede viel häufiger als die schrift es erkennen lässt. bei metrischen texten wurde auch in der schrift das bragarmál gern angewant, um metrum und rhythmus auch schon für das auge möglichst erkennbar zu machen, etwa so wie wir im deutschen beim aufzeichnen poetischer texte die synkope oder apokope unbetonter vocale öfter auch in der orthographie zum ausdruck bringen (*flög' ich*, *zählt' er* usw.).

In der altnordischen grammatik, und zumal in einer so ungeheuer stoffreichen darstellung wie der von Noreen, begegnen wir vielen erscheinungen, die uns der junggrammatischen these von der ausnahmslosigkeit der lautgesetze mit gröster vorsicht und skepsis begegnen lassen. da ist zb. der in § 119 behandelte, gelegentliche übergang von *ø* > *e*, der sich durchaus in keine lautgesetzlichen regeln pressen lassen will, wie Noreen selbst mit recht (z.t. gegen Kock) hervorhebt. wir haben es hier mit einer sprachlichen neigung zu tun, die sich nicht bis zum 'lautgesetz' verhärtete, dh. die nicht allgemein durchdrang. bemerkt sei bei dieser gelegenheit, dass gleich in diesem paragraphen 119 das beispiel *Edda* hätte genannt werden sollen: *Edda* < *Ødda* abgeleitet von *Oddi*, so wie *Vatnshyrna* (eine berühmte sagahandschrift) von *Vatnshorn*. in § 127, 7 wird *Edda*, wenn auch zweifelnd, von *óðr* abgeleitet nach einer von Arni Magnússon aufgebrachten hypothese. richtig ist allein die oben genannte erklärung, die letztlich auf den alten Björn á

Skarðsá zurückgeht und von Eirík Magnússon und Sijmons aufs trefflichste begründet worden ist.

Eine andere, wichtige erscheinung, die die möglichkeit einer bloſsen neigung zur lautveränderung beleuchtet, scheint mir der *u* (nicht *w*!)-umlaut von *ĕ* und *ĭ* zu sein, dessen vorhandensein zb. von Heusler ebenso energisch geleugnet wie von Noreen behauptet wird. mit vollem recht weist Heusler Aisl. elb.[2] § 68 auf gegensätze wie *land* — *londǫm*, aber *þing* — *þingom* uä. hin.. Noreen dagegen behandelt den *u*-umlaut von *ĕ*, *ĭ* auf éiner linie mit dem von *ă*, sicher mit unrecht. die belege die er vorbringt erklären sich einerseits zt. mit annahme von *w*-umlaut (*røkkr, døkkr*), in anderen fällen spielt gewis der vorangehnde consonant (labial) eine rolle (Heuslers 'combinierter labialumlaut'); hierher gehören fälle wie *kyrr* (< **kwirruʀ*), *systir, myklo*. wider in anderen fällen findet sich die erscheinung nur in nicht haupttonigen silben: *Hallfrøþr* (nie simplex *frøþr*!), *tvítøgr*, *Oláfsmøssa* (nach dem obliquus) u.ä.m. oft sind die umgelauteten formen ganz vereinzelt neben der masse der nicht umgelauteten, so etwa *fø* statt *fé* (einmal bei Larsson Ordförrådet i de älsta isländska handskrifterna 104 belegt). aus *u*-umlaut in nicht haupttoniger silbe möcht ich auch die reduplicierten präterita *røra, snøra* usw. erklären (nach dem plural *rørum* usw.), ebenso *møga* nach **møgum* (einmal bei Larsson), anorw. *løsum*. das verbum finitum war ja im hauptsatz meistens schwachtonig! in all diesen fällen handelt es sich eben nur um eine neigung, nicht um ein durchgeführtes lautgesetz. man darf annehmen, dass in der gesprochenen sprache derartige fälle etwas häufiger waren.

Mit einem bloſsen ansatz zur lautregel haben wir es auch bei der in § 124, 2 behandelten sporadischen vocaldehnung vor *lh, rh* zu tun: *váler* 'welschen' (gewöhnlich *valer*), *fýre* 'föhrenholz' (gew. *fyre*) usw.

Auf einen bemerkenswerten fall paralleler lautentwicklung stoſsen wir in § 125: dort wird die dehnung jedes kurzen starktonigen vocals vor einfachem consonanten sowol im späteren isländischen (etwa seit 1400) wie im späteren norwegisch (seit dem 14 jh. belegt) behandelt — eine parallele zur nhd. vocaldehnung.

Bei der behandlung der altnordischen synkope hätten die synkopierungserscheinungen in der compositionsfuge eine genauere untersuchung verdient. in § 153, 4 heiſst es, dass synkope früher vor starktoniger als vor schwachtoniger silbe eingetreten sei. daher erkläre sich das unterbleiben des umlauts in fällen wie *kvánlauss, kattbelgr*: schon vor den umlautserscheinungen sei die synkope eingetreten. damit verträgt sich schlecht dass wir zb. noch in der inschrift von Björketorp (gegen 700) eine form mit erhaltenem compositionsvocal nach langer silbe haben: *wēladauđe* (aber in *haiđʀruno* und *mālausʀ* derselben in-

schrift ist die synkope zwischen den gleichen oder ähnlichen consonanten *l—l*, *R—r* bereits eingetreten). um diese zeit muss aber der *i*-umlaut bereits vollzogen gewesen sein, vgl. *barutR* = *brýtr* derselben inschrift. gehn vielleicht *kvánlauss*, *kattbelgr* usw. auf **kvānalausaR*, **kattabalgiR* zurück mit verallgemeinertem compositionsvocal *a*? jedenfalls zeigt *wēlađauđe* gegenüber *barūtR*, dass sich in der compositionsfuge der unbetonte vocal gerade länger erhielt als sonst. dass in den oben genannten sonderfällen *mālausR*, *haiđRruno* synkope schon früh eintrat, ist verständlich; vgl. a. sg. *einn*, *heiþenn* usw. mit synkope zwischen gleichen consonanten. — Besondere, von Noreen nicht berücksichtigte synkopierungserscheinungen liegen vor in fällen wie *Isfirđingar*, *Esphœlingar*, *Laxdœlir* usw. gegenüber *Ísafjǫrđr*, *Espihóll*, *Laxárdalr* (vgl. Anz. XLIII 7 f).

Die darstellung der formenlehre in Noreens werk scheint mir teilweise etwas zu descriptiv, den historischen verhältnissen zu wenig gerecht zu werden. besonders tritt das in den abschnitten über die weiblichen *ō*- und *i*-stämme hervor. dass die verteilung des stoffes auf die eine oder die andere dieser beiden declinationen ganz äufserlich nach dem aussehen der endung des n. a. pl. (*-ar* oder *-er*) bemessen wird, ist an sich durchaus zu billigen; nur so ist eine sichere verteilung möglich. es hätte aber daneben doch darauf hingewiesen werden müssen, dass durch diese descriptive verteilung die historischen verhältnisse wesentlich verschoben werden, weil sich beide declinationen gegenseitig beeinflusst haben. dagegen ist es selbst vom standpunct der rein beschreibenden grammatik aus kaum geboten, *fé* unter den vocalisch auslautenden neutren der *a*-stämme aufzuführen (§ 363) und nur in der anmerkung dies wort als ursprünglichen *u*-stamm zu kennzeichnen: durch den für ein neutrum singulären genetiv auf *-ar* weist es sich auch äufserlich als zur *u*-declination gehörig aus. — Ähnliche bedenken erheben sich gegen die registrierung von *spýja*, *spió* in der 2. classe der starken verba (§ 488) statt in der ersten.

Das verhältnis der ostgermanischen reduplicierten präterita zu den entsprechenden nord- und westgermanischen formen erhält eine neue beleuchtung durch merkwürdig parallele erscheinungen im tocharischen; vgl. WSchulze BSB. 1924, 166 ff. — Dass die präterito-präsentia ihr neues präteritum am ehesten nach art der 4. schwachen classe (*vaka*, *hafa*) bilden (§ 521), stimmt nicht: nur *munþa* 'erinnerte mich' lässt sich damit vergleichen; alle übrigen fügen das dentalsuffix unmittelbar an die wurzel nach art von *sótta*, *orta*, *þátta*, *þótta*.

Schliefslich sei es mir noch gestattet, zu § 320 zu bemerken, dass der übergang von *t*, *d*, *þ*, *đ* + *t* > *ss* nicht schon urindogermanisch ist.

'Ausstellungen' zu machen, liegt leider im wesen jeder

kritischen besprechung. ich möchte aber diese mitteilungen mit der angenehmen pflicht schliefsen, dem staunen und der bewunderung ausdruck zu verleihen, womit mich die lectüre dieses an stoff wie an gedanken schier überwältigend reichen werkes erfüllt hat.

Göttingen. **Wolfgang Krause.**

Notationes Norrœnæ. Anteckningar till Edda och skaldediktning av **Ernst A. Kock** [Lunds universitets' Årsskrift n. f. avd. I bd. 19, nr 2, 107 ss.; nr 8, 68 ss,; bd. 20, nr 1, 126 ss, nr 2, 59 ss.]. Lund, Gleerup; Leipzig, Harrassowitz 1923—1924. 8°.

Kocks arbeit in diesen vier heften gilt vor allem der skaldendichtung. weiter gemeingermanisch orientierter blick, klarheit in aufstellung und behandlung der probleme, saubere und gewissenhafte einzelkritik, lebendige und geschmackvolle darstellung und ein, wie namentlich die wollautenden schwedischen übertragungen zeigen, feines und künstlerisches nachempfinden der alten dichtung, wie sie sich ihm darstellt, das alles sind vorzüge, wie man sie über diesen spröden gegenstand so leicht nicht wider in éinem werke wie hier zusammenfindet.

Ich schicke dies voraus. denn ich möchte durch die folgenden grundsätzlichen einwendungen nicht den eindruck hervorrufen, als ob nicht auch mir die weiterführung dieser Notationes Norrœnæ — schon um der vielseitigen anregung und des ästhetischen genusses willen, die ich dauernd bei ihrer lectüre und durcharbeitung empfand — in hohem grade wünschenswert und willkommen wäre. was mich bei mancher bejahung ihrer einzelergebnisse doch in der hauptsache oft zu stark anzweifelndem, wenn nicht ablehnendem urteil führt, sind zwei grundeinstellungen des verfassers der skaldendichtung als ganzem gegenüber, die seine ausführungen weitgehend und mafsgebend beeinflussen, die ich aber weder als schlechthin gültig noch nach meiner wertung des bisherigen standes der forschung als historisch vollbegründet ansehen kann.

Zunächst: der verfasser betont stark, dass, was uns in der überlieferten und bisher kritisch hergestellten fassung der skaldengedichte gedanklich nicht voll anspricht oder dichterisch nicht rein nachempfindbar erscheint, leicht den verdacht erwecke, falsch überliefert oder durch die bisherige kritik misverstanden zu sein. er setzt weitgehend eine übereinstimmung unseres werturteils mit dem der skaldenzeit als dem gesunden zustand voraus. einen solchen standpunct halt ich schon jeder früheren litteraturperiode gegenüber für bedenklich. unhaltbar scheint er mir bei der skaldendichtung. bei dieser in hohem mafse unlitterarischen dichtgattung sind wir, scheint mir, nicht nur berechtigt, sondern verpflichtet, die grenzen bis zu denen sie den zeitgenossen verständlich und annehmbar war, denkbar weit und elastisch zu

ziehen. wir können nur von dem schriftlich überlieferten strophenbild ausgehn. jene hörten diese lieder in älterer zeit immer, später, bis tief in die litterarische zeit des alten Island hinein, fast stets im mündlichen vortrag. wie diese recitation im einzelnen war, wissen wir durch sichere zeugnisse nicht, müssen aber (vgl. Zs. 57, 121. 59, 230) andeutungen entnehmen, dass bei ihrer aufsagung nicht nur individueller wortaccent, stimmklang und tonfall, sondern auch geste und mienenspiel des vortragenden dichters mit eine entscheidende rolle für deren verständnis gespielt haben. diese dichtung war von vornherein auf den vortrag berechnet. daher war die regel dass der skalde sie selbst recitierte, und die fälle wo er sie vortragen liefs, waren gewis unliebsame ausnahmen. bei der mündlichen tradition berühmter skaldenlieder wurde jedenfalls nicht nur ihr text, sondern auch die art ihres vortrages weitervererbt. grundsätzlich, darf man sagen, galt das skaldenlied, auch die inprovisation, erst für gelungen, wenn sie durch aufsagung vor kunstverständigen hörern ihre feuerprobe bestanden hatten.

Schon angesichts dieser tatsache erscheint mir ein grofser teil der beanstandungen, die Kock gegenüber den strophenbildern, namentlich bei der dróttkvættvísa, in FJónssons Skjaldedigtning erhebt, viel zu weitgehend. die sehr freie wortstellung, die, meist wolbedacht, betonte worte und wendungen vorwegnimmt oder an besonders prägnante stellen der strophe schiebt, ist in der regel durchaus einwandfrei. ihre unstimmigkeit mit der landläufigen syntax fand offenbar im mündlichen vortrag durch dessen eigenart ihre naturgemäfse ausgleichung. sie ist als bewuste kunstmanier eben der skaldendichtung eigentümlich. gewis kann zugegeben werden, dass in manchen, vielleicht vielen fällen ein von Kock aus der überlieferung gewonnenes strophenbild das ursprüngliche sein kann oder auch ist. aber grundsätzlich fallen die künstlichen strophenbilder, die K. bei FJónsson bekämpft, nicht diesem, sondern der alten dichtung selbst zur last. generell glaub ich weder an die in dem buch für das auge in tabellen veranschaulichte angebliche unnatur und künstelei in Jónssons satzbildungen (§ 303. 318 uö.), noch leuchten mir die von Kock gelegentlich als zulässig bezeichneten strophenbilder (§ 336. 408 uö.) als bindende muster ein. in den meisten fällen wo der verfasser die tmesis verwirft (auch § 480), kann ich ihm nicht folgen, auch eine so weitgehnde rettung der variation und anderer altgermanischer stileinflüsse nicht mitmachen. die fälle wo K. ein einfaches wort oder eine freie verbindung statt der kenning einsetzen will (vgl. § 116), erscheinen mir mindestens sehr zu beschränken. vollends in den fällen wo er vertauschung von compositionsgliedern innerhalb der kenning beanstandet oder statt umfangreicherer kenningar einfachere vorschlägt, steh ich doch letzten endes fast immer auf seiten FJónssons, weil er

mir dem würklichen alten skaldenstil näher gekommen zu sein scheint.

Ich bin damit schon zu der zweiten grundeinstellung Kocks gekommen die ich nicht mitmachen kann. ich kann sie von meinem standpunct aus nur als seine kenningarfeindlichkeit bezeichnen. mitveranlasst hat diese seine sonst sehr anerkennungswerte gemeingermanische einstellung, auf die ich am schluss noch zurückkomme. aber doch keineswegs allein. vorwiegend ligt ihr doch bei K. die annahme zu grunde, dass die künstliche umschreibung in dem umfange wie sie die bisherige forschung annahm, nicht zu rechtfertigen und im wesentlichen durch misverständnisse und falsche erklärungen in alter und neuer zeit verschuldet sei. K.s bestrebungen, einfachere, seiner ansicht nach dem ursprünglichen näher kommende strophenbilder zu gewinnen, führt oft praktisch auch dazu, bei seiner textgestaltung die kenning, die ja zum grösten teil die verschränkte wortstellung mitbedingt, in ihrer souveränen künstlerischen freiheit und mannigfaltigkeit einzudämmen. das verträgt sich aber nicht, wol auch nicht nur nach meiner auffassung, mit der am greifbarsten noch neuerdings in Meifsners buch über die kenningar erhärteten tatsache, dass die kenningar eben die seele der ganzen skaldendichtung sind, das eigentlich neue charakteristische, das uns zunächst eigenartig berührt, das aber in der hauptsache die skaldenpoesie von dem ältern, in den Eddaliedern noch vorwiegend bewahrten gemeingermanischen dichterstil unterscheidet. ich kann daher im allgemeinen die aufgabe nicht darin sehen, durch zurückdrängung oder beiseiteschiebung dieses sachverhalts auf gewinnung einfacherer, unsern ohren wolklingenderer strophenbilder auszugehn, die an sich noch so ansprechend und auch sonst wolbegründet sein mögen — wie sie es bei dem verfasser tatsächlich häufig sind —, vielmehr in erster linie darin, der eigenartigen neuen erscheinungsform, wie sie die kenningar in ihrer gesamtheit bieten, bis an die äufserste grenze des möglichen nachzuspüren, und letzten endes eher einmal an ein uns nicht mehr begreifliches imponderabile der skaldenzeit zu glauben (so zb. § 194. 195), als zu erklärungen und besserungen zu schreiten, die in ästhetischer form unserer geschmacksrichtung genüge tun. was ich meine, find ich in eingehnder und vorbildlicher weise in Meifsners buche verwürklicht, auf das ich hier im einzelnen nicht eingehn kann. der weg, wie weit wir an das ursprüngliche herankommen, scheint mir durch dieses werk am besten vorgezeichnet.

Die sehr künstliche kenning war von anfang an, bis wohin wir die skaldendichtung controllieren können, da. am stärksten und würkungsvollsten gerade in der ältesten zeit. sie blieb aber bis in die litterarische zeit urwüchsig und ungebrochen. noch schöpfungen wie Thiodolfs Thor-Sigurd-weisen, wie Einars-

Axtlied, wie Sturlas herrliches Rabenlied sind dafür glänzende beispiele. keine modeströmung, keine dichterindividualität hat die kenning in späterer zeit dauernd aus ihrer beherschenden stellung verdrängen können. grofser dichter werke, die sie einschränken oder ganz aufser acht lassen, wie Sigvats Freimutsweisen oder Eysteins Lilie haben ihre bedeutung nicht als skaldenpoesie. ihr hoher wert ligt in ganz anderer richtung. sie bestätigen als ausnahme nur die regel, dass die kenning das tiefste wesen der skaldendichtung enthüllt. auch die grenze ihrer verständiichkeit und ertragfähigkeit kann man sich daher bei den zeitgenossen nicht weit genug gezogen denken. ein gedicht wie die Thorsdrapa von Eilif Gudrunarson, in dessen erklärung ich wie in der der Ragnarsdrapa und Haustlöng Finnur Jónsson fast durchweg beistimme, war aus den voraussetzungen ihrer zeit heraus stofflich wie formell durchaus verständlich, keineswegs ein curiosum (§ 442). auch wir müssen sie in ihrem üppigen kenningarschmuck als eine hohe blüte, vielleicht die höchste, dieser ältesten skaldenkunst fassen.

In eine detaillierte betrachtung von Kocks einzelkritik einzutreten, muss ich mir hier, schon des raumes wegen, leider versagen. hervorheben aber möcht ich noch einmal im anschluss an das im eingang gesagte, dass meine einwände den hohen wert seines werkes nicht in zweifel ziehen sollen. denn einmal: auch die bisherige art der skaldenkritik, die der verfasser in Finnur Jónsson als einem typischen vertreter bekämpft, hat natürlich in manchem einzelfall abgeirrt und ist öfter zu weit gegangen. Kock hat durch seine gründliche nachprüfung nicht nur widerholt misverständnisse beseitigt, sondern auch durch neue sinnvolle einfälle anregung zu weiterer kritischer durchmusterung gegeben. namentlich bei strophen Gislis, Kormaks, Einar skalaglamms und Thord Kolbeinssons ist das in gröfserem umfang der fall. sodann: einleuchtender als K.s theoretische bemängelungen der ältern forschungsrichtung auf dem gebiete der skaldenpoesie ist manche überzeugende und geistreiche besserung, die unabhängig von der allgemeinen einstellung spontan auf den leser würkt. bei seiner intuitiven erfassung skaldischer strophenbilder hat der verfasser gerade bei verderbten texten, wie in den strophen von Tind (§ 429 ff) und Havard (§ 536 ff), glückliche würfe herausgeholt.

Die meiste zustimmung wird, glaub ich, der teil der ausführungen Kocks finden, bei denen die gemeingermanische einstellung den wesentlichen und entscheidenden kern seiner textgestaltungen bildet. sie ist in diesen heften keineswegs blofs der Eddadichtung zu gute gekommen, wo er mich in zahlreichen fällen überzeugt hat, sondern auch der skaldendichtung. so einleuchtenden erklärungen zb. wie in § 150. 245 kann auch ich mich von meinem standpunct schwer verschliefsen. nicht

nur syntaktisch und wortgeschichtlich hat Kock hier überall manche bereicherung unseres wissens durch seine reiche belesenheit beigesteuert: auch altgermanischer formelschatz und altgermanische verstechnik sind nach seinen ergebnissen neben dem durch die kenning neugeschaffenen doch vielleicht reicher und länger würksam gewesen, als man bisher angenommen hat. das wäre an sich ja auch keineswegs wunderbar, wenn man in betracht zieht, wie in so manchem sachlichen und ethischen die skaldendichtung noch bis in ihre spätere zeit auf ältere gemeingermanische culturzustände zurückgeht. eine abhandlung: die altgermanischen stil- und culturelemente in der skaldendichtung muss ja doch einmal geschrieben werden. für sie würden Kocks reichhaltige beobachtungen schon in den vorliegenden vier heften von grundlegender bedeutung sein.

Eberswalde. **Felix Niedner.**

---

1. Die Brünhildsage in Russland von **August von Löwis of Menar** [= Palästra 142]. Leipzig, Mayer & Müller 1923. 110 ss. 8°.
2. Märchen und Sage, bemerkungen über ihr gegenseitiges verhältnis, mit bes. rücksicht auf die Sigfridsagen, von dr **H. W. Rutgers.** Groningen u. Haag, Wolters 1923. 90 ss.

1. August von Löwis of Menar, dessen name im kreise der deutschen märchenforscher schon lange einen guten klang hat, greift in seinem neuen, Andreas Heusler gewidmeten buch über die grenzen seines bisherigen arbeitsgebietes kräftig hinaus. die glückliche, in Deutschland leider so seltene vereinigung von gründlicher germanistischer bildung und umfassender kenntnis der russischen überlieferungen lässt ihn die in letzter zeit mehrfach erörterte frage nach dem verhältnis des russischen 'Brautwerbermärchens' zum Brünhildstoff m.e. im wesentlichen abschliefsend beantworten: das märchen ist, wie das schon Heusler (Jiriczek, vdLeyen, FRSchröder) gegen Panzer (wider anders Neckel) annahm, ein seitenspross der deutschen Brünhilddichtung, genauer des 'jüngeren Bhliedes', der vorstufe von Þss. und Nl. was vL. vor allen die sich bisher zu der frage äufserten voraus hat, ist die genauere kenntnis des russischen materials: statt der 12 nrr. Panzers stehn ihm 34 fassungen des Bwm. zu gebot. eine sorgfältige analyse der zu Panzers material neu hinzugekommenen 22 nrr. ergibt (in verbindung mit den analysen P.s), dass sämtlichen 34 fassungen ein festumreifsbares grundthema eignet. wol sind in den einzelnen märchen immer wider motive erblindet, vergessen, umgeformt, wol sind in die meisten von ihnen stücke aus fremden stoffen, vor allem aus dem m. vom 'Dankbaren toten' und vom 'Traum von künftiger herrlichkeit (vgl. Bolte-Polívka I 324) eingedrungen, aber all diese veränderungen sind deutlich secundär, sie bleiben ein leicht er-

kennbarer äuſserer anflug, der den kern des märchens, die stellvertretung in freierproben und brautnacht, nicht verdunkelt: nur der schlussteil des märchens ist durch die parabel vom 'Lahmen und blinden' (in einer der fassung des Pancatantra nahestehnden gestalt) so gründlich verändert, dass sich zwar der zwischen ihm und dem hauptteil klaffende riss noch deutlich erkennen lässt, nicht aber, wie das märchen vor der aufnahme des parabelmotivs zu ende gegangen ist.

Nachdem vL. die aus den erhaltenen fassungen zu erschlieſsende grundform des märchens (er bezeichnet sie mit berechtigter vorsicht nur als 'die normalform des 19 jahrhunderts') in ihrem inhaltsverlauf nachgezeichnet und als ihre mutmaſsliche heimat das nordöstliche Groſsrussland (die gouvernements Nowgorod, Orenburg, Perm) festgestellt hat, sieht er sich in der übrigen russischen überlieferung nach parallelen zum kernmotiv des märchens, der doppelten stellvertretung um. die ausbeute ist gering: was die bylinen von Michael Potyk und von Kostruk an entsprechenden zügen bieten, erweist sich als später anwuchs aus dem märchen; die altrussische geschichtslegende kennt nichts ähnliches. damit ist der annahme der boden bereitet, dass die stellvertreterformel aus nichtrussischer quelle stammt. — Ein letztes capitel der in vorbildlich behutsamer methode geführten untersuchung leitet dann einwandfrei zu dem oben formulierten ergebnis. nach einem schnellen umblick über die bisherige russische und deutsche forschung, die dem märchen- und sagenforscher noch einmal schmerzlich bewust werden lässt, wie wichtig, ja unentbehrlich die kenntnis nicht nur des russischen materials, sondern auch der neueren wissenschaftlichen russischen litteratur für ihn wäre, führt vL. den vergleich des m. mit den verschiedenen fassungen des Bh.stoffes im einzelnen durch: nächste beziehungen zu Þs. und Nl., dagegen nicht zu den nordischen fassungen; der ansatz Nl. > m. oder Þs. > m. wird überzeugend abgelehnt, bleibt j. Bhl. > m. (wobei nur der verlust zweier so einprägsamen züge der quelle wie Gunthers aufhängung an den nagel und die entwendung des erinnerungszeichens durch Sigfrid auffallend und im grunde unerklärt bleibt); daneben, vom verf. nur vorsichtig angedeutet aber recht wahrscheinlich, übernahme des motivs von der rosswahl aus einem deutschen Jungsigfridlied in die russische erzählung; zeit der übernahme etwa die wende des 12/13 jh.s; vermittlung durch hansische kauffahrer an die 'skomorochi', die russischen spielleute, die den stoff kaum mehr als lied, sondern wol bereits als prosaerzählung vortrugen (wenigstens ist die existenz einer stellvertreterbyline von der russischen überlieferung aus nicht zu beweisen und eher unwahrscheinlich); wesentlich später, vielleicht erst im 16/17 jh., übergang des stoffs in die bäuerliche welt der märchenerzähler, durch die ihm die heldischen elemente fast restlos abgestreift wurden. eine rückläufige ein-

würkung der russischen erzählung auf die niederdeutsche überlieferung (þs.) lassen die gestalt der Brünhild als einer rossbesitzerin und einzelheiten in der ausmalung des eindringens in ihre burg und des rossfangs vermuten; sehr viel deutlicher zeigt die Hvensche chronik in ihrer schilderung der brautnacht (rutenschlagen), dass ihre balladenquelle (13 jh.?) kenntnis vom russischen brautwerbermärchen besafs.

In allem wesentlichen scheinen mir diese ergebnisse und ansätze vL.s gesichert, zum mindesten sehr einleuchtend. jedenfalls fühlt sich der leser die ganze untersuchung hindurch an der hand eines sicheren und zuverlässigen führers und scheidet mit dem gefühl des bedauerns darüber, dass ein die grundsätzlichen probleme behandelndes schlusscapitel des buchs der not der zeit zum opfer fallen muste, und mit dem wunsche, der verf. möge die verheifsene gröfsere arbeit über die russischen heldensagen recht bald vorlegen können!

2. Weniger gutes ist von der Groninger dr-dissertation von Rutgers zu berichten. zwar dass sie zu einem guten drittel (in ihrem capitel II 'Sigfrids brautwerbung und das märchen vom brautwerber') durch die im gleichen jahre erschienenen untersuchungen vL.s völlig überholt und damit wertlos geworden ist, kann man ein unglückliches zusammentreffen nennen; aber auch ihr capitel I, das kritische referat über die verschiedenen auffassungen des verhältnisses zwischen märchen und (deutscher) heldendichtung kommt nicht über eine recht allgemein gehaltene ablehnung von Wundt und Panzer und eine ähnlich matte zustimmung zu Heuslers these hinaus, und ebenso bleibt das letzte capitel (III) 'Die erweckungssage und das märchen vom Dornröschen' im kritischen referieren fremder meinungen und in allgemeinem räsonnement stecken, ohne zur lösung der vielerörterten frage einen neuen gedanken oder gar neues material herbeizubringen.

Königsberg. **Friedrich Ranke.**

Beiträge zur geschichte der visionenliteratur im mittelalter. I. II. von dr **Max Voigt** [Palaestra 146]. Leipzig, Mayer & Müller 1924. VIII u. 245 ss. 8°.

I. Visio Lazari. Im historischen rahmen des weltheilsplanes ist die Visio Lazari die früheste aller christlichen höllenreisen. Lazari tod, niederfahrt zur hölle und auferweckung ligt — als 'historisch' letzter typologischer hinweis auf das unmittelbar bevorstehnde sterben, zur hölle fahren und auferstehn des herrn — vor Christi erlösungswerk an den erzvätern. daher findet Lazarus die frommen väter und propheten noch im Limbus versammelt, zwar nicht unmittelbarer qual ausgesetzt, aber in ihrer gottferne am dunklen orte schwer duldend und seit viel

tausend jahren nach dem versprochenen erlöser sich mit wehklagen sehnend. dass diese reinen, weisen, frommen (v. 653) an den ort der trübsal gebannt sind, macht einen erschütternden eindruck auf den besucher, und unser dichter, ein Bayer der um 1400 schreibt, lässt es stellenweise zu vorwürfen gegen Gott kommen, der so unverständliche bestrafung gewollt hat. in dieser gesinnung der auflehnung und des nicht verstehnden trotzes lagen häretische gefahren; und randbemerkungen eines lesers in einer der hss. zeigen, wie ernst solche gefahren genommen werden musten. von hier aus wird verständlich, warum es dem spürsinn Voigts nicht gelingen mochte, die unmittelbare lat. vorlage des bayrischen gedichtes aufzutreiben. dass er eine solche vorlage benutzt hat, sagt der Bayer selbst ausdrücklich v. 731 ff. aber es war eben ein text der zu dicht am rand häretischen abgrunds seinen weg suchte, als dass er in vielen hss. hätte verbreitet sein können. auch nach seiner reinigung vom anstöſsigsten blieb er noch gefährlich genug. dem Bayern lag schon diese beschnittene, nicht mehr crass ketzerische, wenn auch noch immer bedenkliche und dem schwachen laien möglicherweise gefährliche fassung vor:

v. 737 *Jeronimus hat si bewärt,*
Gregorius hats auch ervärt,
der die zeit ist papst gewesen:
der hat sį verpoten nicht gar ze lesen.
davon han ich sį nicht gar geticht
und vand ir auch latein nicht
mer dann ir hie geschriben stat.

— Als ersatz für die nicht beizubringende unmittelbare vorlage gibt Voigt eine feine und aufschlussreiche untersuchung der näheren und weiteren verwantschaft des bayrischen gedichts in lateinischer, französischer, englischer litteratur. dabei muste gleichzeitig die verworrene geschichte des merkwürdigen stoffes klargelegt werden. hier nur das wichtigste: es wird gezeigt, wie die noch in der Visio SPauli locker gereihten und ohne beziehung auf bestimmte sünden dastehnden 11 strafen sich unter dem einfluss der siebenzahl der hauptsünden (Gregor, Hugo von SVictor, Petrus Lombardus) auf sieben reducieren und fest an bestimmte sünden binden. die verbindung dieser siebengliedrigen höllenvision mit der Lazaruslegende ist für das 14 jh. und für die diöcese Marseille, das hauptcultgebiet des hl. Lazarus, durch eine stelle in den visionen des Georg von Ungarn (denen der zweite beitrag Voigts gilt) sicher bezeugt; sie tritt uns im 'Calendrier et compost des bergiers' von 1493 wider vor augen. hingegen haftet die anonyme Passio Lazari einer Brüsseler hs. des 14 jh.s und einer Chigi-hs. vom ende des 13 jh.s noch an der lockereren und gleichsam amoralischen ordnung der höllenstrafen, wie sie aus der Visio SPauli bekannt ist. diese dinge

werden scharfsinnig geklärt und auf grund einer belesenheit und kenntnis des materials dargestellt, der gegenüber rec. sich durchaus dankbar lernend zu verhalten hat. das bayr. gedicht kennt die bindung der strafen an bestimmte sünden noch nicht, hat also auch keine heptadeneinteilung. anderseits folgt es merkwürdigerweise auch nicht dem elfgliedrigen schema der Visio SPauli, sondern nimmt 5 strafstufen an, die eine auswahl aus unzählbaren und unerzählbaren weiteren furchtbarkeiten darstellen sollen. V. hält die bayr. fassung für eine reduction der neungliedrigen ordnung des Elucidariums (Honorius Augustodunensis). in der plastischen ausgestaltung der qualen und des infernalen peinigungsapparates steht der Bayer weit hinter dem Calendrier et compost des bergiers zurück, dem — möcht ich glauben — bildliche darstellungen vor augen standen, wie wir sie etwa aus Vérard: 'Art de bien vivre et de bien mourir', aus den fresken der kirche Saint-Dézert zu Chalons-sur-Saone, aus den Très riches heures du duc de Berry kennen.

Das werk des Bayern scheint sich nie weiterer verbreitung erfreut zu haben: Mauerbach, Regensburg, Salzburg sind die heimatorte der drei aus dem 15 jh. stammenden hss., auf denen V. seine ausgabe des textes (s. 86—113) aufbaut. viele zwischenstufen zwischen überlieferung und original brauchen nicht angenommen zu werden. die Regensburger und die Salzburger hs. hängen durch gemeinsame vorlage mit dem archetypus zusammen, während die Mauerbacher hs. (heute Berlin, Staatsbibliothek ms. lat. quarto 374) unmittelbar auf den — gegenüber dem original freilich schon getrübten — archetypus zurückgeht. die sprachlichen und metrischen eigentümlichkeiten werden s. 49—86 untersucht: die sprache ist nordbayrisch im sinne Lessiaks und Pauls.

II. Visionen des ritters Georg aus Ungarn. der zweite beitrag bringt untersuchungen zur geschichte des irischen wallfahrtsortes Purgatorium Sancti Patricii und der litteratur die sich um die dort gespendeten visionen gruppiert hat. das stoffliche ist schon von haus aus womöglich noch krauser als in der Visio Lazari, und eine weitere verzwickte brechung des inhalts der hier genossenen visionen entsteht aus der dogmatischen notwendigkeit, die geschauten räume und phänomene nicht als tatsächliches himmlisch-höllisches jenseits, sondern als eine eigens zur erbauung und läuterung des tollkühn-frommen pilgers veranstaltete spiegelung jenseitiger dinge auf ein irdisches und leiblichen augen zugängliches niveau aufzufassen und ausdrücklich zu erklären. denn nicht wie Lazarus als ein würklich gestorbener, dem das jenseits naturgemäfs zugänglich ist, sondern als lebender — antiken Hadesfahrern verwant — steigt der Purgatoriumspilger nach mannigfacher geistlicher vorbereitung und langem fasten in die höhle auf der insel des Lough

Derg (grafschaft Donegal) hinab, und was er mit seinen menschlichen, lebendigen augen zu sehen bekommt, sind zwar den jenseitigen wesen durchaus entsprechende abbilder, aber eben doch nur abbilder. um 1190 erzählt zuerst der Cistercienser H. von Saltrey von dieser erstaunlichen, auf das gebet des Irenapostels eingerichteten möglichkeit, kenntnis jenseitiger welt zu erlangen, und sein bericht gewinnt bald eine verbreitung die derjenigen der etwa gleichzeitigen Tundalusvisionen kaum nachgestanden haben wird. Hippolyte Delehaye (Analecta Bollandiana XXVI, 1907) hat die sicher belegbaren wallfahrten zu diesem läuterungsort zusammengestellt, und es ergibt sich, dass sie um die mitte des 14 jh.s häufiger sind. auf die mannigfachen interessanten einzelheiten einzugehn die Voigt für die verschiedenen pilgerfahrten anführt — auch frühe skepsis kommt vor —, ist hier leider nicht möglich. V. ergänzt und berichtigt auf grund einer erstaunlichen belesenheit die angaben Wrights, Delehayes und anderer aufs glücklichste.

Der visionsbericht des Georg aus Ungarn, des dritten pilgers in der reihe Delehayes, 1353, hat bisher wenig beachtung gefunden. Toldy hat 1871 textproben gegeben. in seiner gesamtheit ist der lat. text nirgends veröffentlicht, und auch V. muss sich einstweilen mit einer — allerdings vorzüglichen, auch stil und haltung des verfassers zur darstellung bringenden — inhaltsangabe begnügen. er stützt sich dabei auf 9 hss. des 14 und 15 jh.s., die in ihrer überwiegenden mehrzahl aus Österreich stammen. da V. es zur sicherheit erhebt, dass der verfasser ein provençalischer Augustinereremit war, der den bericht nach der rückkehr Georgs aufs festland vielleicht in Avignon (ob im auftrag des pilgers?) schrieb, ist das überwiegen Österreichs in der überlieferung auffallend. den spuren Konrad Burdachs folgend teilt V. den Augustinereremiten eine vermittlerrolle zwischen Provence und Österreich zu, und das muss umsomehr einleuchten, als für die deutsche bearbeitung A, die gleichfalls österreichisch ist, herkunft aus demselben orden wahrscheinlich gemacht werden kann. zu beginn des textes werden die amtlichen geistlichen zeugnisse über die fahrt Georgs und seine jenseitigen erlebnisse mitgeteilt, zeugnisse und protokolle, die sich denn freilich erheblich vorsichtiger ausdrücken, als es die dann folgende schilderung des Provençalen tut. es ist V. gelungen, die in diesen zeugnissen auftretenden persönlichkeiten mit bewundernswerter kenntnis auch fernstliegender orts- und klostergeschichte historisch festzulegen. er sieht daher in diesen schriftstücken urkunden, denen man durchaus vertrauen schenken könne, wenn auch die bestimmung des eigentlichen frommen helden Georg nicht gelungen sei. ich muss es mir versagen, auf den inhalt der fahrtbeschreibung und auf die erlebnisse Georgs hier einzugehn. für die geschichte der visionenlitteratur

sind sie von höchster wichtigkeit, und Voigt hat weit mehr als bloſse inhaltsangabe zu geben vermocht. recht bedeutsam ist zb. der excurs zum motiv des ritters in der kapelle (s. 155 ff).

Seltsamerweise scheint der zweck des ganzen werkes weder der eines litterarischen erinnerungsblattes für Georg, noch der einer propagandaschrift für das Purgatorium und die es hütenden Augustiner gewesen zu sein. vielmehr läuft alles auf dogmatische belehrung hinaus, die in übermäſsiger fülle das gegenständliche umhüllt und verbrämt. also ein popular-theologisches werk, das als einkleidung einen visionsbericht verwendet und zu höherer autorisierung das urkundliche material zur reise des gewährsmannes vorausschickt!

Es existieren 4 deutsche bearbeitungen (A—D) in 15 hss., deren mehrzahl bayr.-österr. mundart zeigt. A, die wichtigste und einzige nicht anonyme, stammt nach ausweis ihrer hs. a, Wien, cod. ms. 2875 (rec. 3029) von Nicolaus von der Astau, der sie um 1400 verfasst haben muss. er war, wie V. s. 204 ff wahrscheinlich macht, Augustiner, und sein name weist entweder ins land ob der Enns, bezirksgericht Weyr, oder nach Salzburg, bezirksgericht Abtenau. in ihm haben wir einen bisher unbekannten verdeutscher theologischer prosa anzuerkennen, 'einen genossen also zb. des Augustiner lesemeisters Leopold von Wien ..... oder des priesters Simon von Kukkersberg'. — wortgeschichtlich wichtig ist das s. 206 ff über sw. f. *wîse* bemerkte.

Über aller gelehrsamkeit und treue zum kleinsten leuchtet in diesem buche ein ganz leiser und verhaltener humor, und in der darlegung des abstrusen stoffes vermeint man hie und da den autor zwischen den zeilen lächeln zu sehen. man begreift die warmherzige bewegtheit, mit der Gustav Roethe im vorwort die gestalt des verfassers zeichnet, der das erscheinen seines ersten und letzten buches nicht mehr erlebt hat.

Marburg. **Jost Trier.**

J. P. Eckermann, Sein Leben für Goethe. nach seinen neuaufgefundenen tagebüchern und briefen dargestellt von **H. H. Houben.** Leipzig, Haessel 1925. 635 ss. kl. 8°.

In der vorrede bemerkt der vf., dass er seit jahren ein selbständiges werk über Eckermann geplant habe. nun gelang es seiner oft bewährten findigkeit, eine reihe für verschollen gehaltener niederschriften aus dessen nachlass: briefe, briefconcepte, vorarbeiten zu den 'Gesprächen mit Goethe' und vor allem einen teil seiner tagebuchmanuscripte aufzustöbern. auf grund dieser documente und unter gewissenhafter benutzung der über Eckermann vorhandenen litteratur verfasste er diese monographie. ausdrücklich betont er, dass das schon recht umfäng-

liche buch keine ins einzelne gehnde biographie sei. auch schildert er E.s leben für Goethe nur bis zum tode des dichters, also das persönliche verhältnis des 'treuen jüngers zum meister'. die spätere zeit, in die seine würksamkeit als herausgeber der werke Goethes fällt, und die weiteren schicksale E.s bis zu seinem eigenen hinscheiden behält er einem zweiten bande vor. dieser soll auch die entstehung, niederschrift, herausgabe, art und technik der 'Gespräche mit Goethe' behandeln.

Diese disposition ist insofern nicht glücklich, als H., wie es wol nicht zu vermeiden war, schon in diesem bande zu den dank Petersens scharfsinniger untersuchung über die entstehung der Gespräche und ihre glaubwürdigkeit (Abh. der Preufs. ak. d. wiss. 1924 phil.-hist. kl. nr 2) jetzt actuell gewordenen fragen nach der wahren bedeutung des E.schen lebenswerkes öfters stellung nimmt. H. geht den spuren des E.schen daseins schritt für schritt mit der liebevollsten hingabe nach, indem er seine eigene darstellung durch autobiographische mitteilungen und briefe E.s unterbricht. es kommt ihm dabei nicht auf eine kritische würdigung der selbständigen leistungen des Goethe-jüngers an. dessen 'Beyträge zur Poesie', dasjenige werk mit dem er sich zutritt zu dem dichter verschaffte, charakterisiert er nicht näher und versucht nicht, ihnen ihre stellung innerhalb der entsprechenden productionen der zeit anzuweisen. hier erreicht er bei weitem nicht Richard Mor. Meyers darlegungen in dem aufsatz 'J. P. Eckermann' (Gestalten und Probleme [1905] s. 131 ff). auch über den dichter E. fallen nur spärliche bemerkungen. dagegen schildert H., wie gesagt, E.s lebenslauf in allen einzelheiten. seine findigkeit bewährt er dabei auch durch heranziehen anderer papiere als E.scher. so wuste er sich die acten der universität Jena über die von Goethe veranlasste promotion E.s zum ehrendoctor zu verschaffen und berichtet allerlei pikantes über den widerstand einzelner mitglieder der facultät gegen die ernennung (s. 228 ff). seine bemühungen den über den zwiespalt entstandenen schriftwechsel des decans mit dem curator der universität aufzustöbern waren allerdings erfolglos. ich glaube, man braucht sich über diesen defect nicht sonderlich aufzuregen. für die erkenntnis der E.schen individualität und die beurteilung seiner beziehungen zu Goethe erscheint mir dieser umstand recht unwesentlich. 'vollständigkeit ist der tod der wissenschaft' hat Wilamowitz einmal geäufsert. so erfahren wir denn so ziemlich alles was E. in Weimar bis zum jahre 1832 erlebt hat. seine ganze existenz entrollt sich vor unsern augen. wichtig ist darin was H. über seinen verkehr mit Goethe besonders unter benutzung von dessen tagebüchern (s. 236 ff) zusammenstellt. dass dabei kleine übertreibungen zu gunsten E.s unterlaufen, soll ihm nicht weiter verargt werden. H. kommt zu dem ergebnis, dass 'sich





in den jahren 1828—29 die verwandlung des ursprünglichen E. in den Goethe-Eckermann vollendete'.

Im ganzen strebt H. in der darstellung von E.s entwicklung nach objectivität. er überschätzt seinen helden im allgemeinen nicht. nur dass er nach meiner ansicht die 'Beyträge', über die er, wenn auch eine zusammenhängende würdigung fehlt, hin und wider bemerkungen fallen lässt, zu hoch stellt. sie erscheinen uns heute doch recht armselig. wenn E. über das thema 'Natur und kunst in der poesie' ganze fünf seiten in kl. 8⁰ zu sagen hat, so beweist das nicht gerade ein tiefes eindringen in das wesen der dichtkunst. was er (s. 44—59) über stil und manier sagt, ist nur eine umschreibung des Goethischen so aufschlussreichen aufsatzes 'Einfache Nachahmung der Natur, Manier, Stil'. vieles wie der abschnitt 'Flacher tadel poetischer charaktere wird gerügt' (s. 73—79) ist trivial. auch Richard M. Meyers bemerkung, dass E. Goethes lehren selbständig fortgeführt habe, kann ich nicht für zutreffend halten. im ganzen kann das büchlein den beifall Goethes lediglich wegen der guten gesinnung die aus ihm spricht gefunden haben. — Über E.s poetische fähigkeiten urteilt H. richtig. wenn er (s. 188) seine dürftige production mit dem schwachen auftrieb seines talentes erklärt und es belächelt, dass sich E. zeitlebens für einen verkannten dichter hielt. s. 339 spricht er von seiner poetischen begabung 'als nicht mehr als einem ganz bescheidenen rinnsal'. er hätte auch hinzufügen können, dass E. das dichterische temperament völlig versagt war.

Also H. bemüht sich objectiv zu sein, und zwar nicht bloſs hinsichtlich der bedeutung E.s als dichterischer oder litterarischer persönlichkeit, sondern auch hinsichtlich der ja auch zum gegenstand eines dramas gewordenen frage, ob sein tragisches schicksal allein durch sein naturell bewürkt wurde, oder ob Goethe durch eine allzu eigennützige ausnutzung seines schützlings anteil daran habe. allein bei allem streben nach gerechtigkeit entschlüpfen ihm doch auch bedenkliche wendungen. so wenn er (s. 148) sagt, dass 'Goethes offenkundliches bestreben dahin gieng, E. zu ilosieren'. oder wenn er gar (s. 150 f) dem dichter offenbaren eigennutz vorwirft und bemerkt, dass er E.s mehrfache versuche, anderwärts fuſs zu fassen, um sich eine gesicherte existenz zu gründen, durch seine völlige teilnahmslosigkeit vereitelt habe'. eine solche behauptung müste doch wol erst bewiesen werden. wie gefährlich derartige äuſserungen sind, fühlt H. selbst. so mildert er an der ersten stelle die schärfe seines dictums, indem er von einem offenkundigen berechtigten bestreben Goethes spricht. und an der zweiten bemerkt er, dass, wenn E.s bemühungen um eine beschäftigung auſserhalb Weimars geglückt wären, seine gespräche 'ungesprochen, ungeschrieben' geblieben wären. so bläst er kalt und warm aus éinem munde und be-

weist mit diesem nicht hott nicht hü eine nicht zu verkennende unsicherheit des urteils. übrigens übersieht er bei diesen übertreibungen, dass Goethe E.s individualität natürlich völlig durchschaute und zur überzeugung gelangt war, dass er nirgends besser aufgehoben war als in Weimar. ich kann dafür wider ihn selbst zum zeugen aufrufen. bei gelegenheit der ersten bemerkenswerten unterredung E.s mit Goethe (am 17. sept. 1823) spricht H. 'von seiner eindringlichen warnung vor jeder gröfseren poetischen arbeit', einer warnung 'die zweifellos einen tiefen blick in E.s verschleierte seele voraussetzte und grausam sein würde, wenn sie nicht in diesem falle durchaus berechtigt gewesen wäre' (s. 143). ebenso war Goethe klar, dass sein jünger zum recensenten moderner litteratur nicht taugte. E. selbst hat in dem gespräch vom 3. dec. 1824 eingehend die gründe mitgeteilt, die den meister zu dieser überzeugung führten. auch besafs E., was bei seiner autodidaktischen und spät begonnenen ausbildung natürlich war, nur geringe kenntnisse auf dem gebiete der litteratur. wie richtig ihn aber Goethe beurteilte, beweist E.s existenz nach dem tode des dichters. in den jahren von 1832—1854 erschien von ihm aufser den Gesprächen nur ein band 'Gedichte' (1838), der zu einem guten teile schon früher in der sammlung vom jahre 1821 gedruckte enthielt, und meist solche gelegenheitsschöpfungen die noch unter den augen Goethes entstanden waren. eine kritische tätigkeit E.s blieb so gut wie völlig aus.

Zu den unbilligkeiten im urteil rechn ich auch die äufserung H.s (s. 112): 'und auch hier wider ein dumpfes vorausahnen der zukunft, dass ihn Goethe über sein würkliches können dauernd im unklaren lassen werde'. das klingt wie ein vorwurf, dem ich ebenfalls keine berechtigung zugestehn kann. gerade dadurch dass Goethe stets bedacht war, E. für seine zwecke zu beschäftigen, bewies er genügend, dass ihm das vertrauen zu eigenen poetischen arbeiten fehlte. auch die art der dichterischen aufgaben, die er seinem jünger, wie die Gespräche beweisen, gelegentlich stellte, lässt deutlich erkennen, dass er seine poetische gabe gering anschlug. endlich pflegt man im allgemeinen einem menschen nicht unfähigkeit ins gesicht zu schleudern, am wenigsten einem den man lieb hat. worin H. also eine schuld Goethes erblickt, seh ich nur die äufserung von zartgefühl.

Mit diesen bemerkungen denk ich den geist des buches hinreichend bezeichnet zu haben und kann es mir ersparen die darstellung bis zum ende hin mit meinen einwänden zu begleiten. wichtiger scheint es mir über das wissenschaftliche problem, das E.s hauptwerk, die 'Gespräche mit Goethe', bieten, noch einiges zu sagen was H.s stellung dazu charakterisiert. dass er sich die auseinandersetzung mit Petersen für den zweiten band aufspart, deutete ich schon an. einiges wird er, wie er durchblicken

lässt, auch schon in seiner bevorstehnden neuen ausgabe der Gespräche erörtern. indessen wird bereits in dem vorliegenden buche vieles zu dem thema gehörige berührt. gelang es doch H. von mehr als dreifsig gesprächen niederschriften in E.s tagebüchern zu finden, die unmittelbar oder jedenfalls eine geringe zeit nach den unterhaltungen zu papier gebracht wurden. die frage nach der glaubwürdigkeit des E.schen werkes wird dadurch nicht wenig geklärt. da sich aber, wie ich höre, eine neue ausgabe der Petersenschen abhandlung, in der der verfasser zu den H.schen funden stellung nimmt, im drucke befindet, muss ich es mir versagen, seine ergebnisse mit den E.schen tagebuchaufzeichnungen zu vergleichen. dagegen scheint es mir angebracht, H.s allgemeine ansicht über die entstehung der Gespräche, die in der monographie an vielen stellen zum ausdruck kommt, mit einem blick zu streifen.

S. 255 bemerkt er von ihnen: 'Innere wahrheit und zusammenfassung des bedeutendsten waren das hauptziel. liefs es sich im rahmen der äufseren tatsachen erreichen, gut. wenn nicht, wurde dieser rahmen ohne bedenken durchbrochen'. s. 274 f und s. 447 f betont H., dass E. im notfalle mit den daten ganz willkürlich schaltete. s. 374 rühmt er E.s geschicklichkeit in der composition und seine bewuste absicht gleichartiges zu vereinen, um nicht gefahr zu laufen sich zu widerholen. also ganz deutlich ein verfahren das wir contamination nennen. s. 416 heifst es, dass 'E. die fetzen zahlreicher gespräche und äufserungen, bei den verschiedensten gelegenheiten durch jahre hindurch gefallen, zu abgerundeten, den gegenstand möglichst erschöpfenden gebilden zusammenzusticken bestrebt war, also bewust künstlerisch componierte'. s. 448 gibt H. zu, dass E. für vier decembergespräche des jahres 1829 wol nur kurze notizen besafs. und doch sind zwei davon ziemlich lang ausgesponnene unterredungen.

Wenn er nun selbst so viele momente zugibt, durch die die authenticität der gespräche auf alle fälle beeinträchtigt wird, kann er sich da wundern, dass Petersen es unternimmt das problem das sich daraus ergibt mit den mitteln litterarischer kritik zu behandeln? ich kann darin nur ein verdienst erblicken. der bedeutung des E.schen buches tritt man damit nicht zu nahe. seine leistung bleibt erstaunlich und einzig. als lebensvolle, im höchsten grade anschauliche schilderung der persönlichkeit des dichters und wegen des unerschöpflichen gehaltes, der ihm durch die widergabe Goethischer gedanken über unendlich weite gebiete der welt innewohnt, wird es immer seinen wert behalten. jene äufserungen der beiden concurrenten E.s, Riemers und des kanzlers vMüller, die die wahrheit seiner darstellung bezeugen, behalten ihr recht, auch wenn man an ihr einseitigkeit, unzulänglichkeiten, unrichtigkeiten und selbst willkürlichkeiten nach-

weist. besonders die worte Riemers, eines gewis scharfen und bissigen beurteilers, sind von gewicht, die worte, dass 'die Gespräche, wenn auch mit einiger kunst geordnet — dergleichen jede redaction mit sich bringt — doch, in sinn und ausdruck vollkommen wahr und zuverlässig, für authentisch gelten dürfen' (Mitteilungen über Goethe s. XI). selbst Nietzsches viel citierten satz vom besten deutschen buch mag man hinnehmen, abgesehen natürlich vom superlativ, der wie immer falsch ist, und dem womöglich noch schieferen zusatz, dass die Gespräche mehr noch als Goethes eigene schriften wider und wider gelesen zu werden verdienen. die pflicht der forschung aber muss es bleiben zu prüfen, wie kunstwerke entstehn. ich brauche H. nur auf das gespräch Goethes mit E. vom 20. februar 1831 zu verweisen, aus dem er ersehen kann, dass die frage nach dem wie die grundlage jeder wissenschaft ist. so wenig wie ich es trotz H.s ironischen worten (s. 413) für ein sacrileg halte, die zuverlässigkeit der Goethischen Tagebücher anzuzweifeln, so wenig erscheinen mir E.s Gespräche als ein tabu.

Berlin. **Otto Pniower.**

LITTERATURNOTIZEN

Innere sprachform. eine einführung in A. Martys sprachphilosophie von **O Funke** [= Prager Deutsche Studien h. 32]. Reichenberg i. B., Kraus 1924. XII u. 135 ss. 8°. geh. 4,50 m. — Wundts zweibändiges werk über die sprache hat s.z. in weiten kreisen, besonders unter den sprachforschern, aufsehen erregt. es wird kaum einen namhaften sprachforscher jener zeit geben, der es nicht mehr oder weniger genau kennen gelernt hätte. weithin sind seine gedanken bekannt geworden besonders durch Delbrücks kritik, die er in den 'Grundfragen der sprachforschung' niedergelegt hat. Delbrück hat aber auch die frage aufgeworfen, ob der sprachforscher, der bis dahin gewohnt gewesen sei, nach der Herbartschen psychologie zu arbeiten, nun bei Wundt umlernen müsse, und hat darauf geantwortet, dass sich für den praktiker mit beiden theorieen leben lasse. mit diesem urteil hat der groſse syntaktiker recht behalten. die sprachforscher haben aus Wundt zwar allerlei gelernt, sie haben sich auch oft auf ihn berufen; aber eine eigentlich tiefgreifende würkung hat Wundt auf die sprachwissenschaft nicht ausgeübt.

Während aber Wundts gedanken den sprachforschern geläufig geworden sind, haben sie sich um die sprachphilosophie eines andern, der mit weit gröſserer selbständigkeit und tiefe gearbeitet hat, ja der sein ganzes leben an eine eigene sprachphilosophie gesetzt hat, sehr wenig bekümmert: um die bedeutsamen werke Anton Martys. nun ist ihm endlich in Funke ein

herold erstanden, der in seinem buch über die innere sprachform in vorbildlicher klarheit die grundlegenden gedanken Martys den sprachforschern vorträgt und so ein gegenstück zu Delbrücks Grundfragen geschaffen hat. er zeigt, wie Marty schon von seinen jugendwerken an die bedeutung der inneren sprachform erkannt hat, der nach ihm die function zukommt, das verständnis der durch unsere worte ausgedrückten gedanken associativ zu vermitteln. während die äufsere sprachform an unserer rede alles ist was äufserlich oder sinnlich wahrnehmbar ist: das klangliche, die gebärden, in weiterem belang auch die eine sprache vermittelnde schrift, liefert die innere sprachform die mit der äufseren sprachform verbundenen begleiterscheinungen, die auf die bedeutung hinführen, sie zum teil vorbereiten, vermitteln helfen oder leichter verständlich machen können, die aber nicht die bedeutung selbst ausmachen. äufsere wie innere form sind descriptiv und genetisch zu betrachten (was kürzlich von Porzig IF XLI unrichtig widergegeben worden ist). Marty unterscheidet eine figürliche und eine constructive innere sprachform. wenn ich zb. *Gepflügtes* für *Erde* sage, so dient das wort *Gepflügtes* dazu, den begriff *Erde* beim hören ins bewustsein zu rufen. diese bedeutungsvermittlung ist die figürliche inn. sprachform. dagegen besteht die constructive innere sprachform in den als folge und begleiterscheinung der äufseren sprachform auftretenden nebenvorstellungen, die eine gewisse erwartung in bezug auf die bedeutung des ganzen erwecken, diese vorbereiten, aber mitunter auch sinnstörend für das verständnis würken können. so zb. die erwartung wenn ich beginne: *es gibt*, um dann fortzufahren *einzellige Organismen* oder *keine Zentauren*. die innere sprachform erweist sich als besonders wichtig für die entwicklung der sprache; sie ermöglicht es, mit einer relativ beschränkten zahl durch sich verständlicher oder durch ungesuchte gewohnheit verständlich gewordener zeichen eine weit gröfsere fülle von inhalten zu umspannen. scharf scheidet Marty wie zwischen innerer sprachform und bedeutung, so zwischen denken als dem primären und dem sprechen als dem secundären. die sprachform ist dem gedanken darum nicht adäquat. verschiedenheit der sprachformen in den sprachen beruht auch nicht auf denkverschiedenheiten (sondern, wie ich glaube, auf der einstellung des fühlens und wollens). Funke setzt auseinander, wie Marty die innere sprachform vom ursprung der sprache bis hinein in die grammatischen kategorieen durchgeführt hat.

Bei besprechung dieses buches ist es nicht angebracht, an der Martyschen sprachphilosophie selber im einzelnen kritik zu üben. ich möchte daher nur ganz kurz auf folgende puncte hinweisen. so bedeutsam Martys gedanken für die sprachwissenschaft sind — ich schätze sie aufserordentlich hoch ein — die sprachphilosophie hat uns Marty nicht geliefert. dazu ist er

doch wider zu einseitig eingestellt; im besonderen beton ich das fehlen der logischen betrachtungsweise gegenüber der nur psychologischen. des weiteren scheint mir seine lehre von den autosemantika und den synsemantika ebenso der genaueren nachprüfung zu bedürfen, wie das verhältnis von logischem urteil zum grammatischen satz und der entstehung mehrgliedriger sätze. als unrichtig muss ich es ohne weiteres bezeichnen, wenn die associationen nach analogie und contiguität als treibende psychische kräfte hingestellt werden, während doch erst nach den treibenden kräften für die vorgenommenen associationen zu suchen ist. ich verzichte auf weiteres, da nur eine ganz eingehnde auseinandersetzung mit Marty fruchtbar sein kann. dieser wird sich die sprachwissenschaft allerdings nicht entziehen dürfen.

Pflicht des berichterstatters aber scheint es mir zu sein, dem verfasser auszusprechen, dass er durch seine schrift die Martysche sprachphilosophie aus dem dornröschenschlaf, in den sie unverdientermaſsen bei den sprachforschern versunken war, aufgeweckt und dass er sich damit ein sehr hohes verdienst um die sprachwissenschaft erworben hat. mögen nun die sprachforscher von germanistischer seite wie von allen andern herbeiströmen und sich mit den gedanken Martys vertraut machen, damit das dauernd wertvolle aus seiner sprachphilosophie herausgeschält werden kann!

Göttingen. **Eduard Hermann.**

Einführung in die bedeutungslehre von **Hans Sperber.** Bonn u. Leipzig, Kurt Schroeder 1923. IV u. 96 ss. 8°. — Wer Sperbers ansichten über die bedeutung des affects noch nicht kennt, greife zu dem vorliegenden büchlein; er wird es nicht ohne belehrung erfahren zu haben, aus der hand legen. eine einführung in die bedeutungslehre ist die schrift allerdings nicht. dazu fehlt in erster linie die sprachphilosophische grundlage. verf. führt nur in die bedeutungsgeschichte ein. aber auch nicht so dass die bedingungen und triebkräfte für die bedeutungsveränderungen ihren platz angewiesen bekämen, sondern vielmehr so, dass der leser erfährt, wie der verf. sich die forschung des bedeutungswandels denkt, indem er neben der sehr berechtigten forderung, an hand von philologischer und culturgeschichtlicher kleinarbeit die mit dem je in frage stehnden wort begrifflich associierten wörter und damit seinen nebensinn und stimmungsgehalt festzustellen, einseitig die affectbetontheit als voraussetzung für jeden bedeutungswandel hinstellt. verf. glaubt folgendes gesetz aufstellen zu können: 'Wenn zu einer bestimmten zeit ein vorstellungscomplex so stark affectbetont ist, dass er éin wort aus den grenzen seiner ursprünglichen bedeutung hinaustreibt und es veranlasst eine neue bedeutung anzunehmen, so ist mit bestimmtheit zu erwarten, dass derselbe vorstellungscomplex auch andere ihm angehörige ausdrücke zur überschreitung

ihrer verwendungssphäre und damit zur entwicklung neuer bedeutungen treiben wird'. das ist eine übertreibung. verf. sagt selbst, dass so ausgedehnt wie er sich die untersuchung denkt, nur an ganz wenig wörtern der bedeutungswandel durchforscht worden ist; es ist also zum mindesten voreilig, jeden bedeutungswandel unter dieses sogenannte gesetz zu bringen. auch die bezeichnung 'affectbetont' für einen vorstellungscomplex der sich eines allgemeinen interesses erfreut, der actuell ist, scheint mir nicht gerade glücklich zu sein. die hauptsache aber dürfte doch wol die sein, dass wer nach dem recept des verf.s die durchforschung des bedeutungswandels betreibt, zweifellos aussicht auf guten erfolg haben wird. darum verdient die schrift von jedem sprachforscher gelesen zu werden; für seine energischen forderungen gebührt ihm entschieden dank. Sp. hält auch ausblick, in welchen andern gebieten der sprachwissenschaft dieselbe methode früchte verspricht, und glaubt da in erster linie die wortbildungslehre nennen zu müssen. ich will dem nicht widersprechen; ich möchte aber bei dieser gelegenheit wider einmal das gebiet der analogiebildung anmelden, das erforschung auf grund breitester philologischer kleinarbeit verlangt. die Paulsche proportionsformel, die in früheren jahren einmal gute dienste geleistet hat, ist in ihrer mechanischen anwendung mit zum totengräber des allgemeineren interesses an den arbeiten der sprachforscher geworden. das leben der sprache gilt es zu belauschen, wenn die sprachforschung nicht ganz aufs tote geleise geraten will. hier kann des verf.s büchlein stark mitwürken.

Göttingen. **Eduard Hermann.**

Ernst W. Selmer, Sylterfriesische studien. (Videnskapsselskapets skrifter. II. hist.-filos. kl. 1921, nr 1.) Kristiania, Dybwad in comm. 1921. XII u. 158 ss. 8°. — Eine fast unerlaubt bescheidene aufgabe hat sich der verf. gestellt: er will eine lautlehre (lautsystem und historische lautlehre) der Sylter mundart lediglich auf grund von BPMöllers wörterbuch geben. diese einschränkung ist nicht gerechtfertigt angesichts der ziemlich umfangreichen sylterfriesischen litteratur — in dem auch sonst nicht vollständigen litteraturverzeichnis fehlt Mungards wörterbuch — und macht sich besonders empfindlich geltend bei der phonetischen beschreibung der laute, der Möller nicht gewachsen war, und für die auch Saxild und Siebs, die beide mit herangezogen werden, nicht genügen. in Hamburg, wo der verf. als wissenschaftlicher hilfsarbeiter am Deutschen seminar tätig war, wäre es nicht schwer gewesen, Sylter aufzutreiben, um die lebendige aussprache zu beobachten, und aufserdem gibt es in Hamburg m.w. (irre ich nicht, sogar im Deutschen seminar) phonographenwalzen in Sylter mundart. ich bedaure die einschränkung auf das material Möllers umsomehr, als es dem verf. weder an schulung noch an kenntnissen fehlt. er bietet

eine gute, grundlegende wissenschaftliche darstellung der Sylter lautlehre, wenn sie auch aus den genannten gründen nicht abschliefsend sein kann. abschliefsend leider auch dadurch nicht, dass selbst Möllers material nicht vollständig ausgeschöpft ist. ich vermisse zb. beim germ. *þ* die wörter *daumen, donnerstag, dorf, dreschen, darm, dicht, dünn, dienen,* (strick zusammen)*drehen; vater* (mit anglofrs. *þ*), *anderer, beide, froh, heide, leiden, bruder; wild, werden; zahn, brunnen, schmied, mund.* das ist etwas reichlich. ganz ausgezeichnet ist der anhang (s. 144—155) über die zahlreichen fremd- und lehnwörter, die eingeteilt werden in einfache, bildungslehnwörter (ausdrücke) und bedeutungslehnwörter. es werden dänische, niederdeutsche, hochdeutsche und niederländische entlehnungen unterschieden, zu denen noch 4 englische hinzukommen. besonders überraschend ist die grofse zahl der dänischen entlehnungen. diese aufgedeckt zu haben, ist das bleibende verdienst der arbeit. der dänische einfluss ist, nach der zahl der wörter zu schliefsen, gröfser gewesen, als es jetzt der deutsche ist. das gilt für ganz Nordfriesland. im ausgehnden mittelalter müssen die Nordfriesen geradezu zweisprachig gewesen sein; haben sie doch, mit ausnahme der Sylter und Helgolander, sogar die erweichung der inlautenden tenues mitgemacht.

Otto Bremer.

Konrad Hentrich, Experimentalphonetische studien zum baltischen deutsch [Abhandlungen des Herder-instituts zu Riga, bd I, nr 3] Riga, Löffler 1925. 20 ss. 8⁰. — Hentrich legt hier den ersten teil seiner experimentalphonetischen untersuchungen des baltischen deutsch vor. seine absicht ist es, auf grund exacter beobachtung, wie sie die experimentalphonetik ermöglicht, einerseits in das wesen des baltischen deutsch einblick zu gewinnen, anderseits die ursachen der besonderheiten dieses östlichen zweiges der deutschen sprache aufzuhellen. die methode die er anwendet ist für die lösung der probleme durchaus zweckmäfsig und einwandfrei. kymograph und grammophon dienten dazu, das verhältnis der dauer zwischen vocal und folgendem stimmlosen verschlusslaut zahlenmäfsig genau festzustellen. aus den aufnahmen, für die ungefähr 25 versuchspersonen zu gebote standen, wurden die mittelwerte berechnet und dadurch individuelle fehlerquellen ausgeglichen. es ergab sich ua.: nach kurzem tonvocal ist der stimmlose verschlusslaut ungefähr 3 mal so lang als jener; nach langem tonvocal ist der stimmlose verschlusslaut ungefähr ebenso lang wie jener. dabei ist zu beachten dass unter sonst gleichen bedingungen *t* die gröste, *k* die geringste dauer hat, die quantität des *p* zwischen der des *t* und *k* ligt, was keineswegs in allen sprachen der fall ist. dialektischen lauteigentümlichkeiten darf also, wie H. m. r. bemerkt, der wert von 'gesetzmäfsigkeiten allgemeiner natur' nicht gegeben werden. H. zieht dann zum vergleich von

ihm selbst untersuchte niederdeutsche und lettische verhältnisse heran. da zeigt sich nun, dass die niederdeutschen verhältniszahlen zu den baltisch-deutschen durchaus nicht stimmen, dagegen die aus dem lettischen gewonnenen ziffern den baltischen sehr nahe kommen. die verhältnisse sind zb.: baltisch-deutsch: vocalkürze (a): stimml. verschlussfortis (b) = 1:2·90, vocallänge (c): stimml. verschlussfortis (b) = 1 : 0·93; niederdeutsch: a:b = 1:1·20, c:b = 1:0·75; lettisch: a:b = 1:3·04, c:b = 1:0·77. diese zahlen gelten für das isoliert gesprochene wort. im satz der fliefsenden affectlosen rede ist, wie zu erwarten und wie H. zeigt, die consonantendauer abhängig vom accent den das wort im kolon trägt. der cons. des stark accentuierten wortes ist länger als der des schwach accentuierten. auch wird die consonantendauer des isolierten worttypus durch den satzaccent gesteigert, bzw. vermindert.

Nicht neu aber doch beachtenswert sind (s. 16 f) die bemerkungen über silbe und silbengrenze. nicht zustimmen kann ich der ansicht (s. 17), dass es echte geminaten normalerweise nicht gebe. zu den darauf sich beziehenden ausführungen möcht ich hier nur auf WSteinhausers bericht über ein experimentelles verfahren zur feststellung der drucksilbengrenzen im 32 band der zs. Die Neueren Sprachen s. 239 ff hinweisen.

Erfreulich ist die bescheidene zurückhaltung des verfassers bei der beantwortung der sich aufdrängenden frage nach dem ursprung dieser baltischen consonantenlängen, die viel mehr zum lettischen als zum heutigen niederdeutschen consonantismus stimmen. seine vermutung, dass es sich da um eine angleichung an die lettische umgebung handelt, nicht aber um bewahrung alter ndd. verhältnisse, trifft wahrscheinlich das richtige. es ist bedauerlich, dass aus dem oberdeutschen sprachgebiet noch keine exacten untersuchungen vorliegen, mit denen man H.s resultate vergleichen könnte. soweit ich meinen ohren trauen darf, erscheinen mir die bairischen, insbes. südbair. consonanten beträchtlich länger als die mittel- und norddeutschen.

Der wert der Hentrichschen untersuchungen, deren fortsetzung wir erwarten, wird so recht zu tage treten, wenn erst ein reicheres vergleichsmaterial vorhanden sein wird. hoffen wir, dass seine studien dazu beitragen, dass wenigstens jede gröfsere universität über ein phonetisches laboratorium verfügt, das ungestörte forschung ermöglicht. in Wien sind bereits verheifsende anfänge (Phonogrammarchiv der Acad. d. wissenschaften und seit 1923 das laboratorium des honorarprofessors E. W. Scripture) zu verzeichnen, deren weiterer ausbau unser sehnlicher wunsch ist.

Wien. **A. Pfalz.**

Germanische Religionsgeschichte und Mythologie von **Eugen Mogk.** 2. aufl. [Sammlung Göschen nr 15].

Berlin u. Leipzig, Ver. wiss. verleger 1921. 144 ss. kl. 8°. — In der umarbeitung und der titeländerung des rühmlichst bekannten büchleins kommt zum ausdruck, wie sehr die religionsgeschichtliche betrachtungsweise seit dem erscheinen der ersten auflage auch auf dem gebiet des germanischen an bedeutung gewonnen hat. in geringerem mafse zeigt es sich in der von den göttern und dem göttercult handelnden zweiten hälfte des buches. ganz fehlte die historische betrachtung hier auch früher schon nicht — man hat sich ja längst gewöhnt bei den einzelgestalten der germanischen religion nach der vergangenheit zu fragen —, sie ist jetzt da und dort, dem kundigen leicht kenntlich, stärker zur geltung gekommen. in der hauptsache aber ist dieser teil eine darstellung der altgermanischen götter, besonders in der nordischen mythologischen dichtung geblieben.

Anders die erste hälfte des buches. hier ist nun der versuch gemacht, die ganze entwicklung der primitiven stufen der germanischen religion unter einheitlichem gesichtspunct zu betrachten: als ausfluss der vorstellung von einer in den dingen würkenden geheimnisvollen kraft, verwant mit dem Mana der Polynesier. Mogk hat hier und an anderen orten dafür die bezeichnung 'Macht' gewählt. ob das bei dem eignen gefühlswert den das wort im nhd. hat glücklich ist, mag man bezweifeln. aber ich weifs kein besseres, und vergessen wir nicht: name ist schall und rauch — in der sache wird ihm jeder zustimmen.

Möge das kleine buch auch in der neuen gestalt weite verbreitung finden und mitwürken an der ach so notwendigen zuverlässigen aufklärung auch weiterer kreise über die tatsachen unserer germanischen religion.

Marburg. **Karl Helm.**

Vom fëgfûr. a treatise on purgatory by Tschudi. edited from the original manuscript in the abbey archives of St. Gall with a grammatical commentary, notes and a glossary by **Isabel A. Knowles,** m. a. Heidelberg, Paul Brans 1925. XIV u. 254 ss. 8°. — Der bekannte historiograph Ägidius Tschudi war wie sein vater nicht nur zeitlebens ein treuer anhänger der alten kirche, er hat schon in frühen jahren litterarisch für sie gekämpft und gegen ende seines lebens, sicher nach 1560, die bisher ungedruckte kampfschrift Vom Fegfeuer geschrieben, deren titel den inhalt nicht erschöpft. wol dient ein grofser teil der schrift bis bl. 91 direct der lehre vom fegfeuer und der widerlegung der von den protestanten vertretenen einwände. dann aber erweitert sich die aufgabe, sodass die schrift schliefslich eine verteidigung der kirchlichen lehre ist, dass — entgegen der protestantischen auffassung von der alleinseligmachenden kraft des glaubens — gute werke, gottesdienst und fürbitte für die erlösung notwendig sind.

Erhalten ist die schrift nur etwa zur hälfte. die vorliegende

arbeit gibt einen genauen abdruck der handschrift: fast zu genau, wenn die seitenüberschriften jeweils auch mitten im text, ja mitten im satz mit abgedruckt werden. die einleitung von vier seiten gibt nur die allernotwendigste orientierung und verzichtet auf jedes weitere eindringen. auf den text folgt s. 230—247 eine knappe skizze von Tschudis sprache, sprachgeschichtlich keineswegs einwandfrei, selbst elementare fehler enthaltend. völlig misverstanden ist bl. 27, 26. verf. sagt dazu s. 245: '*den selben* is used for the demonstrative pronoun in: *der selben wurm*. it corresponds to the m.h.g. *ich han den selben man gesehen*'. in der quelle steht natürlich: *vermis eorum non morietur*.

Marburg. **Karl Helm.**

Elias Wessén, Minnen av forntida gudsdyrkan i Mellan-Sveriges ortnamn. (Föredrag vid Svenska filolog- och historikermötet i Helsingfors 17—19 aug. 1922). Skrifter utg. av Svenska litteratursällskapet i Finland. Studier i nordisk filologi utg. genom Hugo Pipping. 14 bd. nr 1. Helsingfors 1923. 26 ss. — Der versuch W.s, den widerspruch der ortsnamenzeugnisse gegen die annahme eines hohen alters der von Adam von Bremen für Uppsala bezeugten göttertrias Thor, Oðin und Fricco durch aufdeckung eines ursprünglicheren cultzustandes zu erklären, eint sich den bestrebungen von archäologen, mundarten- und ortsnamenforschern, eine nord-südliche grenzlinie durch die alten ackerbaulandschaften Schwedens zu ziehen. theophore ortsnamen zeigen für den osten, Östergötland, einen zipfel von Vgtl., Mälarlandschaften und hinauf bis Jämtland ältere verehrung eines götterpaares, dessen männlicher teil Ull oder Frö, dessen weiblicher Härn, Njord oder Wrind war. differenzierung der cultanlage erscheint, indem im südl. teil des gebietes sich mehrere bezirke (härad) um ein cultcentrum legen, im nördl. das heiligtum mitten im bezirk (hundare) seinen platz hat. paarige verbindung Oðins, und zwar mit Frigg, nur einmal (in Vgtl.) nachweisbar, sieht W. als zeugnis des eindringenden Oðinscults an. Thor als fruchtbarkeitsgott, auf den osten beschränkt, erscheint ihm als locale, wol spontane entwicklung. — Neckel behauptet Zeitschr. f. deutschkunde 1925 s. 92—98 gemeingermanisches alter Wodans. seine kurze darlegung berücksichtigt nicht die sehr differenzierten aussagen der ortsnamen, die H. Petersens these wesentlich stützen. man blickt mit spannung der auseinandersetzung entgegen.

Kiel. **W. H. Vogt.**

Jón Guðmundsson and his natural history of Iceland by **Halldór Hermannsson.** [Islandica vol. XV.] Ithaca, New York 1924. XXVIII u. 40 ss. + 9 tafeln. 1 doll. — Jón Guðmundsson, 1574—1658, reicht schon durch seine erweiternde abschrift der Snorra Edda, cod. Holm. chart. 38 fol., in den betrieb der nordischen philologie hinein. das vorgelegte

schriftchen ist in mancher beziehung geeignet, ihn in engere beziehungen mit ihr zu bringen. es enthält eine anzahl zeugnisse über bekanntschaft mit an. schriftwerken. seine bedeutung für uns dürfte indessen in allerhand volkskundlichen mitteilungen liegen. am interessantesten sind sie wo wir fortentwicklungen von aisl. vorstellungen annehmen dürfen, zb. s. 1, 20 ff die glücklichen heimlichen täler, vgl. Grett.-s; Skeggávaldi (Vatnsd.-s., Hallfr. s.) als einer ihrer finder, verehrt als gott, ein gebet an ihn; oder 15, 1 ff der eisbär, der aus dem fell fährt und als mann daneben ligt (*hamrammr*); 15, 27 ff ein sprichwort und ein märchen. — Der hg. macht in der einltg. auf die fremden einflüsse die sich im wissen J. G.s spiegeln aufmerksam und weist in anmerkungen auf die bekannten parallelen bes. in den 'Isl. Þjóðsögur hin. er gibt, von J. G.s autobiographie geleitet, einen lebenslauf dieses begabten, phantastischen, zaubernden, dichtenden, autodidaktisch immer wider arbeitenden, beobachtenden und schriftstellernden menschen, ein fast rührendes bild eines mit den unzureichendsten mitteln sich immer strebend bemühenden mannes aus der schlimmsten zeit Islands.

Kiel. **W. H. Vogt.**

The sister's son in the medieval german epic. a study in the survival of matriliny by **Clair Hayden Bell** (Univers. of California publ. in mod. philology vol. X 2 pp. 67 bis 182). Univ. of California press. Berkeley, California 1922. — Roland und Karl, Wolfhard und Hildebrand, Parzival und Trevrizent, Gawan und Artus, Tristan und Marke usw. usw. — das nahe verhältnis zwischen mutterbruder und neffen spielt wie überall in der mittelalterlichen, so auch in der mhd. epik bekanntlich eine auffallende rolle; und nicht nur in den alten stoffen: Albrecht von Scharfenberg zb. baut seine Schionatulanderhandlung zu einem grofsen teil auf der freundschaft des jungen helden zu seinem mutterbruder Ehkunat auf, ähnlich der Pleier die handlung seines 'Meleranz' auf der freundschaft zwischen M. und seinem oheim Artus, und beide dichter lassen den ohm die starken gefühlsbande ausdrücklich betonen, die ihn mit dem jungen verbinden (jTit. 1387. Mel. 2468). wie ist das zu verstehn? entsprach diesem verhältnis in der welt der deutschen dichtung etwa im 13 jh. noch ein grundsätzlich besonders inniges verhältnis zwischen ohm und neffen im würklichen leben, etwa in der weise dass man im mutterbruder den gegebenen ziehvater des jungen adlichen und fürstensohnes sah? oder ist es reine litterarische schablone ohne entsprechung in der gegenwartswelt jener dichter? woher stammt dann diese schablone? wieweit reicht der einfluss der keltisch-französischen tradition? wieweit das vorbild des paares Roland—Karl? arbeitete schon vor dem romanischen einfluss die deutsche dichtung nach dem gleichen muster? ist etwa Roland selber schon in fränkisch-deutscher

dichtung oder sage zu Karls neffen geworden oder erst in französischer? steht die gestalt des 'neffen' im Ruodlieb in deutscher tradition? gehörte das verhältnis Hagen—Patafrid schon dem deutschen Waltherliede an? — eine ernstliche behandlung dieser und ähnlicher litterarhistorischen fragen suchen wir in dem Bellschen buch vergeblich. die verfasserin begnügt sich damit, das reiche material an neffen und onkeln aus der altdeutschen epik von ihren anfängen bis zum beginn des 14 jh.s einigermafsen chronologisch geordnet zusammenzustellen; sie schickt ihm ein paar kurze einleitende bemerkungen über die rolle des vaters, der schwester, der mutter in der mhd. epik voraus (zb. dass nur mütter beim abschied eines sohns ohnmächtig oder tot niederfallen, niemals ein vater!) und glaubt, nach dem muster der ähnlich summarisch vorgehnden arbeiten von Potter, Gummere, Farnsworth, Aron, aus der ungesichteten masse ihres materials als einer erdrückenden fülle von beweisen den schon im untertitel ihrer arbeit angedeuteten schluss ziehen zu können: die von den Germanen aus indogermanischer urzeit ererbte oder gar aus der nichtindogerm. urtradition Mitteleuropas übernommene 'matriliny', die bestimmung der verwantschaft des kindes nach der mutter, habe unbewust im gefühl des deutschen volkes und in seiner dichtung bis tief ins 13 jh. hinein fortgelebt, und das, obgleich sie mit der verf. eigenen worten zur zeit des Tacitus bereits nicht mehr rechtsgrundsatz war, sondern 'only a matter of sentiment in the minds and customs of the people'. dass sich auf diese weise weder für die altdeutsche litteraturgeschichte noch gar für die frage nach dem germanischen avunculat und neffenrecht erkenntnisse gewinnen lassen, dürfte wol einleuchten.

F. Ranke.

Massenkunst im 16. jahrhundert von **Hans Fehr.** mit 112 abbildungen. flugblätter aus der sammlung Wickiana [= Denkmale der volkskunst hgg. von Wilhelm Fraenger bd. 1]. Berlin, Herbert Stubenrauch 1924. 121 ss., 86 tafeln 4⁰. — Johann Jakob Wick (1522—1588), ein znm protestantismus übergetretener geistlicher und chorherr in Zürich, hat alle merkwürdigkeiten seiner zeit gesammelt deren er habhaft werden konnte, und die ihm ein stab williger helfer aus ganz Mitteleuropa zusandte. 23 bände in quart und folio befinden sich heute als frucht seines sammeleifers, seiner sensationslust und seines katholikenhasses auf der Centralbibliothek in Zürich, ein kabinett der wunderbaren begebenheiten, teufelskünste und executionen. seine quellen waren flugblätter und flugschriften, briefe, bilder und mündliche berichte. während aus dieser kostbaren sammlung bisher nur vereinzelte stücke veröffentlicht waren, erneuert Fehr mit unterstützung der Fehrschen familienstiftung 112 der wertvollsten blätter nach festen gesichtspuncten. sternenglaube, wundergeburt und -gestalt, dämonenglaube, mord und

hinrichtung, himmelserscheinungen, Türkengreuel, historisches volkslied und religiöses kampflied, anpreisung und rein sachliche darstellung kommen zu ihrem recht. zu dem ernsten drang dem volk zu helfen gesellt sich bei den alten herstellern dieser flugblätter eine kecke unternehmungslust das widrige darzustellen. selten ist der versuch würklichkeitstreuer widergabe des erlebten, weitaus überwiegend das offenbar erfolgreiche streben, mit reizmitteln, übertreibungen und unmöglichkeiten geschäfte zu machen. denn das volk liebte im 16 jahrhundert mehr noch als zu andern zeiten das grausig dramatische, es war in seiner aufgeregten phantastik voll sehnsucht nach bildern und verlangte nach dem lebhaftesten ausdruck alles erlebens. weil das jahrhundert nach erfindung des buchdrucks, das zugleich den holzschnitt zur breitesten entfaltung brachte, diesem verlangen rechnung trug, ist es zur blütezeit unserer volkstümlichen kunst geworden. es kommt auf seine rechnung zumal im rechtsleben, dem auch des verfassers hauptinteresse gilt.

Freiburg i. B. **Alfred Götze.**

Konrad Burdach, Die nationale aneignung der Bibel und die anfänge der germanischen philologie. aus der Festschrift für Eugen Mogk. Halle, Niemeyer 1924. VII u. 131 ss. 8⁰. 6 m. — Eine schrift von ernster arbeit, welche im dienst bedeutsamer bestrebungen schritt für schritt wertvollen geistigen besitz erobert. wie die gotische bibelübersetzung den Germanen allen zum vorbild wurde, auf das sie sich bei der nationalen aneignung der Bibel berufen konnten, wie sie ihnen das bewustsein ihrer gemeinsamen abstammung erweckte, und wie in der beschäftigung mit ihr die anfänge der germanischen philologie heranwuchsen, das steht im mittelpunct der schrift, welche aus der fülle reichen wissens und umfassender quellenstudien schöpft.

Der kenner von renaissance und reformation geht aus von der gemeinsamen wurzel beider bewegungen, dem streben nach erneuerung aus den geistigen kräften des ursprungs. er schildert, wie der drang zum urquell der Bibel zuerst hervortrat und sich immer mehr ausbreitete. er zeichnet uns das 14 jh. als das jh. der laienbibel mit den auf das gotteswort gerichteten bewegungen in England, den Niederlanden und Nordfrankreich und in Böhmen, wo sich um die wende des 14 jh.s die verschiedenen strömungen verbinden und zusammentreffen mit dem aufsteigenden frühhumanismus. das zusammenwürken und der geheime einklang zwischen humanismus und reformation enthüllt sich immer wider, trotz gegensätzlicher naturen auch bei Luther und Erasmus. B. führt aus, wie auch die nationale selbstbesinnung der italienischen renaissance bei den nachbarvölkern die gleiche haltung des patriotischen rückblicks hervorrief, und auch hierin der humanismus mit der reformation zusammenwürkte, die zur forderung

einer nationalen bibelsprache, eines nationalen gottesdienstes, einer nationalen kirche gelangt war. die alten volkssprachlichen bearbeitungen der bibel wurden hierdurch bedeutsam, insbesondere die übersetzung Ulfilas, die zum ersten male 1398 Gerhard Groote für sich ins feld führt. während das interesse für die Goten und ihre bibelübersetzung wuchs, und man begierig die nachrichten über die noch lebenden Krimgoten aufnahm, wurde endlich die gotische Bibel aufgefunden. so wurden die ansätze germanischer altertums- und sprachwissenschaft immer weiter ausgebaut, nach dem heimfall des Codex argenteus an die grofse protestantische schutzmacht und Schwedens deutschen gebietserwerbungen in engen beziehungen der deutschen und schwedischen gelehrten. in diesen studien, denen sich Conring auf rechtsgeschichtlichem gebiet anschliefst, gelang es schliefslich den barbarenbegriff der renaissance zu überwinden und das wort 'gotisch' aus einem schimpfwort in einen ehrennamen zu verwandeln. das sind, kurz angedeutet, die wichtigsten gedanken welche die inhaltreiche schrift verfolgt. niemand wird sie ohne belehrung lesen.

Göttingen. **Ludwig Wolff.**

Die sprache Zesens in der Adriatischen Rosemund I von **Birger Säterstrand.** Greifswald 1923. 292 ss. 8⁰. — In mancher hinsicht entspricht das vorliegende buch, das einer anregung von Gust. Ehrismann seine entstehung verdankt, der auch sonst den verf. und seine arbeit vielfach gefördert hat (s. 274), nicht unsern gewohnheiten: die widmung steht auf der letzten seite; statt des vorworts erhalten wir s. 274—77 ein (überschriftloses) nachwort, in dem der vf. mit liebenswürdiger gesprächigkeit auch über allerlei persönliches plaudert das wir in büchern dieser art nicht zu finden erwarten. aus der beifügung von thesen (auch deren inhalt wird viele deutsche leser erstaunlich dünken) ist wol auf eine doctorarbeit zu schliefsen, doch ist das auf dem titelblatt nicht angegeben. ein inhaltsverzeichnis fehlt ganz, was für den leser bei der zt. ungewöhnlichen anordnung recht hinderlich ist. — Das buch zerfällt in 2 sehr ungleiche teile: 'Satzbau' (s. 3—248) und 'Wortbau' (s. 249—272); dieser 2. teil enthält aber nur lautlehre. im nachwort berichtet der vf., dass er hier nur bruchstücke seines werkes vorlegte, dessen vollendung er sich vorbehält; der vorläufige abschluss ist durch zeitmangel erzwungen worden. im 1. teil sind die abschnitte 'Prädikat' und 'Satzgruppe' unvollendet geblieben, im 2. 'Flexion', 'Wortbildung' und 'Wortschatz' noch nicht begonnen. 'was in fertigem zustand vorligt ist scheinbar das werk von einem jahre. in würklichkeit steckt dahinter ein unablässiges 22jähriges achtgeben auf und nachdenken über den modernen deutschen sprachgebrauch' (s. 274). — Der 'Satzbau' gliedert sich in 'Einzelsatz' und 'Satzgruppe'; der 'Einzelsatz' enthält

6 abschnitte: 1. 'Object' (eine rectionslehre des verbs und des adjectivs (!)), 2. 'Attribut', 3. 'Prädicativ', 4. 'Adverbial', 5. 'Prädicat', 6. 'Wortstellung'. die 'Satzgruppe' bietet: 1. eine übersicht mit satzbildern, 2. 'Parataxe', 3. 'Satzfolge'.

Die von fleifs und sorgfalt zeugende abhandlung bringt eine gediegene, auf genauer beobachtung fufsende darstellung der Zesenschen sprache und geht in der hauptsache auf eine feststellung ihrer abweichungen vom heutigen sprachgebrauch aus. besonders dankenswert sind die jedem abschnitt folgenden zusammenfassungen der ergebnisse. — Von einzelheiten bemerke ich nur, dass s. 48—51 in die wortlehre gehören und dass die bezeichnung der nominalformen des verbs als 'hauptverb' höchst unglücklich ist und zu misverständnissen führen muss: so sieht auch der vf. fälschlich in jenem statt im finiten verb den kern der prädicatsgruppe.

Freiburg i. Br. **John Ries.**

Wilhelm Levison, Konstantinische schenkung und Silvester-legende [estr. della Miscellanea Fr. Ehrle II, Roma, Biblioteca Vaticana 1924]. Roma 1924. 91 ss. 8°. — Nach einer kurzen erörterung des 'Constitutum Constantini', dessen fälschung im dritten viertel des 8 jh.s neu gesichert wird (s. 1—9), wendet sich L. den 'Actus Silvestri' zu, die zu den einflussreichsten heiligenleben des ausgehnden altertums gehören: allein von den latein. texten sind ihm weit über 300 handschriften bekannt geworden! zwei fassungen sind 'früh zusammengearbeitet und später immer wider von den abschreibern verglichen und vermischt worden'. durch dies dickicht bahnt uns L. 'einen vorläufigen pfad', und zu meiner freude seh ich, dass mein Marburger schüler GProchnow (diss. 1901, ohne den anhang auch Zs. f. d. phil. 33, 145—212) 'trotz fehlgehens im einzelnen' s.z. in der hauptsache recht gesehen hat, obwol wir damals nur über einen zufälligen ausschnitt des gewaltigen materials verfügten das L. überblickt und mit der gelehrsamkeit und akribie sichtet, die wir an diesem gelehrten gewohnt sind. der verf. der 'Actus Silvestri A' (quelle der Kaiserchronik) hat in der 2. hälfte des 5 jh.s geschrieben; nicht viel jünger ist die fassung B, in der die reihenfolge der ereignisse geändert (das drachenwunder vor krankheit und taufe Constantins gestellt) ist und die heidnischen schiedsrichter Craton und Zenophilos fehlen (Konrad von Würzburg): schon im 6 jh. gelangt sie in den Orient; sie ligt ihrerseits in zwei versionen vor. spätestens im 9 jh. sind die beiden fassungen A und B in vollem umfang zu einer neuen 'Vita Silvestri C' verschmolzen worden: auf ihr beruht auch die Legenda aurea des Jacobus a Varagine (und damit unser Passional). 'die weitere textgeschichte der lateinischen Silvesteracten erschöpft sich in immer neuen mischungen der drei fassungen.' 'die vitae Silvestri des ostens [5 griechische und 2 syrische] gehn alle auf

lateinische texte zurück', und 'die entwicklung der legende geht dort ganz von der fassung B 1 aus'. — dem fälscher des Constitutum, zu dem L.s untersuchung am schluss zurückkehrt, haben exemplare beider fassungen (A 1 und B 1) vorgelegen. **E. S.**

Die Tegernseer briefsammlung (Froumund) herausg. von **Karl Strecker** [= Mon. Germ. hist. Epistolae selectae tom. III: Codex epistolarum Tegernseensium] m. 1 tafel. Berlin, Weidmann 1925. XXX u. 170 ss. 8⁰. — Mit dem wesentlichen inhalt des Tegernseer codex 1412 (clm. 19412) ist die wissenschaft schon durch Mabillon, Meichelbeck und BPez bekannt gemacht worden, und in neuerer zeit haben ihn Seiler, Schepss und Kempf uns wider nahe gebracht: aber der interessante stoff war dadurch zerstückelt und zerstreut worden, und wir danken es Strecker aufrichtig, dass er uns jetzt den gesamtbestand der compilation Froumunds in sauberer, wolcommentierter edition vorlegt: zunächst den grundstock I, die eigenen gedichte Froumunds und seine briefe, dazu allerhand stücke die für ihn und sein kloster von bedeutung sind; dann II: eine wahrscheinlich von seinem freund und schüler Ellinger zusammengestellte nachlese, die nichts eigenes von Froumund, wol aber einige briefe an ihn enthält, und III: eine art formularius, mit dem wir uns noch weiter von dem autor entfernen. was sich sonst noch nachweisen lässt von handschriften Froumunds ist in der einleitung verzeichnet und für seine lebensgeschichte wie für die ergänzung seiner litterarischen production ausgebeutet. in der ausgabe selbst sind briefe und gedichte im bunten gemisch der überlieferung abgedruckt, jene mit arabischen, diese mit römischen zahlen fortlaufend numeriert. so ist eine der wichtigsten quellen für die culturgeschichte des 10 und 11 jh.s in der bequemsten weise zugänglich gemacht. — Ein merkwürdiges versehen ist bei dem gedicht XXV (s. 70) passiert, das, wie Str. richtig bemerkt, die widmung eines psalteriums an 'eine vornehme dame' begleitet: dass aber der name dieser dame in v. 2 enthalten ist, hat er nicht erkannt, sondern diese Heilvvih im namenregister s. 152b als 'mönch von Tegernsee' verzeichnet!

E. S.

Agathe Lasch, Aus alten niederdeutschen stadtbüchern. ein mittelniederdeutsches lesebuch [= Hamburger Texte und Untersuchungen zur niederdeutschen philologie I 2]. Dortmund, Ruhfus 1925. IX u. 165 ss. 8⁰. — In früheren jahren, solange bis das anmutige büchlein völlig vergriffen war, hab ich für meine übungen in regelmäfsiger widerkehr LHänselmanns 'Mittelniederdeutsche beispiele' benutzt, die, durchweg den amts- und geschäftsbüchern des mittelalterlichen Braunschweig entnommen, zwar das culturgeschichtliche moment bevorzugten, aber immerhin die möglichkeit boten, die entwickelung der niederdeutschen geschäftssprache an einem bedeutungsvollen cen-

trum bis zu ihrem verfall zu verfolgen. die vorliegende auslese schöpft aus quellen der gleichen zeit und art, aber weit ausgreifend und unter ganz anderem gesichtspunct. aus einem guten dutzend niedersächsischer städte, von Groningen bis Danzig, werden stadtbuch-ausschnitte geboten: in erster linie als die zuverlässigsten proben der ortstümlichen schriftsprache aus der zeit von ca 1300 bis 1520, aber doch so ausgewählt, dass sie zugleich für rechts- und verfassungsgeschichte, rechtsübung und verwaltungspraxis von interesse sind. so dürften unsere collegen vom deutschen recht der verfasserin ebenso dankbar sein wie wir philologen, auch wenn für uns der inhalt nicht entfernt so amüsant ist wie bei Hänselmann. dass Agathe Lasch, wo immer sie zugreift, exacte nnd zuverlässige arbeit leistet, ist kaum noch nötig ausdrücklich zu betonen: auch hier wider tritt das überall zu tage; und zugleich zeigt sich durchweg das bestreben, so wenig raum wie möglich zu brauchen, so in der einleitung und im wortverzeichnis; was aber s. 107—158 unter dem bescheidenen titel 'Anmerkungen' geboten wird, ist vielfach das reife und, wo nicht vollreife, mit entsprechender zurückhaltung gebotene, ergebnis einer langjährigen beschäftigung mit den mittelniederdeutschen dialekten, die sie durchweg an den ersten quellen, den originalhandschriften studiert hat. war schon ihre 'Mittelniederdeutsche grammatik' sehr viel mehr als eine zusammenfassung unseres damaligen wissens, so sehen wir jetzt überall, wie weit sie über ihren standpunct von 1914 hinausgewachsen ist, und möchten ihr von herzen wünschen, dass sie recht bald in die lage komme uns das buch in einer neuen auflage vorzulegen. E. S.

John Brinkmans Plattdeutsche werke herausgegeben von der arbeitsgruppe der Plattdeutschen gilde zu Rostock. 1. band: John Brinkman, Vagel Grip. Een Dönkenbok. Wolgast, P. Christiansen 1924. 238 ss. — Mit diesem bande wird die langersehnte gesamtausgabe der plattdeutschen werke des dichters eingeleitet, dem bisher philologische arbeit weit weniger als seinen genossen auf dem niederdeutschen Parnass Klaus Groth und Fritz Reuter zugewendet worden ist, und die deshalb der freudigsten begrüſsung sicher sein darf. als 'herausgeber' zeichnet s. 53 **H. Teuchert,** die 'litterarische bearbeitung' (s. 2) ist **W. Rust** zugefallen, der s. 3—35 'John Brinkmans leben und wirken' eingehend und liebevoll behandelt — aber freilich mit auffälliger überschätzung seiner hochdeutschen gedichte: die in die biographie eingestreuten proben liefern den beweis, dass John Brinkman eben nur in seiner heimatsmundart ein dichter von kraft und eigenart war, die s. 39—44 abgedruckte ballade 'König Rolf' aber ist ein geradezu abschreckendes beispiel der bänkelsängerischen entartung, welcher diese dichtgattung im gefolge Uhlands und Schwabs anheimgefallen ist, und kann nur eben als folie dienen für die erquickende lectüre des Vagel

Grip. dieser selbst ist nach der ausgabe von 1859, aber in der 'neuen rechtschreibung' gegeben, unter sorgfältiger ausmerzung der nicht wenigen druckfehler und einzelner misglückter schreibungen. das s.z. von Br. beigegebene wortverzeichnis ist für die von Teuchert sorgfältig geprüften anmerkungen unter dem text verwertet, die nirgends überflüssig und niemals aufdringlich sind. dem texte des 'Vagel Grip' ist dann noch eine nachlese von etwa 20 stücken, z.gr.tl aus dem nachlass angefügt. den schluss bilden 'Anmerkungen', welche den anlass, die quellen und die textgeschichte einzelner gedichte erläutern. — Es ist viel sorgfalt und liebe auf diesen ersten band verwendet worden, und der beifall den er gewis finden wird, möge die weiteren bände rasch hervorlocken. E. S.

W. Koch, Die geschichte der binnenfischerei von Mitteleuropa mit 7 tafeln. Stuttgart, Schweizerbart 1925. 52 + 4 ss. gr. 8. — Das heft ist ein sa. aus bd IV des Handbuchs der binnenfischerei Mitteleuropas, und der verf. erweist sich durch historisches wissen und eine umfassende kenntnis gedruckter wie ungedruckter litteratur aufs beste gerüstet. ja die bibliographischen angaben ersticken geradezu die geschichtliche darstellung und lassen die auch den germanisten angehnden tatsachen nicht genügend zur geltung kommen. ein sehr reichhaltiges namen-, orts- und sachregister verhilft freilich dazu gesuchtes aufzufinden, aber wir würden doch über die methoden und die geräte des fischfangs gern etwas näheres erfahren, wie es etwa GLandau in seiner noch immer lesenswerten Geschichte der fischerei in beiden Hessen (Kassel 1865) bietet. dass sich hier über die fischerei der klöster und sonstigen grofsen gutswirtschaften manches aus dem römischen altertum vererbt hat, wie auch *sege* und *bêre* (aus lat. *sagena* und *pera*) direct bezeugen, hat uns der kundige verfasser schon früher gelehrt (s. oben s. 144). die darstellung beginnt mit der steinzeit und schliefst mit der gegenwart. begreiflicherweise aber interessieren den vf. fischzucht und fischereiwirtschaft am stärksten. für die frühgeschichte hätten wol auch die ortsnamen herangezogen werden können: ich erinnere an *Vacha* und *Kleinvach* an der Werra, *Vaake* an der Weser, *Vach* an der Rednitz, *Fachingen* an der Lahn usw. dass der lachs, der in historischer zeit nicht oberhalb Giefsen nachweisbar ist (Landau s. 91), früher weit höher in der Lahn hinaufstieg, beweist der name des städtcheus *Laasphe* (< *Lahsaffa*). E. S.

MISCELLEN.

Eine ags. erinnerung an Hamþismal? An die scene der Hamþismál, wo die beiden Gudrunsöhne ausziehen, den mord der schwester an Ermanrich zu rächen, und ihnen unterwegs ihr halbbruder Erp sich anbietet ihnen beizustehn: 'wie ein fufs dem andern', sie dies aber spottend zurückweisen und im streite ihn töten, zu ihrem späteren schweren bedauern, da mit des bruders hülfe Ermanrich vollends getötet sein würde, — erinnert ein vorgang der englischen geschichte, den Ingulf u.aa. berichten (Lappenberg Gesch. von England I 516). Godwine, majordomus des Eadward, sitzt am osterfeste 1053 mit dem könig zu tisch, wo er auch sein ende finden sollte. einer der schenken stolpert mit einem fufse, richtet aber mit dem anderen sich rasch wider auf: 'so hilft ein bruder dem andern' ruft Godwine. 'ja' erwiderte der könig, 'und lebte Älfred [sein auf Godwines anstiften getöteter bruder] noch, so könnte er mir so helfen'. es sieht ganz so aus, als würde mit den bezeichnenden wendungen auf die sagenhafte scene bezug genommen, was zur zeit des sich wider belebenden volksgesanges recht wol möglich war. die sonstigen wendungen: 'wie die hand der hand' der Vǫlss. und schon der eddischen antwortstrophe, oder 'wie die hand dem fufse' der Sn. Edda, was Jiriczek Deutsche heldens. I 110. 229 für ursprünglich hält, obwol die hindeutung auf das brüderliche verhältnis damit aufgehoben wird, kehren nicht wider. die 'bewahrheitungsscene' des stolperns der prosaberichte hatte in dem liede keinen platz, da die ausziehenden brüder hier, wie es sich gehört, zu pferde sitzen. R. Henning.

Ein brief J. Grimms an John Edward Taylor. *Aus dem nachlass Karl Hillebrands, der in spätern jahren der gatte einer hinterlassenen tochter Edgar Taylors wurde (vgl. OHartwig im Centralbl. f. bibliothekswesen* 15, 1 *ff) besitzt fräulein Meta Sattler den unten mitgeteilten brief Jacob Grimms, den leider ein pietätloser vorbesitzer in stücke zerrissen hat, wobei mit dem untersten teil des zweiten blattes zwei zeilen der nachschrift verloren giengen, die hier bis zum schluss von s. 4 reichte und dann am aufsenrand abgeschlossen ist. auch vom adressumschlag ist nur ein fetzen erhalten: gerade* John Edw. T *ist noch erkennbar.*

John Edward Taylor (den der Dictionary of National Biography übergeht) ist nicht identisch mit dem gleichnamigen begründer des 'Manchester Guardian' und nennt sich selbst im vorwort zum Fairy Ring einen 'kinsman' des † Edgar Taylor, dem man eine vollständige übersetzung der KHM. verdankt: 'German Popular Stories', London 1824—26. der katalog der druckschriften des Britischen Museums nennt ihn 'printer, of Little Queen Street, London' und verzeichnet unter seinem namen aus den jahren 1840 bis 1855 eine anzahl bücher: grofsenteils übersetzungen aus dem

deutschen und italienischen. seine beziehungen zu den brüdern Grimm dürften sich auf das beschränken was in dem nachfolgenden schreiben zu tage tritt. E. S.

Geehrter herr,

ich bin durch Ihre gütige zuschrift vom 7 jan. zugleich erfreut und beschämt worden. schon zu weihnachten 1845 beschenkten Sie uns mit Ihrem fairy ring[1], wir drückten aber unsern dank nicht aus, weil uns Ihre adresse nicht gegeben war. das buch selbst lasen wir mit grofsem behagen und die deutschen texte, schien es uns, hatten unter Ihrer geschickten hand ein stattliches, reinlicheres aussehn gewonnen.

Jetzt, ohne unser stillschweigen zu vergelten, übersenden Sie eine neue, noch werthvollere gabe, die zugleich beweist mit welcher warmen aufmerksamkeit Sie die märchenpoesie zu betrachten und zu erläutern fortfahren. Ihre übersetzung des Pentamerone[2] erscheint mir ungleich gewandter und glücklicher als die liebrechtische[3], welcher man zwar fleifs und treue nachrühmen, aber doch etwas steifes und unbeholfnes zur last legen kann. wie viel lebendiger haben Sie z.b. den schluss übertragen, aber durchgängig finde ich dafs Sie einen geschmack bewähren, der dem verdeutscher | nicht selten abgieng. Ich zweifle also nicht, dafs Ihr werk in England gröfseren beifall finden wird, als auf den Liebrechts arbeit in Deutschland rechnen kann.

Sehr lieb war mir durch Ihren brief angenehme nachricht über unsern gemeinschaftlichen freund Kemble zu vernehmen. ich habe die beste erwartung von seinem werk[4] und wünsche dafs er durch den sicher nicht ausbleibenden erfolg zu andern leistungen angetrieben werden wird.

Meine neusten arbeiten haben mich einigermafsen von den mythen und fabeln abgezogen. ich lasse eine geschichte der deutschen sprache drucken, die in zwei bänden nächstens erscheinen soll. aber freilich werden sich die meisten leser aus dem blofsen titel sehr verschiedenartige vorstellungen von dem werke bilden und ich gestehe selbst, dafs es auch noch unter | ganz andern gesichtspuncten hätte gefafst werden können. unsere vaterländischen stoffe sind noch so reich, dafs sie diese manigfaltigkeit hervorrufen, und was der eine versuch bei seite läfst bleibt dem nächsten aufgehoben.

Auch mich hat lange nichts so sehr betrübt als der frühe tod des tüchtigen und kraftvollen Cleasby[5]; noch den herbst

[1] *The Fairy Ring: a new collection of popular tales, transl. from the german of J. and W. G. by J. E. T., with illustrations by R. Doyle. London, Murray* 1846. VI *u.* 376 *ss.* [2] *Basile, The Pentamerone transl. by J. E. T. London* 1848. [3] *Breslau* 1846 (*2 teile*): *mit e. vorrede von J. Grimm* [4] *History of the Saxons in England, 2 voll., London* 1848; *vgl. jetzt Gürtler-Leitzmann* s. 76—102. [5] *Richard Cleasby* (*geb* 30 *nov.* 1797) *starb am* 6 *oct.* 1847 *in Kopenhagen*; *vgl. seine biographie von G W Dasent in der einleitung zu dem* (*Ox-*

sandte er mir probebogen vom druck seines werks. es ist ein hartes geschick, dafs er die bekanntmachung seiner treflichen, 10—20 jahre mit sich umgetragnen arbeit nicht erleben sollte; noch schwerer und unerträglicher, wenn die welt um sie gebracht würde. In wessen hände seine papiere gekommen sind, weifs ich nicht, da bei der jetzt waltenden stimmung zwischen Deutschen und Dänen mein dänischer briefwechsel fast abgebrochen worden ist. |

Mein bruder bestellt die herzlichsten grüfse, ich bin mit freundschaftlicher hochachtung

Ihr

ergebenster

Jacob Grimm

Berlin 15 febr 1848.

Darf ich bitten die einlage an Kemble weiter gehn zu lassen, ich hoffe dafs ich ihr die rechte aufschrift gegeben habe.

Noch eine bitte, ich weifs nicht ob Sie sie ausrichten können. seit einem jahr sendet mir ein unbekannter die nummern der zeitschrift Athenaeum mit der post zu. das ist eine grofse gefälligkeit, wofür ich dankbar bin, es geschieht wegen der viel anziehendes enthaltenden Folklore überschriebnen artikel. allein es kommt mich theuer zu stehn, weil unsere posten die zeitungen anders behandeln als die engl. post, habe ich für jedes blatt 5 groschen porto zu erlegen, ich wünsche also dafs diese art der zusendung eingestellt würde, durch buchhandel würde ich alles wolfeil wenn auch später [bekommen]. im bureau James Holmes Tooks Court [Chancery Lane[1] wird man] wol erfahren können wer [der unbekannte absender ist. zugleich möchte ich gern auch seinen] | namen selbst erfahren, um ihm danken zu können.

ENTGEGNUNG.

In s. besprechung meiner sammlung 'Bauern und Helden' im Anz. oben s. 62 wirft FLoewenthal mir vor, ich hätte den text mit rücksichtsloser freiheit behandelt, und führt als beleg dafür an, ich hätte in cap. 6 der Viga-Glumssaga 'hinzugesetzt': 'und war niemals vergnügt'. dies ist jedoch kein zusatz von mir, sondern die widergabe der stelle *ok gerði sér aldrei glatt*, die sich in Thorlákssons ausgabe (Isl. forns. I, s. 16) unter den laa. findet. ebenso ist es weder ungenauigkeit noch mangel an kritik gewesen, was mich veranlasst hat den mordanschlag Skutas (cap. 16) fortzulassen, dagegen die Scheunenkalb-episode mit aufzunehmen. dass auch diese als einschub angesehen wird,

ford 1874) *von Gudbrand Vigfusson 'enlarged and completed' herausgebrachten Icelandic-english Ditionary p.* LXI—CIV. [1] *die druckofficin des Athenaeums.*



war mir wol bekannt (vgl. Cederschiöld Kalfdrapet och vänpröfningen, Lund 1890); doch scheint mir die sache keineswegs so einfach zu liegen wie L. annimmt. jedenfalls lässt sich nicht leugnen, dass die Ingolfepisode sich vorzüglich in den gang der handlung einfügt und zu Glums charakteristik einen wertvollen zug beisteuert, während die Skuta-geschichte ganz aus dem rahmen der saga herausfällt; und ich war mindestens berechtigt, dem künstlerischen vor dem textkritischen gesichtspunct den vorzug zu geben. sorgfalt und die schuldige ehrfurcht vor dem text glaube ich nirgends aufser acht gelassen zu haben. die geringen freiheiten die ich mir (im I bde) bei der übersetzung genommen habe, sind in keinem falle sinnwidrig und im ganzen so unerheblich, dass sie L.s absprechendes urteil gewis nicht rechtfertigen. über stilgefühl will ich mit ihm nicht streiten, muss aber 'adäquate' widergaben wie 'rauhbär' uä. ablehnen. dass der einzige würkliche fehler dessen ich mich schuldig bekennen muss (II 92), nur auf einem versehen beruht, hätte auch L. daraus ersehen können, dass derselbe ausdruck (*einn góðan veðrdag*) an andern stellen (zb. gleich auf s. 113 desselben bandes) von mir richtig übersetzt ist. — Wenn L. allerdings meiner sammlung blofs wegen des vorhandenseins von 'Thule' die daseinsberechtigung abspricht, so verkennt er die eigenart und den besonderen zweck meiner sammlung völlig. ich glaube nicht, dass in Deutschland bereits soviel für die sagas getan ist, dass man eine sammlung, die einigen der künstlerisch wertvollsten geschichten durch handliche einzelausgaben den zugang zu einem gröfseren leserkreis und besonders zu unsern höheren schulen erleichtern möchte, von vornherein als überflüssig bezeichnen darf.

Bergen a. R. **W. Baetke.**

ANTWORT.

Auf Baetkes empörten einspruch hin überlass ich mit gutem gewissen berufenen die entscheidung darüber, ob meine ablehnende besprechung seiner übersetzungen berechtigt war oder nicht. in der sache selbst seh ich keine veranlassung, von meinem urteil auch nur ein wort zurückzunehmen. wenn B. aufserdem sich nur zu éinem würklichen fehler bekennt und meine kritik als ungerecht und kränkend empfindet, so halt ich meinerseits eine weitere aussprache für überflüssig.

Kiel. **Fritz Loewenthal.**

PERSONALNOTIZEN.

Die vergleichende sprachforschung verlor durch den tod: am 19. august Wilhelm Streitberg in Leipzig (61 jährig) und am 1. october Gustav Herbig in München (57 jährig), von denen der erstere einen grofsen teil seiner fruchtbaren arbeit der gotischen grammatik und dem Ulfila gewidmet hat.

Am 7. october endete ein unglücksfall im 75 jahre das leben Felix Liebermanns, der für die Monumenta Germaniae die englischen geschichtschreiber des mittelalters bearbeitet hat und durch seine gesamtausgabe der gesetze der Angelsachsen und ihre mustergültige commentierung nach wort und sache, wie durch zahlreiche kleinere arbeiten und kritiken, der germanischen philologie nahestand.

Am 15. september verschied in Jena der anglist prof. Richard Jordan, 48 jahr alt.

Der ao. professor dr Alfred Götze von Freiburg i. Br. wurde an Behaghels stelle als ordinarius nach Giefsen berufen. an die stelle des emeritierten prof. Richard Weifsenfels wurde prof. Rudolf Unger von Breslau nach Göttingen versetzt.

Der privatdocent dr Walter Porzig in Leipzig ist einem ruf als ord. professor der vergleichenden sprachwissenschaft nach Bern gefolgt.

In der englischen philologie haben sich folgende personalveränderungen vollzogen: die mit erreichung der altersgrenze zurücktretenden ordinarien Arnold Schröer in Köln und Ferdinand Holthausen in Kiel wurden jener durch prof. Friedrich Brie von Freiburg i. Br., dieser durch den bisherigen prof. eo. Karl Wildhagen von Leipzig ersetzt; der privatdocent dr Theo Spira in Giefsen wurde als ordinarius nach Königsberg, der privatdocent dr Hermann Flasdieck als extraordinarius nach Jena berufen.

Der privatdocent dr J. van Dam in Amsterdam wurde zum lector der deutschen sprach- und litteraturgeschichte an der dortigen universität ernannt.

EINGEGANGENE LITTERATUR.

Wir verzeichnen an dieser stelle (wo möglich mit preisangabe) alle der redaction (resp. der Weidmannschen buchhandlung für uns) zugesandten schriften, mit ausnahme derjenigen welche verlegern oder autoren inzwischen zurückgegeben worden sind. eine besprechung zu liefern oder andernfalls das buch zurückzusenden verpflichten wir uns nur in dem falle wo wir das recensionsexemplar angefordert haben.

Vom 1 juli bis 15 november 1925 sind eingegangen:

H. Ammann, Die menschliche rede. sprachphilosophische untersuchungen I. Lahr, Schauenburg 1925. 5 u. 134 ss. 8°.

J. Bayer, Die ältere steinzeit in den Sudetenländern. Reichenberg, Anstalt f. sudetendeutsche heimatforschg 1925. 104 ss. 8°.

N. A. Bees, Der französisch-mittelgriechische ritterroman 'Imberios und Margarona' u. die gründungssage d. Daphniklosters bei Athen. Berlin-Wilmersdorf, verl. d. Byzantin.-Neugriech. Jahrbücher 1925. 108 ss. 8°.

A. Bömer, Epistolae obscurorum virorum, bd I einführung, bd II text. Heidelberg, Weifsbach 1925. 165 u. 192 ss. 8°.

C. Borchling, Das Landrecht des Sachsenspiegels nach der Bremer handschrift von 1342 herausgegeben. [Hamburgische Texte und Untersuchungen I 1]. Dortmund, Ruhfus 1925. XXIX u. 94 ss.

K. Burdach, Vorspiel, I bd, 1 tl: Mittelalter; 2 tl: Reformation u. Renaissance. Halle, Niemeyer 1925

C. Diculescu, Die Gepiden. forschungen z. geschichte Daziens im frühen mittelalter u. z. vorgeschichte d. rumänischen volkes I. Leipzig, Kabitzsch in comm. 1922.

Epistolae Karolini aevi tom. IV p. II fasc. 2 [Mon. Germ. hist. Epist. tom. VI]. Berlin, Weidmann 1925. 4°. s. 691—811. mit diesem heft bringt **E. Perels** den band zum abschluss, den **E. Dümmler** (p. I: 1902) begonnen und von dessen fortsetzung er selbst bereits p. II fasc. 1 (1912) herausgebracht hatte. seine zusammensetzung erscheint jetzt dem hrsg. wenig glücklich. für die geschichte der litterarischen interessen im zeitalter Otfrids (dessen schreiben an eb. Liutbert s. 166 f aufgenommen ist) sind die briefe des Lupus vFerrières (s. 1—126) auch für uns belehrend, während die briefe der päpste Nicolaus I und Hadrian II begreiflicherweise von ganz anders geartetem werte sind. die register, insbesondere das wort- und sachregister, sind überaus sorgfältig und sauber gearbeitet.

Festgabe für Gustav Ehrismann: Vom werden des deutschen geistes, hrsg. von P. Merker und W. Stammler. Berlin, W. de Gruyter 1925. 260 ss. 8°.

W. French, Mediaeval civilization as illustrated by the Fastnachtsspiele of Hans Sachs [Hesperia nr 15]. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht 1925. 88 ss. 8°. 3,60 m.

Germanistische Forschungen. festschrift anlässlich d. 60 semestrigen stiftungsfestes des Wiener akademischen Germanistenvereins. Wien, Österreich. bundesverlag f. unterricht, wissenschaft u. kunst 1925. 256 ss. 8°. — 13 sch.

H. Goldschmidt, Das deutsche künstlerdrama von Goethe bis R. Wagner. Weimar, Al. Duncker 1925. X u. 161 ss. 8°.

K. Gunz, Lehrbuch d. geschichte. 2. teil: Mittelalter. Wien, Deuticke 1925. VI u. 302 ss. 8°.

H. Hecht, Briefe aus G. Chr. Lichtenbergs englischem freundeskreis [Vorarbeiten z. gesch. d. Göttinger universität u. bibliothek II]. Göttingen, Pellens & co. 1925. 73 ss. 8°.



., Eine **lautverschiebungstheorie.** Leipzig, Harrassowitz , ss. 8⁰.

Das burgtheater unter H. Laube und A. Wilbrandt. Wien, ...rreich. bundesverlag 1925.

...mberg, Eine mittelniederfränkische übertragung des Bestiaire d'amour [Uppsala Univ.-årsskr.]. Uppsala, Lundequist 1925. 260 ss. 8⁰.

R. **Holtzmann,** Die Quedlinburger annalen [sa. aus 'Sachsen und Anhalt' bd 1] s. 64—125. Magdeburg, selbstverlag d. Hist. Kommission 1925.

Jahrbuch der Goethe-gesellschaft im auftrage d. vorstandes hrsg. v. M. Hecker. 11. bd. Weimar, verl. d. G.-g. 1925. 411 ss. 8⁰.

L. **Jutz,** Die mundart von Südvorarlberg und Liechtenstein. Heidelberg, Winter 1925. XIII u. 355 ss 8⁰ — 20 m.

Ch. E. **Kany,** Ocho sainetes inéditos de Don Ramón de la Cruz. Berkeley, Univ of California press 1925. 205 ss.

E. **Karg-Gasterstädt,** Zur entstehungsgeschichte des Parzival. Halle, Niemeyer 1925. IX u. 157 ss. 8⁰.

P. **Kluckhohn,** Persönlichkeit und gemeinschaft. Halle, Niemeyer 1925. 111 ss. 8⁰.

M. **Kober,** Das deutsche märchendrama [Deutsche Forschungen h. 11]. Frankfurt, Diesterweg 1925. XIV u. 148 ss. 8⁰. — 6,60 m.

G. **Koukal,** Zum Germanennamen. sa. aus d. Jahresber. 1924/25 d. I bundes-realschule in Graz. 16 ss. 8⁰.

E. **Lehmann,** Sudetendeutsche volkskunde. m. 38 abbildungen auf 24 tafeln. Leipzig, Quelle & Meyer 1926. XI u. 229 ss. 8⁰.

A. **Leitzmann,** Reinke de vos n. d. ausgabe v. F. Prien neu herausg. m. e. einleitung von **K. Voretzsch** [Altdeutsche Textbibliothek nr 8]. Halle, Niemeyer 1925. XXXIV u. 273 ss 8⁰.

A. **Leitzmann,** Briefwechsel der brüder J. u WGrimm m. K. Lachmann, lief. 2—5. Jena, Frommann (Biedermann) 1925.

L. **Levander,** Dalmålet, beskrivning och historia I. Uppsala, Appelbergs boktr. 1925. 321 ss. gr. 8⁰.

B. **Marckwardt,** Herders Kritische Wälder. Leipzig. Quelle & Mayer 1925. XII u 326 ss 8⁰.

Matthias, Die werke Wolframs vEschenbach, 2 bde. Hamburg, selbstverlag (auslieferg Hanseat. verlagsanstalt) 1925. zus. 1127 ss. 8⁰.

H. **Mayne,** Conrad Ferdinand Meyer und sein werk. Frauenfeld, Huber 1925 XIII u. 434 ss. 8⁰.

L. **Mis,** Les oeuvres dramatiques d'Otto Ludwig de 1853—1865. Lille, au siège de l'Université 1925. 296 ss. 8⁰.

E. **Ochs,** Badisches wörterbuch, lief. 1 *A—auffangen.* Lahr, Schauenburg 1925 XII u. 80 ss. gr 8⁰.

Ordbog over det Danske sprog VII bd. København, Gyldendal 1925. 1274 ss. gr. 8⁰.

Goethes Faust kritisch durchgesehen, eingeleitet und erläutert von **R. Petsch** 2. ausg. Leipzig, Bibliograph. institut [1925]. 728 ss. 8⁰.

S. K. **Pétursson,** 'Islensk hrynjandi og ritdómur dr. Alexander Jóhannessonar [sa. aus 'Timanum']. Reykjavík, Fjelagsprentsmiðjan 1925. 28 ss. kl. 8⁰.

Reallexikon der vorgeschichte hrsg. v. **M. Ebert.** bd II 3 lief.; III 4 lief.; IV 1 lief. V 1 lief. Berlin, W. de Gruyter & co 1925. 8⁰. s. 193—240 m. 29 taf.; 307—408 m. 46 taf.; 1—48 m. 50 taf.; 1-96 m. 25 taf.; 7,20. 9. 7,20. 9 m.

F. **Rostock,** Mittelhochdeutsche dichterheldensage. Halle, Niemeyer 1925. XVI u. 48 ss. 8⁰.

H. Rueff, Das rheinische osterspiel der Berliner handschrift ms. Germ. fol. 1219, m. untersuchungen zur textgeschichte d. deutschen osterspiels. Berlin, Weidmann 1925. V u. 224 ss. gr. 8°.
J. Sahlgren, Hälsingborgtraktens ortnamn. sa. aus 'Hälsingborgs historia' s. 107—155. lex. 8°.
G. Salomon, Minnesang und spruchdichtung im deutschen mittelalter [Deutschkundliche Bücherei]. Leipzig, Quelle & Meyer 1925. 57 ss.
R. Samuel. Die poetische staats- u. geschichtsauffassung Fr. v. Hardenbergs [Deutsche Forschungen h. 12]. Frankfurt, Diesterweg 1925. IV u. 302 ss. 8°.
W. Schulz. Die germanische familie in der vorzeit [Vorzeit hrsg. v. H. Hahne bd 3]. Leipzig, Kabitzsch 1925. 36 ss. 8°.
E. H. Sehrt, Vollständiges wörterbuch zum Heliand und zur altsächsischen Genesis [Hesperia nr 14]. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht 1925. VIII u. 741 ss. 8°. — 21 m.
E. Sievers, Altslawisch *ě* und *ja*. eine sprachgeschichtliche untersuchung [Ber. d. Sächs. ak. d. wiss. phil.-hist. kl. bd 77 h. 2]. Leipzig, Hirzel 1925. 65 ss. 8°. wir sind es bei unserm altmeister längst gewohnt, dass der germanist bei ihm überall auch da zu lernen findet und zum nachdenken wie zur prüfung der eigenen fähigkeiten aufgestachelt wird, wo es der titel oder die überschrift kaum erwarten lässt. so verfolgt S. hier die von ihm für das altslaw. festgestellten drei intonationstypen rückwärts ins indogermanische und löst § 93 am gebrauch der fremdworte die frage des got. gen. pl. auf *ē*, zieht § 94 die consequenzen für Edda, Beowulf, Heliand und Otfrid.
K. Stavenhagen, Herder in Riga [Abhandlungen d. Herder-instituts in Riga I 1, s. 1—22]. Riga, Löffler 1925. die eindrucksvolle rede zum festact am 4 sept. 1922 geht in ein paar anmerkungen auf Herders bekanntschaft mit dem lettischen volkstum und sein interesse an baltischer volkspoesie (in nachrigaischer zeit) näher ein.
Nysvenska Studier bd V. Uppsala, Appelberg 1925.
E. Volckmann, Germanischer handel und verkehr. synopt. handelsgeschichte d. germ. völker. Würzburg, Memminger 1925. VII u. 540 ss. gr. 8°. — 15 m.
H. Vollmer, Materialien zur bibelgeschichte u. religiösen volkskunde des mittelalters II 1. Berlin, Weidmann 1925. XXXIII u. 368 ss. 8°.
G. Weigand, J. G. Schummel. leben u. schaffen eines reformpädagogen [Deutsche Forschungen h. 13]. Frankfurt a. M., Diesterweg 1925. IV u. 133 ss. 8°. — 6,60 m.
C. Wesle, Frühmittelhochdeutsche reimstudien [Germanist Forschungen h. 9]. Jena, Frommann (Biedermann) 1925). 151 ss. — 6,50 m.
Ch. A. Williams, Oriental affinities of the legend of the hairy anchorite. p. I: pre-christien. Urbana, Univ. of Illinois press 1925. 56 ss.
R. Wolkan, Geschichte der deutschen literatur in Böhmen u. in den Sudetenländern. m. e. farb. titelbild u. 22 bildbeilagen. Augsburg, Joh. Staude 1925. 184 ss.
Siebenbürgisch-Sächsisches Wörterbuch bd I lief. 5. 6. bd II lief. 5. Berlin, W. de Gruyter 1925.
Niederdeutsche Zeitschrift f. Volkskunde herausgeg. v. **E. Grohne,** jahrg. 3, h. 1. Bremen, Schünemann 1925. 64 ss. gr. 8°.

Ferner die im vorliegenden heft bereits besprochenen schriften von **Hentrich** (s. 189), **Knowles** (s. 191), **Koch** (s. 200).

REGISTER.

Die zahlen vor denen ein A steht, beziehen sich auf den Anzeiger, die übrigen auf die Zeitschrift.

a-umlaut, urnord. A 165
ā nord., vorstufe A 164
Abälard 32
Abioi A 8
abtritt im aberglauben 24 n.
accentuation d. composita A 14 ff
Adamklissi, monument A 2. 3
adoratio crucis am karfreitag 3
affect in der bedeutungslehre A 160. 187
Alcuin u. Hrotsvitha 237 ff
alleluja zu ostern 14 ff
'Altercatio Phyllidis et Florae' 27 ff
altertum, geschichte A 92
Altmühl-fischerei A 144
altnordische grammatik A 164 ff
-*andra*, namen auf 86 n.
Archipoeta, citat daraus A 148
Arier u. Ugrofinnen A 110 ff
'Atlakviða' 16, 8: 21 ff
'*Aurea personet lyra*' 211 ff
Avienus 'Ora maritima' A 6 ff; quelle 'Periplus' A 6; reiseweg A 7

JJBachofen A 59
baltisch-deutsch A 189
'Beowulf': Finn-episode A 121 ff
bedeutungsentlehnung A 156
bedeutungslehre A 187
bedeutungswandel u. bedeutungslehre A 153 ff. 187 f
Bertken (suster), ihr büchlein A 82
bibelübersetzung u. german. philologie A 195
binnenfischerei in Mitteleuropa A 200
JBondeli A 59
bragarmál A 167
ClBrentano, neue ausgabe A 89; bilder z. 'Godwi' A 90; '*Schweig, Herz! kein Schrei!*' A 46
JBrinkman, 'Vagel Grip' A 199
'Brissonetus', drucke A 79
bruchhose A 4
Brünhildsage in Russland A 174 f

Caesar, s. naturvölker
Cambridger lieder, z. überlieferung u. kritik 209 ff
Chrétien vTroyes, vgl. Ivain im torverlies
colonistenzeugnisse ältester zeit 86 ff; A 97
composita, accentuation A 14 ff

descensusspiel 11
Donau A 12
drama, mittelalterliches religiöses, bibliographie A 72; vgl. liturg. drama, himmelfahrtsfeier

e > *i* vor *i*, *j* urnordisch A 166
m. Eckhart, lat. rechtfertigungsschrift A 35 ff
JPEckermann u. Goethe A 180 ff
'Edda', s. Atlakviða, Hamðismál, Hávamál, Völuspá
Ekkehard I, s. Waltharius
elevatio u. visitatio 8 ff
'h. Ernst B', zur textkritik 181 ff
WvEschenbach, Parzival I. II: A 23 ff
euphemismus A 159

'dr Faust', volksschauspiel, s. AGryphius
RvFenis-Neuenburg, der minnesänger A 25 ff: kein übersetzer, sondern ein miteiferer d. Provenzalen
Finnland, s. finnisch, Österbotten, Ugrofinnen
finnisch-germanische berührungen A 105 ff
Fischart A 37 ff
fischerei-handschriften, altbayrische A 144
fischereiwesen im mittelalter A 144. 200
KFleck, 'Flore u. Blanscheflur' in neuem reim A 73; d. name des dichters A 74
flussnamen d. Sudetenländer A 12 f
Folquet von Marseille A 25 ff
'Fóstbrødra-saga' A 63 (vgl. 203 f)
GFracastoro, 'Naugerius' A 83
frauentracht d. Germanen A 5
fremdnamen als niederschlag frühster colonisation 86 ff. A 97
Friedrich d. Gr. in d. Schweiz A 60
friesisch, s. sylterfriesisch
Froumund vTegernsee A 198
OFurtwängler, 'Die uhrenmacher vom Schwefeldobel' A 67

Gahmuret Anschevin A 23 ff
geistl. spiel, liturg. ursprung 1 ff; bibliographie A 72
'Genesis' (as.) 288: 208
'Georg vUngarn', visionen A 178 ff
Germanen, tracht A 1 ff
germanisch-finnische berührungen A 105 ff
'geschlossen' u. 'offen' als kunstform A 43 f
Goethe, s. schwester Cornelia A 87; s. Eckermann, vTürckheim
Goethe, 'Mailied' und 'Frühling übers jahr' A 44 f
HdGlichesære, s. 'Reinhart Fuchs'
glossen zu Terenz 36
'Glums-saga' A 62 (vgl. 203 f)
ps.-Gottfried, 'Marienpreis u. lobgesang auf Christus' A 75
griechisch, s. neuhellenismus
JGrimm, brief an JETaylor A 202
Grimmelshausen, sprichwörter u. redensarten A 84
AGryphius u. d. volksschauspiel v. dr Faust A 99
JGuđmundsson, Isländ. naturgeschichte A 192
'Hamđismál', ags. reminiscenz? A 201
handschriften aus Augsburg 155; Budapest 241; Cambridge 209; Klagenfurt 231; Leipzig 36; München 91; Philadelphia A 149
haþu-, heađo- in namen 148 ff
Hávamál, commentar A 147
Haymo-sage in Wilten A 96
heđan = *κιθών*? A 3
hehr und *herr* 97 ff
Heilwih, frauenname A 198
heldendichtung u. märchen A 176
Heliand, mscr. Cott. A 143; s. 'Praefatio'
KvHelmsdorf, 'Spiegel d. menschl. heils' A 132, der dichter 133 f
herr u. *hehr* 97 ff; *herr fruen* (schwed.) u. ähnl. 101
himmelfahrtsfeier, liturg.-dramatische 91 ff
ThHöck, herkunft u. name 20
HHolbein jun. u. die Teutoburger schlacht A 84
Hölderlin, der junge A 48 ff: 'Hyperion' 49; neuhellenismus 51 ff
BvHorheim, heimat? 232
hose der Germanen A 4
hroptr rǫgna 41 ff
Hrotsvitha, fragmente einer hs. 233 ff; stilquellen des dialogs 236 ff
hruoft 42 ff
'Hürnen Seyfrid' A 77
hyperbel A 158

idealbild, s. naturvölker
innere sprachform, s. AMarty
Ivain im torverlies 49 ff, vgl. 112

'Iam dulcis amica venito' 216 ff
GvJudenburg 241 ff
'Judith' (deutschordensdichtung) A 31 ff, datierung 32 f. 149

Kimbernlager b. Tenedos-Zurzach? A 10
kittel der Germanen A 3
AKjær, Festskrift A 55
klassik u. romantik A 40 ff: klassik = 'vollendung', romantik = 'unendlichkeit' 42; 'geschlossen' u. 'offen' 43 f
Klopstock in der Schweiz A 58; heute neubelebt A 85
Konstantinische schenkung A 197
'Kudrun', ihre vorstufe u. 'k. Rother' 200 ff

Laasphe < *Lahsaffa* A 200
ABLarsen, Festskrift A 56
laut u. buchstabe A 167
lautgesetze ausnahmslos? A 167
'Lazarus-vision' lat. u. deutsch A 176 ff
lehnwörter, nord. im irischen A 165; vgl. finnisch
JLemaire de Belges, drucke A 82 f
JMRLenz u. die romantik A 134 ff: 'Tagebuch' 138, 'Katharina v. Siena' 141
Lessing A 86
'Lex Salica', zum ahd. bruchstück 104
lexikon u. bedeutungslehre A 162
lieder, Cambridger 209 ff
Ligurer A 8
Lili Schönemann, s. EvTürckheim
liturgischer ursprung d. geistl. spiels 1 ff; liturg. himmelfahrtsfeier 91 ff
-luomi ahd. 96

'Magezoge' 221 ff
'Maler von Würzburg' 37 ff
March A 12

märchen u. heldendichtung A 176
Mariendichtung und liebeslyrik (mlat.) 77
'Marienlieder', s. Wernher
'Marienpreis u. lobgesang auf Christus', s. ps.-Gottfried
Marienscene im osterspiel 10
Martianus Capella u. 'Metamorphosis Goliae' 180
AMartys sprachphilosophie A 185
massenkunst im 16 jh. A 194
GMesserschmidt, 'Brissonetus' A 79
'Metamorphosis Goliae' u. 'Phyllis u. Flora' 27 ff. 180
'Mönchskatechismus' 78
Moosburg, himmelfahrtsfeier 91 ff
mundarten: bair.-österreichische A 66; hoch- u. niederdeutsche A 66; mittelalemannisch A 67; sylterfriesisch A 188; balt.-deutsch A 189
musik im liturg. spiel 13
Myrgingas 122 ff. 139 f [A 190 f
mythologie u. religionsgeschichte

'Nachtigallenlied' (mlat.) 211 ff
namengebung A 157
naturvölker, ihr antikes idealbild u. die nachrichten d. Caesar u. Tacitus 226 ff
neuhellenismus A 51 ff
Nibelungenepos, d. ältere 185—207; widersprüche zw. I u. II tl d. Nl. 185 ff; epische vorlage im I tl 189 ff; k. Rother im vergleich m. d. vorstufe des Nl.s 196 ff; heimat u. zeit d. ält. Nibelungenepos 202 ff
'Nibelungenlied', dichter? A 22; 'lied von Kriemhilds not?' A 69
Nibelungensage, s. Brünhildsage, heldendichtung, 'Hürnen Seyfrid'
niederdeutsche litteratur A 63
niederländisch, s. part. prät.
Nordleute, antike vorstellungen 226 ff

'offen' u. 'geschlossen' als kunstform A 43 f
oheim, s. schwestersohn
Olmütz A 13
ǫndugi 'abtritt'?
ortsnamen, theophore in Schweden A 192; vgl. Österbotten phönikisch, Sudetenländer
Österbotten, schwedische siedlung A 108 ff

parodie, mittellateinische 76 ff
part. prät. z. bildung d. verbalformen im niederländ. A 18 f
JPauli, 'Schimpf u. Ernst', drucke u. bearbeitungen A 80
'Periplus', s. Avienus
philologie, germanische in ihren anfängen A 195
phönikische ortsnamen 87 ff
'Phyllis u. Flora' u. 'Metamorphosis Goliae' 27 ff. 180
'Pilatus' (12 jh.), z. textkritik 208
Pilatuslegende, handschriftliches aus d. 14 jh. 241 ff
'Praefatio' A 64

HRamberg, bilder zu Brentanos 'Godwi' A 89
religionsgeschichte u. mythologie A 190 f
rhenones A 3
Reimar u. Walther 67 ff; MFr. 109, 9: 70
'Reinhart fuchs', versbau d. alten textes 251 ff, d. bearbeitung 258 f
rift ags., *ript* nord., *reft* ahd. A 3
romantik u. klassik A 40 ff
'k. Rother' u. die vorstufen d. Nibelungenliedes u. d. Kudrun 196 ff

sachwandel u. wortwandel A 154 ff
Salomo u. d. drache A 97
satzbau, deutscher A 113 ff: grundbegriffe 114, einteilung der satzlehre 118, wortstellung 120
schicksalsdrama A 90 (vgl. 112)
ESchmidt, sein 'Lessing' in 4. aufl. A 86
'schöne seele' im ma. A 76
schwedische siedlung in Österbotten A 108 ff
Schwefeldobel A 67
Schweiz im deutschen geistesleben A 58 ff; mundartdichtung 58, balladen 59
Schweizerbegeisterung 1750—1815: A 53 ff
schwestersohn in d. mittelalterlichen epik A 193
Scilling = Widsith? 117
seelenschönheit im mittelalter A 76
'Seyfrid', s. 'Hürnen Seyfrid'
Sigehart von Lorsch A 22
Silvester-legende A 197
skaldendichtung, interpretation u. kritik A 170 ff

Snorris 'Königsbuch' A 60
'Spiegel der tugend', s. 'Magezoge'
stadtbücher, niederdeutsche A 198
Steinhöwel-drucke illustriert A 79
stôtzôn ahd. 105
Strafsburg A 92
Sudetenländer, namenforschung u. siedlungsgeschichte A 10 ff: fortleben german. worte 11, flussnamengebung 13
sylterfriesisch A 188
synkope im altnord. A 168

Tacitus, 'Germania' A 9 f. 193; s. naturvölker
JETaylor, brief von JGrimm A 202
Tegernseer briefsammlung A 198
Terenz-glossen 36
Teutoburger schlacht bei HHolbein jun.? A 84
'Thomas von Kandelberg' A 98
Tisch, bedeutungssphären A 161 f
tracht der Germanen A 1 ff: broncezeit 1 f, antike nachrichten u. darstellungen 2ff, frauentracht 5f
Tschudi 'Vom fëgfür' A 191
EvTürckheim geb. Schönemann, briefe A 83

Ugrofinnen u. Arier A 110 ff
umlaut durch *i, j*, s. alter A 166; vgl. *a*-umlaut
BvUtrecht, s. Bertken (suster)

Vach(a) u. ähnl. ortsnamen A 200
visionenlitteratur im ma. A 176 ff, s. 'Lazarus', 'Georg vUngarn'
visitatio sepulcri 1 ff
WvdVogelweide u. Reimar 67 ff: 91, 17: 73; 99, 6: 68
volksbücher d. 15 u. 16 jh.s A 78; s. Pauli, Steinhöwel
volkskunde, grundzüge A 145; im unterricht A 146; bibliographie A 147
volkskunst im 16 jh. A 194
Völuspá commentiert von SNordal [A 20

'Waldere'-bruchstücke 81 ff
'Waltharius', text u. glossar A 71 ff; das riesig starke ross 107 ff
'Weltchronik', Sächsische, Salzburger fragment A 74
weltgeschichte A 94
Wernhers 'Maria', überlieferung u. textkritik 151—179: möglichkeit eines krit. textes? 151 ff; die fragmente 154 ff; das handschriftenverhältnis 158 ff; zur textkritik 168 ff
'Widsith', beiträge zu e. commentar 114 ff
Wilten in Tirol A 95
Wistlawudu 146
Wiþ-Myrgingas 127. 143 ff
HWölfflin, kunstwissenschaftliche begriffe A 40 ff
wortbedeutungswandel A 155 f
wortstellung A 120
wortwandel u. sachwandel A 154 ff
KvWürzburg, Silvester: überlieferung u. kritik A 125 ff; z. Schwanritter A 75; orthographisches A 75
Würzburg, s. 'Maler v. Würzburg'

UvZatzikhoven, fragm. G A 149
Zentralblatt (Litterar.), jahresberichte A 142
Zesen, sprache in d. Adriat. Rosemund A 196


UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 02047 1275

